4° Per. 15 g / 1866

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Bayerische Staatsbibliothek München

Das Novellenbuch.

Unterhaltungsblatt zum „Fortschritt" („Fürther Abendzeitung").

Nro. 1. Montag, den 1. Januar 1866. [illegible] Jahrgang.

Zum neuen Jahre 1866.

Der Zeiger sprach's. Der Horen leichter Tanz
Verwebt das Künft'ge mit Vergangenheiten.
Ein neues Blatt ergrünt am alten Kranz'
Und schmiegt sich keck an's Land verfloss'ner Zeiten;
Es spiegelt sich der Völker Ruhm und Glanz
Darinnen wie die Schmach verjährter Leiden,
Und wem's vergönnt, die Zeichen zu verstehen,
Der kann sich d'rans die heilsten Wunder sehen. —

Es ziemt sich wohl, wenn sich der Tag geneigt,
Das nüt'ge Werk in Ruhe durchzudenken
Und, wie der Strauch des Lebens sich verzweigt,
Mit wachem Geist' die Sinne d'ranzulenken:
So soll das Bild, das blühend sich gezeigt,
Auf immer nicht in's Dunkel sich versenken;
Es tret' hervor mit leisen Farbentönen,
Erinnernd an das Neue zu gewöhnen.

Das alte Jahr, so Manchem schien es hold
Und Manchem schlug es tiefe blut'ge Wunden,
Im wilden Schmerz der Prüfung laut'res Gold
Und Qualen auf des Glückes heitre Stunden!
Und, was wir fest gelobt und fest gewollt,
O, hätten wir es endlich doch gefunden!
Das alte Lied von vaterländ'scher Trauer
Durchzieht das Herz mit foltergleicher Dauer.

Im Norden beugt den biedern Bruderstamm
Das Joch der Knechtschaft immer noch darnieder,
Und wo das Aug' in Freudenthränen schwamm,
Da füllt es sich mit Leideszähren wieder.
Die freien Wogen hemmt der plumpe Damm,
Der blinde Trotz verwöhnter Machtgebieter.
Es will die Nacht dem Bösen sich gesellen,
Und List und Trug das wahre Licht entstellen.

Da reift dem Muth' allein die fel'ne Frucht,
Und mit dem Zaudern wird die That verloren;
Wer nicht die Feinde zu bezwingen sucht,
Der hat sich selbst den Feinden zugeschworen.
Der Ruhe folgt die feige, sklav'sche Flucht.
Das Hohe wird dem Fleiße nur geboren.
Der Starke muß dem Starken sich verbinden,
Vereinter Kraft vereintes Ziel zu finden.

O, werft versöhnt den Hader über Bord
Und laßt dem Großen sich das Kleine fügen;
Erlöst das alt gepries'ne deutsche Wort
Vom groben Neid' verrätherischer Lügen!
O, kämpft getrost und unerschrocken fort,
Ich seh' das Recht verklärt in freien Zügen!
Und liegt das Joch gebrochen auf der Bahre,
Dann zählet neu den Zing der künft'gen Jahre!

S.

Frühere Justiz in Neapel.

Nach einer" authentischen Berichte mitgetheilt von Dr. E. Brecher.

I.

Die Vicaria.

Es war noch kaum acht Uhr Morgens, und doch wogten schon in den schmutzigen Straßen der alten Cita in Neapel eine Masse in Lumpen gehüllte Menschen von kelhaftem Aussehen.

Ueber der alten porta campana strömten die ambulirenden Küchen weithin ihre starken Gerüche von Parmesankäse aus, Hunderte von hungerigen Lazzaroni's umstanden bereits die Reihe von leeren Fässern, auf welchen in schmutzigen Tellern die Maccaroni dampften, und machten sich in leidenschaftlichen Worten, die von ausdrucksvollen Geberden begleitet waren, den Vorrang streitig. Die Kaufleute hatten ihre Läden geöffnet. Facchini und Lazzaroni schlenderten nachlässig und sorglos auf und ab, und warteten auf Kundschaften. Schiffer mit rothen Mützen und braunen Mänteln trugen in Körben aus Weidenruthen wohlschmeckende Seefische, und von allen Seiten strömten Landleute aus der Umgebung auf den Markt, indem sie ihre störrigen mit Früchten und grünen Gemüsen beladenen Maulthiere vor sich hertrieben. Karren, Pferde, Fiakerwagen kreuzten sich; es herrschte eine unbeschreibliche Verwirrung; hier das fröhliche Jauchzen der sich sättigenden Bettler; dort ein Streiten und Zanken, wobei man sich in den kräftigsten Flüchen Luft machte; dazu noch das Geschrei der Käufer und Verkäufer, das belfernde Rufen der Karrentreiber; es war ein heilloser Lärm und noch immer nahm das Gedränge zu.

Inmitten dieser Menge, die sich preßte, stieß und mit den Ellenbogen sich Platz zu machen suchte, ohne daß Einer dabei einen Schritt vorwärts kam, konnte man einen kleinen schwarz gekleideten Mann bemerken, der tausend Anstrengungen machte, um sich bis zu einem nahen, einer alten Festung

Digitized by Google

ähnlichen, großen Gebäude durchzuarbeiten, auf welches ein flüchtiger Blick schon genügte, um auch ein muthiges Herz mit Furcht zu erfüllen, so düster und unheilverkündend ist dessen Aussehen.

»Corpo di Bacco!« schrie der kleine Herr, „ich werde also heute gar nicht die Vicaria erreichen! Hat man je eine solche Masse Lumpenpack, einen solchen Haufen Canaillen auf diesem Platze beisammen gesehen? Man möchte schwören, daß diese Lumpen es darauf abgesehen haben, mir den Weg zu versperren . . . und doch muß ich trachten zur rechten Zeit dort zu sein . . . . morgen Abends, wenn ich, wie ich hoffe, dieses Bettelvolks nöthig haben werde, würde ich mich sehr unglücklich fühlen, wenn ich es vermissen müßte . . . . doch ich will sehen, daß ich vorwärts komme."

Nachdem er bei diesen Worten mit aller Kraft seiner Hände und seiner beiden Ellbogen sich rechts und links Luft zu machen gesucht, gelang es ihm endlich durchzukommen, und glücklich das große Thor der Vicaria zu erreichen.

Der Anblick der Vicaria ist wahrhaft schreckenerregend; der Fremde schauert, wenn er die Schwelle dieses furchtbaren Strafhauses zu überschreiten im Begriffe ist, wo Räuber, Diebe und Mörder verwahrt werden.

Hohe und dicke durch die Zeit stark geschwärzte Mauern, an welchen das Licht der Sonnenstrahlen erlischt, starren dem Auge entgegen; Zugbrücken, Zinnen und Schießscharten machen den Anblick noch unheimlicher, und die mit dreifachen starken Eisenstangen verwahrten kleinen Fenster, aus welchen gelbe, abgezehrte, vor Hunger und Verzweiflung heulende Gesichter blicken, pressen das Herz vor Angst zusammen.

Ganz unten in den dicken Mauern sind noch kleine runde Oeffnungen angebracht, die mit engen Eisengittern so verschlossen sind, daß kaum die Atmosphäre durchstreichen kann; aus diesen Löchern hört man ein Gewirre von bittenden, fluchenden und gotteslästernden Stimmen dringen, welche von jenen Unglücklichen herrühren, die in den scheußlichen unterirdischen Kerkern dieses Zwanghauses ihre Verbrechen sühnen.

„Die Vicaria ist aber auch der Sitz des Criminalgerichtes; man gewahrt dies jedoch erst, wenn man durch die große Pforte getreten und in die Hallengänge gelangt ist; hier sieht man eine Menge Menschen mit Büchern, Folianten und Actenbündeln kommen, gehen und in alle Richtungen sich zerstreuen; Alle mit gleicher Hast, mit derselben Eilfertigkeit, so daß man zu glauben versucht wird, daß auch hier, wie auf dem Markte, Geschäfte abgeschlossen werden, denn in Neapel ist alles möglich . . . .

Der kleine schwarzgekleidete Mann war kaum durch das große Thor der Vicaria getreten, als er mit geflügelter Eile die hochgewölbten Portici durchschritt; er grüßte mehre Personen, an denen er vorbeikam, und die ebenso wie er schwarz gekleidet waren, ohne jedoch einen Augenblick stehen zu bleiben, und als er sich durch die Menge von Advocaten, Clienten und Richter durchgewunden hatte, die sich nach den verschiedenen Amtslokalitäten begaben, gelangte er in einen großen düsteren Hof, wo eine solche Stille herrschte, daß man ihn für ganz verödet gehalten haben würde, hätte man nicht im Hintergrunde unter einer Art Vordach mehre Soldaten bemerkt, die auf Bänken hingestrekt schliefen.

Er klopfte mehrmals an eine Thüre, die an die Wachstube stieß; dreimal ließ er in seiner Ungeduld den schweren Hammer auf die Eisenplatte fallen, dreimal ließ sich der dumpfe starke Ton hören, und vibrirte secundenlang, wie ein langgedehntes Aechzen in den unterirdischen Wölbungen fort; man erkannte da das Echo der Gefängnisse: — doch die Thüre bewegte sich nicht in ihren Angeln, nur ein kleines viereckiges Fensterchen in derselben, mit einem massiven Eisennetze verwahrt, wurde geöffnet, und ein Mann, dessen bleiches Gesicht nur Härte und Grausamkeit ausdrückte und dessen wildes Auge mißtrauisch durchblickte, fragte in rauhem Tone:

„Wer klopft da so ungestüm? ich habe noch Niemand gesehen der eine solche Ungeduld gezeigt hätte, hier herein zu kommen; aha, Sie sind es, Meister Satalani," fuhr er freundlicher fort, „was bedeutet dieser frühe Besuch? Werden Sie hier vielleicht wieder mit einem guten Geschäfte betraut werden? Ich wünsche es von Herzen; die Advocaten sind die Vertheitiger des Volks; ich wünsche ihnen immer Glück."

Digitized by Google

„Ich danke mein lieber Catanio," sagte der Advocat, indem ein spöttisches Lächeln seine Lippen zusammenzog, „ich danke für Deine guten Wünsche für mich und das Volk, welches Du so treu und sorgsam bewachest; diesmal komme ich jedoch in einer ganz andern Angelegenheit; die Sache steht sehr schlimm, sie betrifft einen Großen, und ich will Dir offen gestehen, ich werde dabei vielleicht Deine Hilfe nöthig haben; doch — sperre erst die Thüre auf, wir können hier unser Gespräch nicht fortsetzen; auch sollst Du mir einige Auskünfte über meinen Gefangenen mittheilen, darum schnell, beeile Dich."

Ein plötzlich trockenes Kreischen ließ sich hierauf in dem Schlosse hören, oben und unten ächzten die Riegel, knarrend bewegte sich die schwere Thüre träge in ihren Angeln, und Satalani trat ein.

„Es betrifft einen Großen?" fragte der Kerkermeister ganz geheimnißvoll den Advocaten, als sie mit einander in die räucherige Stube eingetreten waren, „sollte das zufällig der Herzog von San Giuseppe sein, der einer der mächtigsten Familien in Neapel angehört, welche seit zwei Jahren schon seine Verurtheilung hinhält, trotz den wiederholten Bitten sowohl seiner Verwandten des Opfers?"

„Ja wohl, lieber Catanio, um ihn selbst handelt es sich," antwortete der Advocat; „das Verbrechen ist so klar, und die Beweise sind so unwiderlegbar, daß die Regierung nicht länger zögern kann, Jenen, die um Rache schreien, volle Gerechtigkeit zu gewähren. Die meisten meiner Collegen, welche die Familie des Herzogs aufforderte ihn zu vertheidigen, konnten das Versprechen nicht geben ihn zu retten, und, wirst Du es glauben, ich allein habe diese Verpflichtung übernommen! — Du weißt, daß mein Vater, der eben so, wie ich, oft hierhergekommen ist, um das Volk zu vertheidigen, mir nur seinen Ruf und seine Rechtschaffenheit hinterlassen hat, und ich muß in seine Fußstapfen treten; — ich habe also ein Mittel ersonnen, das nicht fehlschlagen kann, wenn man mir anders Beistand leistet . . . das Gelingen dieses Mittels hängt nur von dem Gefangenen ab, und von Dir, Catanio."

„Von mir?" rief Catanio erstaunt aus, indem er seine forschenden argwönischen Blicke auf Satalani richtete, „ich kann durchaus nicht begreifen, auf welche Weise ich Ihnen nützlich werden könnte."

„Ja von Dir, mein Alter, hängt vorerst Alles ab," machte der Advocat, „und ich bin eben deßhalb so zeitlich gekommen, um mit Dir ungestört sprechen zu können. Es handelt sich darum von einem Nobile eine bedeutende Summe zu verdienen und ich habe an Dich gedacht, um mit Dir zu theilen. Höre also, wenn Du dreinwilligst, so erhältst Du sechstausend Ducaten, von welchen hier voraus die Hälfte ist, außerdem ist Dir noch die vollste Erkenntlichkeit eines Großen zugesichert; Dein Glück ist gemacht, und Du hast auch nicht im geringsten zu fürchten, compromittirt zu werden."

(Fortsetzung folgt.)

Gemeinnütziges.

Woher kommt das Sprichwort: „Er schläft wie ein Ratz!" Erfreuen sich denn unsere Ratten, diese furchtbaren Plagegeister aller großen Städte und — Schiffe, eines so kräftigen Schlafes? Keineswegs. Sie schlafen ziemlich leise während des Tages und zwei bis drei Stunden um Mitternacht, wie man an gefangenen Thieren beobachtet hat, und lassen sich immer leicht aufwecken. Von einem Winterschlaf ist bei diesen nimmermüden, freßgierigen Nagern und Zerstörern aller Vorräthe und Vorrathekammern vollends keine Rede. Unter dem „Ratz" im Sprichwort ist auch weder die Haus-, noch die Wanderratte zu verstehen, sondern ein ganz anderes Thier, der Siebenschläfer (Myoxus glis), der in vielen Gegenden Süddeutschlands „Bilch", in Mittel- und Westdeutschland aber „Ratz" genannt wird. Während des Sommers schläft dieses nächtliche Thier bei Tage nicht viel fester als mancher andere Tagschläfer, zum Beispiel der Igel oder die Fledermaus. Vom October bis Mitte April aber hält er einen fast ununterbrochenen Winterschlaf in einem mit zartem Mooje ausgekleideten Erdloch oder in einer tiefen Baumhöhlung, oder auch in einer Fels- oder Mauerkluft, und liegt dann, in eine Kugel zusammengerollt, bewegungslos und empfindungslos, oft durch sieben volle Monate, da. Man kann ihn dann drücken und zerren wie man will, er wacht nicht auf; man kann ihn ruhig aus seinem Loch wegnehmen und weit forttragen, er bleibt regungslos; er läßt mit sich förmlich Ball spielen, ohne daß er munter wird. Er schläft denn also so fest, wie ein lebendes Wesen nur schlafen kann, und in diesem todähnlichen Zustande verharrt er, bis ihn die warmen Lüfte des Lenzmonats endlich wachfächeln. Wer also weder durch laute Reden, noch durch Glockengeklingel, weder durch sanfte Schläge, noch durch Bespritzen mit kaltem Wasser zu erwecken ist — und in den Jahren der glücklichen, gesunden Jugend kommt das mitunter vor — von dem sagt man mit Recht: „Er schläft wie ein Ratz".

Digitized by Google

Pyrogallussäure als Mittel zur Schwärzung der Haare. Alle Mittel, welche bisher angewendet wurden, um gebleichte oder rothe Haare zu schwarzen, stehen der Anwendung der durch trockene Destillation erzeugten brenzlichen Pyrogallussäure nach, und nebenbei ist das Mittel noch gänzlich unschädlich und wohlfeil, was alle anderen Mittel nicht sind.

Allerlei.

Eine merkwürdige Selbstbestrafung. Am 27. v. Mts. wurde in der Nähe von Paris ein den höheren Ständen angehörender Mann erhängt gefunden. Der 77jährige Greis hatte sich selbst entleibt und eine Selbstbiographie hinterlassen, deren Einleitung folgendermaßen lautete: „Ich gehöre einer sehr guten Familie an und habe eine sehr gute Erziehung genossen. Zu meinem Unglücke habe ich das italienische Sprichwort „Chi va piano, va sano“ als Lebensmaxime gewählt und außer Acht gelassen, daß nie auf Morgen verschoben werden soll, was heute geschehen kann. Ich glaubte immer lange und reiflich überlegen zu müssen, und bin darum immer zu spät gekommen, habe mein Vermögen größtentheils eingebüßt, eine sehr vortheilhafte Stelle verloren und zehnmal die Gelegenheit, mich glücklich zu verheirathen, verabsäumt. Mit allen meinen Freunden bin ich zerfallen, weil ich nie einen Besuch rechtzeitig erwiderte oder nie Höflichkeits-Bezeigungen vergalt, und nie ein Stelldichein hielt, sondern immer eine Stunde zu spät kam. Ich hatte vortreffliche Diener und war nie gut bedient, weil ich nie in Bereitschaft war, bedient zu werden. Nach langer und reiflicher Erwägung bin ich zu der Ueberzeugung gelangt, daß meine Gewohnheit des Aufschiebens nur ein Vorwand war, hinter dem sich Selbstsucht und Trägheit bargen. Habe ich mich doch vor geistiger und körperlicher Anstrengung immer gefürchtet, und immer nur lethargischer Ruhe zu fröhnen gesucht. Darum glaube ich auch, daß die Selbstverurtheilung, die ich jetzt an meinem Leibe vollstrecken werde, eine gerechte ist. Meinem Alter nach stehe ich am Rande des Grabes. Der Gedanke an Selbstmord ist über mich gekommen, und wenigstens einmal im Leben will ich einen energischen Entschluß auch energisch und ungesäumt durchführen. Ich hänge mich auf.

Sprichwörter der afrikanischen Neger. Dasjenige, was wirklich Weisheit ist, gilt überall dafür, selbst am Aequator! Wir könnten kaum einen schlagenderen Beweis dieser Behauptung anführen, als die von dem berühmten Africa-Reisenden Capitän Burton kürzlich veröffentlichte Sprichwörtersammlung der Neger. Es würde uns nicht schwer fallen, zu den folgenden Sprüchen deutsche Parallelen zu finden, welche fast bis auf den Wortlaut ähnlich sind:

Wenn die Katze stirbt, so freuen sich die Mäuse. — Vertraulichkeit nährt Mißachtung, Entfernung den Respect. — Wer allein reist, bringt Lügen mit nach Hause. — Das Kind sagt nichts, was es nicht zu Hause gehört hat. — Das Kind liebt den nicht am meisten, der ihm immer seinen Willen thut. — Nichts wissen, ist schlimm; nichts lernen wollen, schlimmer. — Aerger mit dem Munde strancheln, als mit dem Fuße. — Wer im Streite nachgibt, gewinnt den Sieg. — Hoffnung ist die Sänle der Welt. — Wenn dein Verwandter stirbt, so stirbst nicht du; wenn aber seine Ehre leidet, so leidet auch die Deine.

Eine afrikanische Höflichkeitsregel dürfte sich unter Umständen auch unseren eigenen Landsleuten in's Gedächtniß zurückrufen lassen:

Nöthige den satten Mann niemals zum Essen.

Des Negers Ansicht über Geselligkeit jedoch können wir nicht ganz theilen; er sagt:

Schlechte Gesellschaft ist immer noch besser als ein leeres Haus.

Wir wollen den armen Schwarzen nicht die letzte Sympathie unserer Damen rauben und theilen deßhalb von ihren Sprüchen, das schöne Geschlecht betreffend, nur diesen allermildesten mit:

Wer eine Schönheit heirathet, der heirathet Verdruß.

Aber wer könnte dieser unglücklichen bis jetzt so verwahrlosten Race, die doch wahrhaftig, wie die angeführten Sprüche beweisen, nicht ohne Geist und Empfindung ist, sein Mitleid versagen, wenn er Sätze liest, wie diese:

Ein Sclave kann sich seinen Herren nicht selber wählen.

Oder wie diesen, aus dem das ganze Heimweh dieser solange heimathlosen Menschen zu klingen scheint:

Nachdenken bricht das Herz.

Rösselsprung-Aufgabe

an unsere Leser.

ser	ni	te	wir	den	schwer	tel	dich
ei	ten	le	ist's	sol	ten	uns	tet
nen	reigt	soll	bit	es	und	er	hül
es	nem	vers	chen	un	ten	fül	zu
zum	der	be	blatt	zu	brin	ent	zu
es	gen	ma	gen	rich	ser	sei	le
die	la	ein	lin	der	wenn	chen	sinn
solch	ge	sel	chen	stück	nen	al	er

Algebraische Aufgabe.

Aus den Gleichungen

1. $x^3 - y^3 = 7y$
2. $x^2 - xy = 2$

x und y abzuleiten.

Eigenthum, Druck und Verlag von **Albrecht Schröder.** — Verantwortlicher Redacteur: **K. Pfisterer.**

Digitized by Google

Das Novellenbuch.

Unterhaltungsblatt zum „Fortschritt" („Fürther Abendzeitung").

Nro. 2. Donnerstag, den 4. Januar 1866. 2. Jahrgang.

Frühere Justiz in Neapel.

(Fortsetzung.)

Das Gold lag auf dem Tische ausgebreitet; aber Catanio antwortete nicht, sein Gesicht drückte zugleich Erstaunen, Furcht und Habsucht aus, und zwischen diesen entgegengesetzten Gemüthseindrücken schwankend, schien er zuerst in den Augen Satalani's dessen eigene Gedanken erforschen, und darauf seinen Entschluß der Annahme oder Verweigerung gründen zu wollen. Catanio war jedoch ein zu schwacher Beobachter, um den klugen in der Verstellung so geübten Advocaten durchdringen zu können.

Der Eine, aus der niedersten Volksklasse hervorgegangen, dem der Zufall, oder vielmehr seine große physische Stärke, eines Tages den Posten eines Gefängnißhüters zugeworfen, und der sich dadurch für eine hochmächtige Person hielt, war schon dadurch leicht zu gewinnen, daß man seinem Dünkel schmeichelte und seine Ansichten zu theilen schien.

Der Andere, ebenfalls aus dem Volke entsprossen, aber in hohem Grade mit Verstand und Scharfsinn ausgerüstet, und von dem ehrgeizigen Wunsche verzehrt, den vorhabenden Zweck zu erreichen, war entschlossen Alles aufzubieten; der Eine, aus Furcht gewissenhaft, aber so habsüchtig, daß er dem Reize des Gelderwerbes nicht zu widerstehen vermochte; der Andere, mit der Fähigkeit begabt bis in die Tiefe der Seele zu lesen, und darum hier schon vornherein gewiß, daß wenn er nur den Klang des Goldes hören ließe, er damit auch die gewünschte Wirkung hervorbringen werde.

Unbezweifelt war der Kampf nicht gleich, und als Satalani sah, daß Catanio unschlüßig zauderte, streckte er die Hand gegen den Tisch aus, als wolle er sein Gold zurückziehen und seine Vorschläge fallen lassen; der Kerkermeister zögerte nicht länger.

„So warten Sie nur noch einen Augenblick," sagte er, indem er die Hand des Advocaten zurückhielt, „ich habe ja Ihren Vorschlag noch nicht zurückgewiesen; ich möchte nur erst wissen . . ."

„Und ich," unterbrach ihn der Advocat, „ich will vorerst wissen, ob Du auf meinen Antrag eingehst oder nicht; sechstausend Ducaten! verstehst Du, und dabei keine Furcht, irgendwie compromittirt zu werden . . ."

„Keine Furcht, compromittirt zu werden; sechstausend Ducaten!" murmelte der Kerkermeister zwischen den Zähnen, „eine hübsche Summe!" und Catanio sah ringsumher, als wenn er fürchtete von jemand gehört zu werden.

„Bei der heiligen Madonna!" stammelte er endlich mit leiser Stimme: „es geschieht nur Ihretwegen, Meister Satalani, ich thue es nur für Sie; ein Anderer hätte mich dazu nicht bewegen können."

„Sehr gut!" sagte der Advocat mit einem kaum merklichen Lächeln, „ich habe auch ganz auf Deine Freundschaft gerechnet, Catanio; höre also was Du zu thun hast."

Und Beide, wie durch einen gleichen Gedanken bewogen, traten einander ganz nahe. Es war Niemand da, der sie hören konnte, aber Verschworne haben eine eigene Art zu sprechen, und obwohl sie sich hier wie in einem tiefen Grabe befanden, sprachen sie doch so leise, als wenn sie in Gegenwart von zwanzig Zeugen gewesen wären, und ihre Unterredung dauerte fast eine halbe Stunde.

„Wie! drei Stunden aus dem Gefängnisse abwesend? . . . . Und wenn er erkannt würde! Was wollen Sie dann machen? . . . . Beim heiligen Januarius, das wäre eine verwünschte Geschichte! . . ."

Das waren beiläufig die einzigen Worte, die man aus ihrem Gespräche verstehen konnte, es waren unwillkürliche Ausrufungen Catanio's, die ihm das Erstaunen, die Furcht entrissen.

Satalani schien aber diese indiscreten Fragen gar nicht zu beachten, und war beflissen ihn genau zu instruiren, was er zu thun habe, wobei er immer nicht vergaß die Ducaten in dem Sacke, den er in der

Digitized by Google

Hand hielt, recht stark klingen zu lassen, denn der Klang des Goldes hat gemeinhin eine magische und verführerische Gewalt.

„Jetzt zum Herzog von San Giuseppe," sagte der Advocat zu sich selbst, sichtlich befriedigt, daß er Alles geordnet hatte; „jetzt kommt der schwierigste Punct . . . Ein Verbrechen zu begehen, um sich von einem andern loszumachen . . . er wird darüber lachen . . ; doch ist es nicht ein Herzog? Und was ist das Leben eines Menschen für einen Herzog? Nur Muth, Alles wird gut gehen."

Catanio führte den Advocaten in das Zimmer, welches dem Duca statt eines Gefängnisses angewiesen war (sein hoher Titel hatte ihm diese Rücksichtsnahme verschafft), und, so wie sie das früher verabredeten, entfernte er sich sogleich.

Der Herzog saß am Fenster mit Schreiben beschäftigt; er hatte sich nicht umgewendet, als er die Thüre öffnen hörte, denn er glaubte es sei Catanio, der bei den Gefangenen die Runde mache; der sonst so kühne Satalani blieb, wie durch eine geheime Macht plötzlich gebannt, einige Minuten unbeweglich stehen, und getraute sich nicht den Mund zu öffnen. Indessen drückten seine Züge keineswegs Gewissensbisse aus; man konnte darin vielmehr nur Furcht lesen, daß dieser Mann, den er so ruhig sah, vielleicht für seinen Plan nicht Verbrecher genug sein könnte; er hätte lieber gewünscht ihn aufgeregt vor Zorn schäumend zu sehen, als ihn so ruhig und resignirt zu finden.

»Sua Eccellenza, Sua Eccellenza,« wiederholte er zweimal.

„Wer sind Sie, was wollen Sie von mir?" schrie der Herzog auffahrend.

Satalani hatte keine Furcht mehr, diese Härte, dieses wilde Auffahren beruhigten ihn.

„Ich bin der Advocat Satalani, und werde die Ehre haben Eure Excellenz zu vertheidigen. Von Ihrer hohen Familie dazu auserseh'en, habe ich derselben zugesagt Sie zu retten, und ich komme eben den ersten Versuch dazu zu machen."

„Sie wollen mich retten, Herr Advocat," sagte der Herzog, „Sie haben gewiß nicht bedacht, wozu Sie sich verpflichteten. Mich retten! Aber das ist ja nicht möglich; hundert Zeugen haben gegen mich ausgesagt; es gibt gar kein Mittel! Meine Phantasie war seit den zwei Jahren, die ich hier schmachte, unaufhörlich thätig ein solches Mittel aufzufinden; ich habe alles Mögliche versucht, aber vergebens."

„Excellenz verzeihen," nahm der Advocat das Wort, „mein Mittel ist Ihnen gewiß entgangen; willigen Sie ein, pünctlich zu vollführen, was ich von Ihnen verlange, und ich verbürge Ihnen, daß Sie Ihre Freiheit wieder erhalten sollen."

Der Herzog sah den Advocaten mit festen Blicken an. „Wehe Ihnen, wenn Sie mich täuschen, Herr Advocat," rief er drohend aus; „meine Rache würde Sie auch von hier aus treffen! . . . Was soll ich thun, ich bin zu Allem bereit."

„Excellenz sprechen von Rache," sprach der Advocat, seinen Mund dem Ohre des Gefangenen nähernd, gut; so üben Sie noch eine Rache aus an einem Manne aus dem Volke; vielleicht an einem jener feigen Zeugen, die „Haltet den Mörder auf!" geschrieen haben, und — ich verbürge das Uebrige."

„Treiben Sie Ihren Scherz mit mir?" schrie der Herzog, indem er zornig aufsprang.

„Alles ist vorausgesehen," sagte der Advocat, „Catanio ist für drei Stunden gewonnen, nach Ablauf derselben werde ich Sie ihm wieder zuführen, um zwei Uhr Nachts wird Ihr Gefängniß offen sein. Halten Sie sich bereit, Excellenz, bekleiden Sie sich mit dem Gewande, welches Catanio Ihnen bringen wird, und der Sieg ist unser; doch ich glaube schon Catanio zu hören, der mich abzuholen kommt; sollten Eure Excellenz sich fürchten einen Stoß zu führen?"

„Auf Morgen," antwortete der Herzog finster, „morgen um zwei Uhr Nachts."

Eine Viertelstunde später verließ ein kleiner schwarzgelleideter Mann die Vicaria; er schien sehr ernst gestimmt, und fluchte auf die Menschenmenge, die seit zwei Stunden noch größer geworden zu sein schien; plötzlich jedoch fing er zu lächeln an, und er blieb sichtlich vergnügt einen Augenblick stehen . . .

Er hatte eben gehört, wie ein Mann aus einer Gruppe ausrief: „Seht, das ist der Herr Advocat Satalani, ein eifriger Vertheidiger des Volkes."

Digitized by Google

II.

Der Vorabend des Weihnachtfestes.

Welch' eine herrliche Festzeit ist der Weihnacht-Vorabend in Neapel!

Es ist ein Freudenfest für Alle; ein Tag wo der Reiche und Arme, der Vornehme und der Lazzaroni um die Wette sich bemühen, Freuden und Vergnügungen zu erschöpfen; es ist ein Fest in den Palästen, ein Fest in den Hütten und an allen Straßenecken; an diesem Tage sind die Unglücklichen glücklich; es sind zwölf Stunden einer unausgesetzten Freude; es ist ein Nationalfest!

Schon am frühen Morgen beginnen die Glocken von dreihundert Kirchen ihr Geläute in die Lüfte ertönen zu lassen; betäubend, verwirrend; Neapel erwacht, und Tausende von Pöllerschüssen, welche auf diesen Ruf antworten, fangen an sich im Chore zu vereinigen, und verkünden den allgemeinen Freudenrausch, der Alle ergreift.

Jeder trifft seine Vorbereitungen, denn die Miene eines Jeden muß mit der allgemeinen Heiterkeit im Einklange stehen; selbst die Straßen bekommen in wenigen Augenblicken ein eigenthümlich festliches Aussehen. Hunderte von Buden werden errichtet, welche prachtvoll decorirt sind, und worin Eßwaaren aller Art, mit unnachahmlicher Kunstfertigkeit angeordnet, für die Käufer ausgestellt sind.

Hier sieht man Feigen, Oliven, Bäckereien und Zuckerwerk von allen Arten und von allen Farben an den Wänden der Buden zierlich übereinandergeschichtet. Tausende von Pomeranzen und Citronen an buntfarbigen Bändern aufgehängt, bilden die Festons um diese Wände; im Hintergrunde einer jeden dieser Buden endlich thront ein Madonnenbild von einer Menge brennenden Wachskerzen umgeben.

Jeder hat an diesem Tage seine gewöhnliche Beschäftigung aufgegeben; Handel und Gewerbe ruhen; von allen Seiten drängt und preßt sich eine zahllose Menschenmenge, die zwecklos umherirrt; doch sie haben einen Zweck, sie wollen sich freuen. — Neapel ist nicht mehr Neapel; seine Einwohner sind neugierige Fremde geworden, die nur einen Tag haben es zu besuchen, und die Stadt scheint zu klein zu sein, um sie in sich fassen zu können; und doch sind noch nicht Alle gekommen; erst Abends?!!

Hört Ihr, wie der Lärm anwächst? Welcher Tumult, welches Geschrei, welch' ein Jauchzen und Gejubel; noch immer nimmt die Menschenmenge in einer erschrecklichen Progression zu; sie wird sich bald gar nicht mehr fortbewegen können . . . und die Toledostraße, der Mittelpunct der Bevölkerung und des Festes, sie bietet besonders einen eigenthümlichen Anblick dar; wer nur im Stande wäre, sie durchdringen zu können! Aber welches Stoßen und Drücken; welche Verwirrung!

Dieser Fiacker, der mit aller Kraft vorwärts zu kommen sucht, schreit sich vergebens heiser; umsonst ist sein Fluchen und Schimpfen; endlich hält er an der Ecke der Piccola Nardones, zwei Männer steigen aus dem Wagen; sie werden zu Fuße rascher fortkommen, und, es ist wirklich zum Staunen, wie sie die Menge durchdringen; sie sind schon mehr als zwanzig Schritte vorwärts gekommen. Der Eine, ein hoher schlanker Mann mit stolzem Gange, schreckt vor keinen Hindernisse zurück, man möchte sagen, es mache ihm Vergnügen zu drängen und zu stoßen, und ohne seinen Gefährten würde er gar nicht bei einem Haufen Lazzaroni's stehen geblieben sein. Die Einen davon lagen auf der Erde, die andern standen und saßen, alle aber horchten unbeweglich mit offenen Mäulern auf die Worte eines Mannes, der auf einer Art Estrade stehend, mit steigendem Pathos sprach; nicht eine Silbe entging ihnen. Die Geschichte von den schauerlichen Heldenthaten Rinaldini's, welche der Improvisator ihnen erzählte, war auch gar zu interessant! Selbst während der kleinen Pausen, die er zeitweise eintreten ließ, getrauten sie sich kaum mit ihren Nachbarn Worte auszutauschen, aus Furcht, den Faden der Geschichte zu verlieren. Der schlanke Fremde, der sich eben unter diese Versammlung gemischt hatte (sein Gefährte war plötzlich verschwunden), mußte demnach etwas besonders Auffallendes an sich haben, daß die Blicke Aller sich auf ihn richteten, und mehre dann mit einander eifrig zu sprechen begannen.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Allerlei.

Börsenbericht am Ultimo Dezember 1865. Amerikaner, tonangebend, aber verstummend; Franzosen nur in Wien gesucht, in Berlin vernachlässigt, in London gehalten, in Rom weichend. Mexicaner nicht in die Hand! Lombarden ohne Leben, Italiener flott, Russen stark gedrückt; russisch-polnische Obligationen — kein Vertrauen, Kurbessen nichts gehandelt, Potsdamer gefragt, Nassauer verachtet; Geld überall knapp, Silber — Reden, Gold — Schweigen. (Kladd.)

Der in weitesten Kreisen bekannte Wiener Lebemann Herr v. X., welcher erst vor Kurzem eine berühmte Schönheit geheirathet, war genöthigt, schon am Tage vor dem Christabend seine junge Gemahlin mit einem sehr kostspieligen Christbaum zu beschenken. Das theure Bäumchen war auf allen seinen Zweigen mit vielen schmalen Streifen Papiers behängt, welche sämmtlich die Unterschrift der schönen Frau trugen, Wechsel und Bonds auf ziemlich bedeutende Summen repräsentirten und sämmtlich den 23. December als Verfallstag trugen. Herrn v. X blieb nur die Wahl, entweder seine Gattin in den Schuldenarrest wandern zu sehen, oder die Papiere alle einzulösen — er entschied für Letzteres. Dieses Christbäumchen dürfte wohl das kostspieligste der Residenz gewesen sein, denn es kostet circa 25,000 fl. öst. W. (B. L.)

Die Zeitung von Kostroma meldet, daß ein Dorfrichter des jurimaschen Bezirkes eine Bauerin für schuldig befunden, aber nicht sie, sondern ihren Ehemann zu körperlicher Züchtigung verurtheilt habe, weil er seine Frau nicht besser instruirte.

Ein Strike. Das Berliner Schwurgericht hatte vor einiger Zeit einen eigenthümlichen Strafall zu verhandeln. Der Nachtwächter Strahten, welcher sein Revier vor dem Schönhauser Thore hat, denuncirte vor einiger Zeit gegen die unverehelichte Schubert, weil diese ihn bei Gelegenheit ihrer Abführung zur Wache einen „Grobian" genannt hatte, wegen Amtsbeleidigung. Nachdem die Schubert die ihr dieserhalb zuerkannte vierzehntägige Gefängnißstrafe abgebüßt hatte, brachte sie ihrerseits eine Denunciation gegen Strahten dahin an, daß er sich von den in seinem Revier wohnenden prostituirten Mädchen Geschenke dafür geben lasse, daß er sie „nicht störe", und daß er, wenn die Geschenke ausblieben, mit Arretirung der Mädchen vorgehe. Im Laufe der hierauf eingeleiteten Untersuchung bekundeten denn auch eine Anzahl Frauenzimmer, daß sie dem Angeklagten wöchentlich zehn bis fünfzehn Silbergroschen gegeben hätten und daß er sie, so lange diese Zahlungen geleistet wurden, nicht in ihren Treiben incommodirt habe; hatte Strahten dagegen einige Zeit nichts erhalten, so habe er sich dahin ausgelassen, „er müsse von den in seinem Revier wohnenden Mädchen etwas haben." Sei trotzdem nichts gezahlt worden, so habe er Verhaftungen vorgenommen. Strahten, auf die Anklagebank geführt, behauptete, daß die Mädchen, weil er sie so streng beobachtet habe und er ihnen dadurch hinderlich gewesen sei, gegen ihn ein Complot geschmiedet hätten, um ihn aus dem Wege zu schaffen. Auf Antrag der Vertheidigung unterließ der Gerichtshof die Vereidigung der Mädchen, da sie eventuell als Theilnehmer an dem Amtsverbrechen (Bestechung) anzusehen waren. Durch zwei Dejenstonal-Zeugen wurden noch einige gehässige Aeußerungen, die von einzelnen der vernommenen Mädchen gemacht worden sind, bekundet. Das Verdict der Geschworenen lautete auf Freisprechung. Strahten, ein Mann von 61 Jahren, verließ weinend die Anklagebank.

Ein Todesurtheil. Die Geschworenen des Departements Saone und Loire haben dieser Tage ein Todesurtheil gefällt. In der That ist auch das Verbrechen, das dabei in Frage stand, ein so furchtbares und abscheuliches, daß es, so lange die Todesstrafe überhaupt existirt, schon um der allgemeinen Moral willen nicht anders als mit dem Tode gesühnt werden kann. Der Angeklagte, Henri Ducré, ist ein Mensch von 30 Jahren, von regelmäßigen Gesichtszügen, der Abkömmling einer anstandigen Familie, welche sich jedoch schon früher, als er wegen Diebstahls wiederholt verurtheilt wurde, von ihm lossagte. Ducré, der bald als Arbeiter, bald als Bettler das Land durchstreifte, kam am 5. November v. J. in das Dorf Le Perriere. Dort fand er ein sechsjähriges Mädchen, welches von Allen als liebenswürdig, klug und zu den besten Hoffnungen berechtigend geschildert wurde, vor einer Hausthür sitzen. Der Schurke lockte das Kind an sich und aus dem Dorf, schleppte es in den Wald, knebelte es daselbst und mißbrauchte es in der abscheulichsten Weise. Um diesem Verbrechen die Straflosigkeit zu sichern, beging er ein zweites. Mit dem Holzschuh seines Opfers schlug er solange auf den Kopf desselben, bis er glauben konnte, das Kind sei todt. Dann entfernte er sich, um in dem nächsten Dorfe den ganzen Tag bei Spiel und Trank zu verbringen. Inzwischen war das arme Kind aufgefunden worden. Die herbeigerufenen Zeugen, darunter die Mutter desselben, fanden, daß es nicht todt, sondern nur ohnmächtig war. Es gewann auch thatsächlich noch so viel Kraft, um das Signalement des Schurken anzugeben. Mit diesem Signalement war auch die Nachricht von dem abscheulichen Verbrechen in das nächste Dorf gedrungen. Man beobachtete den Angeklagten und verhaftete ihn auch, als der Wirthin Töchterchen erzählte, sie habe gesehen, wie der Fremde Blutflecke aus seinen Kleidern putzte. Wohl versuchte Ducré anfangs, zu leugnen, später aber legte er ein offenes Bekenntniß ab. Dasselbe wiederholte er vor den Geschworenen mit der Bitte um Nachsicht und Milde. Er wurde jedoch, wie bereits bemerkt, zum Tode verurtheilt.

Eigenthum, Druck und Verlag von **Albrecht Schröder.** — Verantwortlicher Redacteur: **K. Pfisterer.**

Digitized by Google

Das Novellenbuch.

Unterhaltungsblatt zum „Fortschritt" („Fürther Abendzeitung").

Nro. 3. Montag, den 8. Januar 1866. 2. Jahrgang.

Frühere Justiz in Neapel.

(Fortsetzung.)

„Hast Du den Mann bemerkt, Salvatore," fragte Einer, „der jetzt in einen Mantel gehüllt an uns vorüberkam? Wenn er nicht seit lange im Gefängniß säße, so würde ich schwören, es sei der Herzog von San Giuseppe."

„Was!" antwortete der Angeredete, „der Herzog, der seine Maitresse auf öffentlichem Markte, in Gegenwart des ganzen Volkes erdolchte, und den man zwei Tage darauf einige Meilen von Terracina erwischte? . . . Du bist närrisch, Gaetano; denn Vetter Catanio hält ihn, wie Du weißt, fest in seinen Fäusten; und er verabscheut die Nobili zu sehr, um ihn entwischen zu lassen; geh', die Lacrimä Christi machen Dich mit offenen Augen träumen."

„Träumen! so sieh' doch selbst hin, da nach der andern Seite, uns fast gegenüber, schau nur hin."

„Du bist ein Narr, sag' ich Dir, ich liege zu gut auf meinem Flecke hier, um mich wegen Deiner Albernheiten stören zu lassen."

„Oh, niemals ist mir noch eine solche Aehnlichkeit vorgekommen," sagte Gaetano, „ich kenne ihn zu gut, ich habe ihn hundertmal gesehen, als ich während der großen Hitze unter dem Portico seines Palastes lagerte."

Salvatore drehte sich nachlässig nach der angedeuteten Richtung.

„Du hast wahrhaftig recht," sagte er, „ganz seine Gestalt, sein Gesicht zum Verwechseln, nur scheint er mir etwas größer; rufe doch Viganino, er wird ihn besser als wir erkennen, wenn es wirklich sein Padrone von Ischia ist."

Viganino! . . . aber die Stimme des Improvisators erhob sich von neuem, Jeder nahm seinen früheren Platz ein, und Viganino, der sich halb erhoben hatte, bewegte sich nicht mehr; es herrschte wieder lautlose Stille; Jeder horchte mit gespanntem Ohr.

Indessen verließen die Augen Gaetano's nicht den schlanken Mann, er suchte vergebens seine Aufmerksamkeit den beredten Worten des Improvisators zuzuwenden; diese Erscheinung kam ihm nicht aus den Gedanken; sie schien ihm mit jedem Augenblicke wunderbarer, unbegreiflicher, er dachte sogar schon dieser Mann sei ein Gespenst, so bleich kam er ihm vor, und als er diese großen schwarzen Augen auf der Versammlung umherirren sah, als wenn sie eine Beute suchten, so überfiel ihn eine Angst, und er hätte seinen Platz verlassen und fliehen mögen; während er jedoch in immer größere Aufregung gerieth, saß neben ihm sorglos und heiter ein junger Calabrese.

Er hatte ein so schönes Gesicht, der arme Zampagnaro! Es lag so viel Gutmüthigkeit in seinem Lächeln, so viel freudiges Erstaunen, so viel Ausdruck in seinen Zügen.

Zum erstenmal hatte ihm dieses Jahr seine Mutter erlaubt, das Gebirge zu verlassen; er hatte die Reise in diese große Cita gemacht, um vor den Madonnen zu singen, und wollte am andern Morgen mit seinen Gefährten die Rückreise in die Abruzzen antreten. Er benutzte also den letzten Abend seiner Anwesenheit, indem er mit scrupulöser Aufmerksamkeit der wunderbaren Erzählung des Improvisators zuhorchte, er fürchtete ein einziges Wort davon zu verlieren, denn er wollte sie zu Hause wieder erzählen.

Unter den Zuhörern bemerkte man auch einige, welche ohne Zweifel seine Landsleute waren, denn sie trugen alle Mäntel aus Ziegenhaaren, blaue Jacken, rothe Westen, grüne Hosen, Sandalen und spitze Hüte, die mit Sammetbändern verziert waren; aber Keiner glich ihm an Schönheit, und sein reiner Blick war so unschuldig, dann war er auch noch so jung, er zählte kaum sechszehn Jahre.

Er kannte kein Mißtrauen wie Gaetano, denn er hatte niemals etwas Schlechtes gethan, und konnte er wohl bemerken, daß ihn diese zwei großen Augen mit Todesgedanken fixirten? . . . Im Gegentheil, denn eben hatte er zu dem Manne gesagt: „Treten Sie näher, damit Sie besser hören können."

Digitized by Google

In der That näherte sich ihm auch der schlanke Mann, und indem er sich nach vorwärts neigte, wie um besser zu hören, wie ihm Zapagnaro gesagt hatte, senkte sich sein breiter Mantel nach abwärts, und schien sie beide einen Augenblick zu umhüllen; aber dieser Augenblick genügte . . . ein durchdringender Schrei ließ sich hören, unter dieser Umhüllung sank ein Mensch zur Erde nieder, und Gaetano sah nur den bleichen schlanken Mann entfliehen, der sich auch schnell unter der Menge verlor . . .

Armer Zampagnaro! Er lag da ausgestreckt in Blut gebadet, welches aus einer breiten klaffenden Wunde seinem Herzen entströmte, und indem er noch einen letzten traurigen Blick auf die entsetzten Gefährten in seiner Nähe warf, schien er sagen zu wollen: ich habe ihm doch nichts Böses gethan, warum hat er mich erdolcht?

Sein Auge schloß sich bald für immer, die letzten Worte, die er hervorhauchte, waren: „Meine Mutter!"

Was war nun aus dem Meuchelmörder geworden? Die ganze Versammlung war so vor Schrecken entsetzt, daß sie ihm unbeweglich nachstarrten, als er entfloh, und sie wagten im ersten Momente nicht einmal an einander eine Frage zu richten. Gaetano war es nicht allein, der den hohen schlanken Mann bemerkt hatte, fünfzig Andere konnten so wie er bezeugen, daß es der Herzog von San Giuseppe gewesen war, derselbe, welcher vor zwei Jahren seine Geliebte auf öffentlichem Platze ermordet hatte; er trug noch immer dieselbe Kleidung, und doch — war nicht der Herzog in den Gefängnissen der Vicaria eingesperrt? Wie war das Alles möglich? Niemand konnte es erklären, Viganino allein betheuerte, er habe immer gedacht, daß sein Padrone von Ischia unschuldig sei.

Als die Uhr der Vicaria bald darauf Fünf schlug, fuhr ein Wagen durch die alte porta campana und hielt einige Schritte von da still. Zwei Männer, tief in Mäntel gehüllt, stiegen vorsichtig aus, und schauten ringsumher, ob sie nicht von Jemand beobachtet würden.

»Sua Eccellenza,« sagte der Eine, „hier ist das kleine Ausfallsthürchen, wo uns Catanio erwartet."

„Ich habe es wirklich nicht gesehen, Herr Advocat," bemerkte der Andere, „es ist hier so finster, und dann hat mich auch die Helle auf dem Toledo ganz geblendet."

Einige Minuten später öffnete sich das Pförtchen, und schloß sich sogleich wieder hinter dem Herzoge von San Giuseppe.

Eine Stunde später hörte Satalani die Frühmesse in der königlichen Capelle.

(Schluß folgt.)

Aus dem Gerichtssaal.

Bordeaux. An derselben Stelle, an welcher vor Kurzem Villèle stand, der, um einem Selbstmordversuch auszuweichen, durch die Ermordung eines Anderen den Tod durch die Hand des Henkers suchte, stand dieser Tage ein 32jähriger Mann, der seine Geliebte aus Eifersucht getödtet hat, dagegen seinem Nebenbuhler stets mit der intimsten Freundschaft begegnet ist.

Der Angeklagte, Jean Versailles, lebte seit vier Jahren mit Suzanne Sanson, einem Mädchen, das er in ihrem 16. Jahre verführt hatte, im Concubinate. Im Anfange dieser Verbindung hatte er Suzanne die Ehe versprochen, jedoch nie ernstliche Schritte zur Verwirklichung dieses Versprechens gemacht.

Bot dieser Umstand schon Anlaß genug, ihm die Ergebenheit des Mädchens zu entfremden, so wurde diese Entfremdung durch die nichts weniger als freundliche Behandlung, welche er seiner Geliebten zu Theil werden ließ, und durch die Thatsache nur noch vergrößert, daß er sie zu Liebkosungen zwang, die ebensosehr den Gesetzen der Natur, als ihrem eigenen Anstandsgefühle widersprachen. In Absehen vollends verwandelte sich jedoch diese Entfremdung, als er mit seiner Geliebten, angeblich um sie seiner Mutter vorzustellen, eine Reise unternahm und bei seinem Aufenthalte in Pau die Wiederanknüpfung von intimen Beziehungen zu einer früheren Geliebten mit einer Krankheit büßte, welche Suzanne von der Reinheit der Sitten ihrer früheren und derzeitigen Nebenbuhlerin einen traurigen Begriff beibringen mußte.

Was unter solchen Umständen zu erwarten war, geschah. Suzanne wurde ihm nach der Rückkehr nach Bordeaux untreu, und zwar zu Gunsten eines verheiratheten Fleischhauers, nämens Mareilac. Als Versailles eines Tages in seine Wohnung zu-

Digitized by Google

rücklehrte, erhielt er zweifellose Beweise hievon. Nur durch die rasche Flucht rettete Suzanne ihr Leben vor den wilden Drohungen Versailles. Um so sonderbarer war es, daß dieser noch an demselben Abend, gleichsam um eine Versöhnungsscene zu feiern, seinen Nebenbuhler und zwei Bekannte zu einem Diner einlud, mit Mareillac bei Tische Freundschaftsversicherungen tauschte, dagegen in der Nacht seine Geliebte mit einem Beile bedrohte, sie vor einem Madonnenbilde niederzuknien und die Geschichte ihrer Untreue zu beichten zwang. In dieser Weise benahm er sich längere Zeit. Mareillac wurde von ihm in der freundlichsten Weise behandelt, ja einmal sogar mit der cynischen Bemerkung begrüßt, daß er (Versailles) ihm am ehesten noch seine Geliebte gönne, während Suzanne von ihm mißhandelt, von Tag zu Tag mit Todesdrohungen überhäuft und beispielsweise dazu gezwungen wurde, zu Mareillac zu gehen, um ihm mitzutheilen, daß Versailles sie umbringen werde, wenn Mareillac ihm nicht allsogleich 50 Franken schicken würde.

Natürlich konnte ein solches Verhältniß nicht lange Bestand haben. In der That flüchtete sich auch Suzanne an einem Tage des Monats September mit dem Kinde, dessen Vater Versailles war, aus der gemeinschaftlichen Wohnung. Einige Tage konnte Versailles nicht erfahren, wohin seine Geliebte gekommen war. Endlich fand er ihre Wohnung, suchte sie auf und muthete Suzanne zu, wieder zu ihm zurückzukehren. Er bat, beschwor, versprach ihr, sie zu heirathen, jedoch vergebens. Sie lehnte standhaft ab. Mit furchtbaren Drohungen auf den Lippen schied er. Er verschwand sodann auf zwei Tage aus Bordeaux. Er hatte, wie sich später herausstellte, diese zwei Tage zu einem Besuche bei seiner Mutter benützt, um von ihr Abschied zu nehmen. Als er wieder in Bordeaux eintraf, stand sein Entschluß fest. Er suchte nochmals seine Geliebte auf, und als sie sich neuerdings weigerte, ihm zu folgen, zog er ein Messer und fiel mit demselben über Suzanne her.

Die Scene, die nun folgte, überragt an Ungeheuerlichkeit alle Vorstellung. Er schleifte die um Hilfe Rufende im Zimmer umher, stieß in seiner blinden Wuth die Mordwaffe in ihre Brust, in ihre Arme, in den Hals, in das Gesicht, kurz überall hin, zerrte sie an den Haaren auf den Gang des Hauses, dann in eine fremde Wohnung (aus der zwei Söhne „der muthigsten Nation der Welt" anstatt dem Mörder sein Opfer zu entreißen, durch das Fenster auf die Gasse flüchteten). Dort ließ er die von 45 Messerstichen Ermordete, an ihrer Seite sein und ihr Kind, zurück, welches, da es noch nicht zu gehen vermochte, der blutigen Spur folgend, dem Mörder und seinem Opfer nachgekrochen war.

Vor den Assisen suchte wohl Versailles seiner Handlungsweise den Charakter des Vorbedachten zu nehmen. Doch vergebens. Er wurde wegen Meuchelmordes zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurtheilt.

Einfluß der Wälder, Ströme und Thäler auf Sturmwinde.

K D.* Hr. Bequerel gibt in einer Zusammenstellung über Hagelstürme, die er bei einer kürzlichen Versammlung der Akademie der Wissenschaften in Paris mitgetheilt, einige Bemerkungen über die wahrscheinlichen Ursachen des Einflusses, den Wälder, Ströme und Thäler auf die Stürme haben. Er schreibt den Einfluß der Wälder dem Hinderniße zu, welches dieselben der Fortpflanzung der Windmassen, welche die Wolken vor sich her treiben, bereiten, wodurch sich Wirbel ein ruhigerer Luftstrom und die Lagerung eines Theils der Wolken auf die Oberfläche des Holzes erzeugt. Indem die Heftigkeit der Wolkenbewegung so vermindert wird, tritt vor ihrem Eintreffen an den Wäldern ein Hagelfall ein. Indem Bequerel mit Volta und Peltier übereinstimmend annimmt, daß bei der Hagelbildung Electricität mitwirkt, sagt er, die Bäume entzögen die Electricität den Wolken, die Hagelbildung höre dadurch auf und die Wolken verlören ihren sturmartigen Charakter. Der Einfluß der Thäler und Ströme dürfte den örtlichen Luftströmungen zuzuschreiben sein, welche die Wolken in die Thäler und zu den Dünsten führen, welche während großer Hitze sich unaufhörlich über der Wasserfläche bilden, und in den höheren Luftschichten condensirt werden, wo sie die Masse der Sturmwolken und des bereits gebildeten Hagels noch vergrößern.

Digitized by Google

Deutsche Schmach.

Germania, verhüll' das Haupt
Und weine blut'ge Thränen!
Du bist der Ehre frech beraubt,
Was du ersehnt, gehofft, geglaubt,
Es war ein thöricht Wähnen.
Von deutscher Fürstenredlichkeit,
Im Liede einst besungen,
Von dieser Fabel bist befreit,
Dies Liedchen ist verklungen.

Was hilft das Schwert in deiner Hand!:
Du beugst dich Federstreichen.
O, häng' den Schild doch an die Wand,
Was soll der lächerliche Tand!?:
Er hindert dich im Weichen.
Und deiner Siege Lorbeerkranz
Zertrete mit den Füßen!
Verlöschen soll der Ruhm, der Glanz,
Im Kloster lerne büßen! —

Du sahst das eig'ne Fleisch und Blut
Um schnöden Preis verzetteln,
Das gute Recht, die reine Gluth
Beschimpft von jener Lügenbrut
Und vor den Thronen betteln.
Du sahst der Männer freien Sinn
Im dumpfen Kerker schmachten,
Und nach gemeinem Selbstgewinn
Verworf'ne Seelen trachten.

Das wurde Schleswig aufgespart,
Den Holsten dieß erwiesen,
Die deutsches Wesen treu bewahrt
Und nach der märkisch zähen Art
Sich nimmer beugen ließen:
Verlassen erst und kaum erlöst,
Mit Fesseln neu beladen,
Der Eigenhilfe roh entblößt
Dem alten Feind' verrathen. — —

Und als nach jahrelanger Pein
Der Tod den Richter spielte,
Und hell und klar wie Sonnenschein
Die Pflicht, die Brüder zu befrei'n,
Auf deutsche Herzen zielte,
Da ward des alten Rechtes Kraft
Gebrochen und vernichtet,
Und mit verruchter Meisterschaft
Das Bubenstück verrichtet. — — —

Was galt dem übermüth'gen Troß
Der Menschenwürde Dräuen?
Das Blut, das strömweis' sich ergoß
Und warm der deutschen Ehre floß, —
Den Himmel mög's gereuen!
Und wenn die letzten Seufzer sich
Im Todesstündchen trennen,
Dann mög's den Schurken schauerlich
Noch auf die Seele brennen!!

Und du mit deiner Lammgeduld
Und Unterlassungssünden,
Du deutsches Volk voll Fürstenhuld,
Wann wird dich einst die blut'ge Schuld
Empören und entzünden?
Siehst du es nicht, dein freies Recht
In seinen letzten Zügen?
O laß dich nicht als feiger Knecht,
Um Recht und Ehr' betrügen.

S.

Allerlei.

Ein Kinderduell. In Lousheim bei Darmstadt soll dem Vernehmen nach in diesen Tagen ein ernstliches Kinderduell vorgekommen sein, das übrigens glücklicherweise nur eine geringe Verletzung des einen Duellanten zur Folge hatte. Die Betheiligten waren zwei Gymnasiasten in dem Alter von 13 und 11 Jahren. Dieselben hatten übrigens nur eine einzige Pistole auftreiben können, so daß das Loos entscheiden mußte, wer den ersten Schuß haben sollte.

Arithmetische Aufgabe.

Ein Wasserbehälter kann durch drei Röhren gefüllt werden; durch die erste Röhre kann solches in 4, durch die zweite in 6, durch die dritte in 12 Stunden geschehen. In welcher Zeit wird dieser Wasserbehälter gefüllt werden, wenn man alle drei Röhren zugleich öffnet?

Auflösung der Rösselsprungaufgabe in Nr. 1.

Schwer ist's einen Vers zu machen,
Der die Felder alle füllet
Und die Leser reizt zum Lachen,
Wenn er seinen Sinn enthüllet;
Sollte einem es gelingen,
Solch ein Stückchen zu erdichten,
Bitten wir es uns zu bringen,
Unser Blatt soll es berichten.

Richtige Auflösung ging ein von J. M. Lotter in Ziegelstein.

Auflösung der algebraischen Aufgabe in Nr. 1.

Im Werthe x und y aus den Gleichungen

1. $x^3 - y^3 = 7y$
2. $x\,(x - y) = 2$

zu bestimmen. Aus 2. folgt $y = \frac{x^2 - 2}{x}$ 3.

Diesen Werth in 1. gesetzt, gibt:

$$x^3 - \frac{(x^2-2)^3}{x^3} = 7\left(\frac{x^2-2}{x}\right),$$

woraus $x^6 - 2x^2 - 8 = 0$ und hieraus

4. $x^2 = 1 + 3$

und also 5. $x = \pm\sqrt{1+3}$

folgt. Die Substitution dieser Werthe von x^2 und x aus 4. und 5. in die Gleichung 3. gibt endlich:

$$6.\ y = \frac{-1+3}{\pm\sqrt{1+3}}$$

Man hat daher zufolge 5. und 6. ganz allgemein:

$$x = \pm\sqrt{1+3}$$

$$y = \frac{-1+3}{\pm\sqrt{1+3}}.$$

Eigenthum, Druck und Verlag von Albrecht Schröder. — Verantwortlicher Redacteur: K. Pfisterer.

Digitized by Google

Das Novellenbuch.

Unterhaltungsblatt zum „Fortschritt“ („Fürther Abendzeitung“).

Nro. 4. Donnerstag, den 11. Januar 1866. 2. Jahrgang.

Frühere Justiz in Neapel.

Schluß.

Das Tribunale criminale.

Wohin fahren alle diese Wagen, diese glänzenden Equipagen? Warum nehmen sie alle ihre Richtung nach der alten Cita, anstatt wie gewöhnlich ihren Weg nach Posilippo, oder nach der Stradanuova zu nehmen? Es muß dort ein außerordentliches Fest gefeiert werden, da alle diese Damen in den elegantesten Toilettten sich entschließen können nur eine Stunde lang in diesem Stadttheile zu verweilen; und doch dauern diese Fahrten schon vier Tage hintereinander, und mit jedem Tage nimmt noch die Zahl der Wagen zu; handelt es sich vielleicht um eine achttägige Andacht in einer Kirche? Oder sollte etwa gar das Flüssigwerden des Blutes vom heiligen Januarius stattfinden? Aber eine Verhandlung vor dem Criminalgerichte, wie diese zwei Lazzaroni behaupten, die mit so schnellen Schritten vorwärts gehen, als wenn sie fürchteten zu spät zu kommen, das ist nicht möglich; Gräfinen und Herzoginnen sollten sich in einem Saale einsperren, der vom Volke vollgepfropft, und wo die Luft erstickend ist, um nur die Schlußverhandlung über ein begangenes Verbrechen mit anzuhören? Diese eleganten, zarten Damen sollten vielleicht ein Todesurtheil hören wollen? Unmöglich! Diese Lazzaroni sind Narren!

Und doch hielten alle diese Wagen vor der großen Pforte der alten Vicaria . . . Lachend durchschritten die Damen die hohe Portici, indem sie über diese seltsame Promenade und die Ritter in langen schwarzen Röcken scherzten und spöttelten.

„Wo ist denn nur Satalani?“ fragte die Herzogin San Teodoro, „warum ist er noch nicht hier, um uns seinen Arm zu bieten? Wir werden uns noch in diesen Bogengängen verirren; es ist ein wahres Labirinth, diese Vicaria; ich glaube, wenn ich hundertmal hierher käme, würde ich mich noch immer nicht zurecht finden.“

„Satalani,“ sagte die Marchesa de Loja, „wird Ihnen, Duchezza, wahrscheinlich antworten, wie er gestern in seinem glänzenden Plaidoyer für San Giuseppe gesagt hatte, daß der nicht an zwei Orten zu gleicher Zeit sein konnte, und daß, da er Damen, die früher als wir gekommen waren, die Plätze anweisen mußte, er sich in die Unmöglichkeit versetzt sah, Ihnen den Hof zu machen.“

„Brava, Marchesa,“ sagte lachend die Herzogin, „Sie können bewundernswürdig vertheidigen; ich will auch dem Satalani sagen, daß er künftighin nicht vergesse, Sie unter die Zahl seiner Collegen zu rechnen, nicht wahr, meine Damen?“

Alle brachen in ein lautes Lachen aus.

Nicht eine Einzige von ihnen dachte daran, daß einige Schritte von da Unglückliche in Ketten geschmiedet seufzten; sie kamen, um den Urtheilspruch gegen den Herzog von San Giuseppe mit anzuhören, wie man zu einer Theatervorstellung geht. Sie waren eben im vierten oder fünften Zwischenacte, und sie lachten, ohne sich um die Entwicklung des Drama's zu beunruhigen, da sie invoraus gewiß waren, daß im Falle eine unvorhergesehene Katastrophe eintreten sollte, sie noch immer eine ernste Miene und sogar Thränen zur Verfügung haben werden.

Uebrigens hatte der Gesichtsausdruck Satalanis, der inzwischen herangekommen war, gar nichts Tragisches; im Gegentheil konnte man einen Triumph in seinen Zügen lesen.

„Die Duchezza und die anderen Damen wollen mir verzeihen,“ sagte der Advocat mit einer tiefen Verbeugung, „daß ich mich nicht schon bei dem Aussteigen aus ihren Wagen zu ihrer Verfügung gestellt habe; aber die Fürstin Volgnerama hat mich in dem Momente reclamirt, wo ich dies zu thun im Begriffe stand, und ich mußte sie an ihren Platz führen . . . Wollen die Frau Herzogin die Gnade haben meinen Arm anzunehmen? Der Saal ist so überfüllt, daß wir durch eine besondere Thüre

Digitized by Google

gehen müssen, es hat mich Mühe gekostet, bis jetzt einzig Sessel zu bewahren."

Und Satalani schritt mit hochaufgerichtetem Haupte stolz neben den Damen einher.

Welches imposante Schauspiel bietet nicht eine Criminal-Verhandlung in dem Momente, wo der Gerichtshof eben im Begriffe ist über ein Capitalverbrechen sein Urtheil zu fällen; welche Spannung, welche lautlose Stille; da gibt es keinen einfachen Neugierigen mehr; Jeder nimmt Partei.

Jeder, bis auf die Ankläger, wünscht, daß der Angeklagte Gnade finde, in diesem verhängnißvollen Augenblicke ist der Strafbare, der Verbrecher vergessen, wird er einige Minuten später wirklich freigesprochen, so hört man dann gewiß Manche, die Mitleid gefühlt haben, durch einen unerklärlichen Widerspruch bewogen, ausrufen: „Das ist ungerecht!" aber solange die Ungewißheit dauert, sieht man in ihm nur einen Menschen, dessen Existenz vernichtet werden soll, und die Seele kann sich einer gewissen Bewegung nicht entschlagen, die mehr ist, als Mitleid.

Auch der Herzog von San Giuseppe zählte viele Feinde unter den Menschen, die im Gerichtssaale Kopf an Kopf aneinandergedrängt standen; aber als die Richter mit tiefem Ernste in ihren Mienen eintraten, und ihre Sitze einnahmen, und der Präsident mit dem Urtheile in der Hand eben über das Loos des Angeklagten entscheiden sollte, war gewiß in diesem Momente Keiner unter allen Anwesenden, welcher die Verdammung des San Giuseppe gewünscht hätte.

Man wartete nur noch auf den Angeklagten.

Endlich wurde er in den Saal geführt; er war noch viel bleicher als gewöhnlich, sein Gewissen welches plötzlich in ihm erwacht war, ließ ihn zwei Opfer sehen, und Angst durchschauerte ihn . . . Er preßte das Geländer, welches vor ihm war, so stark mit den Händen, daß es zu brechen drohte; dann erhob er den Kopf, den er einen Moment auf die Brust gesenkt hielt, und seine Blicke irrten mit einer Art Stumpfsinn auf der Versammlung umher.

Den Tag vorher hatte er seine Familie, seine Freunde begrüßt; jeder der Damen, die so viel Antheil an seinem Schicksale zu nehmen schienen, mit den Augen gedankt, und auch ein gewisses Wohlwollen für Einige aus dem Volke an den Tag gelegt, die zu seinen Gunsten ausgesagt hatten; aber heute Nichts von Allem!

Seine Blicke irrten matt und ausdruckslos auf dem Auditorium umher, und blieben dann auf dem Papiere haften, welches sein Schicksal enthielt, wobei sich seine Gesichtsmuskeln zu einem schrecklichen Lächeln verzerrten.

Satalani wurde bei dieser Wahrnehmung von Furcht ergriffen.

Der Gerichtshof gebot Stille; das war blos ein herkömmlicher Gebrauch, denn kein Laut war im ganzen Saale hörbar.

Mit lauter Stimme las nun der Präsident:

„In Erwägung daß das Verbrechen, welches vor zwei Jahren auf dem Platze del Mercato vollführt, und jenes, welches vor einem Monate, am Vorabende der Weihnachten begangen wurde, vermöge zahlreicher Zeugenaussagen, welche bei beiden Verbrechen gegenwärtig waren, denselben Thäter gehabt haben; —

„in Erwägung ferner, daß der Herzog von San Giuseppe, welcher des ersten Verbrechens angeklagt war, das zweite nicht hat begehen können; weil es hinreichend erwiesen ist, daß er sich zur selben Zeit in Haft befand, und in die Unmöglichkeit versetzt war, sich aus derselben zu entfernen; —

„in Erwägung endlich, daß trotz der fast identischen Aehnlichkeit des Mörders mit dem Angeklagten, das Alibi des angeklagten Herzogs von San Giuseppe durchaus nicht in Zweifel gezogen werden kann; —

„so befiehlt das Tribunal, daß der Herzog von San Giuseppe sogleich in Freiheit zu setzen sei."

Alles, Verwandte, Freunde, Diener stürzten nun herbei, sie drängten sich an den Herzog; jeder wollte ihm in schwungvollen Worten ausdrücken, wie glücklich er sich fühle ihn wieder frei zu wissen, und wie dankbar er dem Advocaten Satalani sein müsse, der ihn mit so glänzender Beredtsamkeit vertheidigt habe, und solche Vortheile für ihn aus dem Morde in der Toledostraße zu ziehen wußte, indem er dadurch sein Alibi und seine Unschuld bewies; man umringte den Herzog, man überhäufte ihn mit tausend Fragen mit tausend Com-

Digitized by Google

plimenten; es war ein allgemeiner Wetteifer, um ihm alles was er gelitten hatte vergessen zu machen; aber der so glücklich Losgesprochene, der Unschuldigerklärte, beachtete nicht im geringsten die Menge, die ihn umringte; mit denselben stieren glanzlosen Blicken, wie in dem Momente, bevor das Urtheil verkündet war, starrte er in die Weite und seine Lippen verzogen sich zu demselben schrecklichen Lächeln . . .

Die Erklärung des Ganzen ist die, daß zur selben Zeit, wo Catalani die Richter hinterging, um ihm, dem Herzoge, die Freiheit zu verschaffen, Gott, den Niemand hintergehen kann, sein Gericht über den Doppelmörder hielt und eine Strafe über ihn verhängte, die furchtbarer ist, als selbst der Tod . . .

Der Herzog von San Giuseppe war wahnsinnig geworden! —

Aber seltsamer, dem Menschen unerklärlicher Gang in der Gerechtigkeit Gottes, die bald den Verbrecher bestraft, bald ihn glücklich sein läßt! . . .

Zwei Jahre später lebte Catanio ruhig in Ischia, glücklich durch den gewonnenen Blutpreis, und Catalani, vom Volke verehrt, wurde Advocat am königlichen Hofe.

Straßenlokomotiven.

KD.* Bei einem kürzlich zwischen Berlin und Tegel stattgefundenen Versuch einer Straßenlokomotive, welche in der Fabrik von Schwarzkopf in Berlin hergestellt worden ist und in ihren Leistungen allen Anforderungen entsprach, verunglückte ein scheuendes Pferd. Darüber, wie weit und unter welchen Modifikationen der Gebrauch der Straßenlokomotive in Rücksicht auf allgemeine Sicherheit, namentlich im Hinblick auf das Scheuen der Pferde, rathsam sei, sind bei uns die Meinungen sehr verschieden. In England ist in neuerer Zeit folgende bezügliche Parlamentsacte in Kraft getreten, welche bestimmt ist, den Betrieb und die Benutzung von Lokomotiven auf gewöhnlichen Straßen und Chausseen zu regeln. Dieselbe verordnet, daß die Lokomotive in den Breite nicht mehr als höchstens 9 Fuß Raum einnehmen und kein größeres Gewicht als höchstens 14 Tonnen = 280 Ctr. haben darf, wobei die Räder eine bestimmte Felgenbreite u. s. w. haben müssen. Für den Betrieb ist vorgeschrieben, daß derselbe immer durch mindestens drei Personen geleitet werden muß. Eine derselben muß der Maschine auf 60 Yards Entfernung vorausgehen und dabei eine entfaltete rothe Fahne tragen. Die Führer müssen so viel als möglich Raum für alles andere Fuhrwerk lassen, und dürfen, wenn andere mit Pferden bespannte Fuhrwerke oder Pferde überhaupt in der Nähe sind, weder pfeifen noch in anderer Weise den Dampf abblasen lassen, auch die Spannung nicht so hoch treiben, daß er aus dem Sicherheitsventil entweicht, wenn die Locomotive auf der Fahrt ist. Die Geschwindigkeit derselben ist für Chausseen u. s. w. auf 4 Meilen (engl.) in der Stunde festgesetzt, was in der Secunde 5,7 Fuß ergibt. Beim Passiren von Städten oder Dörfern hingegen darf dieselbe zwei Meilen in der Stunde nicht übersteigen.

Beständigkeit der Gutta-Percha.

KD.* Professor William Allen Miller, Präsident der „chemischen Gesellschaft", hat neuerdings wieder den Bericht über seine Untersuchungen über die Abnutzung der Gutta-Percha und des Kautschuk unter besonderer Berücksichtigung der Telegraphenkabel veröffentlicht. Als allgemeine Resultate seiner Untersuchungen fand er, daß, sobald Gutta-Percha vollständig unter Wasser gelegen hatte, keine nachtheilige Veränderung eingetreten war, indem gerade das See-Wasser vorzüglich geeignet für die Conservation derselben erschien. Andererseits hat sich herausgestellt, daß, wenn die Gutta-Percha abwechselnd der Nässe und Trockenheit, zumal unter Zutritt des Sonnenlichtes ausgesetzt war, dies zerstörend auf dieselbe wirkte und sie spröde, brücklich und anscheinend harzig machte. Dr. Miller fand zugleich, daß eine längere Einwirkung von Luft, Feuchtigkeit und Licht analoge Veränderungen, obwohl minder schnell, in dem Verhalten des Gummi-Elasticum (india rubber) hervorbrachte. Der Bericht enthält zugleich specielle Angaben über Versuche, welche mit reiner und der im Handel üblichen Gutta-Percha, versenkten Kabeln, abgenutzten und beschädigten Kabeln u. s. w. mit reinem Gummi-Elasticum und verschiedenen Zusammensetzungen angestellt wurden.

Digitized by Google

Allerlei.

Ein neuentdeckter Volksstamm in Afrika. Auf seiner Entdeckungsreise in Afrika ist Dr. Livingstone auf einen Stamm Wilder gestoßen, der sich „Baenda-Pezi" nannte. Die Männer desselben waren von Kopf bis zu Fuß gelb angestrichen, und in dieser Maleret bestand einzig und allein ihr ganzes Costüm. Die Frauen dieses Stammes dagegen erschienen gut bekleidet. Diese Schüler Adams werden von Livingstone als sehr artig geschildert. Sie rauchten den ganzen Tag; bevor sie jedoch ihre Pfeifen anzündeten, verfehlten sie niemals, die Reisenden zu fragen, „ob der Rauch sie belästige." Sie haben übrigens eine absonderliche Art, zu rauchen. Sie stoßen nämlich eine Dampfwolke aus, dann gelingt es ihnen, durch ein hastiges Einathmen diese Wolke wieder zu erhaschen und sie hinabzuschlucken — dies nennen sie die wahre Essenz, den Geist des Tabaks, der bei gewöhnlichen Rauchern verloren geht.

Auf der Berliner Börse herrscht gegenwärtig der Gebrauch, berüchtigten Firern, Pfuschmaklern und ähnlichen zweideutigen und unsauberen Speculanten heimlich einen kleinen, gummirten Warnungszettel auf den Rücken zu kleben. Derselbe besteht in einem schmalen Papierstreifen mit der lithographirten charakteristischen Inschrift: „Trichine!"

Ein dummer Spaß, welcher von einigen übermüthigen Herren in Pesth in Scene gesetzt worden, hätte, wie man der „Debatte" von dort schreibt, vergangene Woche beinahe ein Menschenleben gekostet. Mehrere junge Leute, die sich auf irgend eine Weise ein Depeschenblanket sammt Couvert verschafft hatten, sendeten in der Nacht zu einem Herrn, von welchem sie wußten, daß er Promessen von einem Wiener Bankhause besitze und deren Nummern sie kannten, ein Telegramm, in welchem eine seiner Promessen als Gewinner des Credit-Hauptlreffer bezeichnet war. Der Mann erschrack über das unverhoffte Glück so sehr, daß er besinnungslos niederstürzte.

Zeitungen berichten von einem großen Diner, das eine Berliner Börsengröße vor Kurzem gegeben hat. Unter den Gästen befanden sich die in Berlin anwesenden Minister und Diplomaten. Das Essen war ein wahrhaft lucullisches, und alle Länder, alle Zonen steuerten dazu bei. Früchte aus Afrika und Ostindien, Bärenzungen und Bärenschinken aus Norwegen, Haselhühner und Fische aus Rußland. Unter den letzteren erregte besonders ein kostbarer „Sterlet" die Bewunderung der anwesenden Feinschmecker. Um den seltenen Fisch auch richtig und sachgemäß zuzubereiten, war ein eigener Koch aus Moskau mit diesem zugleich verschrieben worden. Statt der Crême à la Nesselrode wurde eine neue Crême à la Bismarck zu Ehren des Herrn Minister-Präsidenten servirt, der mit dem Gastgeber eng liirt ist. Ein anderer Banquier veranstaltete während der Weihnachtstage einen Ball, wobei eine einzige Tour im cotillon vierhundert Thaler kostete. Jeder der anwesenden Herren erhielt nämlich in dieser Tour einen Domino aus Seidenpapier mit reicher Vergoldung, während die Damen kleine geschmackvolle Häubchen von echten Spitzen und eine schwarze Halblarve bekamen.

Die Afrikanerin war so umfangreich, daß die große Oper in Paris runde zwanzig Gesangstücke und eine Anzahl Recitative auswerzen mußte, damit das Stück die üblichen Verhältnisse erhielt. Ein Pariser Literat hat nun Fétis den Vorschlag gemacht, aus diesen abgeschnittenen Gliedern eine besondere Oper zusammenzusetzen, und Fétis hat sich mit Frau Meyerbeer darüber bereits in Verhandlung gesetzt.

Beim jüngsten medicinischen Examen an einer bayerischen Universität frug ein Professor einen Candidaten, welche Mittel derselbe gegen die vom Genusse eines trichinenhaltigen Fleisches entstehende Trichinenkrankheit verordnen würde. Ganz bestimmt antwortete darauf der Gefragte: „In Bayern gibt es gar keine solchen Schweine wie in Preußen!"

Albert Rhodes erzählt in seinem Reisewerke: „Jerusalem at it is" über ein Bad, das er im todten Meere genommen hat: „Ich blieb beinahe drei Viertelstunden im todten Meere und fühlte mich gestärkt und erfrischt, als ich herauskam. Das schmerzende Gefühl, von welchem einige Reisende gesprochen haben, war mir nichts als ein leichtes, nicht unangenehmes Prickeln. Dadurch, daß ich mich rasch abrieb, ehe die Haut trocken geworden war, wurde auch die Fettigkeit, deren einige Reisende Erwähnung gethan haben, kaum gefühlt. Die Hauptsorge beim Baden im todten Meere sollte darauf gerichtet sein, Nase, Augen und Ohren außer Wasser zu halten; geschieht dies, so ist das Bad eines der angenehmsten, die man nehmen kann. Ich habe häufig im atlantischen und mittelländischen Meere, sowie in Thermalquellen gebadet, aber nie irgend eines so erfrischend gesunden, wie das todte Meer."

Ermunterung.

Wer noch von Herzen beten kann,
Wem noch der warme Trost der Thränen
Aus seines Busens Quelle rann,
Der darf sich noch nicht elend wähnen.

Wer wechselnd Freud' und Leid noch fühlt,
Wer lieben kann und glauben, hoffen,
Und wenn er auch nur Schmerz erzielt,
Der ist noch nicht zum Tod getroffen.

Doch wer in starrer Ruhe sich,
Und ohne Kampf und ohne Streben,
Den Dasein gibt, ist ewiglich
Nur arm und todt im reichsten Leben.

L. K.

Eigenthum, Druck und Verlag von Albrecht Schröder. — Verantwortlicher Redacteur: K. Pfisterer.

Digitized by Google

Das Novellenbuch.

Unterhaltungsblatt zum „Fortschritt“ („Fürther Abendzeitung“).

Nro. 5. Montag, den 15. Januar 1866. 2. Jahrgang.

Gensd'arme und Bandit.

Historische Tablette von Dr. Märzroth.

I.

Es war in der letzten Decemberwoche des Jahres 17**, als der Commandant der Gensd'armerie zu Nancy durch einen Polizei-Agenten die Mittheilung erhielt, daß er dem Anführer jener Räuberbande auf die Spur gekommen zu sein glaube, welche seit einiger Zeit die Umgebung von Nancy und besonders den Wald bei Toul in so bedenklichem Grade unsicher machte.

Die Bande war von einer solchen Verwegenheit und operirte dabei mit einem solchen Geschicke, daß alle Bemühungen der Gensd'armerie, auch nur eines einzigen dieser Feinde der Gesellschaft habhaft zu werden, fruchtlos waren.

Besonders schien die Kühnheit ihres Anführers, seine riesige Stärke jeden noch so günstigen Moment zu vereiteln, der sich bot, um bei vorkommendem Handgemenge zwischen der autorisirten Macht und den Straßenräubern auch nur eines derselben habhaft zu werden.

Lapique, wie der Anführer genannt wurde, wich nicht eher vom Platze, bis nicht auch der letzte seiner Genossen mit der Beute in Sicherheit war, er aber selber war unüberwindlich und endigte gewöhnlich jede ähnliche Affaire damit, daß er ein Dutzend der Feinde, die sich auf ihn schließlich warfen, wie ein Bär die Hunde von sich abschüttelte, noch da und dort einen Schädel einschlug und dann plötzlich im Dickicht des Waldes verschwand.

Wir brauchen nicht zu erwähnen, daß der Aberglaube jener Tage dem Lapique ein Bündniß mit dem Gottseibeiuns andichtete, infolge dessen er mit einer Unverletzlichkeit ausgerüstet war, gegen welche anzukämpfen purer Unsinn sein mußte.

Ungeachtet aller Hochachtung, die wir für die ausübende Gewalt der Behörden jener Tage haben mögen, können wir uns doch nicht der Vermuthung begeben, daß jene Meinung von Lapique's dem Teufel entstammter Kraft und Gewandtheit auch zu den Gemüthern der braven Gensd'armen Eingang gefunden haben dürfte, und daß vielleicht hierin einer der Hauptgründe zu suchen sei, weßhalb die Energie und Pflichttreue der tapferen Sicherheitsorgane in Bezug auf Lapique leider immer ohne Erfolg blieben.

Jedenfalls kann man sich nun denken, mit welcher Aufmerksamkeit der Commandant der Gensd'armerie den geheimen Mittheilungen jenes Polizeiagenten lauschte.

„Ihr meint also,“ sagte der Commandant, nachdem er den Bericht angehört, „Ihr meint also, Lapique und François Morelle wäre eine und dieselbe Person?“

„Es ist nur eine Vermuthung, aber sie dürfte unzweifelhaft auf die sichere Spur führen.“

„Die Personsbeschreibung Lapique's paßt allerdings, mit Ausnahme des schwarzen Bartes, den dieser tragen soll, auch auf Morelle. Aber es hindert uns nichts, anzunehmen, daß dieser Bart ein falscher sei. Rechnet man also dieses Maskenstück hinweg, so dürften sich Lapique und Morelle sehr ähnlich sein. Nach der allgemeinen Schilderung, die von dem Wegelagerer gemacht wird, ist er beinahe über sechs Fuß hoch, — Morelle hat dieselbe Größe; Lapique hinkt etwas auf dem linken Fuße — Morelle auch . . .“

„Wie schon bemerkt, Herr Commandant, wird diese Aehnlichkeit dadurch noch verdächtiger, daß Morelle, der sein ererbtes Coiffeurgeschäft offenbar nur zum Scheine betreibt und dennoch dabei sehr gut lebt, ohne daß etwas von irgend welchen Quellen, aus denen er schöpft, bekannt wäre.“

„Es ist richtig. Wovon lebt der Mensch? Man sieht niemals einen Kunden in seinem Laden, und Morelle und Frau und Tochter sehen wie reiche Bürgersleute aus! Daß mir das nicht früher auffiel!“ —

„Jedenfalls aber dürfte der Umstand unserem Verdachte die meiste Nahrung geben, daß es nun zum zweitenmale von mir constatirt erscheint, wie Morelle gerade jene

Digitized by Google

Nächte nicht in Nancy zubrachte, an welchen bei Toul zwei der eclatantesten Raubanfälle stattfanden."

„Ich sage Euch, guter Mann, Ihr seid ein scharfsinniger Kopf! Morelle ist Lapique, darauf wollte ich jetzt einen Eid leisten! Gehen wir der Geschichte rasch und direct zu Leibe. Ich ermächtige Euch, unverzüglich bei Morelle eine Hausdurchsuchung vorzunehmen. Der Mann scheint seines Incognitos sehr sicher zu sein, und es müßte wirklich mit dem Teufel zugehen, wenn sich nicht in Morelle's Hause Gegenstände finden, die von irgend einem der angezeigten Raubanfälle herrühren. Spitzt Eure Nase, schärft Eure Augen, und laßt das Nest von unten nach oben und wieder von oben nach unten durchwühlen. Mir sagt's eine Ahnung, daß wir diesmal auf der rechten Fährte sind. An's Werk, mein guter Freund. Ihr trefft mich hier wieder, ich will auf das Resultat Eurer Operation warten und sollte ich hier noch nach Mitternacht sitzen müssen."

Der Agent verbeugte und entfernte sich.

Der Commandant sah ihm mit blinzelnden Augen nach und rieb sich dann vergnügt die Hände.

„Wenn mir dieser Fischzug gelingt," murmelte er lächelnd vor sich hin, „so kann mir eine Auszeichnung nicht entgehen. Lapique's Thaten im Walde bei Toul sind bereits bei Hofe zur Sprache gekommen, man hat die grausamsten Histörchen davon erzählt, von denen nur die Hälfte wahr ist, man hat . . ."

In diesem Momente meldete man dem Commandanten einen Cavalier der Herzogin von Lothringen.

Ueberrascht schritt diesem der Commandant entgegen.

„Welches Glück verschafft mir die Ehre, Herr Marquis?"

„Meine Herzogin hat mir soeben den Befehl gegeben, Sie, Herr Commandant, in den herzoglichen Palast zu laden."

„O diese Ehre! Darf ich fragen, um welche Stunde ich der Frau Herzogin meine respectvolle Aufwartung machen darf?"

„Ich habe den Auftrag, Sie, Herr Commandant, allsogleich in meinem Wagen nach dem Schlosse zu bringen."

„Wie? Sogleich? Ich will erst meine Gala-Uniform anlegen . . . He, Jean! . . ."

„Es ist nicht nöthig, Herr Commandant. Kommen Sie, so wie Sie sind. Die Frau Herzogin hat dringend mit Ihnen zu sprechen, es ist, glaube ich, keine Zeit zu verlieren."

Der Commandant zerbrach sich den Kopf darüber, was die schöne Herzogin von ihm wollen könne, die Eitelkeit jagte dem 50jährigen Franzosen die abenteuerlichsten Gedanken durch den Kopf und verwirrt stand der Chef der Gensd'armerie einige Minuten da, ohne zu wissen, wie er sich benehmen solle.

Der herzogliche Hofcavalier lächelte und weckte den Commandanten endlich aus seiner Träumerei mit den Worten:

„Ist's gefällig, Herr Commandant?"

Sie stiegen in den Wagen, und dieser rollte zum herzoglichen Palaste.

II.

Die Herzogin von Lothringen, eine geborne Orleans, war eine der reizendsten Frauen ihrer Zeit.

Sie liebte ihren Gemahl mit einem Feuer, wie es dieser nicht vollkommen verdiente, denn er führte einen ziemlich leichtfertigen Lebenswandel und zersplitterte die Gefühle seines Herzens in zahllosen Liebschaften.

Besonders war es in jener Zeit die Prinzessin Craon, welche der Herzogin von Lothringen ihren Gemahl um so mehr streitig machte, als die illegitimen Früchte dieser heimlichen Liaison zwischen dem Herzog und der Prinzessin die Zahl der legitimen Sprößlinge des Herzogs zu übertreffen drohten.

Trotzdem hatte sich die Herzogin von Orleans eine solche Herrschaft über ihren Gemahl zu erhalten gewußt, welcher er sich nicht ganz zu entziehen vermochte.

Die Herzogin war mit jener hartnäckigen Festigkeit des Charakters begabt, welche alle Töchter des Regenten auszeichnete.

Dieses Charaktermerkmal unterwarf die Umgebung der Herzogin zu unbedingtem Gehorsam und sollte nun auch dem Commandanten der Gensd'armerie verhängnißvoll werden, wie der geneigte Leser sogleich erfahren soll. —

Sinnend saß die Herzogin in ihrem Salon und kniff die schönen üppigen Lippen mit einem gewissen Grolle zusammen.

Die Dame war offenbar sehr übel gelaunt.

Sie zerknitterte eben ein Blatt Papier in ihrer kleinen alabasterweißen Hand.

Digitized by Google

Nachdem sie dieses Blatt wie eine Kugel zusammengeballt, entfaltete sie das Papier wieder und las den Inhalt desselben, wie es schien, zum wiederholten Male.

Auf dem Blatte war Folgendes zu lesen:

„Madame!

Ich weiß es gewiß, daß der Herzog zu einem Neujahrsgeschenke kostbare Seidenstoffe eingekauft und nach Nancy expediren ließ. Wie mir der Kaufmann sagte, sind diese Stoffe irrthümlich an Olle. Craon adressirt.

Paris, 1. Dec. Marquise Natalie."

„Altes Lästermaul!" murmelte die Herzogin und warf das Blatt in den Camin, dessen Flammen es sogleich verzehrten.

„Aber es wird sich zeigen!" fuhr die Herzogin fort. „Es muß sich zeigen!"

In diesem Augenblicke öffneten sich die Flügelthüren des Salons und der uns schon bekannte Hofcavalier trat ein, hinter ihm der Commandant.

„Ah! das ist schön!" rief die Herzogin demselben entgegen, indem sie ihm sichtlich aufgeregt entgegentrat.

Der Commandant verbeugte sich und blickte zweifelhaft auf die Herzogin, deren leidenschaftliche, fast zornige Miene ihn nichts Gutes ahnen ließ.

Die Herzogin merkte ihren Fehler. Sie verbesserte ihn sogleich und mit bezauberndem Lächeln reichte sie dem Commandanten die Hand.

Dieser drückte einen Kuß der Ehrerbietung auf diese liebe, schöne kleine Hand.

„Setzen wir uns, Herr Commandant," sagte die Herzogin mit dem gewinnendsten Tone ihrer Stimme, und wies ihm einen Sitz in ihrer Nähe an.

Der Commandant strahlte vor Freude über diese Vertraulichkeit.

„Ich kenne Ihre Anhänglichkeit an unser Haus," fuhr die Herzogin fort. „Ich habe hundert Beweise von Ihrer Dienstfertigkeit . . ."

„O Frau Herzogin, ich thue nur meine Pflicht."

„Ich weiß, Herr Commandant, Sie sind streng im Dienste, aber Sie können auch liebenswürdig sein."

Der Commandant sah der Herzogin in die feurigen und doch auch schalkhaften Augen und wußte nicht wie ihm geschah.

„Sie müssen mir eine Gefälligkeit erweisen," fuhr die Herzogin rasch fort. „Versprechen Sie mir, daß Sie meine Bitte erfüllen werden?"

„Die Frau Herzogin haben zu befehlen!"

„Nein, ich bitte bloß, ich wünsche bloß."

„Auch der leiseste Ihrer Wünsche soll mir Befehl sein."

„Dann ist es gut, Herr Commandant. Sagen Sie mir nun gefälligst, wann trifft der nächste Bote von Paris hier ein?"

„Er dürfte in längstens zwei Tagen hier eintreffen."

„Vortrefflich, Herr Commandant, dann ist aber auch keine Zeit zu verlieren! — Herr Commandant, ich wünsche, daß diesem Boten seine Sachen abgenommen werden, ehe er nach Nancy kommt."

„Frau Herzogin werden entschuldigen, aber . . . mir ist die Sache . . . nicht klar . . ."

„Ach ja so! Ich habe Ihnen noch nicht erzählt, was ich aber nur einem Freunde, wie Sie sind, anvertrauen kann. Also hören Sie, lieber Commandant. Der Herzog hat mir für Neujahr eine Auswahl von reichen Seidenstoffen aus Paris bestellen lassen. Wie mir nun aber aus Paris geschrieben wird, hat der alberne Kaufmann, ich weiß nicht durch welchen Irrthum, eine falsche Adresse, ich glaube der Madame Saufort, oder der Prinzessin Craon, mit einem Worte eine unrichtige Adresse auf jene Packete gesetzt. — Sie begreifen, daß mir daran liegt, diese freundlichen Geschenke des Herzogs nicht in fremde Hände gelangen zu lassen."

„Ich werde die genannten Damen von dem Irrthume unterrichten lassen. Ich denke, Frau Herzogin, das ist sehr einfach . . ."

„Nein, Herr Commandant, das ist durchaus nicht sehr einfach. Es macht die alberne Geschichte zum Stadtgespräche, es kann zu falschen Auslegungen Veranlassung geben. Mit einem Worte, ich will, daß jene Packete dem Boten für mich abgenommen werden, bevor er in Nancy anlangt, verstehen Sie wohl, Herr Commandant, bevor er in Nancy anlangt."

„Frau Herzogin haben zu befehlen . . . allein auf welche Art . . . sollte dieser . . . Auftrag zu erfüllen sein? . . ."

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

An Pater Roh.

Bei Gelegenheit seiner Vorträge in Würzburg.

Die Würzburger sind noch nicht fromm genung,
Die böse Zeit that sie gisten,
Drum thaten in frommer Begeisterung
Ein frommes Casino sie stiften.
Die eigenen Pfäfflein nimmer verfangen
Mit ihrem gottseligen Ach und O.
Es thät sie nach gröberer Kost verlangen,
Drum thäten sie rufen den Pater Roh.

Der Pater kommt — und Jeder erkennt,
Wie reich doch ist unsre Sprache
An göttlicher Rohheit, wenn heiß er entbrennt
In Wuth für die heilige Sache! —

Er schleppet die Ketzer in seine Küche
Und röstet sie an der himmlischen Loh,
Die frommen Worte und die frommen Flüche, —
Er ist vom Scheitel zur Sohle — ganz roh!

Die Wissenschaft viel zu schaffen ihm macht
Von Moleschott, Hegel und Virchow,
Sie haben den Menschen zum Affen gemacht,
Und das darf doch nur die Kirch' — o!
Ja, sagt sie von dannen, die Wissenschaftsaffen,
Ihr frommen Würzburger ihr, und so
Wird er euch auf's Neue zu Menschen erschaffen,
In göttlicher Roh-heit, — der göttliche Roh!

(Latern.)

Allerlei.

Rossini als Eßkünstler. Für Feinschmecker die wichtige Nachricht, daß Rossini, der berühmte Componist, für die Bereitung des Salats eine Entdeckung gemacht hat, welche, wie er an Madame Colbrand schreibt, die Gourmands mehr als der „Barbier von Sevilla" und der „Othello" in Entzücken versetzen wird und dem Salat eine Strahlenkrone verleiht. Hier ist das Ei des Columbus die Beimengung sehr fein geschnittener frischer Trüffeln.

Aus dem Tagebuche eines Diebes. In Neuhaven (Amerika) soll nach der „Newyork Times" kürzlich ein deutscher, als Sprachprofessor angestellter Priester, Namens Winkelmann gestorben sein, dessen zurückgelassenes Tagebuch interessante Enthüllungen über die Privat-Industrie des Verblichenen geliefert haben soll. In dem Institute, in welchem Winkelmann beschäftigt war, wurden früher diverse Gegenstände vermißt. Ueber diese Gegenstände fanden sich im Nachlaß des Professors die Versatzzettel vor, und das Tagebuch gab über die Herkunft dieser Sachen getreulichen Aufschluß. Unter dem Datum 6. Juli halb 10 Uhr stand eingetragen: „Flasche Wein getrunken; hab' sie gestohlen." Ueber einen Uhrendiebstahl stand verzeichnet: „Sie haben Polizei geschickt, die Uhren zu suchen; sie wird's schon finden, o ganz gewiß!" Auch die diversen Räusche des Professors sind im Tagebuch umständlich der Nachwelt überliefert.

Zweisilbige Charade.

Die Erste liegt im Reich der Töne,
Im Bund mit ihresgleichen gibt es guten Klang,
Er trifft dein Ohr, wenn du gelauscht dem schönen,
Dem mächtig dich durchdringenden Gesang.
Zur Zweiten suche einen von den Namen
Der viertel Hundert Schützen die du kennst,
Ein Zeichen setz' davor, die Silben füg' zusammen
Und sieh, das Ganze sich sofort dir nennt.
Und's Ganze! aller Orten lernst du's kennen,
Hörst du's auch oft mit andern Namen nennen.

J. B.

Antwort auf die Rösselsprung-Aufgabe in Nr. 1.

(Von W.....r.)

wie	groß	er	sinn	wohl	dein	ich	la
mau	ert	ich	sein	prangt	zum	erst	du
wie	groß	ne	hüllt	sein	weiß	chen	zie
bei	ner	an	sieh	füllt	der	stehst	ist
ner	mein	der	sel	nur	der	gen	reizt
ei	schon	dich	und	vers	der	mann	mich
test	hör	ver	längst	und	geis	wie	bock
langt	an	spot	trag	du	ein	an	der

Auflösung der arithmetischen Aufgabe in Nr. 3.

Die eine Röhre füllt in einer Stunde $^1/_4$, die zweite $^1/_6$, die dritte $^1/_{12}$ des Behälters, somit füllen die drei Röhren zusammen

$^1/_4 + ^1/_6 + ^1/_{12} = ^1/_2$ desselben.

Läßt sich nun in einer Stunde der halbe Behälter füllen, so bedarf es zur ganzen Füllung zwei Stunden.

Richtige Auflösungen gingen ein von: M. Bernkopf hier; Trinchen Hecht in Niederlindhart.

Eigenthum, Druck und Verlag von **Albrecht Schröder.** — Verantwortlicher Redacteur: **K. Pfisterer.**

Digitized by Google

Das Novellenbuch.

Unterhaltungsblatt zum „Fortschritt“ („Fürther Abendzeitung“).

Nro. 6. Donnerstag, den 18. Januar 1866. 2. Jahrgang.

Gensd'arme und Bandit.

(Fortsetzung.)

„Herr Commandant, die Sache scheint Ihnen schwierig!“

„Das nicht, Frau Herzogin, aber ich muß gestehen, daß ich . . . nicht . . . weiß wie . . .“

„Leider haben wir keine Zeit zum Nachdenken, Herr Commandant! Der Bote kann heute Nacht hier sein.“

„Dann muß ich bitten, Frau Herzogin, mir zu sagen, auf welche Art dem Boten sein Gepäcke abgenommen werden könnte . . .“

„Es sind doch in letzter Zeit dem guten Boten schon mehrmals seine Effecten abgenommen worden, ehe er in Nancy anlangte, ich glaube, es geschah jedesmal — im Walde bei Toul . . .“

Der Commandant war wie von einer Viper gestochen.

Er blickte die Herzogin starr und groß an, dann senkte er seine Augen zu Boden.

„Die Frau Herzogin meinen . . . die Straßenräuber . . .“ murmelte er.

„Es sei ferne von mir, Herr Commandant, daß ich Ihnen das ungestrafte Hausen dieser kühnen Banden zum Vorwurfe mache, Ihre Energie ist zu erprobt, als daß sie irgendwie bemakelt werden könnte . . . aber unter solchen Umständen kann es auf ein Attentat mehr oder minder nicht ankommen.“

Der Commandant sah die Herzogin mit einem Blicke des Erstaunens an.

„Ich sehe, Herr Commandant, daß wir uns verstehen,“ sagte die Herzogin in leichtem Tone. „Ich zweifle daher nicht, daß Sie mich baldigst in den Besitz der bezüglichen Packete setzen. Ich betrachte Sie von heute an als meinen Vertrauten und bin vollkommen überzeugt, daß ich auf Sie unbedingt zu zählen vermag.“

Hier stand die Herzogin mit einer graziösen Bewegung von ihrem Sitze auf, bot dem Commandanten in liebenswürdiger Weise zum Abschiede die Hand, und der Commandant sah somit eine Sache als abgemacht an, über die ihm kaum Zeit gelassen wurde, weiter nachzudenken.

In einem Zustande der gemischtesten Aufregung, nämlich der geschmeichelten Eitelkeit über die Zutraulichkeit der Herzogin, und zugleich des Entsetzens über die zugemuthetete Aufgabe, stürzte der Commandant nach seiner Wohnung.

„Der Commandant der Gensd'armerie soll die Rolle Lapique's übernehmen!“ rief er verzweifelnd aus, und ging dabei mit großen Schritten im Zimmer auf und ab, wobei er die Hände rang.

„Es ist unerhört! Das Schicksal ist mir immer grausam. Ich muß zur Parodie meiner selbst werden! — Was soll ich machen? Die Andeutung der Herzogin ist zu deutlich, als daß sie nicht verstanden werden sollte . . . Der Commandant der Gensd'armerie muß den Postboten berauben! — Herr Commandant, wollen Sie vielleicht den Groll der Herzogin und des Hofes auf sich laden? Das geht durchaus nicht! . . . Ich bin ein Opfer des Verhängnisses! — Murren wir nicht . . . gehen wir an die Arbeit . . . Die Nacht rückt immer tiefer heran, und es wäre schlimm, wenn wir den Boten nicht mehr im Walde bei Toul träfen . . .“

Er sah nach der Uhr.

Es war bald Zehn Uhr.

Rasch ließ er ein Dutzend der Getreuesten seiner Leute zu sich rufen.

„Wir haben heute noch eine tüchtige Arbeit,“ sprach er etwas verlegen zu ihnen. „Wir müssen nach dem Touler Walde. Ich selbst stelle mich an Eure Spitze. Doch, merkt auf, wir müssen uns vermummen. Es gilt . . . d. h. . . . seht mich doch nicht so dumm an! . . . es gilt . . . so richtig . . . es gilt, die verdammten Straßenräuber irre zu führen. Ja, so ist es, wir müssen sie irre führen! Wir müssen thun als überfielen wir den Pariser Boten, das wird die Strolche confus machen, sie werden die Mäuler aufreißen und bei der Gelegenheit fangen wir sie in der Schlinge. Habt Ihr verstanden?“

Digitized by Google

„Sehr wohl, Herr Commandant. Das ist, weiß Gott, höllisch scharfsinnig ausgesonnen!“ sagte der Führer der Truppe.

Der Commandant sah dabei mit einem Blicke des Jammers gegen die Zimmerdecke.

Die Gensd'armen verließen ihren Chef, um sich so rasch als möglich zur geheimnißvollen Expedition fertig zu machen.

Gleich darauf trat der Polizeiagent mit triumphirendem Gesichte ein.

„Diese Handtasche mit dem Wappen des Marquis Forrestelle, der unlängst bei Toul beraubt wurde, haben wir unter den Sachen bei Lapique gefunden,“ sagte er zum Commandanten und legte das corpus delicti auf den Tisch.

„Ihr ward bei Lapique?“ fragte der Commandant zerstreut.

„Das heißt in seiner Wohnung. Der Vogel selber war ausgeflogen. Aber nun soll mir der elende Räuber nicht mehr entgehen!“

Der Commandant sah ihn starr an.

„Ich denke,“ fuhr der Polizeiagent wohlgefällig grinsend fort, „der Galgen, an dem der freche Straßenräuber hängen soll, ist nun schon so ziemlich fertig.“

Bei dieser Bemerkung war der Commandant bleich geworden.

Es war ein Glück, daß in diesem Augenblicke der Führer der Truppe eintrat um seine und seiner Leute Bereitschaft zu melden, sonst hätte der Polizeiagent über des Commandanten sonderbares Benehmen stutzen müssen.

Der Commandant, dem diese Scene peinlich zu sein schien, stieß einen Seufzer aus, erhob sich aber sogleich von seinem Sitze.

„Erstattet mir morgen Bericht!“ sagte er zu dem Agenten. „Bis dahin laßt die Angelegenheit Lapique's auf sich beruhen,“ fügte er in fast melancholischem Tone hinzu.

Eine Viertelstunde später sprengten etwa ein Dutzend Reiter aus dem Stadtthore von Nancy und der Richtung von Toul zu.

III.

Die Nacht war schneidend kalt.

Der Schnee lag fußhoch auf der Straße und half dem Monde leuchten, der sich von Zeit zu Zeit hinter streichenden Wolken verbarg.

Auf der Höhe, wo die Straße nach Toul führte und der dichte Wald begann, der hier die Schatten seiner ehrwürdigen Bäume scharf zeichnend auf die Schneefläche warf, hier oben pfiff ein scharfer Wind und gab, wie er durch die Baumäste strich, einen gellenden Ton von sich.

Sonst aber regte sich zu dieser späten Stunde nichts in dieser Gegend, welche ganz geeignet war, dem Reisenden selbst dann unheimliche Gefühle beizubringen, wenn ihm auch nichts von den Angriffen bekannt geworden wäre, welche gerade an diesem Orte gegen das Eigenthum und Leben der Gesellschaft verübt worden waren.

Plötzlich fällt uns neben den fixirten Schatten der entlaubten Bäume ein neuer auf, den wir früher nicht bemerkten. Der Schatten bewegt sich.

Nach und nach bekommt dieser Schatten Gesellschaft von anderen.

Endlich rückt einer der Schatten mit Entschiedenheit weiter vorwärts bis etwa in die Mitte der Straße, die durch den Wald führt.

Nun sehen wir deutlich eine menschliche Gestalt, groß, riesig, in einen faltigen Mantel gehüllt, den Hut mit einer mächtigen Feder geschmückt.

Eine Weile steht diese Gestalt regungslos.

Sie scheint zu lauschen.

Plötzlich wirft sie sich zur Erde.

Dabei herrscht eine Stille die früher von leisem Geflüster unterbrochen war.

Der colossale Mann im weiten Mantel hat sein Ohr auf die Erde gelegt.

Endlich sprang er auf.

„Man kommt!“ rief er dumpf den andern Schatten zu, die ihre Stelle nicht verlassen hatten. „Aber nicht von drüben, sondern von Nancy!“ fügte der Mann hinzu.

Eine Weile schien man unschlüssig zu sein.

Endlich, als deutlich das Trappen von Pferdehufen zu vernehmen war, zog man sich zurück, zuerst der Mann im Mantel, dann die Schatten, welche zu ihm zu gehören schienen.

Der Wald schien diese mistischen nächtlichen Erscheinungen gewissermaßen zu verschlucken.

Nicht lange darauf kamen zwölf Reiter heraufgesprengt, an ihrer Spitze ein Mann, den wir wohl kennen.

Es ist der Commandant der Gensd'armerie von Nancy.

Die Truppe macht hier Halt.

Digitized by Google

Einer der Reiter wirft ein mitgebrachtes Bündel vom Pferde.

Man öffnet diesen Pack, nimmt daraus Mäntel, Hüte, Mützen, falsche Bärte und maskirt sich.

Auch der Commandant nahm an diesem Mummenschanz Theil.

Er stand nun da wie ein leibhaftiger Hauptmann verwegener Banditen.

Während dieser Verkleidung aber sahen aus dem nächsten Nadelgebüsche zwei blitzende Augen auf die Gesellschaft, ohne daß sie es merkte.

Als sich kurz darauf der Commandant nach jenem Gesträuche umwandte, woher ihm ein Geräusch zu kommen schien, waren jene Augen erloschen und verschwunden.

Lautlos stand die Truppe eine Weile.

Plötzlich vernahm man das Rollen eines Wagens.

Hierauf zog man sich in den Wald, aber nach jener Seite zurück, welcher derjenigen entgegengesetzt war, die früher die räthselhaften Schatten verschlang.

Endlich fuhr ein Wagen heran.

Es war der Postbote.

Er war hoch und schwer bepackt und führte in seinem Innern ein halbes Dutzend Reisende, Männer und Frauen mit sich.

Als dieser Wagen an der Stelle anlangte, wo nach beiden Seiten hin vor Kurzem die Schatten und die Gensd'armen verschwanden, wurden die Reisenden von einem donnernden „Halt!“ erschreckt.

Im selben Momente führten die verkleideten Gensd'armen ihre Rolle als Straßenräuber mit großer Natürlichkeit durch.

An Widerstand wurde von Seite der Reisenden gar nicht gedacht, der Schreck schien ihre Glieder und sogar ihre Stimmen gelähmt zu haben, denn sie wehrten sich nicht, gaben auch keinen Laut von sich.

Nur ein junger Bürger aus Nancy, der sich eine hübsche kleine Frau aus Paris mitgebracht hatte, schien zu glauben, das Ganze sei nur auf seine Ehehälfte abgesehen, was ihn mit einem wahren Löwenmuthe erfüllte.

Der junge Mann war offenbar kein Mann des Kampfes, denn seine Pistole versagte ihm, und sein Messer wurde ihm beim ersten Angriffe entrafft.

Dafür wußte der junge Löwe in einer Weise mit den Nägeln zu kratzen, und mit den gesunden Zähnen um sich zu beißen, daß der Commandant, den der Zufall zum Gegner des wüthenden Ehemannes machte, wahrhaftig seine Noth mit ihm hatte, und einmal nahe daran war, daß ihm sein Ringfinger in dem Munde des katzenartigen Kämpfers blieb.

Nachdem die Truppe aus dem Gepäcke des Boten dasjenige herausgefunden hatte, nach dem sie offenbar suchte, machte sie sich plötzlich im gestreckten Galopp mit ihrer Beute aus dem Staube, und zwar auf einem Seitenpfade, der ebenfalls nur auf einem kleinen, unfahrbaren Umwege nach Nancy führte.

(Schluß folgt.)

Allerlei.

KD.* **Stickstoffgehalt des gekochten Fleisches.** Schon früher hat Dr. Artus gezeigt, daß der Stickstoffgehalt der gekochten Kartoffeln von der Art und Weise des Kochens abhängig ist, indem das wenige Eiweiß derselben mehr ausgezogen wird, wenn man die Kartoffeln mit kaltem Wasser ansetzt. Ist nun dieser Unterschied beim Gemüse ein unbedeutender, so wird er um so bedeutender beim Fleisch. Gleich große Stücke vom fettireien Fleische wurden theils mit kaltem, theils mit heißem Wasser angesetzt und die darauf ausgeführten Stickstoffbestimmungen ergaben, daß der Gehalt desselben in dem mit kaltem und warmem Wasser angesetzten Fleische in dem Verhältniß von 4 : 5 steht. Umgekehrt ist das Verhältniß des Stickstoffgehaltes der Fleischbrühen.

KD.* **Zur Bereitung concentrirter Gummilösungen.** Bei Anwendung von fein pulverisirtem Gummi gibt Dr. Schwarz die Vorschrift, das Gummipulver zuerst mit etwas starkem Alkohol zu befeuchten (auf 1 Pfund Gummi ist etwa 3 Loth Alkohol zu nehmen), welcher an der Oberfläche der einzelnen Körnchen anhängt und die Luft austreibt, die sonst leicht die Bildung von kleinen Klumpen veranlaßt. Unter allmäligem Zusetzen von Wasser erhält man dann eine sehr gleichmäßige dickflüssige Gummilösung.

KD.* **Dichtung von Glasdächern.** Zur Beseitigung der zumal bei eisernem Rahmwerk wegen der verschiedenen Ausdehnung eintretenden undichten Stellen empfiehlt sich das nachstehende Verfahren: 1 Theil Talg und 2 Theile Harz werden zusammengeschmolzen und schmale Streifen von Leinwand oder Kattun in die Masse getaucht, hierauf die mit Glaserkitt bereits angestrichenen Fugen der Rahmen mit diesen Streifen so bedeckt, daß ⅓ oder ¼ Zoll der Breite derselben unter die Ränder der Glastafeln zu liegen kommt und die Tafeln eingedrückt, so lange die Fettmasse der Streifen noch flüssig ist.

Digitized by Google

Logischer Schluß. Vor Kurzem fand in der Kirche St. Roch zu Paris ein peinlicher Auftritt statt. Ein junges Brautpaar war Tags vor der Trauung zur Beichte gegangen. Der Bräutigam war bald mit dem Bekenntniß seiner Sünden fertig; dagegen brachte die Braut wohl eine Stunde im Beichtstuhl zu. Als sie nach erlangter Absolution freudestrahlend in des Geliebten Arme eilen will, weist dieser sie entrüstet mit den Worten zurück: „Nie, Madame, werde ich mich entschließen, eine Frau zu nehmen, die eine volle Stunde zum Bekennen ihrer Sünden braucht!“ und verließ sie zur selbigen Stunde.

Selbstmord eines Schullehrers. In einem böhmischen Städtchen hat sich dieser Tage der Schullehrer wegen peinlicher Zwistigkeiten mit seinen Vorgesetzten in einem geistesschwachen Momente das Leben genommen. Als die Kinder am Morgen nach dem Selbstmorde in die Schule kamen, fanden sie auf der Tafel bloß folgende Worte: „Hängen ist keine, aber Einen morden ist eine Schande!“

Die Correspondenz „Figl.“ meldet folgenden Beitrag zur Chronique scandaleuse: „Zwei in der Wiener Geschäftswelt (und auch außerhalb derselben) sehr bekannte Persönlichkeiten huldigten einer und derselben Dame, bis endlich einer der Beiden, ein bekannter Sportsman, so glücklich war, sie seine Frau nennen zu dürfen. Doch die Liebesgluth des Anderen, eines in „Galanterie“ machenden Kaufmannes, ward dadurch noch mehr angefacht, und er verfolgte die nunmehrige Frau seines Nebenbuhlers noch immer mit seinen Liebesanträgen und übersandte ihr schließlich vor ungefähr 14 Tagen einen feurigen Liebesbrief. Doch die treue Gattin übergab dieses niedergeschriebene Bekenntniß ihrem Manne, der in Folge dessen den Absender fordern ließ. Jener lehnte nicht nur das Duell ab, sondern begab sich auch in ein dem Gegner gehöriges Etablissement. Dieser, anwesend, ersah aber kaum denselben, als er auf ihn losstürzte, ihn mit Ohrfeigen traktirte und zuletzt durch seine Bediensteten über die Schwelle seines Hauses setzen ließ. Jetzt war die Reihe an dem Mißhandelten, seine Zuflucht in dem Duell zu suchen, doch ward dieses im Hinblick auf das frühere Benehmen des Beleidigten von dem Gegner zurückgewiesen, und der Galan ist jetzt damit beschäftigt, den Antheil seines großen Geschäfts an seinen Compagnon zu übergeben, um hierauf nach Bucharest abzureisen und über sein Mißgeschick nachdenken zu können.“

Stiefmutter-Bosheit. Eine junge Stiefmutter, schreibt man aus Berlin, hat in nächster Zeit eine ganz eklatante Bestrafung für ihre Stiefmütterlichkeit zu erwarten. Der Sohn ihres Mannes aus erster Ehe, ein junger Kaufmann, den sie nicht leiden konnte, hatte sich im Laufe des vergangenen Jahres ein Weibchen genommen, das ihr womöglich noch unangenehmer war, als der Herr Sohn selbst. Gleich nach der Heirath, deren Verhinderung sie bei dem sonst sehr geduldigen Gatten denn doch nicht durchzusetzen vermocht hatte, brach Familienzwist aus, so daß der Sohn und dessen Frau das väterliche Haus nicht mehr besuchten. Kurz vor Neujahr zeihen die Stief-, resp. Schwiegermutter, jedoch andere Saiten aufzuziehen, denn sie ging ihren Mann darum an, dem jungen Ehepaare eine Karte zum Neujahr als Glückwunsch zu senden. Jener nahm, erfreut darüber, daß so doch ein Weg zur Aussöhnung angebahnt werde, ein Brief-Couvert, schrieb eigenhändig die Adresse seines Sohnes darauf, legte seine Karte, mit einem herzlichen Glückwunsch versehen, hinein, und wollte es eben schließen, als die Frau sich den Brief ausbat, um, wie sie sagte, selbst noch ein paar passende Worte an die „Kinder“ hineinzulegen. Statt aber dieser Angabe gemäß zu verfahren, nahm die Frau die väterliche Karte wieder aus dem Couvert, legte an deren Stelle den Ausschnitt aus einer Zeitung, in welchem von der Bestrafung eines Mitgliedes der Familie, aus der die Schwiegertochter entsprossen, die Rede war, verschloß es, klebte eine Postmarke darauf und warf den Brief in den nächsten Briefkasten. Am Neujahrsmorgen gelangte diese hämische Gratulation denn auch an den Sohn; der Briefträger verlangte jedoch zunächst den Absender zu wissen, und nannte der Kaufmann als solchen auch sorglos seinen Vater, dessen Handschrift er genau erkannte. Er wurde darauf gebeten, das Couvert zurückzugeben, was auch geschah, und so gelangte es wieder an den Absender zurück, der kein Hehl daraus machte, daß er das Couvert beschrieben habe. Und was war der Grund dieser Nachstrafe? Die Schwiegermutter, die nicht nur boshaft, sondern auch geizig war, hatte eine bereits gebrauchte Briefmarke auf den Brief geklebt, und sieht deshalb jetzt ihrer Bestrafung wegen Betrugs entgegen. Ihr Mann hat, wie erwiesen, von dem ganzen Manöver nichts gewußt, gegen ihn kann eine Anklage daher nicht erhoben werden.

Güterpreise. Seit 90 Jahren sind, zufolge statistischen Erhebungen, die Güterpreise in Norddeutschland um 350 Proc. gestiegen, während die Steigerung der Getreidepreise nur 60 Proc. beträgt.

Ahnung.

In feuchter Winternacht
Da flog mein Aug' empor,
Ein einsam Sternchen lacht
Aus trübem Nebel vor.

Hat mich an sie gemahnt,
Weil's gar so lieblich blinkt,
Warum ich wohl geahnt,
Daß jenes Sternchen sinkt? — —

Ein dichter Wolkenflor
Zog über's Sternchen her,
Ich sah voll Schmerz empor
Zum grauen Nebelmeer. —

L. R.

Eigenthum, Druck und Verlag von Albrecht Schröder. — Verantwortlicher Redacteur: K. Pfisterer.

Digitized by Google

Das Novellenbuch.

Unterhaltungsblatt zum „Fortschritt“ („Fürther Abendzeitung“).

Nro. 7. Montag, den 22. Januar 1866. 2. Jahrgang.

Gensd'arme und Bandit.

(Schluß.)

Während der Bote indeß das Gepäck wieder in Ordnung brachte, umarmte der junge Bürger aus Nancy seine kleine halbohnmächtige Frau mehr als ein dutzendmal.

„Welcher Gefahr bist Du hier entgangen, meine gute süße Marion!“ rief er dabei aus. „O ich weiß, man ist mir neidisch auf Dich, man wollte Dich mir rauben!“

„Sonderbar!“ sagte hier der Bote. „Bis auf drei Packete für die Prinzessin Craon fehlt auch nicht ein Stückchen meiner Ladung!“

„Siehst Du, Marion!“ jubelte der junge Ehemann. „Es war also nur auf Dich gemünzt! Aber, ha! sie haben an mir einen Löwen gefunden!“

Wenige Minuten später rollte der Bote mit seinen Reisenden unbehelligt gegen Nancy weiter.

Kaum aber hatten sich die Reisenden von dem Punkte des Angriffes entfernt, als der riesige Mann, den wir zuerst auf dieser Stelle bemerkt hatten, aus dem Gebüsche hervortrat, direct den Schauplatz des verübten Attentats betrat, und hier nach etwas zu suchen schien.

Endlich bückte er sich.

Er hob etwas Glänzendes auf, betrachtete eine Weile das Gefundene, steckte es zu sich und blieb dann einige Secunden, wie in Gedanken verloren, sinnend stehen.

Dann aber entfernte er sich wieder auf dieselbe Art, wie er gekommen.

Und auf dieser Stelle des Waldes von Toul war es nun so still, als wäre hier nichts geschehen.

IV.

Am folgenden Morgen war die Herzogin im Besitze der für die Prinzessin Craon bestimmt gewesenen Seidenstoffe.

Ein paar Stunden später erschien der uns bekannte Hofcavalier bei dem Commandanten.

Dieser, der vor kurzem durch einen Schmerz im Ringfinger erwacht war, hatte dabei die Entdeckung gemacht, nicht nur, daß ihm die wüthende Katze von einem Ehemann eine tüchtige Bißwunde beigebracht, sondern auch, daß der Commandant bei dieser Affaire seinen Siegelring mit dem eingravirten Familienwappen verloren hatte.

Dieser Verlust war dem Commandanten in mancherlei Beziehung unangenehm, und er dachte eben mürrisch darüber nach, als jener Hofcavalier bei ihm eintrat.

„Ich habe die Ehre, Ihnen hier ein Zeichen der Huld von meiner Herzogin zu überbringen.“

Mit diesen Worten überreichte er dem Commandanten ein Etui, in welchem sich eine kostbare ciselirte Dose mit der aus Brillanten gebildeten Namenschiffre der Herzogin befand.

Dieses Geschenk war offenbar von größerem Werthe als die Seidenstoffe, deren Besitz die Herzogin so eigensinnig angestrebt hatte.

Der Commandant konnte sich dieses Mißverhältniß nicht erklären.

Er glaubte hier ein besonderes Geheimniß verborgen.

Dies und die Rolle, die er in der vergangenen Nacht hatte spielen müssen, sowie der Verlust seines Siegelringes, der so leicht zur Entdeckung dessen führen konnte, was im Walde von Toul geschehen, dies Alles verwickelte den Commandanten in ein solches Wirrniß von Gedanken, daß der sonst lebensfrische Mann seither ganz melancholisch geworden war.

Aber er hatte erfahren, warum die geraubten Seidenstoffe der Herzogin so wichtig waren, auch hatte er seinen verlorenen Ring wieder erhalten, was wir im folgenden Abschnitte erzählen werden.

V.

Am Neujahrstage befand sich der Commandant eben zum Behufe einer dringenden Mittheilung im Gemache des Herzogs von Lothringen, als sich die Tapetenthüre öffnete, welche zu den Appartements der Herzogin und der herzoglichen Kinder führte.

Digitized by Google

Die Herzogin war in prachtvollen Seidenstoff gekleidet, deßgleichen die ziemlich zahlreiche Nachkommenschaft des herzoglichen Paares.

Augenblicklich erkannte der Commandant die Stoffe, die er dem Postboten abgenommen und auf welche er sich nicht enthalten konnte, einen näheren Blick zu werfen, ehe er sie der Herzogin einhändigen ließ.

„Was sagt mein Herzog," sprach die Herzogin mit malerischem Lächeln, „was sagt mein Herzog zu diesen geschmackvollen Stoffen, in welchen am heutigen Festtage seine Familie erscheint?"

Auch dem Herzog waren diese Stoffe gar wohl bekannt, er hatte diese Muster für die Prinzessin Craon gewählt.

Da die Beraubung des Boten, welcher diese Zeuge zu bringen hatte, Stadtgespräch war, so konnte es dem Herzog nicht schwer werden, hier den Zusammenhang zu errathen.

Mit einem gewissen Grimme sagte er daher zur Herzogin:

„Ja, Madame, diese Stoffe sind sehr geschmackvoll, sie sind so schön, daß man sie, um ihrer habhaft werden zu können, sogar rauben lassen kann!"

„Und dies um so eher," fiel hier die Herzogin ein, „wenn eine arme Frau keinen andern Weg finden sollte, um ihre lieben Kinder anständig zu kleiden!"

Der Herzog biß sich in die Lippen, ließ sich aber seinen Aerger nicht merken.

Der Commandant aber dachte:

„Diese Lehre ist gesund, sie ist schon die goldene Dose werth!"

Als der Commandant nach Hause kam, wurde ihm unter den Gratulanten, die ihm die Aufwartung zu Neujahr machen wollten, auch François Morelle genannt.

Morelle war seit jener bei ihm vorgenommenen Haussuchung verschwunden und nun stellte er sich plötzlich freiwillig!

Was sollte das bedeuten?

Nachdem Morelle beim Commandanten eingetreten war, näherte er sich demselben mit gemessenen Schritten.

Er schritt bis an den Tisch, vor dem der Commandant erwartungsvoll saß.

Hier hielt Morelle.

„Ich weiß," sprach er ruhig, „ich bin jetzt in Ihrer Gewalt. Wenn man Lapique einmal hält, läßt man ihn nicht wieder los!"

„Was veranlaßt Euch, freiwillig hieherzukommen? Ihr macht mir, offen gesagt, kein geringes Erstaunen."

„Sie sollen Aufklärung erhalten, Herr Commandant. Ich weiß, daß der letzte Raub an dem Postboten von Ihnen und Ihren Reitern verübt worden."

Der Commandant war bestürzt.

Er faßte sich aber und fuhr Morelle barsch an:

„Wie könnt Ihr eine solche Beschuldigung wagen?!"

„Ich beschuldige nicht, ich bin meiner Sache gewiß, Herr Commandant, ich war Zeuge des Raubanfalles . . ."

„Man wird Euch diese Aussage niemals glauben!"

„Ich kann sie beweisen, ich besitze den Siegelring des Räubers, der ihn am Orte der That verlor!"

„Gebt mir den Ring, Morelle, gebt mir den Ring, oder ich lasse ihn Euch . . . gewaltsam abnehmen! . . ."

„Ich habe ihn nicht bei mir, Herr Commandant . . . ."

„Was fordert Ihr für die Herausgabe des Ringes?"

„Nichts, als daß man mich freiläßt, wogegen ich noch eidlich verspreche, daß ich niemals mehr diese Bahn des Verbrechens beschreiten will. Seit langem schon lehnt sich mein Gewissen dagegen auf."

Der Commandant dachte eine Weile nach.

Die Stimme Morelle's klang ehrlich und reuig.

„Es sei!" rief der Commandant. „Ihr seid frei, aber schwört, daß Ihr niemals mehr zu Eurem bösen Gewerbe zurückkehrt!"

„Ich schwöre es beim Glücke meiner Kinder!"

„Hierauf öffnete der Commandant die Thüre, rief einen der Gensd'armen herein und sagte zu ihm:

„Wir haben uns in Herrn Morelle getäuscht. Er und Lapique sind zwei verschiedene Personen. Man lasse also Herrn Morelle ganz ungeschoren."

Als sich der Gensd'arme entfernt hatte, warf sich Morelle dem Commandanten zu Füßen.

Dabei überreichte er ihm den verlornen Siegelring.

„Auch schwöre ich," sagte Morelle, „daß mir keine Folter der Welt je erpressen

Digitized by Google

soll, zu sagen, was ich in jener Nacht gesehen."

Und so geschah es, daß „Lapique" ohne Schwertstreich aus dem Leben verschwand, daß der Commandant eine kostbare Dose und seinen verlornen Ring wieder bekam, und als Veranlassung von alledem, daß die herzoglich Lothringische Familie zu Neujahr eine geschmackvolle Toilette erhielt, die das Familien-Oberhaupt eigens aus Paris kommen ließ.

Ueber den volkswirthschaftlichen Werth der Bienenzucht.

Vortrag, gehalten in der April-Versammlung des Nürnberger Zeidlervereins, 1865, von J. M. Lotter.

Wenn ich mir erlaube, heute über den volkswirthschaftlichen Werth der Bienenzucht zu sprechen, so hat dies seinen Grund. Denn bislang glaubt man leider noch allgemein, daß wenig Vortheil dabei herauskomme, wie sich das aus dem häufig gehörten Sprichwort: Tauben und Bien' bringen keinen Gewinn, entnehmen läßt. In Folge dieser Anschauung liegt auch die Bienenzucht noch vielfach im Argen. Es ist aber diese Ansicht grundfalsch, trotzdem sie aus der Erfahrung hervorgegangen ist; denn diejenigen, welche sie machten, waren keine Bienenzüchter, sondern nur Bienenhalter, Leute, die ohne fast alle Kenntniß der Bienennatur mit unpractischen Bienenwohnungen nur dann zu etwas Erkecklichem kommen können, wenn sie in einem Lande wohnen, da reine Milch und Honig fließt.

Erst im Laufe der letzten zwei Decennien hat sich, Dank dem unermüdlichen Forschungsgeiste Dzierzons und seiner Jünger, das Jahrtausende lang vorhandene Dunkele und Geheimnißvolle im Bienenleben größtentheils aufgeklärt; wir kennen jetzt das Leben und Weben der Bienen besser, als von irgend einer anderen Thiergattung.

Das und die geniale Erfindung des beweglichen Wabenbaues durch Dzierzon macht uns die Biene in einem früher nie geahnten Grade dienstbar und nützlich; macht die Bienenzucht zu einer Goldgrube, die nicht erschöpft werden kann, auch bei den jetzigen Cultur- und Bodenverhältnissen. Was man behauptet, muß man auch beweisen können. Ich will Ihnen, meine Herren, die Beweise für meine Behauptung nicht schuldig bleiben.

Dzierzon selbst hat von seinen 360 Mutterstöcken einen jährlichen Ertrag von 1500—1800 Thalern.

Graf Stosch zu Manze in Schlesien hat nach der Bienenzeitung einen jährlichen Durchschnittsertrag von 300 fl. netto von 28 Mutterstöcken.

Georg Klein in Tambuchshof hatte laut Bienenzeitung von 1861 im Jahre 1860, das ein Noth- und Hungerjahr in dortiger Gegend war, von 86 Stöcken einen Reinertrag von 129 Thalern, und im Jahre 1861 von 502 Thalern.

Ich selbst begann in Ziegelstein die Bienenzucht mit zwei schwachen Schwärmen, die ich im Juni 1861 kaufte. Gegenwärtig zähle ich 19 gutbevölkerte, kräftige Dzierzons-Stöcke auf meinem Stande als Nachkommen derselben, und kann bestimmt hoffen, daß sich heuer, im vierten Jahre, die Völkerzahl verdoppelt. Wollte man mich aber nach dem Honiggewinn fragen, so müßte ich bekennen, daß in den schlechten letzten drei Jahren nirgends, also auch bei mir nicht, vom Ernten neben so beträchtlicher Vermehrung die Rede sein konnte. Denn so lange man nicht eine gehörige feste Anzahl von Stöcken hat, bei der man bleiben will, kann überhaupt an ein Ernten nicht gedacht werden. (Im Jahre 1865 habe ich mehr als 100 fl. für Honig und Wachs eingenommen.)

Wollte man etwa mit dem Einwurfe kommen, daß in der neuesten Zeit der Honigpreis durch die vielen Zuckerfabriken sehr gesunken sei, und daß auch das Wachs durch Einführung verschiedener anderer billiger Brennstoffe sehr an Werth verloren habe, so kann ich auf die Thatsache hinweisen, daß trotzdem vom Auslande nach Deutschland mindestens 300,000 Ctr. Honig und 15,000 Ctr. Wachs eingeführt werden, welche zusammen einen Geldwerth von 4½ Millionen Gulden repräsentiren. Diese Summe könnte recht leicht im Lande bleiben, wenn die Bienenzucht bei uns selbst rationell betrieben würde. Ja, ich wage zu behaupten, daß in Bayern ganz allein recht leicht die Hälfte der vom Auslande eingeführten Bienenproducte erzeugt werden könnte.

Mit diesen Auseinandersetzungen habe ich aber den volkswirthschaftlichen Werth der Bienenzucht noch keineswegs erschöpft.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Parabel.

Ein großer Diamantenstein —
Noch keinen gab's so hell und rein —
Der kam in eines Mannes Hand,
Der seinen Werth nicht recht verstand.
In seiner Einfalt hing der Mann
Ein Schock unechter Steine dran.
Die blinkten vornen grell und bunt —
Der Diamant im Hintergrund.

Nun kam herzu des Volkes viel,
Dem wohlbehagt das Farbenspiel,
Der eigentliche Diamant
Ward nur von Wenigen erkannt.

So kam's, daß jener Edelstein —
So unbezahlbar, makelrein —
Durch all das Zeug, das ihn umhing,
Beinahe ganz verloren ging.

Die Deutung hievon ist nicht schwer:
Der Diamant ist Jesu Lehr',
Und jener Mann, der ungeschickt
Den Diamanten ausgeschmückt,
Zwar sicher nicht zu seinem Ruhm,
Das war ein leid'ges Pfaffenthum.
Doch still! Wenn jener Mann das wüßt,
Er spräche gleich, ich sei kein Christ.

Albrecht.

Allerlei.

KD.* **Rauchverzehrende künstliche Brennstoffe.** Um die Belästigung durch den Rauch, welche bei manchen Manipulationen sehr beschwerlich ist, zu beseitigen, werden in Armengaud's Genie industr. folgende Mischungen als Brennmaterial empfohlen. Für die Küche: Gepulverte Holzkohle 50 Kilogr., gepulverte fette Steinkohle 8 Kilogr., gepulverte magere Steinkohle (ohne Anthracit) 40 Kilogr., Salpeter ½ Kilogr., gebrannte Stärke 1½ Kilogr. — Zum Heizen der Zimmer: Magere Steinkohle 92 Kilogr., fette Steinkohle 6 Kilogr., Salpeter ½ Kilogr., gebrannte Stärke 1½ Kilogr. — Zum Heizen der Fabrikösen, Dampfkessel u. s. w.: Magere Steinkohle 88 Kilogr., fette Steinkohle 10 Kilogr., Salpeter ½ Kilogr., gebrannte Stärke 1½ Kilogr. — Die Materialien für diese Brennstoffe werden zu Pulver gemahlen, gehörig vermengt, dann für den Küchengebrauch zu Cylindern, für sonstige Zwecke aber zu Blöcken von verschiedener Gestalt geformt.

Eine journalistische Moralpredigt. Nach einem Schreiben aus Newyork, 16. Dec. 1865, in der „Presse", hat ein Redacteur eines Blattes im Westen, der dasselbe aus Abonnentenmangel aufgeben mußte, als Abschied an seine Leser eine Philippika gehalten, die hier wörtlich folgt: „Der Unterzeichnete zieht sich vom Redactions-Sessel zurück mit der vollen Ueberzeugung, daß Alles eitel ist. Von der Stunde an, als er die Zeitung anfing, bis zur gegenwärtigen Zeit ist er angegangen worden, über alle möglichen Gegenstände zu lügen, und er kann sich nicht entsinnen, daß er jemals eine nützliche Wahrheit gesagt hätte, ohne Abonnenten zu verlieren und sich Feinde zu machen. Unter diesen Versuchungen zieht er sich mit gründlicher Selbstverachtung zurück, um seine moralische Constitution wieder herzustellen."

In Petersburg theilt Herr S. Lowzow in der „N. P." mit, daß bereits vor 11 Jahren der damalige Adjunct-Professor der medicinisch-chirurgischen Akademie, J. A. Markusen, dem Herrn Pelikan Trichinen gezeigt habe, welche er beim Oeffnen der Leiche einer an irgend einer chronischen Krankheit verstorbenen Person massenhaft in dem großen Brustmuskel gefunden habe.

Schildkrötenzucht. In Frankreich hat man angefangen, neben Forellen, Lachsen, Austern u. s. w. auch Schildkröten zu züchten, welche bekanntlich ein sehr geschätztes Fleisch liefern und namentlich durch die Herstellung der berühmten Schildkrötensuppe großen Ruf besitzen.

Zweisilbige Charade.

Die Erste:

Vor mir hat sich oft geneigt
Eine stolze Königin,
Obgleich, wie sich's täglich zeigt,
Wo sie weilet, ich nicht bin.

Die Zweite:

So nöthig dir das Essen
Und die Luft, das Wasser ist,
Bin ich, du kannst's ermessen,
Dir, hier und Jenseits, Christ!

Das Ganze:

Ich vermindere das Graun,
Das die Erste um sich senkt;
Werd' ich schwach, dann werd' ich, traun!
Alsobald mit Oel getränkt.

J. M. Lotter.

Auflösung der zweisilbigen Charade in Nr. 5.

E-s-el.

Auflösung der Kösselsprungaufgabe in Nr. 5.

Der Vers, der deine Felder füllt,
Und der, ist erst sein Sinn enthüllt,
Zum Lachen reizt, wie du verlangt,
Schon längst an einer Mauer prangt:

„Ich Ziegenbock, ein Mann der Geis,
„Trag Hörner groß, wie ich wohl weiß,
„Du siehst mich an und spottest mein,
„Sieh dich nur an, wie groß sein dein."

Eigenthum, Druck und Verlag von **Albrecht Schröder.** — Verantwortlicher Redacteur: **L. Pfisterer.**

Digitized by Google

Das Novellenbuch.

Unterhaltungsblatt zum „Fortschritt“ („Fürther Abendzeitung“).

Nro. 8. Donnerstag, den 25. Januar 1866. 2. Jahrgang.

Don Juan Manuel.

Eine mexicanische Legende.

(Originalmittheilung.)

„Was fehlt Euch, Meister; warum so wortkarg heute?“ fragte ich eines Tages meinen Barbier in der Straße Juan Manuel.

„Ew. Gnaden lieben keine Klatschereien.“

„Klatschen und stumm sein wie ein Karthäuser, lieber Meister, ist zweierlei und Beides vom Uebel; besonders heute, wo ich der Zerstreuung bedarf und für meine Phantasie eine angenehme Unterhaltung wünsche, zu der Niemand besser Rath weiß, als eben Ihr. D'rum, frisch an's Werk! Laßt eine Geschichte los!“

„Ew. Gnaden kennen mich als zu ungeschickt. Wollte Gott, ich hätte das Talent meines seligen Vaters, dem Niemand müde wurde zuzuhören, wie Alle bezeugten, die ihn kannten, besonders aber Se. erzbischöfliche Gnaden, Gott habe ihn selig! der ganze Stunden mit meinem Vater verplaudern konnte und mehr als einmal erklärte, kein Mensch wisse mehr und besser zu erzählen, als mein seliger Vater, der für sich allein stark genug sei, die Geschichte aller Straßen, Häuser und Azoteen*) Mexico's zu schreiben, und noch viele Lobsprüche mehr, die ich nicht wiederholen mag, denn — Ew. Gnaden verstehen mich — er war mein Vater — und —“

„Wer? — der Herr Erzbischof?“

„Gott behüte, nein! Ich spreche von meinem wirklichen, leibeigenen Vater, Don Antonio, Barbier in seinen Lebzeiten; in welcher Eigenschaft er auch die Ehre hatte Ew. Gnaden Väter, das heißt Vater und Großvater zu bedienen.“

„Demnach waren die Bärte meiner Vorfahren stets à la disposicion der Ihrigen?“

„In der That sind wir stets mit deren hochgeschätztem Vertrauen beehrt worden.“

„Sehr wohl; aber warum meinte der Herr Erzbischof, Ihr Vater kenne die Geschichte Mexico's so genau?“

„Ja, sehen Ew. Gnaden, man brauchte nur bei der einen oder andern Gelegenheit in der einen oder andern Weise der einen oder andern Straße zu erwähnen, so wußte er sofort eine Geschichte, die sich daran knüpfte, und die hatte, das muß ich sagen! Hand und Fuß, so daß ihr nichts fehlte, als gedruckt zu werden und —“

„Und habt Ihr keine von diesen Geschichten behalten?“

„O, ich entsinne mich noch wohl der einen und andern, kann sie jedoch nicht so wiedergeben, wie sich's gebührt, wenn Ew. Gnaden Gefallen daran finden sollen.“

„Nicht zu bescheiden! Laßt mich immerhin eine dieser Geschichten hören; aber, lieber Meister, Nichts davon und Nichts dazu! ganz die reine Wahrheit!“

„Und von welcher Straße befehlen Ew. Gnaden?“

„Nun, natürlich von der Straße, in der wir uns eben befinden, der Straße Juan Manuel.“

„Gut denn. Ew. Gnaden müssen wissen, daß vor vielen, vielen Jahren in dieser Straße, die damals noch Calle nueva hieß und eine Ausgangsstraße Mexico's war, ein sehr reicher und vornehmer Herr aus Spanien wohnte, mit Namen Don Juan Manuel, dem es Gott gefiel große Glücksgüter zu verleihen und eine Gattin, die ein Muster von Schönheit und jeglicher Tugend war. Alle Welt hielt ihn daher für einen hochbeglückten Mann; doch er war nichts weniger als das; denn die Jahre schwanden, ohne seine Hoffnung auf Nachkommenschaft zu erfüllen. Eine tiefe Trauer bemächtigte sich seiner und führte ihn in die Arme der Religion, so daß sein Haus fast für Niemand offen blieb, als für Geistliche, Mönche und einige, ihrer ausgezeichneten Frömmigkeit wegen hochgeachtete Personen weltlichen Standes. Trotz alledem nahm seine Melancholie fort und fort zu und verbitterte ihm den Genuß seiner Reichthümer so sehr, daß er ernstlich daran dachte, sich ihrer als einer, der Erreichung eines vollkommenen Standes der Gottseligkeit hinderlichen Bürde zu entledigen. In der That beschloß er in der

*) Die flachen Dächer der mexicanischen Häuser.

Digitized by Google

Ordenstracht des heil. Franziscus sein Leben in Gerechtigkeit und Heiligkeit zu beschließen, entwarf ein Testament, in welchem er einen großen Theil seiner Güter der Kirche schenkte, auf den Rest zu Gunsten seiner Gattin verzichtete und beschied einen in Spanien lebenden Neffen, andere nannten ihn seinen natürlichen Sohn, zu sich, um ihm die Ausführung des Testamentes und die Verwaltung der seiner Gattin verbleibenden Güter zu übertragen. Dieser Neffe kam wirklich und mit ihm Don Juan Manuel's Unglück. Denn der böse Feind, der ohne Zweifel seiner Seele nachstellte, begann seitdem ihn mit sonderbaren Gedanken zu plagen, indem er ihm bald die Treue seiner Gattin, bald die Redlichkeit und Uneigennützigkeit der guten Patres, seiner Rathgeber, bezweifeln ließ und, kurz gesagt, ihn gerade mit denjenigen Personen am unzufriedensten machte, die er für die wohlmeinendsten, tugendhaftesten und heiligsten hätte halten sollen. Allmählig brütete er nur finstere, schauerliche Pläne der Rache und seine unselige Verblendung ging so weit, daß er eines Nachts den Teufel beschwor und ihm seine Seele verschrieb unter der Bedingung, daß er ihm behülflich sei, sich an dem Mitschuldigen seiner, wie er glaubte, treulosen Gattin zu rächen.

Der böse Feind, der nimmer ruht, mochte die Gelegenheit nicht versäumen wollen, nebst Don Juan's noch eine Menge anderer Seelen zu verderben, und wies ihn an, um die elfte Stunde der folgenden Nacht seine Wohnung zu verlassen und auf der Straße den Verführer seiner Gattin zu erwarten. Don Juan Manuel kam dieser Weisung pünktlich nach und sah von seinem Versteck aus einen Mann, das Gesicht tief in die Falten seines Mantels bergend, seinem Hause sich nähern. Wüthend sprang er auf diesen zu und stieß ihm, ohne ein Wort an ihn zu richten, den Dolch so heftig in die Brust, daß er todt niederstürzte.

Schon fühlte Don Juan die Genugthuung, welche befriedigte Rache einem Herzen voll Haß gewähren kann, als ihm in der folgenden Nacht der unreine Geist ungerufen erschien und zu ihm sprach:

„Glaube nicht, Dich von dem Feinde Deiner Ruhe befreit zu haben. Der von Dir Erdolchte war ein unschuldiger Mann, ein Handwerker, der seiner Familie den Wochenlohn seines Fleißes zu bringen ging. Er mußte nur sterben, weil es meine Absichten erheischten."

Als Don Manuel das hörte, erging er sich in den schrecklichsten Verwünschungen gegen den Bösen. Dieser aber, ohne sich mit einer Silbe zu entschuldigen, fuhr fort:

„Wäre Dein Wissen dem meinen gleich, so würde Dich Nichts in dieser Welt befremden; allein Dein Verstand ist einer solchen Wissenschaft so wenig fähig, als es mir gestattet ist, Dich in dieselbe einzuweihen. Doch will ich Dir den größten Dienst leisten, den ich unter diesen Umständen erzeigen kann, d. h. ich will Dir den Weg zeigen, Dein Ziel zu erreichen. Verlasse Nacht für Nacht Deine Wohnung und tritt ohne Scheu an jede Person heran, der Du genau elf Uhr begegnest; stoße sie nieder und wenn ich Dir sogleich nach vollbrachter That erscheine, kannst Du sicher sein, Deine Aufgabe gelöst zu haben. Verliere keine Zeit und erinnere Dich, daß Dein Weib des Kommenden wartet."

(Fortsetzung folgt.)

Ueber den volkswirthschaftlichen Werth der Bienenzucht.

(Schluß.)

Die kleinen Bienen leisten, natürlich unbewußt, auch dem Oekonomen die größten Dienste. Indem sie den Blüthenstaub auf den blühenden Gewächsen sammeln, vermitteln sie nebenbei die Befruchtung der Pflanzen. Sie schütteln nämlich den Blüthenstaub herab auf die Fruchtböden und Pflanzennarben, was deren Befruchtung zur Folge hat.

Es ist gar nicht zu berechnen, sagt Graf Stosch, welchen Segen die Bienen durch Beförderung der Frucht- und Körnerbildung in landwirthschaftlicher Beziehung gewähren.

Auch dieser Nutzen wird vielfach noch nicht in Anschlag gebracht.

Endlich hat die Bienenzucht auch noch ihre sittliche Seite. Wenn wir's nicht verschmähen wollen, von den Bienen zu lernen, so können sie uns in vieler Beziehung Lehrer sein, zwar nicht durch Worte, sondern durch ihr beredtes Beispiel.

So sind sie uns für alle Zeiten Muster des Fleißes und der Sparsamkeit. Sie machen keinen „Blauen", wie unsere Arbeiter es zu thun pflegen, sie sammeln nicht, um das Erworbene auf Einmal wieder durchzubringen, nein, sie vergeuden kein

Digitized by Google

Bischen Honig, sie sammeln für die Zeit der Noth und erlauben auch uns mit ihnen ihren Ueberfluß zu theilen.

Sie sind uns ferner Muster der Ordnungsliebe, der Reinlichkeit, der treuesten Anhänglichkeit an ihre Königin; Muster von Vaterlandsvertheidigern, die jedem fremden frechen Eindringling mit Muth die Thüre weisen; Muster der Staatsklugheit, indem sie alles aus ihrem Reiche entfernen, was das Bestehen desselben gefährdet.

Wer wollte also leugnen, daß der Umgang mit ihnen nicht überaus unterhaltend, lehrreich, ja erzieherisch rückwirkend sei?!

Haben Sie noch nicht gefunden, meine hochgeehrten Herren Bienenfreunde und Bienenzüchter, daß die wirklichen Bienenzüchter auch ein arbeitsames, sparsames Völkchen im Volke bilden. Ich weiß unter den vielen Imkern, die ich das Glück hatte kennen zu lernen, nicht Einen, dessen Fleiß und Sparsamkeit man nicht rühmen könnte.

Würden Sie es für etwas Geringes halten, wenn der Umgang mit den Bienen so heilsame Wirkung auch auf noch viele Andere äußerte?

Meine Herren! Wenn Sie das Alles würdigen wollen, so wird es Ihnen klar sein, warum wir den Zeidlerverein gegründet haben. Es geschah besonders um den Bewohnern unserer Gegend diese neue segensreiche Erwerbsquelle zu eröffnen, und versuchten es, die Dzierzon'sche Betriebsmethode unseren Mitgliedern theoretisch und practisch vorzuführen. Ich glaube behaupten zu dürfen, daß trotz dreier sehr schlechter Bienenjahre diese Methode den Beifall Vieler erlangt hat und daß unsere Gegend dafür gewonnen ist, wofür ich als Beweis die neuerliche Gründung eines zweiten Bienenzüchter-Vereins in der nächsten Nähe Nürnbergs mit denselben Principien anführen will.

Möchte in dieser Richtung in Zukunft auch von Seiten der landwirthschaftlichen Vereine etwas mehr geschehen.

Zum Schlusse bemerke ich noch, daß ich nicht gesagt haben will, daß man die Bienenzucht vor anderen landwirthschaftlichen und gewerblichen Arbeiten so bevorzugen soll, daß die meiste Zeit hierauf verwendet wird. Im Gegentheil kann sie stets eine überaus vortheilhafte, belehrende und unterhaltende Nebenbeschäftigung für Jedermann bleiben.

Möchte ich hiemit der guten Sache einen kleinen Dienst geleistet haben!

Petroleum-Aether als Heilmittel.

KD.* Unter dem Namen Petroleum-Aether kommt aus der Fabrik von Hirzel und Gerhardt in Plagwitz bei Leipzig schon seit 2½ Jahren ein Präparat in den Handel, welches unter den schmerzstillenden Mitteln einen hohen Rang einnimmt und überall, wo es bekannt wurde, rasche Aufnahme gefunden hat. Bei Dr. Wunderlich, Director der Klinik am Jakobshospital in Leipzig, hat sich z. B. dieses Mittel bei hitzigen Gelenkrheumatismen, schmerzhafter Rippenfellentzündung, Lungenentzündung mit Schmerzen, sogenanntem Hexenschuß, und bei Schmerzen unbestimmter Art sehr wohlthätig erwiesen und auch in anderen Städten. z. B. in Würzburg, Frankfurt a. M. sind bereits dieselben günstigen Erfahrungen gemacht worden, so daß mit vollem Recht behauptet werden kann, daß sich dasselbe in allen Fällen zu äußerlichen Einreibungen mit bestem Erfolge verwenden läßt, wo es gilt, vorhandene rheumatische und andere örtliche körperliche Schmerzen zu bekämpfen. Von der Bedeutung, welche das Mittel bereits erlangt hat, erhält man dadurch den schlagendsten Beweis, daß allein im Jakobshospital zu Leipzig 250 bis 300 Pfd. davon verbraucht werden, wobei zu bemerken, daß für je eine Einreibung 14 Drachmen erforderlich sind. — Der Geruch des Petroleum-Aethers ist sehr schwach und durchaus nicht belästigend; auch ist er bedeutend billiger als die anderen ätherischen Mittel.

Allerlei.

KD.* Behandlung von Blumensamen. Die Samen vieler Sommergewächse u. s. w. sind sehr klein und erheischen daher nur eine sehr dünne Bedeckung: man findet, daß manche am liebsten keimen, wenn man sie einige Tage nach dem Aussäen nur mit feuchtem Moos bedeckt hat, wobei man jedoch sorgsam darauf achten muß, das Moos beim ersten Erscheinen der Pflanzen wieder zu entfernen. Es ist daher nicht genug zu empfehlen, daß man in allen Fällen die Oberfläche des Bodens recht sorgfältig ebne und die Samen ganz gleichmäßig und dünn darüber ausbreite, dann auf die schon erwähnte Weise mit feuchtem Moos bedecke oder einen leichten porösen Boden darüber breite (was unter Umständen sogar durch ein

Digitized by Google

Sieb geschehen muß) und daß dieser Boden die Eigenschaft habe, bei feuchtem Wetter nicht zusammenzulaufen, oder durch die Einflüsse von Sonne und Luft hernach zusammenzubacken.

KD.* Um Silbergeräthschaften zu reinigen, taucht man sie nach Rößler, mit einer Pincette erfaßt, auf wenige Augenblicke in eine mäßig concentrirte Lösung von Cyankalium. Die gelb oder schwarz angelaufenen Geräthe werden augenblicklich blank und man braucht sie nur noch mit Wasser abzuspülen.

Schrecklicher Tod. Von einem seltsamen Tode wird aus Brody berichtet: Drei Meilen von Brody machten im Lopatnuer Walde die dortigen Holzhacker neben einer großen alten Eiche Feuer. Einer von ihnen bemerkte in dem ausgehöhlten Stamme eine polnische Mütze, er griff danach und sah mit Entsetzen, daß sie einen Todtenschädel bedeckte und daß ein in Kleider gehülltes Skelet in der Höhlung steckte. Da es unmöglich war, durch die kleine Oeffnung den ganzen Leichnam herauszuziehen, mußte die Rieseneiche gefällt werden, und fand man bei diesem Skelett auch 1000 fl. in Barem, eine goldene Uhr und an den Fingern Siegelringe, welche Pretiosen vermuthen ließen, daß der Verstorbene von angesehener Familie gewesen. Nach der Meinung der „Gaz. Nar." ist dies die Leiche eines polnischen Insurgenten vom Jahre 1863, der vor einer ihn verfolgenden Patrouille sich in den Baum geflüchtet und aus der Höhlung nicht mehr herausgelangen konnte.

Ein moldau'scher Gutsbesitzer, M. A., ließ vor einiger Zeit, wie die Wiener Corr. erzählt, in einem vielgelesenen Blatte einen Heirathsantrag einrücken. Alsbald erhielt Herr A. als Antwort auf diesen Antrag ein wohlparfümirtes Briefchen auf Rosapapier, in welchem eine 25 Jahre alte Wittwe den Heirathslustigen mittheilte, daß sie gewillt wäre, sich abermals zu verehelichen; sie habe vor sechs Monaten ihren Mann verloren und von demselben 10,000 fl. und ein Gut bei Brünn geerbt. Der Heirathscandidat wurde ferner aufgefordert, sich, wenn er auf die Dame reflectire, an einem bestimmten Tage mit dem Frühzuge der Nordbahn auf dem Brünner Bahnhof einzufinden, woselbst ihn ihr Onkel erwarten und Beide dann auf das Gut zur Braut fahren würden. Der Brief trug die Unterschrift „Amalie v. L." Herr A. kam diesem Wunsch pünktlich nach. In Brünn angekommen, stellte sich ihm der angebliche Onkel der Frau A. v. L., ein stattlich aussehender Mann, als Herr Fränkl vor, führte den Brautwerber in eines der ersten Hotels und lebte mit demselben durch zwei Tage auf großem Fuße. An dem Tage, wo die Fahrt zur Braut angetreten werden sollte, war der feine Herr Onkel plötzlich verschwunden und mit ihm der Koffer des Herrn A., in welchem sich Effecten, Juwelen und Werthpapiere im Betrage von über 10,000 fl. befanden. Herr A., welcher nun erst zur Einsicht gelangte, daß er das Opfer eines schändlichen Gaunerstückchens war, machte sofort die polizeiliche Anzeige, der Telegraph spielte, und es gelang der Sicherheitsbehörde, den Gauner in Wien auszuforschen und zu verhaften.

Wie der „Soleil" erzählt, haben die bei Tuilerienbällen aufwartenden Dienerschaften nur eine Tasche, um das Schnupftuch einzustecken, an ihrer Livree. Alle übrigen Taschen sind fest zugenäht. Der neue Haushofmeister Dupuis ist auf diesen glücklichen Einfall gekommen, und es verschwinden seitdem an solchen festlichen Abenden weit weniger Trüffelhühner, sonstige Delicatessen und silberne Tafelstücke. Wie gut wäre es, wenn man auch manchem der Eingeladenen die Taschen zunähen dürfte, fügt der „Monde" seufzend bei. Auf den Bällen, welche der Herr Seine-Präfect auf Kosten der Stadt Paris gibt, soll es nach dem genannten Blatte am flottesten hergehen. Es werden dort an einem Abend oft 30,000 Gläser Gefrornes und eben so viel Gläser Punsch und das Uebrige im entsprechenden Verhältniß geschluckt.

Der Sultan hat für das Serail eine neue Kleiderordnung eingeführt. Die Damen müssen fortan mit Crinolinen, Corsetts, Glacéhandschuhen und in Frisur mit golddurchwirkten Schleiern erscheinen.

Verbrecher-Statistik. In den Gefängnissen der österreichischen Monarchie wurden zu Ende des abgelaufenen Jahres 33,950 Männer und 5018 Weiber verwahrt, welche einen Aufwand von 3,229,587 fl. verursachten. Da durch die Arbeiten der Sträflinge eine Summe von 618,217 fl. beigeschafft wird, so entfällt für den Staat noch eine Auszahlung von 2,611,370 fl.

Beruhigung.

Wenn dir zwei Sterne Liebe strahlten,
Und du dich ganz in ihnen fandst;
Wenn sie mit gold'nem Schmelz bemalten
Die heit're Welt, in der du standst.

Wenn sie nun nimmer leuchten wollen,
Und glanzlos dir verüberzieh'n:
So wolle nicht dem Schöpfer grollen,
Der ihnen ihre Bahn verlieh'n.

Denn außer deinen zweien leuchten
Noch viele Paare liebereich;
Mußt ihnen nur dein Sehnen beichten, —
Sie schimmern auch den frühern gleich.

L. R.

Räthsel.

Die es haben, sind es nicht,
Und die es sind, die haben's nicht!

Eigenthum, Druck und Verlag von Albrecht Schröder. — Verantwortlicher Redacteur: K. Pfisterer.

Digitized by Google

Das Novellenbuch.

Unterhaltungsblatt zum „Fortschritt“ („Fürther Abendzeitung“).

Nro. 9. Montag, den 29. Januar 1866. 2. Jahrgang.

Don Juan Manuel.

(Fortsetzung.)

Diese Worte fachten Don Juan Manuel's Eifersucht von Neuem zu hellen Flammen an. Jede Nacht verließ er mit dem Schlage der elften Stunde seine Wohnung und fragte, um der Stunde desto sicherer zu sein, den Ersten der ihm begegnete: Freund, wie viel Uhr ist es? Antwortete ihm der Unglückliche Elf! so stieß ihm Don Manuel mit den Worten den Dolch in's Herz: Wohl dem Menschen, der seine Todesstunde kennt.

„Die Polizei scheint damals in Mexico nicht sehr wachtsam gewesen zu sein.“

„Dasselbe sagte mein Vater selig und fügte hinzu, es habe damals weder Laternen, noch Nachtwächter gegeben; nur die Santa Hermandad —“

„Still, Meister! laßt mich Eure Geschichte weiter hören; möchte wissen, was der Teufel schließlich bei dem Handel gewinnt.“

„Zu befehlen, Ew. Gnaden.“

Lange trieb's so Don Juan Manuel und ganz Mexico war voll Furcht und Schrecken, weil fast täglich in der Vorstadt ein Ermordeter gefunden wurde, ohne daß man dem Angreifer auf die Spur kommen konnte.

Da brachte man eines Morgens in Don Manuel's Haus den Leichnam seines zärtlich geliebten Neffen, den er in der verflossenen Nacht, ohne ihn zu erkennen, ermordet hatte. Der Anblick dieser Leiche erregte in dem Mörder Gefühle des Entsetzens und schwer zu beschreibender Bekümmerniß, aber auch so heftige Gewissensbisse, daß er ohne Furcht vor dem Satan sich einem seiner Weisheit und Heiligkeit wegen allverehrten Franziscaner-Pater zu Füßen warf und ihm voll Reue und Zerknirschung seine ganze Schuld bekannte. Dieser in der Seelsorge höchst erfahrene Mann wollte, bevor er dem Pönitenten die Absolution ertheilte; die Aufrichtigkeit und Tiefe seiner Reue auf die Probe stellen und legte ihm auf, zur Buße seiner Verbrechen in drei aufeinander folgenden Mitternächten am Fuße des öffentlichen Galgens einen Rosenkranz für das Seelenheil der von ihm Ermordeten zu beten und, daß dies geschehen, ihm selbst am folgenden Morgen zu rapportiren.

Fest entschlossen seine Seele zu retten, unterzog sich Don Juan Manuel dem Befehle, und als es Mitternacht schlug, kniete er unter dem Galgen und betete trotz des Grausens, das sein Blut gerinnen machte, seinen Rosenkranz. Schon war dieser beendigt, und schon wollte sich Don Juan auf den Heimweg begeben, als er zu seinem größten Entsetzen folgende laut und deutlich, aber wie aus der Tiefe des Bodens herausgesprochenen Worte vernahm:

„Ein Vaterunser nebst Ave Maria für die Seele des Don Juan Manuel.“

Als er sich von seiner Ohnmacht erholte, graute bereits der Morgen, und sein erster Gang war, dem Pater das schreckliche Begebniß zu berichten. Dieser suchte ihn zu ermuthigen, bewies ihm, daß diese Buße zum Heil seiner Seele nothwendig sei und daß das, was er gehört zu haben glaube, nur ein Blendwerk des höllischen Feindes sein könne.

So ermuntert erschien Don Juan auch in der folgenden Nacht unter dem Galgen; noch hatte er aber seinen Rosenkranz nicht beendet, als er aus der Ferne eine lange Reihe brennender Lichter sich nähern und je zwei und zwei, wie eine Procession vorüber schweben sah, gefolgt von einer düstern, kantigen Masse, die in Mannesschulter Höhe über dem Boden nachschwankte. Don Juan blieb bei diesem Anblicke ziemlich tapfer, als er aber im Tone der vorigen Nacht die Worte vernahm:

„Ein Vaterunser nebst Ave Maria für die Seele des abgestorbenen hochachtbaren Herrn Don Juan Manuel,“

verlor er Muth und Bewußtsein. Am Morgen war er in aller Frühe beim Pater, betheuerte die Probe nicht zum dritten Male bestehen zu können und bat, die Absolution ihm nicht länger vorenthalten zu wollen. Dem Pater mochte dies selbst nicht länger mehr

Digitized by Google

gerechtfertigt erscheinen, doch mußte Don Juan versprechen, auch die Nacht nach erhaltener Lossprechung unter dem Galgen zu beten.

„Ich wette, diese Nacht ging's ihm schlecht, denn nun folgt die Strafe."

„Und wie folgte sie! das Haar auf dem Haupte könnte sich darob emporrichten."

In jener Nacht ging Don Juan Manuel, wie er versprochen hatte, unter dem Galgen zu beten, und als die Sonne die Stätte beleuchtete, schaukelte sein Leichnam im Morgenwinde.

„Aber wer, glauben Ew. Gnaden, hat ihn gehenkt?"

„Quien sabe! Sollt's der Pater gewesen sein?"

„Aber wie können Ew. Gnaden so was denken!"

„Nun, so ist's der Teufel gewesen."

„Weit gefehlt! die ihn gehängt haben, — — waren — errathen Sie's nicht? — waren — die Engel waren's."

„Aber, lieber Meister! Hierin läge ja gar keine Gerechtigkeit. Zuvor hätte Don Manuel den Teufel hängen müssen, der einzig und allein an Allem schuld war."

„Gleichwohl ist's ausgemacht, die Engel thaten's, und bis auf den heutigen Tag hat in ganz Mexico Niemand anders geglaubt."

„Sagt die Geschichte nicht, ob die Witwe wieder heirathete?"

„Ich weiß nur, daß diese Straße seitdem Juan Manuel's Straße heißt."

„So stand hier sein Haus?"

„Genau auf der Stelle, behauptete mein Vater, die jetzt das Hintergebäude des Klosters San Bernhard einnimmt, denn es wurde auf Befehl der Audiencia niedergerissen."

„Ohne Zweifel waren die Oidores mit den Engeln im Einverständniß, was nicht gerade selten gewesen sein soll. Wer möchte in solcher Zeit gelebt haben!"

„In Betreff der Audiencia hörte ich meinen Vater sagen, der Rendant des Klosters San Bernhard, ein ehemaliger vertrauter Freund Ihres seligen Vaters, besitze, ich weiß nicht was für Papiere, aus denen zu ersehen sei, was mit dem Haus und den übrigen Gütern Don Juan Manuel's geschah."

Als ich meinen Barbier verließ, geschah es in der Absicht, meinen Freund, den Sohn des oben erwähnten Rendanten aufzusuchen, weil er möglicherweise die interessanten Papiere noch haben konnte. Solche, vom Vater auf den Sohn sich forterbende Erzählungen, sagte ich zu mir selbst, gründen sich alle auf ein wirkliches Ereigniß und hat die Geschichte Don Juan Manuel's auch keine universalhistorische Bedeutung, so mag sie für die Specialgeschichte Mexico's interessant genug sein. Einige Minuten nach dieser Reflexion befand ich mich in der Wohnung meines Freundes, erklärte ihm den Zweck meines Besuches und bald waren wir eifrig beschäftigt, vergilbte Aktenfascikel aus staubigen Gräbern hervorgehen zu lassen und zu durchstöbern. Lange fanden wir nicht, was ich suchte; meine Ungeduld wuchs und meine Eigenliebe fühlte sich gekränkt, am Fuß meiner Erzählung für deren Authenticität keine bessere Bürgschaft nennen zu können, als den Namen meines Barbiers. Des vergeblichen Suchens müde, wollten wir schon die Hoffnung aufgeben, als uns ein Umschlag mit losen Blättern in die Hände fiel, die aber mit so wunderlichen Zügen bedeckt waren, daß man sie für kabbalistische Zeichen hätte halten können.

„Was wetten wir? Es sind die Papiere, die wir suchen."

„Unmöglich; der Charakter dieser Schrift spricht für ein Datum, älter, als die Entdeckung von Amerika."

„Man täuscht sich darin sehr leicht; ich kann Dir weit jüngere Handschriften zeigen, die nicht weniger unleserlich sind."

„Gleichwohl kann hier kein Zweifel obwalten. Der Charakter dieser Schrift ist derjenige, den Pater Terreros den kortezianischen nennt, und das jüngste Schriftstück darin datirt vom Anfang der Regierung der katholischen Könige Spaniens."

„Ich möchte sie eher für die Kanzleischrift halten, die während der Zeit von 1590 bis 1610 üblich war."

„Es kann nicht sein; die Züge sind —"

„Es kann recht wohl sein; sieh diesen Schnörkel! offenbar eine Abbreviatur für —"

Der Streit endete damit, daß ich die Papiere mit nach Hause nahm.

(Fortsetzung folgt.)

Chinesische Pietät gegen Verstorbene.

Die Verehrung, welche die Chinesen ihren Familienhäuptern widmen, hat ihren Leichenbegängnissen einen eigenthümlichen Charakter

Digitized by Google

verliehen. Der Sterbende wird gewöhnlich in das beste Zimmer des Hauses oder in die Hauscapelle getragen. Man richtet seinen Kopf nach Osten und bedeckt sein Gesicht mit einem leinenen Tuche, um zu wissen, wenn er zu athmen aufhört; zuweilen gibt man ihm auch eine kleine Geldmünze in den Mund, um den Fährmann in der Unterwelt zu bezahlen. Manchmal wird auch das Geld in einen Fluß geworfen, dessen Wasser dazu dient, den Todten zu waschen; manchmal macht man auch ein Loch in den Plafond, um das Scheiden der Seele zu erleichtern. Der Todte wird ganz angekleidet in einen mit Kalk und Oel versehenen Sarg von dickem, schwerem Holz gelegt; sein Bild, in einem prachtvollen Costume, das oft weit über die Verhältnisse hinausgeht, und mit einem grünen Mantel bekleidet, wird über einem Tische, oder einem Hausaltare befestigt, auf welchem einige Opfergaben dargebracht sind und grüne Kerzen brennen; eine vor dem Portrait angebrachte Tafel zeigt an, daß zur Zeit der und der Dynastie die berühmte Seele des und des Mannes die Erde verlassen. Die Familie ist zur Tieftrauer in weiß und gelb oder weiß mit gelben Streifen gekleidet. Die Wittwe hat um den Kopf ein weißes Tuch; der Sohn ist mit Lean-Kwan coiffirt und trägt die Zeichen der Tieftrauer, die Myao-J heißen; später zieht er erbärmliches Zeug, Ma-J an; er trägt weißgelbe Schuhe und den Trauerstock. Die kleine Trauer wird 3 Jahre oder wenigstens 27 Monate getragen. Die Verwandten und Freunde erscheinen gewöhnlich weiß oder blau gekleidet, und mit weiß aufgeputzten Hüten; sie beugen einer nach dem andern vor dem Bilde die Knie und werfen sich dann auf einen grünen Teppich mit schwarzen Rändern zur Erde. Den Verwandten und Freunden wird ein Leichenschmaus gegeben; Trankopfer werden dargebracht; an die Thüren werden kleine blaue Papiere geheftet, um dem Publikum die Trauer anzuzeigen. Man brennt gewöhnlich viele Petarden ab, auch Papiere, welche Silberwaaren vorstellen, werden verbrannt, ferner papierne Münzen, Pferde, Kleider, Schiffe u. s. w., alles von Papier und Darstellung derjenigen Gegenstände, mit welchen man den Todten in der andern Welt zu versehen wünscht. Im Herbst und Frühjahr besucht man die Gräber; die Reichen bringen 5 Opfer hin, ein Schwein, ein Huhn, eine Ente, eine Gans, einen Fisch, 5 Schüsseln mit Obst, Branntwein u. s. w., und man richtet an den Todten ein Gebet, wobei man sich zur Erde wirft, und das nennt man: ein Grab ausfegen.

Obstbäume zu Zäunen an Eisenbahnen.

KD.* Herr Barral empfiehlt Varangot's, Baumschulenbesitzer zu Melun, Vorschlag, statt der kostspieligen Reifiggzäune oder der Nichts einbringenden lebenden Hecken solche von Fruchtbäumen in Form geneigter Cordons anzuwenden; derselbe will durch seine Versuche gefunden haben, daß unter ganz gewöhnlichen Verhältnissen innerhalb fünf Jahren der Werth der Ernte alle gemachten Auslagen vollständig ersetze, und daß der Ertrag der folgenden Jahre eine nicht unbedeutende Rente gewähre. Die Fruchtbäume sollen in schrägen Cordons, je 1½ Fuß von einander entfernt, gezogen werden, und zwar an einem Gitter von Eichen-, Kastanien- oder Akazien-Holz von 4½ bis 5 Fuß Höhe. Mittels einer besondern Art des Pfropfens soll das ganze Gitter vollständig gedeckt werden, so daß, wenn es nach etwa 10 Jahren unbrauchbar geworden ist, die Gegenbäume eine genügende Stärke erlangt haben, um des Gitters zu entbehren und eine wirkliche Holzwand zu bilden. Hauptsächlich sollen Aepfel- und Birnbäume verwendet werden, und unter diesen Wintersorten mit großen Früchten, welche im Januar oder Februar erst ihre Speise-Reife erlangen und um diese Zeit theuer bezahlt werden. Varangot ist der Ansicht, daß vom vierten Jahre an die Bäume vollständig entwickelt sind, und daß sie im dritten Jahre einen Ertrag geben, der mindestens die Zinsen der ersten drei Jahre deckt, daß aber der größere Ertrag des vierten Jahres genügt, die Zinsen und die Ausgaben für die nöthig werdenden Ergänzungen zu decken. Man kann daher erst vom fünften Jahre an auf einen wirklichen Ueberschuß rechnen. A. Ferlet, welcher das Project veröffentlicht, bemerkt, daß dasselbe in der Praxis bedeutenden Modificationen unterliegen würde. Zunächst würde eine kostspielige Ueberwachung zur Reifezeit und an zweiter Stelle eine ansehnliche Summe für Hilfsarbeiter des Obergärtners nothwendig sein; auch seien die unvorhergesehenen Ausgaben zu gering veranschlagt.

Digitized by Google

An Galileo Galilei.

„Und sie bewegt sich doch!“ Aus Kerkergittern
Drang dieses Wort zu Papst und Cardinälen,
Sie konnten grausam Deinen Körper quälen,
Doch nimmermehr den freien Geist zersplittern.

„Und sie bewegt sich doch!“ Das macht erzittern
Noch heut zu Tag der Pfaffen feige Seelen;
So lang die Sonne scheint, wird man's erzählen,
Und alle Bullen wird dies Wort zerknittern.

Doch Du, empfang in Deinem Geisterlande
Die höchsten Huldigungen aller Zeiten!
Der Wahrheit gabst das Leben Du zum Pfande;

Nun trägt sie Deinen Namen in die Weiten
Und pflanzet ihn zu Roms Schimpf und Schande
Als Obelisk auf — in den Ewigkeiten.

(Kirchenjackel.)

Allerlei.

Blaustrumpf und Zeitungssetzer. Ein sonderbarer „Casus“ beschäftigt in diesem Augenblick einen deutschen Gerichtshof. Fräulein von **, ein pseudonymer Blaustrumpf hatte seit einigen Jahren die Feuilletons der verschiedenartigsten Zeitungen mit den Erzeugnissen ihres romantischen Kopfes überhäuft, um nicht überschwemmt zu sagen. Ihre Novelletten zeichneten sich in doppelter Hinsicht aus, einmal durch schlechte Handschrift, zweitens durch Langweiligkeit bis zur Unbehaglichkeit, und bereiteten gleichmäßig den Lesern, den Setzern und dem Corrector Aergerniß und Plage. Unter dem Eindruck dieser Stimmung fügte eines Tages der letztere dem Worte „Ende“, mit welchem eine in dem Grade, wie ihre Verfasserin überspannte Erzählung schloß, das Wort: „Gottlob!“ auf der Correctur dreifach unterstrichen hinzu. Sei es, daß der corrigirende Setzer ein geistreicher Schalk oder ein geistloser Einfaltspinsel war, das Schicksal wollte es: das Ende der Erzählung erschien in der betreffenden Zeitung, und daneben aus Frakturschrift das Wort „Gottlob!“ Die Blaugestrümpfte hat nun, weil sie in diesem Vorfall eine Schmähung ihrer Schriftstellerin-Ehre und eine Schmälerung ihres Erwerbes erblicken will, eine Klage auf Ehrengenugthuung und Schadenersatz gegen den Zeitungsherausgeber angestrengt. Sie verlangt Bestrafung des Letzteren wegen Fälschung ihrer Handschrift, da sie das Wort „Gottlob!“ nicht geschrieben habe. Der Zeitungs-Herausgeber wendete ein, daß hier ein unverschuldeter Casus vorliege. Der Gerichtshof trat dieser Ansicht bei und wies, bei nicht nachgewiesenem Schaden, die Klage ab. — Die Klägerin mußte die ihr Honorar weit übersteigenden Kosten zahlen.

Zweisilbige Charade.

Bin ich auch nicht, was Dir die erste Silbe sagt,
Bin doch am Gegentheil die zweite ich im vollen Maß.
Gewaltig ist der Mann, der mich vereint besitzt,
Doch glücklich, wer, bin ich getheilt, ein jedes ist.

P. R.

Rebus Nr. 1.

Auflösung der zweisilbigen Charade in Nr. 7.

Nachtlicht.

Richtige Auflösung ging ein von M. Felsenheld in Merzbach.

Eigenthum, Druck und Verlag von Albrecht Schröder. — Verantwortlicher Redacteur: K. Pfisterer.

Digitized by Google

Das Novellenbuch.

Unterhaltungsblatt zum „Fortschritt“ („Fürther Abendzeitung“).

Nro. 10. Donnerstag, den 1. Februar 1866. 2. Jahrgang.

Don Juan Manuel.

(Fortsetzung.)

Die Nacht schlief ich weder, noch putzte ich mein Licht aus Langweile. Mein ganzes Verlangen war, zur Wiederlegung meines Freundes ihm am andern Morgen die wahrhaftige Geschichte Don Juan Manuels vorlesen zu können.

Meine erste Arbeit mußte die sein, in Alphabet in diesem Schriftcharacter aufzustellen; allein die ersten Blätter enthielten so kurze und unregelmäßige Zeilen, daß ich sie für Verse hielt und bis zu gelegenerer Zeit bei Seite legen wollte, als mein Blick von einer schöner und leserlicher geschriebenen Zeile gefesselt wurde und — wer beschreibt die Wonne meines Herzens bei der Entzifferung der Worte:

Rotul
beiliegender Akten
betr.
Don Juan Manuel
de Solórzano.

Nun waren alle Schwierigkeiten gehoben. Ich stellte mein Alphabet auf, verglich die Abbreviaturen, übte mich im Lesen und hatte am folgenden Tage das Vergnügen, meinem Freunde das Resultat meiner Studien mittheilen zu können, wie ich es hier folgen lasse.

Geschichte Don Juan Manuel's.

Von 1623 bis 1640 lebte zu Mexico ein sehr vornehmer spanischer Edelmann, aus Burgos gebürtig, mit Namen Don Juan Manuel de Solórzano. Er war unter der Regierung des Vicekönigs Don Diego Carillo de Mendoza y Pimental, Conde de Gieto y Marques de Galves nach Amerika gekommen, dessen kurze Freundschaft ihm den versöhnlichsten Haß der Wölfe in Schafskleidern zuzog. Denn dieser energische Mann, der mit der Absicht in seine Provinz gekommen war, das Land von dem Gesindel zu säubern, welches öffentlichen Wege und selbst die Straßen der Hauptstadt unsicher machte und von dem die Chroniken erzählen, daß er während der kurzen Zeit seiner Regierung (1621 bis 1624) mehr Räuber hatte hängen lassen, als seit der Eroberung bis zu seiner Ankunft hingerichtet worden waren, überwarf sich eines Verbrechers wegen, der den höheren Ständen angehörte, und in dem Kloster der Dominikaner Zuflucht gefunden hatte, mit dem Erzbischof von Mexico, Don Juan Perez de la Salerna, und der Audiencia und mußte sammt Don Juan Manuel, der ihn in der Entlarvung mehrerer Mitglieder der Audiencia und des Erzbischofs selbst als Schützers und Begünstigers des Räuberwesens, als eines gemeinen Wucherers und der Bestechung zugänglichen Richters unterstützt hatte, vor dem von seinen Gegnern aufgehetzten Pöbel am 15. Januar nach dem Kloster San Francisco flüchten, wo er bis zu seiner Rückkehr nach Spanien blieb, während welcher Zeit die Audiencia die Regierung in die Hände nahm und alle diejenigen mit ihrer Rache verfolgte, welche sie als des Vicekönigs Räthe und Freunde betrachtete. Zwar wurde der Erzbischof nach Spanien abberufen und der Inquisitor von Valladolid erschien, die Untersuchung gegen die Anstifter des Tumults zu führen; allein diese lief ohne bedeutende Bestrafungen ab und der neue Vicekönig Don Rodrigo Pacheco Osorio, Marques de Cerralvo vermied so sehr jeden Zwist mit dem Clerus und der Audiencia, daß er zwar als ein unermeßlich reicher Mann im Jahre 1635 nach Spanien zurückkehrte, aber sein Ansehen wenig gefürchtet war. Don Juan Manuel war es gelungen aus seinem Asyl nach Zacatecas zu entkommen und hatte dort, vom Glück begünstigt, im Betrieb von Minen ein großes Vermögen errungen. Nachdem die Vicekönigswürde auf Lope Diaz de Armendaris, Marques de Cadereita übergegangen war, folgte er jedoch einer Einladung dieses Mannes, kehrte nach Mexico zurück und trat bald in so vertrauliche Beziehungen zu seinem Schützer, daß, als er 1636 die einzige Tochter eines reichen Minen-

Digitized by Google

besitzers von Zacatecas Donna Mariana Laguna heirathete, die Neuvermählten ein mit dem Palast des Vicekönigs in Verbindung stehendes Haus bezogen. Diese Nachbarschaft knüpfte die freundschaftlichen Bande noch enger und Don Manuels Einfluß auf den Vicekönig war in dessen argwöhnischem, vorsichtigem und wachsamem Benehmen nicht zu verkennen. Alle, deren Interessen durch diesen Einfluß gefährdet schienen, warteten nur des günstigen Augenblickes um noch einmal den Pöbel in den Kampf zu führen. Plötzlich verlautete es, der Vicekönig wolle Don Juan Manuel die General-Administration aller Zweige der Königlichen Einkünfte und folglich auch die Controlle über die nach der Halbinsel (Spanien) abgehenden Flotten*) übertragen. Diese Maaßregel gefährdete so ernstlich den ungeheuren Unterschleif, den sich Geistliche und das hohe Beamtenthum erlaubten, daß ein offener Aufstand in Scene gesetzt wurde; aber der Vicekönig war auf seiner Hut und die Revolte verpuffte ohne Schaden anzurichten. Darauf wandte sich die Audiencia und der Erzbischof, die von jener Maaßregel die empfindlichsten Nachtheile für das eigene Interesse, wie für das des römischen Stuhles und seiner Legate fürchteten, mit Klagen und Vorstellungen an den Hof zu Madrid, dem sie den Marquis und dessen Günstling in den häßlichsten Farben darstellten und eine viel gefährlichere Empörung, als die, welche zwölf Jahre früher unter dem Marquis de Galves desselben Günstlings wegen Neuspanien erschüttert habe, als unausbleiblich weissagten. Die Gründe, durch welche der Vicekönig seine Maaßregel rechtfertigte, müssen in der That sehr überzeugende gewesen sein, da sie sogar die großen Geldsummen unwirksam machten, mit welchen die Audiencia bei Hofe ihre Beschwerden belegt hatten. Denn Philipp IV. hieß die Schritte des Marquis gut und bestätigte Don Juan Manuel in den ihm übertragenen Befugnissen.

Mit dem Schiffe, welches diese Botschaft des Königs überbrachte, erhielt Mexico zugleich die dort nicht unwahrscheinlich klingende Nachricht von großen Siegen, welch die spanische Armee unter dem Prinzen vor Savoyen in Frankreich erfochten habe, wo sie bis Pontoise vorgedrungen sei und be reits Paris in Schrecken setze. Die erst Quelle dieser falschen Gerüchte ist niemals aufgefunden worden. Sie kamen aber einer Dame von ausgezeichneter Schönheit sehr zu Statten, die mit demselben Schiffe zu Veracruz gelandet war. Sie nannte sich Donna Ana Porcel de Balasco und gal sich für die Witwe eines hochgestellten Marine-Offiziers aus, die ein Zusammentreffen unglücklicher Ereignisse nöthige, den Schutz des Vicekönigs anzunehmen, der sie unter bessern Umständen kennen gelernt und ihr sogar Huldigungen erwiesen habe. Auch war der Vicekönig kaum von der Ankunft dieser Dame unterrichtet als er eine Unterredung mit Don Juan Manuel suchte, nach welcher dieser mit allen Reisebedürfnissen einer vornehmen Dame versehen, nach Veracruz reiste, während Donna Mariana ihre bisherige Wohnung verließ und ein Haus in der Calle nueva bezog. Die Veränderung der Wohnung Don Juan Manuel's wurde von dessen Feinden als in Folge eines königlichen Befehles betrachtet, da man nicht verfehlt hatte, darauf aufmerksam zu machen, das Ansehen des Vertreters der Krone verliere beim Volke, das nicht gewohnt sei, die Vicekönige in so vertraulichem Umgange mit Privaten zu sehen. Die Abreise Don Juan Manuel's nach Veracruz konnte nicht auffallen, mußte vielmehr als eine Consequenz seiner amtlichen Stellung erscheinen und, als endlich Donna Ana tief verschleiert in Merico anlangte und in der von Don Juan Manuel verlassenen Wohnung abstieg, bildete sie freilich eine Zeit lang den Gegenstand der Unterhaltung und reger Neugierde, aber Niemand dachte daran, daß die Beschützung einer Dame als Hochverrath gedeutet werden könne.

(Schluß folgt.)

*) Die vereinigten Kauffahrteischiffe, welche theils für Rechnung des Königs, theils für Rechnung von Privaten befrachtet, jährlich einmal unter dem Schutze Königlicher Kriegsschiffe von Amerika nach Spanien und umgekehrt gingen.

Magnesiumlampen.

K. D.* Nachdem einmal festgestellt wa daß Docht und besonders Band die bes Form des Magnesiums ist, wenn es al Leuchtmaterial verwendet werden soll, ka es darauf an, einen Apparat zusammenz stellen, der immer gerade so viel Docht a

Digitized by Google

wickelt, als durch die Verbrennung verzehrt wird. Der Amerikaner Alonzo Grant läßt nun diese Abwickelung durch ein Uhrwerk besorgen. Früher bestand ein großer Nachtheil des Magnesiumlichtes darin, daß es häufig verlosch, wahrscheinlich weil der Docht kleine Sprünge oder Blasen besaß oder durch fremde Substanzen verunreinigt war. Inzwischen hat sich die Fabrikation so verbessert, daß der Docht eine früher nicht geahnte Dehnbarkeit erlangt hat und das Verlöschen ist dadurch bedeutend seltener geworden, besonders wenn Band angewendet wird. Mit Sicherheit kann man auf ruhiges Fortbrennen rechnen, wenn man ein doppeltes Band gebraucht. Denn es ist sehr unwahrscheinlich, daß beide Bänder gleichzeitig verlöschen und so wird die Verbrennung des einen durch das andere unterhalten. — Das Magnesiumlicht hat die Eigenschaft, alle Farben völlig ebenso erscheinen zu lassen, wie das Sonnenlicht, eine Eigenschaft, die sich in Färbereien, Ausschnitthandlungen und ähnlichen Etablissements benützen ließe, um am Abend oder bei trübem Wetter Zweifel in Bezug auf die Farben der Stoffe zu beseitigen.

Conserviren geräucherten Fleisches und Einfluß des Zustandes der Thiere vor dem Schlachten auf die Beschaffenheit des Fleisches nach ihrem Tode.

KD.* Als bestes Mittel, alles geräucherte Fleisch, Speck, Schinken, Würste u. s. w. gegen Maden zu sichern, bezeichnet Dr. Neßler, dieselben in getrocknete, durchgesiebte Buchenasche zu legen. Man streut nämlich in einen Kasten, der an einem trockenen und luftigen Orte stehen muß, etwas Asche auf den Boden, legt sodann das geräucherte Fleisch u. s. w. hinein, streut Asche darauf und fährt so fort, bis der Kasten voll ist. Man muß jedoch Alles mit Asche bedecken, damit kein Insekt seine Eier an das Fleisch legen kann. Vor dem Gebrauch läßt man das auf diese Art eingepackte Fleisch mit einer trockenen oder nassen Bürste vom Schimmel, der sich vielleicht daran gesetzt, der aber dem Wohlgeschmack nicht schadet, reinigen. Auf diese Art tritt kein Fett aus dem geräucherten Fleische, und es bleibt ein ganzes Jahr hindurch und länger saftig und gegen alle Würmer gesichert. Der Reinlichkeit wegen kann man es vor dem Einlegen in die Asche mit Papier umwickeln. — Bei allem Aufbewahren von Fleisch ist der Gesundheitszustand, in welchem sich das Thier vor dem Schlachten befunden hat, von großem Einfluß; es ist nicht zu bezweifeln, daß manche krankhafte Zustände, die an und für sich das Fleisch nicht ungenießbar machen, doch dazu beitragen, daß das Fleisch sich weniger gut aufbewahren läßt. Dasselbe gilt vom Fleisch, wenn die Thiere vor dem Schlachten weit getrieben oder gar gehetzt werden; durch dieses Abmatten oder Aufregen der Thiere wird das Fleisch weniger haltbar. Ebenso nachtheilig wirkt das feste Binden der Thiere; so ist besonders bei den Schweinen nachgewiesen, daß die Schinken sich weniger gut halten, wenn die Füße vor dem Schlachten der Thiere fest gebunden waren, hauptsächlich wenn letztere in dieser Weise auf eine größere Entfernung getrieben wurden. Durch das Binden wird der richtige Blutumlauf gehindert, es bleibt mehr Blut zurück, was dann das Verwesen befördert. Zum Einsalzen werden die Stücke bald nach dem Schlachten womöglich noch warm verwendet.

Allerlei.

KD.* Ein neuer Lampenputzer. Derselbe ist für Petroleum-Lampengläser zu gebrauchen, da diese eine stark birnenförmige Form haben, für welche der neue Lampenputzer eingerichtet ist. Er besteht aus zwei gekreuzten, in einem Bogen geführten und an einem Stiele mit den 4 Enden befestigten Uhrfedern. Dort, wo sich die Federn kreuzen, führt ein Stengelchen herab mitten durch den Stiel und ragt noch etwas darüber hinaus, so daß man mittelst Verschiebung desselben die gekreuzten Federn mehr oder weniger ausbauchen kann. Ueber diese Federn kommt nun das den Schmutz aufnehmende Tuch und wird sofort das Instrument in das Lampenglas eingeführt, wo es sich an allen Wänden ganz vollkommen anlegt und nach einigen Umdrehungen eine leichte und schnelle Reinigung des Glases bewirkt.

Luxus am Kaiserhof zu Wien. In einem Bericht über den jüngsten Hofball in Wien wird die Erscheinung der Kaiserin folgendermaßen geschildert: Ihre Majestät die Kaiserin, deren blühendes Aussehen allgemeine Bewunderung erregte, trug ein weißes Atlaskleid, darüber einen weißen, mit Silber durchwirkten Gaze-Ueberwurf, welcher, leicht und luftig über das schimmernde Unterkleid niederwallend, in einer langen Schleppe endete; in den Haaren, welche zurückgestrichen in

Digitized by Google

üppigen Locken in den Nacken fielen, blitzte ein reicher Brillantschmuck; ebenso funkelte das Corsage Ihrer Majestät, welches zuerst von Maria Theresia getragen wurde. Die Kaiserin hatte ein Bouquet von ganz besonderer Pracht in der Hand, brennend rothe Blumen, Blüthe an Blüthe, in jeder derselben ein glitzernder Thautropfen durch einen Brillant von reinstem Wasser dargestellt.

Ein kleines Versehen. In der Symphonie-Soirée am Freitag im königl. Opernhause zu Berlin erschien auch, so berichtet das „N. A. Z.“, als das Concert schon begonnen hatte, ein sehr bekannter hoher Militär, der vergebens nach seinem Platze suchte. Von den anwesenden Officieren sah man den Einen plötzlich ein Gespräch mit einer hinter ihm sitzenden Dame anknüpfen, und als er sich wieder zurückwendete, war der vorher offene Kragen zugehakt; ein Anderer ließ zufällig sein Programm fallen, und als er es aufgehoben hatte, war das Lorgnon, welches vorher auf der Uniform herausblinkte, nicht mehr vorhanden. Aber der alte Militär achtete nicht darauf, er hatte genug zu thun, alle Grüße zu erwidern, die ihm von Seiten der Damen zukamen, und er setzte sich auch hier und da einen Augenblick zu einer derselben — aber der Platz war immer nicht der richtige. Die Stubennummer stimmte nicht mit der Nummer seines Billets. „Zeigen Sie mir doch Nummer 1866“, befahl er endlich dem Capelldiener, der ihm schon zur Dienstleistung entgegenkam. „Excellenz haben Nummer so und so,“ entgegnete dieser. „Hier ist der Platz.“ — „Aber auf meinem Billet steht doch 1866?“ — „Zu Befehl, Excellenz, Symphonie-Soirée, Nummer so und so auf das Jahr 1866.“

Vom kaiserlichen Prinzen in Frankreich erzählt man Folgendes: Einem Voltigeur der kaiserlichen Garde wurden vor einigen Tagen in einem Tabakskladen 1500 Fr. entwendet, die er als Ersatzmann erhalten und für seine alten Eltern bestimmt hatte. Er war ganz trostlos darüber, dieselben in ihrem hohen Alter nicht unterstützen zu können. Seine Kameraden sammelten unter sich, um ihm zu helfen, etwas für dieselben thun zu können, doch es kam nur eine kleine Summe zusammen. Vor einigen Tagen hatte die Compagnie des Voltigeurs die Wache in den Tuilerien. Der kaiserliche Prinz ließ den commandirenden Offizier derselben zu sich rufen und übergab ihm 1500 Fr. mit der Bitte, sie dem Soldaten zu übergeben. „Ich habe,“ sagte der Prinz, „den Verlust dieses Geldes und den Gebrauch, wozu es bestimmt war, erfahren. Uebergeben Sie ihm diese Summe von meiner Seite, es ist ein kleines Geschenk des Grenadiers für den Voltigeur.“

Ein Berliner Lebensbild. In einem Dachstübchen einer Vorstadt Berlins — erzählt ein dortiges Blatt — wohnt eine Bettlerin, deren gegenwärtiges Leben, die Folge menschlicher Leidenschaft und Verzweiflung, ein Bild des gräßlichsten Elends ist. Einstmals war sie eine beliebte Sängerin, welche durch ihre Schönheit und Liebenswürdigkeit stets einen Kreis von Anbetern um sich versammelte. In ihrer Glanzperiode machte sie in Hamburg die Bekanntschaft eines Assessors, eines vermögenden und durch sein äußeres Auftreten besonders hervorragenden jungen Mannes. Sie genossen des Lebens höchste Wonne und Lust drei Jahre hindurch, welche sie bald auf Reisen, bald in Hamburg selbst verlebten; doch die Katastrophe blieb nicht aus. Das Vermögen des Assessors war am Ende dieser Zeit verschwunden, der Glücksstern erloschen, und zwei Kinder waren die Zeugen ihrer Liebe. Eines Tages reiste der Assessor heimlich ab und ließ Mutter und Kinder im Stich. Die Verlassene wollte wieder zum Theater zurückkehren, allein ihre Stimme war gebrochen, sie fand weder in Hamburg noch in Berlin eine Anstellung. Die Noth ließ sie jetzt immer mehr sinken, und der Genuß von Spirituosen brachte sie vollends an den Bettelstab. Gegenwärtig schickt sie täglich ihre Kinder aus, um Geld durch Betteln zu erwerben. Scandalscenen, welche sich öfter ereigneten, wenn die armen Creaturen der habsüchtigen Mutter keine gute Ernte nach Hause brachten, hatten schon lange den Unwillen der Hausbewohner erregt; am Donnerstag Abends jedoch war der Lärm so gewaltig, das wahrhaft herzzerreißende Geschrei der Kinder so markerschütternd, daß ein erst kurze Zeit darunter wohnender Herr, dessen Erbitterung bis aufs Höchste gestiegen war, die Treppe hinaufsprang, um die unnatürliche Mutter der Polizei zu übergeben; aber wer beschreibt seinen Schrecken, als er aus den von den Furien der Leidenschaften zerrissenen Gesichtszügen der Thäterin seine ehemalige verlassene Geliebte erkennt! Die gehobene Rechte sank herab, und sprachlos stand er mit gesenktem Haupte. Möge er wenigstens an den armen Kindern wieder gut machen, was er verschuldet.

Lebensquell.

Was träumest du, Knospe am Rosenstrauch,
Und hängest dein Köpfchen zur Erde?
Umkost dich doch lockend des Frühlings Hauch;
Erwache, zum Röschen uns werde! —

„Laß mich noch träumen bis zum Morgen,
Will ohne ihn nicht froh erseh'n,
Von ihm will ich mein Leben borgen,
Er soll mich auch erwachen seh'n.“ —

Und siehe, der dämmernde Schatten flieht,
Es perlet der Thau in der Sonne;
Die küsset die Knospe, die Knospe glüht
In rosig entfalteter Wonne. —

L. R.

Auflösung des Räthsels in Nr. 8.
Kinder.

Eigenthum, Druck und Verlag von **Albrecht Schröder.** — Verantwortlicher Redacteur: **L. Pfisterer.**

Digitized by Google

Das Novellenbuch.

Unterhaltungsblatt zum „Fortschritt“ („Fürther Abendzeitung“).

Nro. 11. Montag, den 5. Februar 1866. 2. Jahrgang.

Don Juan Manuel.

(Schluß.)

Die Ereignisse, welche auf jene erste Periode des damaligen spanisch-französischen Krieges folgten, blieben in Mexico lange unbekannt und vergebens suchten die Feinde des Vice-Königs und Don Manuels nach einer Fuge, um mit Erfolg die Hebel ihres Hasses einzusetzen. Da erhielt plötzlich und unvermuthet im August des Jahres 1640 der Marquis von Cadereita einen Nachfolger in dem Herzoge von Escalona, Don Diego Lopez Pacheco Cabrera y Bobadilla, Marques de Vilena und Grand von Spanien.

Auf die Abberufung des Marquis hatten die Besorgnisse wegen des Aufstandes von Catalonien und das Glück der französischen Waffen den größten Einfluß geübt und der Abfall Portugal's hatte das Mißtrauen der spanischen Regierung gegen ihre Statthalter in solchem Grade gesteigert, daß selbst der Herzog von Escalona ihr nicht durchaus unverdächtig schien. Der Bischof von Puebla, Juan de Palafox, der schon seit der Regierung des Marquis von Cerralvo die Amtsführung der Vicekönige als Visitador und Comisionado überwachen mußte, erhielt in Folge dessen geheime Instructionen, welche ihm die schärfste Vorsicht anbefahlen, und ausgedehnte Vollmachten für Fälle, die sein Ermessen als dringend erkennen würde.

Zugleich mit dem Aufstande in Catalonien wurde es in Mexico bekannt, daß Donna Ana die Gattin eines bei einem frühern Aufstandsversuche gefangenen und erschossenen catalonischen Edelmanns von großem Einflusse gewesen war und die Audiencia ergriff begierig die dargebotene Hoffnung Don Juan Manuel zu verderben. Kraft Mandats des öffentlichen Anklägers (Alcalde del crimen), Don Franzisco Velez de Pereira, eines nahen Anverwandten jenes oben erwähnten Verbrechers, wegen dessen sich der Marquis de Galves mit dem Erzbischofe überworfen hatte, wurde Don Juan Manuel wegen Hochverraths verhaftet und die Untersuchung mit dem lebhaftesten Wunsche geführt, ihm eine Schuld aufzubürden. Die Aussichten, ihren Zweck zu erreichen, waren für die Feinde Don Juans geringe und verminderten sich von Tag zu Tag; im gleichen Grade wurde aber auch die Untersuchung hingeschleppt und dem Gefangenen die Haft so unerträglich als möglich gemacht, vielleicht in der Hoffnung, ihn zu einem Fluchtversuch anzureizen, den man dann als Indicium seiner Schuld hätte darstellen können. Don Juan war indessen zu besonnen und ertrug standhaft und gelassen alle Qualen einer Haft, deren Ende sich nicht berechnen läßt.

In dieser Lage erfuhr er von einem Freunde, Don Prudencio de Armendia von Orizaba, der unter derselben Anklage stand, Donna Ana beschützt zu haben, daß der Alkalde, der ihn hatte verhaften lassen, Donna Mariana häufiger und länger besuche, als es die Höflichkeit gestatte, oder der Wunsch ihr nützlich zu sein, rechtfertige; zugleich erhielt er die Mittel sein Gefängniß heimlich zu verlassen, um seine Frau beobachten zu können. Mehrere Nächte ging Don Juan in dieser Absicht aus; in einer derselben erschlug er den Alkalden fast in den Armen seiner ungetreuen Gattin und begab sich darauf in sein Gefängniß zurück.

Die Folge dieser raschen That war, daß der Vicekönig, der bisher nur geringen Antheil an Don Juan's Schicksal genommen und sich jeder Einmischung in die Untersuchung enthalten hatte, entschieden auf seine Seite trat und entweder seine Freiheit, oder den Beweis seiner Schuld forderte. Die Audiencia durfte es ihrerseits nicht wagen, dem Publikum die Veranlassung des Mordes bekannt werden zu lassen, und schon zweifelten Don Juan Manuels Freunde nicht mehr daran, daß er siegreich aus dem Kampfe hervorgehen werde, als man eines Morgens, es war im Monat October 1641, seinen Leichnam am öffentlichen Galgen aufgehenkt fand, — eine der düstern und eigenwilligen Einmischung der geistlichen Gewalt und ihrer Anhänger in die Gerechtigkeitspflege ganz entsprechende That jener Zeit! —

Digitized by Google

Der Vicekönig, weit entfernt, diese Verhöhnung seines Ansehens stillschweigend zu dulden, bot Alles auf, das unheimliche und gewissenlose Treiben der dermaligen Klerikalen aufzudecken und zu bekämpfen; allein auch er unterlag. In der Nacht vom 9. Juni 1642 kam der Bischof von Puebla heimlich nach Mexico, versammelte die Mitglieder der Audiencia, ließ kraft der vom Hofe erhaltenen Vollmachten den Vicekönig verhaften und nach dem Kloster Churubusco abführen, von wo er später nach San Martin Texmelucan gebracht wurde, und schenkte seine Güter, wie er es bereits mit denen Don Juan Manuel's gemacht hatte, der Kirche unter der Phrase: „zum Wohl der Armen." — Zwar wurde der Herzog nach seiner Rückkehr nach Spanien für unschuldig erklärt und sogar in seine Würde wieder eingesetzt; da er aber die Vicekönigswürde gegen die Statthalterschaft von Sicilien ausschlug, so blieb sein Feind, der genannte Bischof von Puebla an der Regierung und benutzte die Zeit seiner Herrschaft, die Gewalt der Audiencia durch neue Ordonanzen zu befestigen und auszudehnen.

„Wie mancherlei gibt diese Geschichte zu denken!" sagte mein Freund mit einem seiner gewöhnlichen Seufzer. „Das also ist der Kern des Märchens von dem Teufel und dem Galgen und den Engeln, das man dem dummen Volke aufgebunden hat. — O tempora! o mores!" —

Dieses Blatt gehört den Schneidern.

Es war im Jahre 1840, als Prinz Albert von Sachsen-Koburg, Gemahl der Königin von England, eine Deputation der ehrsamen Schneiderzunft empfing, welche ihm die Bitte vortrug, die Ernennung zum Ehrenmitgliede der Londoner Schneiderzunft huldvollst anzunehmen. Als der königliche Prinz seine Einwilligung aussprach, wurde der Tag zur betreffenden Festlichkeit bestimmt.

Am 3. Mai, es war an einem Sonnabend, begab sich Prinz Albert in die Versammlung der Schneidermeister in der Tread-needlestreet, um die nöthigen Attribute der alten Zunftgenossenschaft in Empfang zu nehmen. Der Schneidermeister William Gilpin hielt die Anrede an Se. königliche Hoheit und nahm in Aller Namen den Prinzen als Ehrenmitglied in die Zunft auf. Der Prinz legte den Eid ab und wohnte nach geendeter Ceremonie dem im Saale der Zunftgenossenschaft bereiteten Festfrühstück bei. Meister Gilpin, welcher beim Bankett präsidirte, brachte zuerst die Gesundheit der Königin, Gemahlin des nunmehr hochgeehrten Mitgliedes aus, welchen Trinkspruch die versammelte Gesellschaft mit unendlichem Freudenjubel aufnahm. Der nächste Toast galt dem Prinzen als nunmehrigen englischen Bürger und Schneidermeister, auf daß ihm auch seine Aufnahme in die Zunft zum besonderen Vergnügen gereichen möge. Auf beide Toaste antwortete der Prinz auf die freundlichste Weise. Der einzige Trinkspruch, der noch ausgebracht wurde, galt dem Herzog von Wellington, der eben sein 76. Jahr zurückgelegt hatte, und welcher seit längerer Zeit schon Mitglied dieser Zunft geworden war.

Am 21. Nov. desselben Jahres wurde dem königlichen Schneidermeister das erste Töchterlein geboren, Victoria getauft, und dieses reizende Kind ist nun die Gemahlin des Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen.

Prinz Albert ist übrigens von seiner Familie nicht der einzige, den die Londoner Schneiderinnung derartig ehrte.

Zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts reiste Herzog Ernst von Sachsen-Koburg-Gotha, Vater des Prinzen Albert, nach London. Der General-Superintendent Storch in Kranichfeld, welchen der Herzog hochschätzte, hatte daselbst einen Bruder, und da dieses dem Herzoge bekannt war, so ließ er dem Superintendenten sagen, Briefe an ersteren ihm mitzugeben. Dies geschah und bei seiner Ankunft in London ermangelte der Herzog nicht, die an den „Schneidermeister Storch" adressirten Briefe durch seinen Kammerdiener an die Adresse befördern zu lassen.

Kurz darauf suchte der Schneidermeister um eine Audienz an. Obwohl dies dem Fürsten sonderbar dünkte, schlug er doch in seiner Menschenfreundlichkeit die Bitte nicht ab, ließ jedoch, um den Besuch zu rechtfertigen, ein Kleid bei ihm bestellen. Zur erlaubten Stunde fuhr ein höchst eleganter Wagen vor das Palais, ein reich galonnirter Diener öffnete den Schlag und ein auf das Modernste gekleideter Herr stieg aus, welcher sich sogleich als der zum Maßnehmen bestellte Schneider anmelden ließ.

Der Herzog blickte verwundert auf den

Digitized by Google

fein gekleideten und so anständigen Mann, der nach ehrfurchtsvoller Begrüßung sich als den Bruder des Superintendenten Storch darstellte. Das Gespräch entspann sich, und der Schneider entwickelte so viel Geist und Bildung, daß der Herzog sehr verlegen war, auf das eigentliche Hiersein zu sprechen zu kommen. Die Zeit rückte indeß vor, es mußte geschehen.

„Wie halten Sie es mit dem Maßnehmen bei Ihren Kunden?" fragte der Herzog endlich.

„Ganz eigen. So habe ich zum Beispiel schon das Maß Euer Hoheit."

„Wie ist das möglich?"

„Ich betrachte mir nur Dero Gestalt und bedarf weiter nichts mehr."

Mit diesen Worten entfernte er sich nach ehrerbietiger Verbeugung und ließ den Herzog in nicht geringer Ueberraschung zurück. Aber noch mehr verwunderte sich derselbe, als des nächsten Morgens der Schneider mit dem bereits fertigen Anzuge in seinem Zimmer stand, das Kleid wurde probirt und paßte wie angegossen.

„Sie machen ja Unmögliches möglich!" rief der Herzog. „Erklären Sie mir doch diese Schnelligkeit?"

„Wenn Eure Hoheit," erwiderte der Schneider, „so gnädig sein wollten, mein Geschäft mit einem Besuche zu beehren, so würden Sie sich von der Möglichkeit überzeugen. Meine Arbeiter sitzen dort und jeder fertigt seine bestimmte Aufgabe. Die Stücke gehen schnell aus einer Hand in die andere. Es wird sicher Euer Hoheit interessiren, diese Einrichtungen kennen zu lernen. Vielleicht dürfte ich es auch wagen, Eure Hoheit mit einem Mittagmahl zu bewirthen, Dieselben werden keine unwürdige Gesellschaft finden."

„Ich werde immer neugieriger," erwiderte der Herzog, „und nehme Ihre Einladung an. Ich komme morgen ganz gewiß."

Herr Storch dankte ehrerbietig, doch las der Herzog im Ausdruck seiner Gesichtszüge, daß ihm mit dieser Ehre nichts Außerordentliches passire. (Schluß folgt.)

Humanität der neuesten Art.

Wie der „New-Jersey Volksmann" mittheilt, lebt in Newark (Westamerika) ein guter Samariter, welcher sämmtliche Briefe, die ohne die nöthige Postmarke in den Briefkasten geworfen werden, auf seine eigenen Kosten frankiren läßt: Es ist nicht, wie der „Cincinnati Volksfreund" und vielleicht noch andere Blätter anzunehmen sich veranlaßt fanden, ein „pfiffiger Postschwindel", sondern es ist wirklich eine Handlung der edelsten Menschenfreundlichkeit, in deren Folge unfrankirt auf die dortige Postoffice abgegebene Briefe auf einen gewissen Auftrag hin mit den nöthigen Poststamps versehen werden, damit sie nicht in die „Dead-Letter-Office" (Amt der unbestellbaren Briefe) nach Washington) sondern an den Adressaten gelangen. Diese von einem aufrichtigen Menschenfreunde getroffene und aus seinen Privatgeldmitteln bestrittene Einrichtung besteht schon gegen zehn Jahre auf dem dortigen Postamte, und sie erstreckte sich früher, als noch der Frankaturzwang in das Ausland bestand, auch auf die nach Europa abgehenden, aber aus Unkenntniß oder Versehen unfrankirt aufgegebenen Briefe. Auf der Rückseite solcher unentgeltlich mit der nöthigen Marke versehenen Briefe befindet sich freilich die Bemerkung auf einem aufgeklebten Zettel, daß der Empfänger die Stampsauslage nach Box 582 der Newarker Postoffice zurückvergüten möge: allein diesem Ansuchen wird nie oder höchst selten entsprochen, da man ja auswärts, wie aus den Bemerkungen des „Cincinnati Volksfreundes" hervorgeht, an eine solche Großmuth und Humanität gar nicht glauben kann, sondern dahinter eine Erschwindelung von Postmarken wittert. Der diesen Akt der Menschenfreundlichkeit ausübende Bürger, der seinen Namen seither nicht genannt wissen wollte, befand sich, wie erzählt wird, in seinen Jugendjahren im Auslande. Das wegen unterlassener Frankatur nicht erfolgte Eintreffen erwarteter Briefe aus der Heimath versetzte ihn in peinliche Verlegenheit, Kümmerniß und Sorgen. Um Andere, so weit es ihm möglich, nicht in ähnliche qualvolle Lebenslagen gerathen zu lassen, hat er dem Postamte den Auftrag gegeben, alle unfrankirt in den Schalter geworfenen Briefe auf seine Rechnung mit den nöthigen Stamps zu versehen. Bezeichnend für amerikanische Zeit- und Sittenzustände ist es übrigens, daß eine so im Stillen wirkende und sich in einer so praktischen und wohlthätigen Form äußernde Humanität nicht für möglich gehalten, sondern in die große Kategorie der Schwindel-Operationen geworfen wird.

Digitized by Google

Fehdebrief.

O deutsches Reich, bist du es denn nicht werth,
Daß man um deine Zukunft, deine Größe,
Trotz Strang und Blei, trotz Beil und Henkerschwert,
Dem Todesstreich den Nacken kühn entblöße? —
Wo sind die Helden? wo das rasche Blut?
Wo soll ich uns're starken Männer suchen,
Die, Faust am Schwertgriff, wagend Gut um Gut,
Der Hundsgeduld mit Zornesworten fluchen?

Sind sie es wohl, die nun, Gott weiß, wie lang,
Mit Rednergeilheit, schwulstigen Geberden
Hinhielten dieses Volkes dunkeln Drang,
Und jedem Thun mit Angsteswinken wehrten?
Sind sie es wohl, die in gespreiztem Ton
Bedeutsam auf ihr Rechtsbewußtsein pochen?
Und doch, wo's immer galt, der Welt zum Hohn,
In unvermögend Nichtsthun sich verkrochen?

Sind sie es, die der Phrase leeres Stroh
So einst, wie jetzt in süßer Labung droschen,
Und, nur im Beifall des Collegen froh,
Der Discussionen ew'ge Wäsche waschen?

Sind sie es wohl, die nach der Narren Art
Nun vorwärts! riefen und nun wieder huten,
Und unser Bestes, das sie nicht gewart,
Der Action gehäufte Kraft, verpusten?

Sie sind es nicht, auf die man Hoffen setzt,
Aus ihrem Kreise wich die Kraft der Leuden;
Vor ihren Augen ward es schnöd' zerfetzt
Der Freiheit Banner, und sie ließen's schanden.
Der Feinde Schwarm, längst wäre er zerstiebt,
Das Volk in seinem Zorn griff längst zur Pike,
Doch zwischen uns und unsre Ziele schiebt
Sich diese eitle, unfruchtbare Clique.

Schmach dieser Art, die stets sich selbst genügt
In Aktenwitz und leerem Zungenwetzen!
Schmach dieser Art, die sich und uns belügt,
Herunter, ruf' ich, mit den falschen Götzen?
O biete diesen Lumpenseelen aus,
Du deutsches Volk, soll sich's zum Guten wenden;
Auf Eseln prügle sie zum Land hinaus,
Steiß gegen Kopf, als Zaum den Schwanz in Händen.

(Frankf. Lat.)

Allerlei.

Proceß Löwinson in Berlin. Seit langer Zeit hat kein Proceß ein so großes Aufsehen erregt, als die für Berlin zur cause célèbre gewordene Verhandlung gegen den Doctor Löwinson. Auf der Anklagebank erschien in diesen Tagen ein Mann, den höheren Ständen angehörig, ein beliebter Arzt, Stadtverordneter von Berlin, der erst vor Kurzem zum unbesoldeten Stadtrath gewählt, von der Regierung aber aus politischen Gründen nicht bestätigt worden ist. Seine Physiognomie verräth Geist und Intelligenz, mit einem gewissen herausfordernden Selbstbewußtsein gepaart. In seiner Sprache bekundet er einen hohen Bildungsgrad, wenn auch nicht frei von einem überschwenglichen Pathos. Sein Leumundszeugniß ist das allerbeste, und selbst seine Gegner müssen sein Talent und seinen Eifer für das allgemeine Wohl anerkennen. Schon im Jahre 1848 hatte Herr Löwinson als Volksredner und Mitglied des demokratischen Clubs sich eine große Popularität erworben, und genoß seitdem das Vertrauen seiner freisinnigen Mitbürger. Außerdem besitzt der Angeklagte ein für seine Verhältnisse bedeutendes Vermögen und eine angenehme gesellschaftliche Stellung. Einen solchen Mann auf der Verbrecherbank zu sehen, gewährt ein ebenso seltenes als peinliches Schauspiel. Herr Löwinson war angeschuldigt, seine amtliche Stellung benützt zu haben, um beim Ankaufe eines Grundstückes für die Commune von dem Verkäufer unter betrügerischem Vorgeben 500 Thaler zu erpressen. Die öffentlichen Verhandlungen boten vor Allem ein interessantes psychologisches Problem, indem der Angeklagte behauptete, daß er lediglich, um die Verschwendung der öffentlichen Gelder aufzudecken, vom Verkäufer des betreffenden Grundstückes sich einen Revers über die 500 Thaler ausbedungen habe, die er notorisch zu einem wohlthätigen Zwecke bestimmte. Trotz der erfolgten Freisprechung des Angeklagten erklärte das Urtheil des Gerichts die Handlungsweise für eine gröbliche Verletzung seiner Pflicht als Stadtverordneter, obgleich ein Betrug im Sinne des Gesetzes nicht vorliegt. Immerhin bleibt das Verfahren des Herrn Löwinson ein höchst gewagtes Experiment und der von ihm eingeschlagene Weg zur Enthüllung öffentlicher Uebelstände mehr als bedenklich. Ein solcher Vorgang mag sich zwar juristisch aber keineswegs moralisch rechtfertigen lassen und erinnert nur zu sehr an die gefährliche Maxime, daß der Zweck die Mittel heiligt.

Dreisilbige Charade.

Die beiden ersten Silben sind des Lenzes Kinder,
Des Sommers Schmuck, des Herbstes Zier;
Die letzte Silbe nennt mit Flügeln uns ein Thier,
Das niemals fliegt, allein geschwinder
Als manches schnelle Roß der Britten springt,
Das schwer sich zähmen läßt, und wild
Zum Theil mit Steinen seinen Magen füllt
Und ohne Nachtheil glühende Kohlen schlingt.
Das Ganze kostet wenig Geld,
Und dient zum Schmuck, wem es gefällt.

Auflösung der zweisilbigen Charade in Nr. 9.
Frankreich.

Auflösung des Rebus Nr. 1.
Müßiggang ist aller Laster Anfang.

Richtige Auflösungen gingen ein von: Chr. Güttner hier; Joh. Mich. Kreß in Falkendorf; M. Felsenheld in Merzbach.

Eigenthum, Druck und Verlag von Albrecht Schröder. — Verantwortlicher Redacteur: K. Pfisterer.

Digitized by Google

Das Novellenbuch.

Unterhaltungsblatt zum „Fortschritt“ („Fürther Abendzeitung“).

Nro. 12. Donnerstag, den 8. Februar 1866. 2. Jahrgang.

Die Trichine.

Es wird höflichst ersucht, nicht zu erschrecken.

Es handelt sich nämlich durchaus nicht um physio-psychologische Trichinosen-Studien oder ähnliche gräuliche Fremdwörter. Klagt man ja ohnedies in ängstlichen Kreisen, daß die Einschleppung der Trichinen nicht durch eine Wurst, sondern einzig durch Preußische Feuilletons veranlaßt worden, in denen sich das bekannte Wort ganz unvertilgbar festgenistet hätte. Hier sei daher nur ein heiteres Bild aus dem Familienleben in der Spreestadt vorgeführt, das von einem Berliner Feuilletonisten nicht ohne Humor gezeichnet wird, und die Sache zur Abwechslung anstatt von medicinischer, auch einmal von socialer Seite zeigt. Er erzählt:

„Es ist heute Thee bei Geheimraths. Diese Thee-Abende haben einigen Ruf, weniger der materiellen Genüsse wegen, die sie ihren Theilnehmern bieten, als wegen der geistigen Distinction, die den Kreis auszeichnet, der sich während des Winters allmonatlich einmal bei Geheimraths versammelt. Namentlich sind es die bereits etwas angejahrten Töchter des Hauses, die ziemlich allgemein in dem Ruf einer bedeutenden ästhetischen Bildung stehen. In dem genau begrenzten Etat der Familie figurirt die verhältnißmäßig bedeutende Ausgabe für diese Thee-Abende seit Jahren bereits im Ordinarium, so große Schwierigkeiten anfänglich das Haupt der Familie gemacht hat, dieselbe zu bewilligen. Allein seine Töchter kannten seine schwachen Seiten, seine Geneigtheit zu Concessionen, wo diese irgend thunlich, und indem sie die betreffenden Ausgaben sich zuerst als Extra-Ordinarium bewilligen ließen, machten sie bald mit Erfolg das Recht der Gewohnheit geltend. Auch behauptet die Mutter, deren höchster Stolz die Bildung ihrer Töchter und die Anerkennung ist, die denselben von den Mitgliedern des Theekränzchens gezollt wird, daß sie es der Zukunft ihrer Töchter schuldig sei, von Zeit zu Zeit der heirathsfähigen männlichen Jugend Gelegenheit zu geben, sich von den Vorzügen der jungen Damen zu überzeugen.

Der Tag ist unter den mannichfachen Vorbereitungen für den Abend vergangen, Alles ist endlich aufs Beste hergerichtet und nur die letzte ordnende Hand an die zierlichen Locken der Töchter zu legen. „Livia,“ sagt die Mutter, „diese moderne Frisur steht Dir vortrefflich, während Eugenie ganz Recht hat, die langen Locken nicht abzulegen, die ihr ein wirklich distinguirtes Aussehen verleihen.“

Die Gesellschaft findet sich nach und nach ein, einige Fräulein „von“, einige junge Juristen, ein Philologe, ein höchst gebildeter junger Kaufmann, der wirklich eine Ausnahme von der Regel bildet und weit entfernt von dem krassen Materialismus ist, an dem die Mehrzahl seiner Berufsgenossen laborirt. Nur die Naturwissenschaften sind von dem geheimräthlichen Cirkel ausgeschlossen. Ein junger Arzt war einmal eingeführt worden, hatte aber Dinge verhandelt und in einer Weise, daß die zarten Empfindungen der geheimräthlichen Töchter und ihrer Freundinnen auf das empfindlichste verletzt wurden. Man liebte es in diesem ausgewählten Kreise, dem holden Schein zu huldigen, und mochte nicht an die rauhe Wirklichkeit erinnert werden.

Bald war das Gespräch im besten Gange. Ein neues Stück von Heyse gab den Stoff zu demselben. Eugenie behauptete, indem sie graziös mit ihrer vorn herabhängenden Locke spielte, der herrliche Heyse werde sich selber untreu, wenn er statt der zarteren Empfindungen, denen er früher so beredten Ausdruck gegeben, jetzt die Sprache der großen Masse spreche u. s. w. Bald wendete sich das anziehende Gespräch auf das Allgemeine. „Kunst und Natur,“ „Idealismus und Realismus“ waren die Begriffe, die den schwachen Thee, der eben umhergereicht wurde, würzten; aber, sei es Absicht oder Zufall, während Eugenie und Livia einen Augenblick wegen eines nothwendigen

Digitized by Google

Arrangements sich entfernt hatten, war das Gespräch plötzlich auf ein Thema gerathen, das für diesen geistreichen Cirkel nicht nur unpassend, sondern geradezu verwerflich erschien: auf die Trichinen. Voll Staunen und Bestürzung hörte es Eugenie, als sie zurückkam, hörte es Livia. „Ideal und Wirklichkeit," seufzte die letztere, „von Paul Heyse auf die Trichine!" Die Schwestern legten energischen Protest ein gegen das allerdings zeitgemäße Thema, das aber den stillen Frieden dieses Kreises nicht stören solle und dürfe, und bald nahm das Gespräch eine andere Wendung.

Aber die Trichine ist einmal im Augenblick der Usurpator der öffentlichen Meinung. Ihre Macht ist unbegrenzt, ihrem Einfluß vermag sich Niemand zu entziehen. Räthselhaft, wie ihr Ursprung, ist ihre Gewalt über die Geister. Auch in das geheimräthliche Asyl ästhetischer Bildung ragte ihr Einfluß hinein; noch einmal widerstand man demselben, aber dieser Widerstand vermochte es nicht, die Katastrophe zu verhindern.

Die Zeit des Nachtmahls nahte heran. Das Programm des Thee-Abends bei Geheimraths war ein für allemal dasselbe. Thee und Kuchen zu Beginn, belegte Butterbrode und eines jener räthselhaften Getränke, das zwar unter dem couranten Namen Weinpunsch figurirte, dessen Ingredienzien aber entweder mit denen jener Flüssigkeit gar nichts oder doch nur homöopathische Dosen gemein hatten, zum Nachtmahl, das war feststehende Regel für die materielle Seite der Bewirthung, deren Schwerpunkt ja, wie uns bekannt ist, in den geistigen Genüssen lag, welche sie bot.

Die längst vorbereiteten Butterbrode wurden aufgetragen, der sogenannte Weinpunsch eingeschänkt, das Gespräch ruhte einen Augenblick, um der bei Beginn jeder Tafel eintretenden feierlichen Stille zu weichen, arglos bediente sich Jeder, und schon schien ein Theil der Gäste bemüht, den durch ästhetische Gespräche und schwachen Thee angeregten Appetit zu befriedigen, als plötzlich die Trichine ihre verheerende Wirkung ausüben sollte. Das aber ging folgendermaßen zu. Ein Assessor, wohl eingedenk des Verbots der Wirthinnen, die Trichine zum Gegenstand des allgemeinen Gesprächs zu machen, neigte sich zum Ohre seiner Nachbarin, und flüsterte derselben die Frage zu, ob sie sich denn gar nicht vor den Trichinen fürchte. Diese, eben im Begriff, ein mit Schlackwurst belegtes Butterbrod zu verzehren, hält plötzlich inne, stößt einen Schrei des Schreckens aus, und läßt den Bissen aus ihrem Munde entsetzt auf ihren Schoß fallen. Kaum hat die Gesellschaft — hier wäre Heimlichkeit unmöglich gewesen — den Grund ihres Schreckens erfahren, als plötzlich Jeder den eben noch thätigen Kaumuskeln Stillstand gebietet. Einige muthige Juristen schlucken freilich den schon zu weit für den Magen vorbereiteten Bissen, aber nicht ohne tiefes Grauen, hinunter, während Andere den eben abgebissenen „Todesengel" unvermerkt wieder auf den Teller gleiten lassen. Die Bestürzung ist allgemein, nur die Wirthinnen gehen mit gutem Beispiele voran, und ohne Trichinenfurcht, wie Urban, essen sie ruhig weiter. Da faßt einer der Herren ein Herz und macht es ebenso, obwohl seine schnellen und eigenthümlichen Bewegungen einen Verdacht zeitigen, der später, als in der Gegend seiner linken Hosentasche — er trägt helle Beinkleider — ein großer Fettfleck erscheint, zur Gewißheit wird. Die Verstimmung ist eine allgemeine, hier entschuldigt man sich wegen seines Mangels an Appetit mit Kopfschmerz, während dort eine plötzliche Uebelkeit den Grund für dieselbe Erscheinung hergeben muß. Kein Gespräch will mehr in Fluß kommen, was einerseits durch die Trichinenfurcht, andererseits durch den Hunger der Anwesenden wohl erklärlich erscheint. Früher als sonst und sichtlich verstimmt trennt man sich. Der junge Kaufmann eilt ganz gegen seine sonstigen Gewohnheiten in eine nahe Destillation, fragt dort nach einem „Daubiz" und begnügt sich, da man diesen nicht führt, mit einem „Bittern".

Im geheimräthlichen Hause aber herrscht die Verzweiflung. Mit den Thee-Abenden sehen Eugenie und Livia ihre Hoffnung auf Ehre, Ruhm, Lebensfreude, ja vielleicht auf noch zartere Gefühle — sie sprechen diesen Gedanken nicht aus, aber tief auf dem Grund ihrer Seele ruht er — schwinden, und mit den Thee-Abenden ist es, das fühlen sie nur zu deutlich, zu Ende. Die strengste Einschränkung gestattet ihnen grade Schinken und Schlackwurst, jene Brüte-Neste der Trichinen, für die obligate Belegung der Butterbrode — Zunge und Spickgans würde

Digitized by Google

ihren Etat bereits erheblich übersteigen. Schaudernd suchen die Schwestern ihr freudloses Lager, ja Eugenie vergißt sogar, was ihr seit Jahren nicht passirt, die Locken aufzuwickeln; der Schlaf flieht ihre erregten Gemüther, und als sie endlich entschlummerten, da geschieht es mit einem tiefen Seufzer über die — Trichinen.

Dieses Blatt gehört den Schneidern.

(Schluß.)

Am nächsten Tage erschien der Herzog bei dem Schneider. Dieser empfing ihn ehrfurchtsvoll, führte ihn durch die überreich versehenen Tuchmagazine in die Arbeitszimmer, ließ in seiner Gegenwart einen Frack zuschneiden, durch die verschiedenen Abtheilungen wandern und überreichte ihm denselben nach zwei Stunden als fertiges Kleidungsstück.

Endlich kam die Mittagsmahlstunde. Der Schneider führte seinen Gast durch einen lebendigen Wintergarten im Hofe in ein zweites Haus in ebenso reich wie geschmackvoll decorirte Zimmer, wo der Herzog eine Gesellschaft der angesehensten Staatsmänner und Gelehrten antraf die er alle ihres Renommees wegen kannte. Auch die anwesenden Zunftgenossen des Hausherrn bewegten sich ununterschieden von den übrigen Gästen, in feinster Weise. Die glänzend geschmückte Tafel begann. Es wurden zahllose Trinksprüche ausgebracht, insbesondere einer auf den hohen Gast, welchen derselbe mit einem Wunsche für das Wohl der Londoner Schneiderzunft erwiderte. Nach beendeter Tafel dankte er für die angenehm belehrenden Stunden und schied sichtlich erfreut aus dem Hause des Schneiders.

Am folgenden Tage wurde dem Herzog eine Deputation der Schneider-Innung gemeldet. Dieselben Mitglieder, welche mit ihm am vorigen Tage an der Tafel gesessen, an der Spitze der Wirth, dankten dem Herzog im Namen der Zunft für die Ehre, welche er durch seine Freundlichkeit ihnen erwiesen, und baten ihn, das Diplom als Ehrenmitglied der Innung gnädigst annehmen zu wollen. Dieses Diplom war in seiner Art ein Kunstwerk, prachtvoll in Purpursammt gebunden, mit Arabesken verziert, und ruhte auf einem Samtkissen. Der Herzog bezeugte seine Freude über diese Ehre und schrieb mit goldener Feder seinen Namen in das Mitgliederverzeichniß ein.

Schließlich müssen wir bemerken, daß das Bewußtsein, so hohe Mitglieder unter sich zu haben, einige aus der ehrsamen Schneiderzunft mit maßlosem Stolze erfüllte. Da war insbesondere Einer, Meister Snip, reich und elegant, der sich einbildete, er sei nun aller Welt intimster Freund. Er wurde eines Tages zu Lord Cowley gerufen, um ein neues Kleid anzumessen. Nachdem er eingetreten, sah er auf dem Tische die Dose des Lords stehen; er ergriff sie mit echt englischer Kaltblütigkeit und nahm in größter Gemüthsruhe eine Prise. Lord Cowley, der nur seinen Freunden mit Tabak aufzuwarten pflegte, war sehr überrascht, faßte sich jedoch bald; um zu sehen, wie weit der neue Freund seine Nonchalance treiben würde, lud er denselben zum Frühstück ein. Meister Snip nahm sogleich bereitwilligst die Einladung an, aß und trank mit dem besten Appetit, schnupfte fortwährend aus des Lords Dose und wollte endlich, nach beendetem Mahle, zum Maßnehmen schreiten. Da rief der Lord entrüstet: „Hören Sie, Meister Snip, meinen Freund, der mit mir schnupft und ißt, den kann ich doch nicht mit dem Maßnehmen meines Rockes beleidigen; von nun an darf unter uns nicht mehr die Rede von solchen Dingen sein. Guten Morgen!“ Er läutete dem Bedienten, welcher Meister Snip in's Vorzimmer begleitete. Er wurde bezahlt, und hatte der Prise und des Frühstücks wegen seinen besten Kundmann verloren.

Allerlei.

KD.* **Schutzmittel gegen Rosten von Eisen und Stahl.** Gegenwärtig kommt ein sehr wirksames Schutzmittel gegen das Rosten des Eisens und Stahls, z. B. der Maschinentheile, Schlösser, Säbelscheiden, Stahlmagnete u. dgl. im Handel vor, das, Untersuchungen zufolge, aus einer Auflösung von weißem Wachs in Terpenthinöl besteht, und deshalb weit unterm Kostenpreise leicht von Jedermann selbst, durch schwaches Erwärmen von gleichen Gewichtstheilen der genannten Stoffe, dargestellt werden kann. Die Anwendung dieser salbenartigen Masse besteht einfach darin, daß man die gegen Rost zu schützenden Gegenstände damit in unendlich dünner Schicht einreibt und ihnen dann mittelst eines trockenen Leinwandläppchens durch Hin- und Herwischen eine Art Politur gibt.

Digitized by Google

Löwen-Drillinge. Der vielverbreitete Glaube, die Löwin bringe nur immer ein Junges zur Welt, — „Eine, aber ein Löwe!" sagt der Dichter — ist neulich in Paris vor den Augen des Publikums thatsächlich widerlegt worden. Eine der prachtvollsten Löwinnen nämlich, welche der amerikanische Thierbändiger Batty in Paris producirt, begann am 22. Januar Abends, gerade als die Vorstellung ihren Anfang nehmen sollte, einen jungen Löwen in die Welt zu setzen, dem bald ein zweiter und ein dritter (!) folgte. Die Mutter hatte viel Mühe, ihre Jungen gegen die Angriffe der übrigen Löwen zu vertheidigen, und nur mit Gefahr gelang es dem Gehülfen Batty's, die neugeborenen Thiere aus dem Käfig zu entfernen. Sie wurden einer Hündin zum Säugen übergeben.

Einer der originellsten Bälle Berlins ist der sogenannte „Bedientenball", der vor einigen Tagen dort stattgefunden hat. Sämmtliche dienstbare Geister von Distinction erscheinen daselbst in der elegantesten Toilette, die nicht immer ihnen angehört, sondern zeitweilig dem Kleiderschrank der Herrschaften entlehnt sein mag. Aber die Gesellschaft borgt nicht nur Leiböcke und Roben, sondern auch Manieren und Ton der höheren Stände. Ja man will sogar wissen, daß die Copien ihre Originale nicht nur erreichen, sondern häufig noch übertreffen, so daß selbst ein aufmerksamer Beobachter nicht den Kammerdiener von seinem Herrn, nicht die Zofe von der gnädigen Frau zu unterscheiden vermag. Natürlich erscheint hier nur die Elite und Crême der Dienerschaft, nur die Diplomatie, Aristokratie und die hohe Finanzwelt, welche noch zur Noth geduldet wird. Nach glaubwürdigen Berichten ist auf diesem Ball der meiste und auch beste Champagner getrunken worden. Berlin hat mit Wien die Sitte gemein, daß sich die Bedienten die Namen ihrer Herrschaften beilegen. So wird „Graf Bismarck" von dem österreichischen Gesandten aufgefordert, Schleswig-Holstein in Gestalt einer Schüssel mit Austern nicht für sich zu annectiren, sondern brüderlich mit ihm zu theilen. Arm in Arm wandern der französische und russische Botschafter, mit neuen Cotillonplänen beschäftigt, während die deutschen Bundesstaaten sich an den Wänden drücken oder stillvergnügt sich ihres Lebens freuen.

Der Todtenzettel. Die Correspondenz „Gall" in Wien erzählt unterm 25. Januar folgende merkwürdige Geschichte: Gestern Vormittags saß eine sehr geachtete Familie im Bezirk Alserngrund beim Frühstück. Die Frau begehrte nach der Zeitung und such'e wie gewöhnlich zuerst nach dem Verzeichniß der Verstorbenen. Sie mochte kaum zwei Namen gelesen haben, als sie leichenblaß im Fauteuil zurücksank und das Blatt fallen ließ. Auf Befragen des geängstigten Gatten zeigte sie bloß nach der Zeitung und dieser las ganz genau den Vor- und Zunamen seiner Frau, Beschäftigung und Hausnummer, Alles zustimmend und passend im Todten-Verzeichnisse. Kaum hatte der Mann seine Frau darüber beruhigt, so ließ sich ein Steinmetz anmelden, der um Berücksichtigung bei Bestellung des Grabsteines bat, und der Steinmetz war noch nicht aufgeklärt darüber, wie Jemand im „Todtenzettel" stehen kann, der noch nicht gestorben ist, als der „Wäschereiniger" kam, der ersuchte, daß man ihm die Matratze und die andere Wäsche der Verstorbenen zur Säuberung übergeben möchte. Abgesehen davon, daß sich im Laufe des Tages noch Tischler und andere Geschäftsleute melden ließen, mußte der Gatte seiner als verstorben erklärten Frau, eine sehr bekannte Persönlichkeit, welche auch eine öffentliche Stellung bekleidet, noch den ganzen Tag über Beileidsbezeigungen abwehren, mit denen er mündlich und schriftlich überhäuft wurde.

Berliner Gauner. Leider haben die Verbrechen gegen das Eigenthum in jüngster Zeit, wenn auch nicht an Zahl, doch an Frechheit und Verwegenheit so bedeutend zugenommen, daß Berlin in dieser Beziehung sich als Weltstadt dreist mit London und Paris messen kann. Wird auch in Berlin noch nicht garottirt und durch Chloroform das Opfer betäubt, so wissen die dortigen Spitzbuben auf eine ebenso originelle als ingeniöse Weise ihren Zweck zu erreichen. Sie erscheinen nämlich jetzt vielfach als harmlose Gäste Abends in den öffentlichen Locales und bewirken daselbst durch Zudrehen der Hähne an der Gasbeleuchtung eine plötzliche Dunkelheit, die sie zur Entführung verschiedener Paletots, Ueberzieher, Hüte und selbst zum gewaltsamen Entreißen von Uhren, Portemonnaies und Ladenkassen benützen. Man kann sich unter diesen Umständen die Furcht der gemüthlichen Weißbier-Philister denken, welche nur noch mit Zittern und Zagen den gewohnten Labetrunk genießen und in der ewigen Angst schweben, von einem verdächtigen Nachbar in dieser künstlichen Finsterniß überfallen und ausgeplündert zu werden, was bereits mehrfach vorgekommen sein soll. Bis jetzt sucht die Polizei noch immer vergeblich diese „neuen Dunkelmänner", welche, als Feinde der Aufklärung, dem Licht den Krieg erklärt haben.

Keine Rose ohne Dornen.

Keine Rose ohne Dornen;
Willst du eine Rose brechen,
Darfst du wahrlich vor dem Stechen
Ihres spitzen Dorn's nicht bangen;
Keine Rose ohne Dornen.
Wenn wir nach Genuß verlangen,
Doch mit Mühe nur ihn brechen,
Denken wir daran und sprechen:
Keine Rose ohne Dornen!

K. L.

Zweisilbige Charade.

Schwarz und dunkel wie die erste
Liegt der finstre Barbarismus
Ueber'm Ganzen ausgebreitet,
Das der zweiten Größtes ist.

P. R.

Eigenthum, Druck und Verlag von **Albrecht Schröder.** — Verantwortlicher Redacteur: **K. Pfisterer.**

Digitized by Google

Das Novellenbuch.

Unterhaltungsblatt zum „Fortschritt“ („Fürther Abendzeitung“).

Nro. 13. Montag, den 12. Februar 1866. 2. Jahrgang.

Wie ein König stirbt.

(Eine Skizze.)

Geschäftige Sorge!

Eilboten fliegen zwischen Potsdam und Schloß Rheinsberg. Eine Majestät liegt im Sterben. Eine Sonne sinkt zum Niedergange und eine andere Sonne soll aufgehen.

Mit gleichem Finger klopft der bleiche Tod an stolze Königsburgen, mit gleichem Finger geschäftig an die Hütten der niedern Armuth.

König Friedrich Wilhelm I., oft aufgegeben und wiederholt von den Aerzten in den früheren Jahren, lebt unwiderruflich die letzten Stunden seines emsigen, thätigen, königlichen Daseins. Offen starrt das feuchte, kalte Grab dem erlauchten Kranken entgegen. Her mit dem Sarge, den wir uns selbst haben fertigen lassen, her mit ihm an unser Sterbelager! Ein anderes Stück Tischlerarbeit! Wohlgefügt ist Planke an Planke, Bretter aus Eichenholz, auch lederne Riemen und starke Griffe und Verbesserungen, die wir selber angegeben: „in diesem Bette will ich recht ruhig schlafen!“

Tod! — es ist ein garstig Wort. Aus, aus . . . Wie die Sterbenden wohl ausschauen mögen? Die Schwäche und die Schmerzen des Leidenden sind groß. Her mit dem Spiegel . . . „Her mit dem Stücke Glas!“

Ein gar zähes, wildes, trotziges Menschenherz reißt hier stückweise entzwei, widerwillig, widerstrebend. Muß es denn sein? Ade, o Welt, ade! Ein Blick in den Spiegel!

Der sterbende König blickt in den Spiegel. Ein schauerliches Ding, ein absonderlich Ding, dieser Blick der noch lebenden Leiche auf den Glasscherben!

„Nicht so abgemagert, als ich mir eingebildet,“ murmeln die Lippen. Eine Minute Pause. Ein wiederholter Blick: „häßliches Gesicht, schon so gut wie todt,“ und der Glasscherben fällt klirrend zur Erde.

O Königin Sophie, heiße Deine Couriere reiten, reiten mit dem Sturm um die Wette zu Oberst Fritz nach Rheinsberg: „er soll schnell kommen, wenn er den Vater noch lebendig sehen wolle!“

Ein sterbender Vater . . . auch wenn der Vater dereinst im wilden Jähzorn den erwachsenen Sohn und künftigen König mit Fußtritten und Faustschlägen in Gegenwart Anderer mißhandelt hat — will die Erinnerung niemals schwinden? — . . . . ein sterbender Vater! Das macht Alles vergessen.

Was die Rosse träge ausgreifen, wie langsam! Sand, kurbrandenburg-märkischer Sand.

Da endlich Potsdam!

Welche Ueberraschung! Ein schöner Maientag ist's. Vor dem Wagen des Kronprinzen keuchen die abgetriebenen Pferde. Rasch will der Kutscher um die Ecke des Potsdamer Schlosses biegen. Seine Hast hemmt ein Haufen Menschen. Sie sind versammelt um den Rollstuhl des sterbenden Königs. Nichts von Sterben! Majestät will nicht sterben. Majestät hat sich in's Freie tragen lassen. Majestät will Maienluft genießen. O, Majestät ist kräftig! Der König wird der Grundsteinlegung des Hauses beiwohnen, das er seinem Stallmeister Philipps hat bauen lassen, einer englischen Bulldoggen-Natur, mürrisch über die Maßen und sauertöpfisch. Aber Majestät liebte mitunter dergleichen Naturen.

Friedrich Wilhelm erblickt seinen Sohn. Er streckt dem Sohne die Arme entgegen. Der Sohn sinkt knieend an seine Brust. Sie umarmen sich weinend. „Mein Vater, mein Vater! — mein Sohn, mein Sohn!“

Den Anwesenden treten die Thränen in die Augen.

Nun ist es wieder Nacht geworden. Die Aufregung des Zusammentreffens mit dem Kronprinzen hat dem siechen König geschadet. Die scheinbare Stärke ist verschwunden. Sie sollen Boden holen, den Minister Boden, befiehlt die Majestät. Die Majestät will dem Minister die Instruction für seine Bestattung dictiren.

Man soll ihn in seiner Uniform begraben. Die Potsdamer Grenadiere sollen die Escorte bilden, dreimal feuern, sicher, schnell, ja

Digitized by Google

nicht „plackern". Die Kerls halten das Gewehr umgekehrt unter dem linken Arm. Die Pfeifer sollen die Melodie spielen: „O Haupt voll Blut und Wunden," ein Trauerlied, das Sr. Majestät absonderlich gefällt. In Summa nicht zu viel Façon machen.

Der Sterbende hustet viel, und das Dictat fällt ihm sauer. „Halt, Boden, halt! Betet, betet! Herr, gehe nicht in das Gericht mit Deinem Knechte, denn vor Dir ist kein Lebendiger gerecht!" Der Husten quält sehr. Der König stimmt das Lied an: „Warum sollt ich mich denn grämen," und die Umstehenden müssen begleiten. Man kommt zur Stelle: „nackend werd' ich auch hinziehen." Der Kranke erhebt gebieterisch die Hand und unterbricht die Singenden. „Das ist nicht wahr! Ich werde in der Montirung begraben werden: Laßt uns lieber exact sein!" Worauf man mit dem Choral fortfährt.

Sie sollen Cochius holen, oder Oelsfeld, Reinbeck, Rolof, kurz, wer von den Schwarzröcken gleich zur Hand sei.

Die geistlichen Herren sind da.

Probst Rolof betritt das Krankenzimmer. Vor allen Zeugen findet der folgende Dialog statt.

König: „Mein lieber Rolof, hier liege ich armer H..., und kann weder leben noch sterben, ich halte aber meinem Gotte stille und sterbe mit Freuden."

Rolof: „Es ist mir vom Herzen leid, Euer Majestät so krank zu sehen; was ich aber am meisten beklage, ist dieses, daß ich glaube, Sie sind mehr am Gemüthe, als am Leibe krank."

König: „Ach nein, mein Gemüth ist ganz ruhig."

Rolof: „Das ist mir sehr lieb, es muß aber gar nicht lange her sein, denn wir kennen uns sehr lange und ich habe Sie meine Tage nicht ruhig gesehen."

König: „Das ist wahr. Er hat Recht. Ich bin allezeit ein toller Kerl gewesen, aber dabei doch ein guter Christ."

Rolof: „Ei, das wäre was recht Neues! Ein toller Kerl ist ein Mensch, der wie das Vieh in den Tag hineinlebt und Alles ohne Ueberlegung thut, was ihm in seinen tollen Gedanken vorkommt. So grob haben Sie es doch nimmer gemacht."

König: „Ja, ich habe sehr grobe Sünden begangen, aber die Liebe Gottes habe ich niemals dabei vergessen."

Rolof: „Euer Majestät halten es mir zu Gnaden, die Menge der Anwesenden zwingt mich die Wahrheit zu sagen, denn sonst würde ich für einen Heuchler passiren, und wie Sie am besten wissen, das bin ich meine Tage nicht gewesen. Grobe Sünden und die Liebe Gottes können unmöglich bei einander stehen. Haben Sie grobe Sünden begangen oder begehen dergleichen noch, so können Sie Gott nicht lieben, und dann würde es schlecht aussehen."

König: „Er versteht mich nicht. Ich verlasse mich auf Christum, der hat alle Sünden getilget: also die meinigen auch, und wer daran zweifelt, ist ein H...."

Das Gespräch wird unterbrochen, abgebrochen. Man findet, daß das Sprechen den König sichtlich angreift. Der Adjutant erklärt, der Kranke müsse Medicin einnehmen. Der Probst wird verabschiedet.

Ein gar zähes und ungestümes Menschenherz, das Herz des Königs Friedrich Wilhelm! O, das Leben ist doch so schön und der Tod so bitter! Grimmigen, verzweifelten, immer neuen Widerstand setzt der Halbtodte dem düstern Knochenmann entgegen, der dräuend ihm zu Häupten steht.

Die Veteranen und alten Kriegskameraden aus dem „Rauchparlament", die wettergebräunten, finster dreinblickenden Schießpulver-Gesichter, sitzen um das Bett ihres Gebieters. Sie müssen rauchen auf Befehl, und versuchen ein wenig zu plaudern. Auch der Kronprinz findet sich oft ein. Die Generäle hören schweigend auf die Unterredungen zwischen Vater und Sohn. Den König befriedigen die Unterredungen mit seinem Nachfolger. Er nickt zum Dessauer: „Aber thut mir Gott nicht viel Gnade an, daß er mir so einen würdigen Sohn gegeben!"

Der letzte Maientag, der 31. Mai des Jahres 1740, beginnt emporzudämmern. Ein Dienstag war es. Kaum 1 Uhr nach Mitternacht ist vorüber. Pastor Cochius wird gerufen.

Der Geistliche findet den König in sehr zerknirschter Stimmung. Seine Schmerzen sind unerträglich groß. „Meint Er, daß es noch lange dauern kann?" Cochius fordert den König zum Gebete auf. „Ich habe mein Gedächtniß verloren," antwortet der Leidende, „ich bin nicht mehr im Stande, zu beten, ich habe alle meine Gebete vergessen." Der Prediger beruhigt den Schwer-

Digitized by Google

beladenen so gut er es vermag: „Gebet besteht nicht in Worten, sondern in Empfindungen und Gedanken." Friedrich Wilhelm schweigt. Endlich eine Bewegung mit der Hand: „Lebe Er wohl! Wahrscheinlich sehen wir uns in dieser Welt nicht wieder."

Ade, o König!

Daß er es hat vergessen können! Zeitlebens ein so guter Haushalter gewesen, zeitlebens die Küchenzettel revidirt und die Weinflaschen gezählt . . . und nun wie es zu Ende geht, nichts angeordnet, was die Obersten, Hauptleute, die Feldwebel und Corporäle bei dem großen Leichenmahle trinken sollen . . . es ist unbegreiflich, unverantwortlich! Holen wir die Säumniß nach, geschwind! „Das beste Faß Rheinwein, welches ich in meinem Keller habe, das ganze Faß!" Vier Uhr schlägt's.

„Mein jüngster Bub hat die Masern. Sie sagen, er befinde sich in der Besserung. Selbst nachsehen, selbst Abschied nehmen von dem Jüngsten." Und die Kammerdiener müssen den König aus dem Bette in den Rollstuhl heben — — unsägliche Schmerzen verursacht es dem Verscheidenden; aber der Vater kann nicht sterben, ohne den kranken Jüngsten noch einmal gesehen zu haben: „Du armer kleiner Ferdinand, lebe denn wohl, mein Knäblein!"

Aus dem Zimmer des kleinen Prinzen rollt der Räderstuhl in das Schlafzimmer der Königin. „Steh' auf, Fiekchen! heute sterbe ich, heute mußt Du bei mir bleiben!"

Plötzlich flammt noch einmal sein Jähzorn zu lichten Flammen auf. Sein brechender Adlerblick bemerkt, daß die Stallknechte, welche ein dem Deffauer zum Geschenk bestimmtes Pferd zäumen und satteln, eine Nachlässigkeit begehen. „Ach wäre ich doch gesund, wie wollte ich die Hunde zerhauen! Hacke, geht hinunter und prügelt die Schurken!"

Was wird dieser Morgen noch Alles bringen?

Große Versammlung im Vorzimmer des Königs; die Minister sind versammelt und die Generäle und die höchsten Hofchargen. Des Königs Stimme ist bereits zu schwach und der Major Bredow muß in seinem Namen erklären — „lauter, Bredow, damit Alle hören können!" — daß König Friedrich Wilhelm zu Gunsten seines guten Sohnes Friedrich die Regierung niederlege. Die auswärtigen Höfe sollen davon in Kenntniß gesetzt werden. Minister Podewils intervenirt. Eine Urkunde müsse über den hohen Act ausgefertigt werden, in aller Form, nach Herkommen und Gebrauch in derartigen besonderen Fällen. Der Diplomat redet noch, als der König schon ohnmächtig zusammenbricht und zu Bette gebracht werden muß.

Niemals mehr hat Friedrich Wilhelm sich aus dem Bette erhoben.

Es war 11 Uhr, als Cochius nochmals geholt wurde. Der Kranke ist sprachlos, scheinbar bewußtlos. Cochius betet mit erhobener Stimme. „Viel zu laut!" unterbricht den Prediger der Ohnmächtige, indem er zu sich kommt. Er erinnert sich, daß seine Dienerschaft zum 1. Juni neue Livréen erhalten soll. Sie sollen augenblicklich in den neuen galonnirten Röcken vor ihm erscheinen. „O Eitelkeit, o Eitelkeit!" ruft der König, als dem Befehl gehorsamt ist.

„Fühl er meinen Puls, Pitsch," sagte der Kranke, als sein Blick zufällig auf den langen Oberchirurgen seiner Potsdamer Riesen fällt. „Sag' Er mir, wie lange ich noch zu leben habe."

„Leider ist's bald aus," antwortete kurz und gerade heraus der Befragte.

„Sage Er nicht leider! Aber woraus schließt Er das?"

„Der Puls bleibt ganz zurück," meint der Arzt.

„Das ist nicht möglich," entgegnete der König, den einen Arm aufhebend. „Wie könnte ich die Finger so bewegen, wenn der Puls schon zurückgetreten wäre?"

Pitsch widerspricht nicht. Wozu denn auch?

„Herr Jesu," röchelt der König, „Dir lebe ich; Herr Jesu, Dir sterbe ich; Du bist im Leben und Tode mein Gewinn." Das waren die letzten Worte, die Friedrich Wilhelm in dieser Welt gesprochen hat.

Zwischen 1 und 2 Uhr Nachmittags gibt der Leibarzt Eller dem Kronprinzen einen Wink, die Königin fortzuführen. Als der Kronprinz in das Zimmer zurückgekehrt, hat die Ohnmacht des Leidenden sich zum Tode vertieft. Es ist Alles vorüber.

Die Anwesenden entfernen sich geräuschlos. Nur der Sohn bleibt bei der erkalteten Leiche des Vaters....

Digitized by Google

Vox populi vox Dei.

Ihr Könige und Fürsten steht
Sehr hoch auf euren Thronen,
Nach eurem Willen Alles geht
Und Alles soll euch frohnen;
Doch über euch im Himmel thront
Der Gott, der strafet und belohnt,
Der wird auch euch nicht schonen.

Der Gott, der euch so hoch gestellt,
Liebt Andere nicht minder,
Ihr sollt, ihr Fürsten dieser Welt,
Geleiten seine Kinder;
Doch nicht durch Eurer Schläge Wucht,
Das Volk in seinem Fürsten sucht
Ja seines Glücks Begründer.

Das Volk wohl selbst am Besten weiß
Was immer ihm mag frommen,
Ehrt seinen Wunsch um jeden Preis,
Eh' es im Zorn entglommen.
Des Volkes Stimm' ist Gottes Stimm',
Drum siegt es stets in seinem Grimm,
Der Tag des Rechts wird kommen.

P. R.

Allerlei.

Das Testament eines Sonderlings. Der Berliner „Publicist" meldet: Bei einem Kreisgericht im Großherzogthum Posen ist kürzlich ein dort verschlossen übergebenes Testament eines Hagestolzen publicirt worden, in welchem an Stelle einer Erbeseinsetzung die gewiß in ihrer Art einzig dastehende Bestimmung enthalten ist, daß der allein vorhandene baare Nachlaß dem Testator nachträglich in das Grab gelegt werden soll. Der Verstorbene, welcher Noth-Erben nicht hinterläßt, hatte bis zu seinem Tode mehrere Jahre hindurch bei entfernten Verwandten zugebracht und von seinen nicht zinsbar angelegten Capitalien gelebt. Diese Verwandten waren von dem Inhalte des Testaments begreiflich nicht wenig überrascht. Sie hoffen, daß das Testament wegen der einen Nutzen nicht gewährenden Bestimmung auf ihren Antrag aufgehoben und die Intestat-Erbfolge an deren Stelle gesetzt werden wird.

Europäische Größen im Leihamte. Als Beispiel, in welche verzweifelte Regionen sich der Enthusiasmus manchmal versteigen kann, erzählt der Wiener Feuilletonist eines Provinzblattes, daß merkwürdigerweise gerade in einem dunklen, von Wackeln und viel Gesindel umgebenen Hause der Dorotheergasse, das man in Wien im gemeinen Alltagsleben „Versatzamt" nennt, der Patti-Enthusiasmus seinen Culminationspunkt erreichte. Man kann nämlich in Wien bei Sendungen nach jenem Gebäude einen beliebigen Namen als Besitzer angeben. Man vergißt hierbei nicht die großen Männer der Gegenwart, und oft hört man den die versetzten Sachen ausrufenden Beamten mit Stentorstimme rufen: „Drei Stück Beinkleider auf den Namen Garibaldi." — „Ich, ich!" kreischt eine einäugige Versetzerin, deren Zärtlichkeit dem alten Demokraten wahrscheinlich nicht gar große Freude machen dürfte. „Zwölf Paar Strümpfe . . . Patti!" tönt es wieder von den Lippen des Versatzbeamten. . . . „Ich, ich!" lärmt ein 50 Sommer zählendes Ungethüm. Donnerndes Gelächter belohnt die Patti-Enthusiastin für die endliche Herausnahme der Patti-Strümpfe. Wie muß sich Fräulein Patti über diesen Enthusiasmus freuen! Ob sich auch Herr v. Bismarck freuen würde, wenn er erführe, daß ein preußisch-blauer Damenmantel neulich unter seinem Namen in's Versatzamt wanderte, wagen wir stark zu bezweifeln.

Mormonen-Ehe. Vor dem Ehescheidungsgericht kam in London vor einigen Tagen ein sonderbarer Fall vor. Ein Herr Hyde, welcher zu den Mormonen gegangen war und sich in Utrecht verheirathet hatte, reiste später nach den Sandwichs-Inseln und trat aus der Gemeinde aus. Darauf hin wurde er excommunicirt und seiner Frau die Freiheit gestattet, sich wieder zu verheirathen. Das that sie wirklich, und nun verlangt er selber in London, allen Rechtes von ihr geschieden zu werden (wahrscheinlich will er wieder heirathen). Der Richter erbat sich Bedenkzeit, insofern es noch gar nicht klar sei, ob eine Mormonen-Ehe überhaupt, da sie das Recht der Polygamie voraussetze, als gültige Ehe betrachtet werden könne. Der Fall ist in sofern wichtig, als derselbe Zweifel auch bei Ehen muselmännischer Unterthanen Englands angeregt werden könnte.

Charade.

(Für junge Lateiner.)

Vorwärts ist es eine Schaar
Streitender Lateiner,
Und Du wirst es nicht gewahr,
Fehlt darin auch Einer.
Rückwärts ist's ein Vocativ,
Den Du ausgesprochen
Wenn ein Thier, das scheinbar schlief,
Dennoch Dich gestochen.

C. A. R.

Auflösung der dreisilbigen Charade in Nr. 11.

Blumenstrauß.

Richtige Auflösungen gingen ein von: Abr. Stolzinger, Sel. Rohrbach hier; Joh. Fick in Rückersdorf; A. E. in Nürnberg; Heinrich Moßmann in Burghaslach; Joseph Rindsberg in Uhlfeld; B. Oestreicher in Treuchtlingen; Trinchen Hecht in Niederlindhart; Joh. Mich. Kreß in Falkendorf.

Eigenthum, Druck und Verlag von Albrecht Schröder. — Verantwortlicher Redacteur: K. Pfisterer.

Digitized by Google

Das Novellenbuch.

Unterhaltungsblatt zum „Fortschritt“ („Fürther Abendzeitung“).

Nro. 14. Donnerstag, den 15. Februar 1866. 2. Jahrgang.

Friedrich Rückert †.

In dem freundlichen Dorfe Neuseß, eine halbe Stunde Wegs von Coburg, steht im Grünen versteckt neben der Kirche das ländliche Haus, worin Fr. Rückert den größten Theil seiner Tage verlebte, worin er am letzten des vor. Mts. starb. Dort lebte und sang er, wie er uns selbst sagt, seinen „Liebesfrühling“; dort, so dürfen wir seine Worte erweitern, dichtete er sein Leben und lebte sein Dichten; dort schwand ihm sein glückliches Alter im Schooße einer liebenden Familie, „von unbegränztem Sehnen und träger Ruhe gleich entfernt.“ Selten trat ein Fremder in den stillen Kreis. Einem Besucher, der im vorigen Juli nach Neuseß kam, verdanken wir die folgende Schilderung der ehrwürdigen Gestalt des Dichterkreises; „Der hohe Wuchs war kaum etwas gebeugt, die grauen Locken wallten sanft über die Schläfe. Der Blick war gesenkt, die Stimme mild, aber männlich. Die bedeutenden Züge waren fest, beinahe derb, wenn nicht der treue klare Blick und die feinen Linien um den Mund diesen Eindruck aufgehoben hätten. Nun ruhen die leiblichen Reste des Dichters, wo er wünschte, daß sie ruhen sollten, auf dem ländlichen Kirchhof von Neuseß. Die Schulkinder des Orts zogen, wie bei jedem andern Dorfbegräbniß, dem Leichenzuge voran, hinter ihnen aber, wie der geistliche Grabredner, Dr. Meyer aus Coburg, sagte, weite „sichtbare und unsichtbare Kreise“. Die Augen ganz Deutschlands sind seitdem auf das stille Grab in Neuseß gerichtet, und immer wird jedem Deutschen dieses ein Ort der Verehrung sein. Denn wenn auch nicht Viele vieles von dem wissen und wissen werden, was R. geschaffen, so ist doch gewiß sein Name unter den volksthümlichsten, und wird es immer bleiben. Es trifft allerdings für R. theilweise zu, was Göthe sagt: „Der Alte verliert eines der größten Menschenrechte, er wird nicht mehr von seines Gleichen beurtheilt.“ Dazu kommt, daß R. viele Bände mit rein lyrischem Stoff erfüllt hat: das kann nicht alles der Menge geläufig sein. Der einzige Band von Uhlands Gedichten ist freilich weiter ins Volk gedrungen, und mußte es, wenn auch nie die Worte „wohlfeile Ausgabe“ ein Uhland'sches Titelblatt entstellt hätten. War aber R. auch nicht so genügsam im Geben, wie Uhland, und hat er auch nicht so oft wie dieser den Volkston getroffen, so kennt und singt doch Jedermann seinen „alten Barbarossa“; singen Andächtige in den Kirchen sein Adventlied: „Dein König kommt in niedern Hüllen“; weiß Jedermann von seinem „Hofer, Commandant von Tyrol:“

Aus Mantua von dem Walle
Komm' ich geschritten her.

Und wer ist, den sein Lied „Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit“ nicht gerührt hätte; an dem der Duft seiner „sterbenden Blume“ vorübergegangen wäre? Welches Kind hat nicht mit Lust sein Märlein gehört. „Vom Büblein das überall mitgenommen hat sein wollen“, mit dem Kehrreim: „Wenn nur was käme Und mich mitnähme?“ — Es ist ein wahrer Riesenstrauß dichterischer Blumen, den uns R. in den sechs Bänden „Gesammelter Gedichte“ bietet; Feld-, Wald- und Wiesenblumen zumeist, aber nicht viel weniger feinere Gartengewächse aus allen Zonen der Erde. Den ganzen Strauß und die prächtigsten Blüthen, die hervorleuchten, bewundert doch Jedermann wenn auch nicht viele Kenner alles des Zarten Duftigen sind, was das Gebinde enthält. Die Lyrik hat ja gegenwärtig schlechte Zeiten, trotzdem die Lyriker, die von Göthe, Schiller, Uhland, Rückert, Heine ohne viele Mühe Verse machen gelernt haben, kaum zu zählen sind. Zwar ist die barbarische Zeit Gottlob nicht wiedergekehrt, wo ein academischer Professor in der Vorlesung über Mythologie, als eben Wieland's Oberon erschienen war — wir wählen dieses Beispiel, trotzdem Oberon nicht der eigentlichen Lyrik angehört — seinen Zuhörern als besondere Weisheit mittheilen konnte, daß ein gewisser Vielandius neuerdings einen fürtrefflichen

Digitized by Google

tractatum de Oberonte ediret habe. Aber auch die Zeit ist vorbei, wo man beständig dichterische Citate im Munde führte, über seine schönen Empfindungen förmlich Buch führte, und keine Fensterscheibe vor dem Einkrizeln Matthison'scher Schwermuthsverse sicher war. Die Zeiten oder vielmehr die Menschen sind nüchterner, materieller geworden. Der Arbeitende, der Erwerbende steht höher im Ansehen, als der blos Genießende. Wir haben kaum den Sinn mehr dafür, daß z. B. ein ästhetischer Streit das Interesse der ganzen Nation förmlich gefangen nehmen könnte, wie nach dem Zeugniß eines Zeitgenossen „jene vielfach zu beklagende Controverse, welche die beiden größten, unter sich brüderlich verbundenen Dichter Deutschlands (eben unsern R. und Uhland) zu Parteihäuptern in der literarischen Welt stempelte, die reinsten und schönsten Genüsse vergällte und dem Ausland gegenüber uns Deutsche in das lächerliche Licht stellte, daß wir über unseren besten Besitz uns entzweiten." Daß für den lyrischen Dichter vornämlich eine sympathiearmere Zeit anbreche, davon hat R. selbst schon vor dreißig Jahren das Gefühl gehabt und ihm dichterischen Ausdruck gegeben:

Reisemappen der Touristen,
Trödelkram der Humoristen,
Teufelspuk der Pietisten,
Und der Stall der Journalisten,
Den Herakles mög' ausmisten!
Der Flugschriften lange Listen,
Der Romane schwere Kisten —
Poesie, wo magst du nisten
In dem Plunder, den nun Christen
Lesen müssen? Nur mit Listen
Kannst du zwischen durch dich fristen.

R.'s Poesie hat sich aber ohne Mühe hindurchgefristet, und stets wird die Geschichte der deutschen Literatur seinen großen und reichen Geist neben den vornehmsten Heroen unserer geistigen Entwicklung nennen. Schon deßhalb wird R. seinen Platz in der deutschen Ruhmeshalle bewahren, weil seine Größe angeknüpft ist an die große Zeit der Befreiung am Anfang dieses Jahrhunderts, als Deutschland die Ketten der fremden Knechtschaft brach. Damals war R. auf dem Plan mit den „rauschenden Geschwadern" seiner „Geharnischten Sonette" und hat nicht wenig dazu beigetragen, den kriegerischen, siegreichen Geist der Nation zu wecken. Er fühlte im Innersten die ganze weltgeschichtliche Bedeutung jener Zeit:

Der blutdurchwirkte Vorhang ist gehoben,
Das Schicksal geht an seine Trauerspiele.
Darum rief er mit Macht seinem Volke zu:
Volk mehr als Stein, wie lang darf man dich drücken!

Den Schwur: „Wir schlingen unsere Händ' in einen Knoten", hat mit anderen großen Geistern R. seinem Volke vorgesagt, das ihn nachgesprochen und gelöst hat. An seine Geharnischten Sonette schlossen sich seine „Kriegerischen Spott- und Ehrenlieder" („General Bandamme, Welchen Gott verdamme" 2c.), und später erst, als die lange Zeit des Friedens gekommen war, ergoß sich der breite Strom der R.'schen Lyrik über alle denkbaren Situationen des bürgerlichen Stillebens. Als aber nach einem halben Jahrhundert wieder eine Bewegung, die schleswig-holsteinische, Deutschland ergriff, welche in ihrem Anfang einer großen Volksbewegung nicht unähnlich sah, da warf der alte R. (auf ihn paßt Göthe's Wort: „Pfeiler, Säulen kann man brechen, aber nicht ein freies Herz") sich noch einmal in den jugendlichen Harnisch Freimund Raimars — so war sein Dichtername in der Befreiungszeit — und sang, noch zu Ende 1863, das „Dutzend Kampflieder für Schleswig-Holstein. Von F—r." In jener Friedenszeit entwickelte sich R.'s Geist zur „Weltpoesie", zu einer Universalität in Bezug auf Stoffe und Kunstformen, wie Aehnliches nur bei Herder und Göthe, bei keinem Dichter der alten und neuen Zeit aber in dem Umfang, wie bei ihm, zu treffen ist. Persien entnahm er die duftenden „Oestlichen Rosen":

In Schiras Rosenhain, umsäuselt von Cypressen,
Hab ich bei Lieb' und Wein in Gott die Zeit vergessen.

Ebendaher das herrliche Heldengedicht „Rostem und Suhrab", Arabien den „Amrilais" und den „Hamasa", Syrien den „Abu Seid", Indien die „Brahmanischen Erzählungen" und „Nal und Damajanti", China das Liederbuch „Schi-king", Altengland die Erzählung „Kind Horn" in Nibelungenstrophen, und wie Vieles an Stoff und Form dem italienischen Süden, den Minnesängern des Mittelalters und den Dichtern des alten Hellas und Latium! In fünfzehn Sprachen las er und in die deutsche Sprache übertrug er mit solcher Kunst die schwierigsten und fremdartigsten Vers- und

Digitized by Google

Reimweisen, daß seitdem dem deutschen dichterischen Uebersetzer keine Aufgabe zu schwer dünkt. Denn nicht nur sein Vorbild wirkt in dieser Beziehung, sondern die Sprache selbst hat unter seiner Leitung erst alle ihre feinen und feinsten Gelenke regen und gebrauchen gelernt. Und doch wie bescheiden sagt er von diesem seinem Schaffen:

Was philologisch gefehlt ist, vergiebst Du poetischer Freiheit.
Und die poetische Schuld schenkst Du der Philologie.

In dem Eingang des wunderlieblichen Idylls „Nodach" gewährt uns der Dichter einen Einblick in die Art seines Arbeitens, in die reinliche Werkstatt seines Geistes, wie Niemand ihn besser gewähren könnte:

Lege die zierlichen Finger, o du mir dienstbare Muse,
Die zu singen Du nicht, aber zu schreiben verstehst,
Lege die zierlichen Finger der Hand an die spitzige Feder,
Die den Fittigen ist kräftigender Raben entrupft;
Ihr zweispaltiger Tritt, glattfiedrige Blätter bewandelnd,
Werde, geführt von Dir, selber ein leiser Gesang.
Tauch' in die Schwärze der Fluth den durstigen Schnabel bedächtig,
Daß er nicht, saugend zu viel, einem Betrunkenen gleich,
Tannelig überspruddle, den reinen Boden besudelnd
Dieses geweihten Papiers; lehre den Kiel Du vielmehr,
So mit sicherem Wurfe dahinstreu'n leichter Gedanken
Bildungen, daß kein Wort brauche den bessernden Strich.

Was man an R. am öftersten getadelt hat, ist seine übergroße Productivität. An diesem Tadel hat aber vielfach der Neid seinen Theil gehabt, da man allerdings aus seinen Gedichten Dutzende moderne Lyriker, und nicht der schlechtesten, zurecht schneiden könnte. Man darf sagen, daß R. oft von der „großen Kunst" verleitet worden sei, um der Form willen Gedichte zu produciren, die sonst unproducirt geblieben wären: daß er manchmal an die Knöpfe der Reime den Rock des Gedichts genäht habe; daß hie und da die Correctheit zur Gezwungenheit geführt habe. Aber man wird dennoch der feinen Organe staunen müssen, die auch den Unfügsamsten noch Gestaltung zu geben wußten, und insbesondere wird mit Recht die Unabhängigkeit R.'s von der Stunde der Stimmung bewundert: „Der Genius der Poesie ist ihm nicht ein zu Zeiten einkehrender Engel, sondern ein von ihm unzertrennlicher Hausgenosse, sein Spiritus familiaris":

Keine wilde schwärmende
Sinnesüberspannerung,
Eine milde wärmende
Haltende Begeisterung.

Zu jeder Zeit und Stunde dienten ihm die dienstbaren Geister seines Dichtens: „Phantasie das Riesenweib", „Witz der Zwerg", und „Verstand ein proportionirter Mann"; letzterer auf besonders freundschaftlichem Fuße mit R. stehend, dem ja wie keinem „das spielende leise zielende Sinngedicht" gelang. So viele poetische Kleinigkeiten: „Blinkende Ringelchen, Schimmernde Kettchen, Goldene Dingelchen, Silberne Blättchen" ꝛc. ꝛc., wie er sie im „Vorzimmer der Göttin vorfindet — aber alle mit der größten Sauberkeit und Nettigkeit ausgearbeitet, nichts völlig Schaales und Mattes darunter — werden sich bei keinem Dichter vorfinden, als bei ihm. Von seiner Poesie gilt es am meisten, was eine seiner Vierzeilen von der Poesie im Allgemeinen sagt:

Die Prosa bringt kein Wort hervor,
Wie groß es sei, es wird ein Bruchstück bleiben;
Die Poesie kann nicht vier Zeilen schreiben,
Sie sind ein Ganzes Dir im Ohr.

Gerade in dem feinen Naschwerk, der zierlichen Filigranarbeit seinen kleinen und kleinsten Sachen liegt eine Hauptstärke des R'schen Genius. An seinen Dramen („Saul und David, Herodes der Große, Kaiser Heinrich IV., Christoforo Colombo") wird der dramatische Schwung vermißt; seine großen Lehrgedichte „Weisheit des Brahmanen" (6 Bände) und „Leben Jesu" setzen, so zahlreiche Schönheiten auch namentlich das erstere enthält, beim Leser selbst, der sie recht genießen will, ein gut Theil jener orientalischen Contemplation voraus, aus der sie geflossen sind. — Das kindliche Gemüth, das am Kleinen und Niedlichen seine Freude hat und darum jene Kleinigkeiten schuf, hat R. auch befähigt, in denjenigen Formen, welche der Kinderwelt und kindlichem Sinn Erwachsener am meisten zusagen, wahre Muster aufzustellen. Wir meinen die Mährchen, die gereimten Volkssagen, comischen Erzählungen, Legenden, Parabeln; so das Mährchen mit dem Anfang: „Ich weiß ein schönes Mährchen, Es war ein schönes Pärchen, Hieß Hänselchen und Klärchen", die Volkssage: „Die

Digitized by Google

Riesen und die Zwerge" mit dem Anfang: „Es ging die Riesentochter Zu haben einen Spaß", die Erzählung von den theuren Knöbeln, die Legende: „Es war die heil'ge Barbara, Ein Kind in Nikomedia", die Parabel: „Es ging ein Mann im Syrerland, Führt' ein Kameel am Halfterband." — Wie N. im Leben sein höchstes Glück im ruhigen, von den Wechseln des irdischen Daseins nur leicht bewegten Kreise der Familie fand, so hat sich auch seine lyrische Production vom „Liebesfrühling" an, dem in glücklicher Ehe eine sonnige Sommer- und gesegnete Herbstzeit folgte, mit Vorliebe der tausend kleinen Vorkommnisse des Familienlebens angenommen. Der nationale Freiheitssänger, der Weltpoet ist zugleich der Hauspoet, der Dichter des deutschen bürgerlichen Kleinlebens. Da ist keine Stunde Tages und der Nacht, in der er nicht und von der er nicht gesungen hätte; „beim Einschlafen" noch murmelt der Quell seiner Lieder, und den ersten „Hahnenschrei" hat er mehr als einmal mit dichterischem Morgenruf begleitet. Da ist kein Winkel in Haus und Hof vom Keller bis zur Bühne, wohin nicht ein Strahl aus der poetischen Leuchte gefallen wäre. Kleidung (die frisch geputzten Stiefel, der neue Flaus, der ausgebesserte Schlafrock), Nahrung, Hantierung und das bunte Treiben der Kinderwelt verfallen der Kunst anmuthig spielender Reime. Neben dem Leben des Hauses wird aber eben so reich und manchfaltig das Leben und Weben in der freien Natur poetisch gestaltet. Der kleinste Grashalm, der feinste Blüthenstaub, der rieselnde Sand am Boden, ein Flecken Grün und Sonnenschein darauf — nichts ist zu klein, um sich der Beobachtung der N.'schen Muse, wenn sie mit dem Notizbuch in der Hand spazieren geht, zu entziehen. Das war ja seine Welt, die kleine Welt der Häuslichkeit und das weite, friedliche Gebiet der Natur. Hier war es ihm am wohlsten, und keine Lust des Reisens, keine Würde des Gelehrten, keine Ehre des Weltmanns konnte ihm seine behagliche Dichterruhe in seinem Neuseß ersetzen. — Ein beträchtlicher, und nicht der unbedeutendste Theil seiner dichterischen Production fällt in die Zeit seines Stuttgarter Aufenthaltes (1815—17) den Frühsommer seines Lebens. Ebenso gerne ließ er sich in Schwaben von der Schönheit der schwäbischen Natur gefangen nehmen („Du Württemberg, in deutscher Flur ein Garten"), als er in den gebildeten Kreisen der Stuttgarter Gesellschaft sich bewegte. Damals war es, als er mit Uhland den friedlichen Sängerstreit führte über die von einer fröhlichen Gesellschaft aufgegebene Frage, ob Untreue oder Tod der Geliebten das kleinere Unglück sei, worüber beide Dichter in zierlichen Glossen ihre Meinung abgaben. Ernster war der Krieg der Sänger, als N., ein Anhänger Wangenheims, dem „Gespräch" Uhlands, des Kämpfers für das „alte gute Recht" sein „Gespräch zwischen einem Altwürtemberger und dem Freiherrn von Wangenheim" entgegensetzte, worin er das neue Wangenheimsche Verfassungsrecht auf den Schild erhob. Doch konnte das nicht hindern, daß Uhland und N. später durch Bande der Freundschaft und Achtung verknüpft waren und blieben. — Nun trauert die Muse Deutschlands an beider Grab. Beiden hat sie einen immergrünen Kranz des Ruhmes auf den Hügel gelegt.

Ein Tag aus dem Leben eines Ober — — — Mandarinen.

Morgens 9 Uhr. Nach schrecklichen Träumen erwacht.

9½ Uhr. Zeitungen gelesen. Die frechen Schandblätter fordern das Volk bereits auf, sich unsere Namen auswendig zu lernen!

11 Uhr. In Sitzung gegangen. Alles mich angesehen: „Das ist auch Einer von Denen, die" — — — Hol's der Teufel! Wer hätte das gedacht?

2 Uhr. Kann nichts essen. Würgt nur im Halse!

5 Uhr. Conditorei gegangen. Alles mit Fingern auf mich gezeigt. Ohne Bezahlung Lokal schleunigst verlassen.

8 Uhr. Im Verein Alles aufgestanden, Platz verlassen, allein gesessen!

10 Uhr. Welcher Nacht gehe ich entgegen? Kommen Träume aus dem Unterleib oder von versetzten — Beschlüssen? (Kladd.)

Auflösung der zweisilbigen Charade in Nr. 12.

Rußland.

Richtige Auflösung ging ein von: Joh. Mich. Kreß in Falkendorf.

Eigenthum, Druck und Verlag von Albrecht Schröder. — Verantwortlicher Redacteur: K. Pfisterer.

Digitized by Google

Das Novellenbuch.

Unterhaltungsblatt zum „Fortschritt" („Fürther Abendzeitung").

Nro. 15. Montag, den 19. Februar 1866. 2. Jahrgang.

Bischof und Vicekönig.

Eine Revolution in Mexico.

(Originalmittheilung.)

An der Regierung der spanischen Kolonien in Amerika participirten drei Faktoren. Die weltliche Gewalt lag in den Händen des Vicekönigs, die geistliche in denen des Erzbischofs; zwischen beiden stand die Audiencia, um durch ihr Hinneigen nach Rechts oder Links den Ausschlag zu geben. Allein bis in die letzten Zeiten der spanischen Herrschaft war die Macht eines Erzbischofs der eines Vicekönigs hundertmal überlegen. Scheinbar mit keinen Zwangsmitteln physischer Gewalt ausgerüstet, ferne davon mit einer Macht zu prunken, deren sichtbarer Apparat dem Volke anstößig ist, hielt die Kirche durch moralische Beeinflussung, Censuren und Anatheme die Menge in Abhängigkeit und konnte sie jederzeit für die Interessen ihrer Kaste in den Kampf führen. Denn ohne sich innerhalb der Grenzen zu halten, welche die Jurisdiction der Bischöfe von der der weltlichen Autoritäten trennten, suchten diese dort, wie überall, einen ihrem Stande dienenden Einfluß auf Geschäfte auszuüben, die ihnen fremd sein sollten, und meist ohne auf ernstlichen Widerstand zu stoßen, weder von Seiten der Regierung des Mutterlandes, die sie im Wahne zu erhalten wußten, deren stärkste Stütze zu sein, noch von Seiten der Audiencia, deren Mitglieder theilweise Anhänger des Klerus, theilweise gewissenlose Leute waren, welche um ihre Vermögensverhältnisse zu verbessern, oder Reichthümer zu sammeln nach den Kolonien gegangen waren. Außerdem von der bürgerlichen Verantwortlichkeit eximirt, konnten die Bischöfe ungestraft Handlungen begehen, die eben so sehr dem zur Schau getragenen Charakter ihres Amtes, als der Humanität widersprachen, die sie hätte beseelen sollen, aber nicht mit dem Pallium angezogen wird.

Die weltliche Gewalt, im besten Falle schon ohnmächtig wo sie der kirchlichen, als der Beherrscherin der öffentlichen Meinung gegenübersteht, war zwischen der Audiencia und dem Vicekönige getheilt, so daß ersterer vorzugsweise die richterlichen, letzterem die executiven Befugnisse zufielen.

Der Ursprung der Audiencia's läßt sich mit Sicherheit nicht bestimmen. Man nimmt an, daß diese kollegialischen Tribunale aus der Sitte der gothischen Könige, in Person Recht zu sprechen, hervorgegangen seien, indem sie genöthigt gewesen wären, zur Anhörung der Parteien Hörer (Oidores oder Auditores) anzustellen. Das älteste Reglement für die real audiencia ist vom Jahre 1264. Gegen Ende des 15. Jahrhunderts entstanden nach ihrem Muster die audiencias territoriales und, wie in allen Provinzen der spanischen Monarchie wurde dieses Institut auch jenseits des Oceans eingeführt. Die Audiencia von Mexico, von Karl V. im Jahre 1527 creirt, bestand aus 8 Oidores, nämlich vier Alcaldes del crimen (Staatsanwalte), zwei Fiskalen, einem Alguacil-Mayor und Siegelbewahrer, unter dem Präsidium des Vicekönigs. Ihr Sprengel begriff die unter dem Namen von Neu-Spanien zusammengefaßten Provinzen nebst Yukatan, Cozumel und Tabasco. Während einer Erledigung der Vicekönigswürde führte sie die Regierung und sie konnte vermöge ihres großen Einflusses auf die Administration, Gesetzgebung und Gerechtigkeitspflege die Thatkraft der Vicekönige, sobald sie ihren Interessen feindliche Ziele verfolgte, durch Passivität lähmen. Die schonungslose Grausamkeit, mit welcher die erste in der Geschichte des Landes berüchtigte Audiencia ihren Durst nach Reichthum und Macht befriedigte, hatte das Institut unter die Kontrolle von Vicekönigen gebracht, deren Autorität sie mit Ingrimm trugen und deren Privatleben die Oidores mit der größten Aufmerksamkeit durchspähten, um im Falle eines Zerwürfnisses ihm gerüstet gegenüber zu stehen. Denn die Mitglieder dieses Tribunals beseelte vor keiner Grausamkeit zurückbebende Gier nach Macht und Reichthümern, und alle Perioden, während welcher in Erledigung der Vicekönigswürde die Audiencia selbstständig die bürgerliche Gewalt ausübte, sind

Digitized by Google

durch unerhörte Barbareien ausgezeichnet, ohne daß je die Bischöfe zu Gunsten der Mißhandelten eingeschritten wären. Ein Beweis mehr dafür, daß die katholische Kirche nie ihre Autorität zu Gunsten von Unterdrückten ausübt, wenn sie nicht ein Interesse daran hat, mit den Unterdrückern für eigene Rechnung Händel zu beginnen.

Unter diesen Verhältnissen erschien am 12. September 1621 der Marquis de Galves, um die Regierung Neu-Spaniens aus den Händen der Audiencia zu übernehmen, die sie seit ungefähr sechs Monaten geführt hatte. Indem Philipp IV. eine der wichtigsten Kolonien der Krone diesem Manne anvertraute, dessen Charakter er vollkommen kannte, wie aus der dessen Beichtvater Fr. Bartolome de Burguillos gegebenen Instruction erhellt, stellte er an dessen Biedersinn und Rechtlichkeitsgefühl die Forderung, Sicherheit der Person und des Eigenthums in seiner Provinz herzustellen und die groben Mißbräuche zu entfernen, welche auf allen Zweigen der Administration wucherten. Auch täuschte der Marquis nicht die Erwartungen seines Herrn. Seine ersten Maßregeln, die er zur Sicherung der öffentlichen Wege nahm; die Wachsamkeit, mit der er die richterlichen Erkenntnisse kontrollirte und die Habsucht der Beamten einschüchterte, kennzeichnen ihn als einen energischen, vom besten Willen beseelten Mann. Allein die traurigen Zustände, welche der Vicekönig zu beseitigen strebte — darin täuschte er sich — waren nicht sowohl in der Habsucht von Privaten und Beamten und in der Unfähigkeit und Sorglosigkeit seiner Vorgänger, als vielmehr in den Sonder-Interessen und der Präponderanz des Klerus begründet, der die bürgerlichen Autoritäten stets nur so lange unterstützt, als sie seinen Absichten dienen. Wenn nun schon an und für sich in einem so charakterlosen Gemeinwesen, wie die spanischen Kolonien ein energisches Temperament und ein rechtschaffenes Herz für den damit begabten Piloten eine gefährliche Tugend ist, so bedingt eine Täuschung, wie die des Marquis, fast unausbleiblich den Untergang. Alle diejenigen, welche seine Unbestechlichkeit und Redlichkeit fürchteten oder zu ihrem Schaden erfahren hatten, flüchteten sich unter die Fahne des Klerus, der ohnehin mächtig genug war, da er über einen abergläubischen Pöbel, den gefährlichsten aller Pöbelsorten, gebot, dem er den Kampf für sein eigenes Interesse als eine religiöse Pflicht aufzunehmen gebieten konnte.

In der Bekämpfung der zahlreichen Mißstände, welche der Marquis beim Antritt seiner Regierung vorfand, wurde er durch einen Mann unterstützt, der im Gefolge seines Vorgängers nach Mexico gekommen war und vielfach Gelegenheit gefunden hatte, die Personen und Verhältnisse kennen zu lernen. Dieser Mann war Don Juan Manuel de Solórzano, dessen tragisches Ende wir kürzlich nach authentischen Quellen unsern Lesern mitgetheilt haben. Zwischen ihm und dem Vicekönige bildete sich allmählig ein sehr vertraulicher Verkehr, da sie beide im Hasse gegen Ungerechtigkeit und Willkühr übereinstimmten, mit dem Unterschiede jedoch, daß bei Don Juan Manuel dieser Haß aus einem weichen, vollen Herzen, bei dem Marquis aus dem Gefühl der Pflicht hervorging.

Durch Don Juan erfuhr der Marquis, als er sich über die große Noth unterrichten wollte, in welcher die ärmern Klassen des hohen Maispreises wegen sich befanden, daß einige reiche Spekulanten, begünstigt von den städtischen Behörden, die Vorräthe der Hacendados aufkauften und die Taxe nach Willkühr stellten, und daß die im Etat der Stadt zum Ankauf von Getreide für die Armen ausgeworfenen Summen mit unerhörter Frechheit von gewissen Regidoren eingesackt würden.

(Fortsetzung folgt.)

Einiges über das Rauchen.

Sehr wahr sagt Hufeland in seiner Makrobiotik: „Der Rauchgenuß ist einer der unbegreiflichsten. Etwas Unkörperliches, Schmutziges, Beißendes, Uebelriechendes kann ein solcher Lebensgenuß, ja ein solches Lebensbedürfniß werden, daß es Menschen gibt, die nicht eher munter und lebensfroh werden, ja, die nicht eher denken und arbeiten können, als bis sie Rauch durch Mund und Nase ziehen." Untersuchen wir nun, worin der Reiz und das Wohlgefallen an dem Einziehen des Rauches eines Krautes begründet ist, welches anfänglich einen so höchst unangenehmen und widrigen Eindruck auf den Sinn des Geruches und Geschmacks macht, zugleich zum Husten reizt, das Athmen erschwert, das Nervensystem aufregt,

Digitized by Google

den Kopf einnimmt und meistens Schwindel, Betäubung, Ekel, Uebelkeit, ja oft Erbrechen und Durchfall veranlaßt, so finden wir, außer dem Nachahmungstrieb und manchen früher ganz willkürlich angenommenen Wirkungen, wie dem Schutz gegen Ansteckungen ꝛc., folgende drei Wirkungen: 1) die Unterhaltung und Beschäftigung in müßigen Stunden; 2) die Nervenaufregung durch das Nicotin und 3) die Abstumpfung der Geschmacksnerven, welche den Hunger länger ertragen läßt. — Der Gebrauch, Tabak zu rauchen, ist von den amerikanischen Jägervölkern zu uns gekommen. Gerade Jäger (und neben ihnen Soldaten und Seeleute) sind häufig im Zustande eines geschäftigen Müßigganges, d. h. sie müssen warten, ohne ihre Aufmerksamkeit zerstreuen zu dürfen und haben doch keine bestimmte Beschäftigung. In diesem Zustand kommt ein Zeitvertreib sehr willkommen, welcher jeden Augenblick abgebrochen werden kann, welcher durch die beständige Wiederholung derselben Erscheinung über die langsame Flucht der Minuten täuscht und doch in keiner Weise die Aufmerksamkeit von dem Gegenstande der augenblicklichen Wachsamkeit ablenkt. Nicht weniger ist die unter 3) genannte Eigenschaft unter Umständen den bezeichneten Ständen willkommen, wogegen die unter 2) erwähnte mehr den Denkern und Gelehrten zusagt, indem sie behaupten, daß durch den Reiz des narkotischen Rauchs auf das Gehirn der Gedankengang angeregt und durch den Rhythmus des Rauchens gleichsam regulirt werde. Das Bestreben, sich in einen Zustand von angenehmer Aufregung und heiterer Stimmung zu versetzen, äußert sich bei allen Völkern der Erde, und zu diesem Zwecke haben sowohl die cultivirtesten als die rohesten Nationen mancherlei Berauschungsmittel erfunden. Von diesen unterscheidet sich das Tabakrauchen dadurch, daß es nicht eine baldige Ueberreizung, eine Abnahme und Abstumpfung der Empfindlichkeit zur Folge hat und Abneigung nach sich zieht. Der Grund davon ist die überaus langsame Wirkung des Nicotin, wie denn bekanntlich kein Raucher im Dunkeln und bei geschlossener Pfeife weiß, ob der Tabak brennt oder nicht. Die Wirkung des Nicotin ist so gering, daß der Gesichtssinn als Controle nicht entbehrt werden kann. Aus diesem Grunde wirkt auch das Rauchen unter allen Reizmitteln am wenigsten nachtheilig auf die Gesundheit. Die Wirkungen des Nicotins auf den Menschen spiegeln sich einmal in den Empfindungen, welche jeder erste Versuch zu rauchen hervorruft, sie sind sodann in einzelnen Fällen unsinnigen Rauchens in Folge von Wetten und in Vergiftungsfällen bei der früher häufigen medicinischen Anwendung des Tabaks im höchsten Grade hervorgetreten, endlich hat die cause célèbre Bocarmé die Kenntnisse derselben in weiten Kreisen verbreitet. Der übermäßige Gebrauch zu starken Rauchtabaks, besonders der Cigarren, wirkt schädlich auf's Nervensystem, besonders auf die Kopf- und Verdauungsnerven. Es werden die Augen gereizt und nicht selten nervöse Kopfschmerzen hervorgebracht, deren Ursache oft lange in andern Umständen gesucht, und welche bei fortdauernder Veranlassung durch Bade- und andere Kuren vergeblich bekämpft werden. Das mäßige Rauchen dagegen ist nicht schädlich, vermehrt vielmehr bei Personen, welche eine sitzende Lebensart führen, die wurmförmige Bewegung des Darmkanals. Im Ganzen ist die Verdrängung der Pfeife durch die Cigarre nicht als zuträglich zu betrachten, theils weil der heiße Dampf und das beim Verbrennen des Tabaks erzeugte Wasser und empyreumatische Oel, welche Nicotin enthalten, unmittelbar in die Mundhöhle gelangen und weil der heiße Dampf, besonders wenn beim Cigarren-Rauchen gelesen und geschrieben wird, die Augen angreift, theils weil die Bequemlichkeit, ohne alle Vorbereitungen und Apparate und zu den geringsten Beträgen das Rauchmaterial gleich vorräthig zu finden, das Rauchen überhaupt, besonders in den ärmeren Klassen, übermäßig verbreitet hat. Die volkswirthschaftlichen Nachtheile, daß bei diesen Klassen verhältnißmäßig bedeutende Baarbeträge fortwährend den an sich ungenügenden Verwendungen für kräftige Nahrung und gesunde Wohnung entzogen werden, können nicht hoch genug angeschlagen werden, bedürfen aber hier keiner weitern Ausführung. Die schädlichste Wirkung auf den ganzen Organismus übt, in Verbindung mit den andern Reizmitteln des Kneipen- und Kaffeehauslebens, das lange Verweilen in einer mit dem Dampf der verschiedensten Tabaksorten geschwängerten Atmosphäre.

Digitized by Google

Friedrich Rückert.

So ist der letzte denn hinabgestiegen
Der Sänger welche, vor den andern ragend,
Hoch in geweihter Hand die Leier tragend,
Die deutsche Kunst geführt von Sieg zu Siegen!

Längst in fiel'scher Lorbeerhaine Frieden,
Im theuern Süden ruht der edle Platen,
Und, müd von Kampfes- und von Sanges-Thaten,
Ist uns der tapfre Uhland hingeschieden.

Bald folgt der weise Rückert dem Genossen —
Ward's ihm zu einsam, daß er also eilte?
Er, der zu längst bei seinen Deutschen weilte,
Hat auch zu tiefst des deutschen Wehs genossen.

Wie scholl, gleich Schwertschlag auf Tyrannenkette,
Des Freimund Reimar Lied vor fünfzig Jahren,
Wie stürmisch und wie stolz kam er gefahren
Im Siegesschritt gepanzerter Sonette!

Wie sang er schön den Ruhm der deutschen Waffen,
Wie rief er laut nach Rothbart in dem Berge,
Wie kühn und grimmig schalt er, als die Zwerge
Das Werk zerstört, das Heldenkraft geschaffen!

Würzburg, den 1. Februar 1866.

Und ob er still dann, wo die Palmen ragen,
Uralte Weisheit hob aus tiefstem Schachte,
Wie reich das Gold des Morgenlands ihm lachte:
Sein treues Herz hat immer deutsch geschlagen.

Wieland dem Schmiede möcht' ich ihn vergleichen,
Deß Kraft und Kunst zugleich die Sagen preisen:
Der deutschen Sprache Silber, Gold und Eisen,
Wie herrlich sprühten sie bei seinen Streichen!

Bald schuf er Kronen voller Edelsteine,
Bald, zierlich wie für Eisen, Ring' und Spangen,
Bald Schwerter die durch Helm und Harnisch drangen: —
Denn ihm gerieth das Starke wie das Feine.

Ihm wollten gern sich jeder Form bequemen
Des spröden Wortes tiefgeheimste Spenden. —
Jetzt glitt der Zauberstab aus seinen Händen:
Wer hat die Zuversicht ihn aufzunehmen?

Wer's kann, der thu's! ihm werden alle weichen.
Mir aber ahnt: die nicht aus Kampf und Siegen
Dieß deutsche Volk versüßt ist aufgestiegen: —
Nicht eher kommt ein Meister seines gleichen.

Felix Dahn.

Allerlei.

(Verspätet.) In meiner Staatslehre habe ich als Ursachen der Störung des inneren Friedens aufgezählt: zum Aufruhr reizende Lehren, allzu große Anklagen, Ehrgeiz, Hoffnung im Kampf gegen die Staatsgewalt zu siegen, die Gewalt der von Weisheit entblößten Beredsamkeit, die Thorheit des großen Haufens. Ich erkläre hiermit, daß obiges Verzeichniß vollständiger ausgefallen sein würde, wenn mir die — Trichinen und das Berliner Obertribunal rechtzeitig bekannt geworden wären. Thomas Hobbes, † 1679.
(Kladd.)

Unglücksfall im Circus Renz. Das Berliner Fr. Bl. vom 14. d. M. meldet: Gestern Abends zwischen 5 und 6 Uhr ist im Circus Renz ein entsetzliches Unglück passirt. Zwei Arbeiter waren im Stalle in der Gegend, wo der Wagen mit dem Löwenkäfig steht, mit Reparaturen der Wasserröhren beschäftigt. Der eine derselben kroch aus Neugierde unter dem Wagen durch und bemerkte an der nach der Wand zugekehrten Seite des Käfigs, daß eine der eisernen Thüren, welche das Gitter bedecken, herausgenommen war, um den Bestien wenigstens etwas Licht zu schaffen. Der Arbeiter rief, erfreut über diese Entdeckung, dem andern zu, „daß er die Löwen sehen könne," gab auch der Löwin mit der Hand einen Stoß, um sie aufzuschrecken. Kaum aber hatte er die Hand durch die unten entlang laufende Oeffnung gesteckt, als der Löwe wüthend darauf zusprang, sie ergriff und festbiß. Auf das Hülfegeschrei des Arbeiters sprangen Knechte, und Alles, was im Stalle war, hinzu; auch der Wärter der Löwen war gleich bei der Hand; man hieb mit Stangen und Mistgabeln auf die Bestien; diese ließen aber nicht los, sondern fraßen gemeinsam buchstäblich den ganzen Unterarm und einen Theil des Oberarms mit den Knochen ab, so daß der Unglückliche nur noch einen Stummel herauszog. Bewußtlos trug man ihn in die Restauration, worauf er zur Charité gebracht wurde, wo ihm der übrig gebliebene Theil des Oberarms amputirt wurde.

Gutes Mundwasser, den reinen Athem zu befördern und der Fäulniß der Zähne entgegenzuwirken, ist frisches Wasser mit etwas Weingeist vermischt.

Charade.

Kennt Ihr, vor Frost und Sonnenschein
Geschützt, ein Häuslein zart und klein?
Kennt Ihr die wundervolle Stadt,
Die tausend solcher Häuser hat?
Sie ist mit Garnison besetzt,
Die täglich ihre Waffen wetzt.
Sonst treiben sie reich' Gewerb, es blühen
Weit ihre reiche Colonien.
Und alle Zölle ein und aus
Führt sie ihr süßes Gut nach Haus.
Sie lehret uns, daß eitle Triebe,
Daß stiller Fleiß und Ordnungsliebe,
Daß Treu und Ehrfurcht vor dem Throne
Am liebsten unterm Strohdach wohne.

Auflösung der Charade in Nr. 13
Legio — O Igel!

Eigenthum, Druck und Verlag von Albrecht Schröder. — Verantwortlicher Redacteur: K. Pfisterer.

Digitized by Google

Das Novellenbuch.

Unterhaltungsblatt zum „Fortschritt“ („Fürther Abendzeitung“).

Nro. 16. Donnerstag, den 22. Februar 1866. 2. Jahrgang.

Bischof und Vicekönig.

(Fortsetzung.)

Der Marquis zwang sofort die Betreffenden zur Herausgabe der unterschlagenen Summen und kaufte mit diesen und 10,000 Pesos, die er von seinem eigenen Gehalte zulegte, große Quantitäten Mais, den er um den Preis von 20 Realen die Fanega verkaufte. Die Spekulanten erlitten durch diese Maßregel an dem gehofften Gewinn einen Verlust von 50 Procent.

Einer von denen, welche sich darob am meisten gekränkt fühlten, war Melchor Velez de Pereira. Er war Alkalde-Mayor von Ixtlahuacan und zugleich, aber im Widerspruch mit einer Menge königlicher Verordnungen Corregidor von Mexico. Der Vicekönig machte die Klage wegen dieser Ordnungswidrigkeit nicht bei der Audiencia anhängig, weil der Verklagte unter den Oidores viele Freunde zählte, sondern übergab die Sache dem Rath von Indien, der den Don Melchor seiner Stelle als Corregidor entsetzte.

Noch war es zwischen dem Vicekönige und dem Erzbischofe zu keinem Bruche gekommen und offenbar suchte der Marquis einen solchen zu vermeiden. Denn obwohl er gleich im Anfange seiner Regierung eine Menge Zuschriften erhielt, welche in bitterer Weise bald des Erzbischofs Käuflichkeit und die Ungerechtigkeit seiner Erkenntnisse, bald seine Habsucht schilderten, daß er Kirchenstrafe verhänge, nur um sich zu bereichern u. a. m., so wollte er dennoch keinen Schritt thun, der des Erzbischofs Ansehen und guten Ruf hätte beeinträchtigen können; ja er trieb seine unkluge Großmuth oder Rücksicht so weit, daß er den Erzbischof sub rosa mit den über ihn umgehenden Gerüchten bekannt machte, um ihm Zeit zur Heilung der selbstgeschlagenen Wunden zu überlassen. Er erwähnte beiläufig, man spreche im Publikum sonderbare Dinge von einer durch den Erzbischof vollzogenen Ehescheidung, obwohl sie ohne Zweifel vollständig gerechtfertigt sein werde; daß einige religiöse Genossenschaften, denen aber wahrscheinlich seine oberhirtliche Wachsamkeit und gute Zucht nicht zusage, behaupteten, der Herr Erzbischof habe die Protection nur um seine Einkünfte zu vermehren an sich gerissen; daß man die Lästerung so weit treibe zu sagen, der Herr Erzbischof nähme von den Parteien, die einen von seiner Entscheidung abhängigen Anspruch oder Prozeß hätten, Geschenke an; daß man behaupte, der Erzbischof von Mexico sei Mitglied der verrufenen brigada negra (schwarzen Brigade), einer Wucherer-Verbindung, welche den Fleisch- und Getreidemarkt beherrschte u. s. w., u. s. w. Der Erzbischof fühlte sich verwundet, ohne für das schonende Verfahren des Vicekönigs einen andern Beweggrund anzuerkennen, als dessen Unentschlossenheit oder Furcht vor der Kirche und stand seitdem in den Reihen seiner entschiedensten Gegner. Eifrig bemüht, die von dem Marquis angedeuteten Blößen zu verdecken und den Einfluß seiner Würde auf die Massen, die er sich durch Habsucht persönlich entfremdet hatte, wieder zu gewinnen, suchte er die erst kürzlich aus Spanien gekommenen neuen Orden zum Nachtheil der seit langen Jahren dort habilitirten zu begünstigen, besonders aber ihnen die Seelsorge unter der indianischen Bevölkerung zuzuwenden; stieß jedoch in diesem Bemühen auf energischen Widerstand von Seiten des Vicekönigs, der die Absichten seines Gegners durchschauend erklärte, die Mönche der alten Orden seien mit den Idiomen, Sitten und Charakteren der Indianer seit langen Jahren vertraut und in jeder Hinsicht für die Seelsorge und den Unterricht besser qualificirt, als die neuen, und es sei kein gültiger Grund vorhanden, diese Wirksamkeit andern Schultern anzuvertrauen.

Seitdem aber trieb fast jede Maßregel des Marquis neue Rekruten in die Reihen seiner Gegner und schon überlegte der Erzbischof die Art und Weise ihn anzugreifen, als Don Juan Manuel einen andern de Pereira, Don Francisco denuncirte, daß er als Alcalde-Mayor von Metepec den Indianern ungesetzliche Lasten auferlege, willkührlich Steuern erhebe und sich der gröbsten

Digitized by Google

Prellereien schuldig mache. Der Vicekönig beauftragte sofort einen Alcalden mit der Voruntersuchung und als diese klare Beweise der Thatsache lieferte, versicherte er sich der Person des Don Franzisco und übergab dem Rath von Judien die Aburtheilung. Bevor jedoch nach mannichfachen Verzögerungen das Urtheil gesprochen wurde, verließ Don Franzisco die ihm angewiesene Wohnung in der Stadt und flüchtete nach dem Kloster San Domingo, wo er bald darauf erfuhr, daß er zu 70,000 Pesos Geldbuße und Verbannung aus Neu-Spanien verurtheilt sei. Geschützt durch das Asylrecht des Klosters betrieb er durch Freunde die Veräußerung seines Eigenthums und Vorbereitungen zur Flucht. Der Vicekönig hiervon benachrichtigt, ließ das Kloster bewachen, um den Flüchtling von aller Verbindung abzuschneiden und seine Entweichung zu verhindern. Trotz dieser Vorsicht gelang es Don Franzisco Ende des Jahres 1623 dem Erzbischofe ein Pro-Memoria zustellen zu lassen, in welchem er darauf aufmerksam machte, daß die Anwesenheit der Wachen die Immunität der Kirche verletze. Der Erzbischof faßte den Gedanken auf und forderte die Entfernung der Wachen. Sein Verlangen wurde abgelehnt, weil Don Franzisco des Schutzes der kirchlichen Immunität nicht theilhaft sei, da er seine Haft gebrochen habe. Der Erzbischof excommunicirte darauf den Decernenten, den Notar, welcher die Entscheidung redigirt hatte, und sogar die Wachen selbst. Die Excommunicirten appellirten an die Audiencia, welche den Bann auf 20 Tage suspendirte und ihrem Notar den Bericht über den Thatbestand auftrug. Der Erzbischof mußte sich hiermit einverstanden erklären, verlangte aber die Auslieferung der Akten, um den Bericht durch seinen eigenen Notar anfertigen zu lassen. Als Osorio, der Notar der Audiencia die Akten verweigerte, ließ er auch dessen Namen auf die Liste der Excommunicirten schreiben und dies dem Betreffenden mittheilen. Der Abgesandte des Erzbischofs entledigte sich seines Auftrags in so ungezogener Weise, durchwob seinen Vortrag mit so vielen beleidigenden Aeußerungen über den Vicekönig, daß dieser vom Erzbischofe persönliche Abbitte durch den Ungezogenen verlangte. Der Notar des Erzbischofs erschien auch endlich, wußte sich aber wieder so wenig zu mäßigen, daß der Vicekönig ihn nach dem Fort San Ulua bringen ließ, um ihn mit nächster Gelegenheit nach Spanien zu schicken.

Darauf hin erklärte der Erzbischof den Vicekönig der Bulle In coena Domini verfallen, excommunicirte auch ihn und ließ seinen Namen auf die öffentliche Liste der von der Kirche Ausgestoßenen setzen. Als alle Unterhandlungen nichts fruchteten, appellirten die Excommunicirten sämmtlich an den päpstlichen Delegaten zu Puebla, der, durch eine Bulle Gregor's XIII. zur Entscheidung schwieriger, dem vorliegenden ähnlicher Fälle ermächtigt, die Akten prüfte, dem Erzbischof befahl die Excommunication aufzuheben und, als dieser sich weigerte, durch einen Subdelegaten die Gebannten lossprechen und ihre Namen löschen ließ. Der Erzbischof, aufs Aeußerste gereizt, befahl nicht nur die Namen von Neuem hinzuschreiben und den des Subdelegaten hinzuzufügen, sondern ließ noch in derselben Nacht (3. Januar) in allen Kirchen der Hauptstadt das Interdict läuten, was unter der Bevölkerung eine furchtbare Aufregung hervorrief. Ein darauf folgendes Decret des päpstlichen Legaten befahl dem Erzbischofe die Aufhebung der kirchlichen Censuren innerhalb bestimmter Frist, widrigenfalls der Delegat einschreiten und seine Entfernung aus Mexico verfügen werde.

(Fortsetzung folgt.)

Alexander Dumas in Geldnöthen.

Es ist drollig, daß Alexander Dumas, der Mann, der mit seiner Feder Millionen aus Nichts hervorzauberte, um sie gemüthlich wieder in nichts zu verwandeln, allüberall und auch während seines jüngsten Aufenthaltes in Prag die Klaue seines Leibdämons, der Geldverlegenheit, empfinden mußte. Am Morgen nach seiner Ankunft — so erzählt die Prager-Zeitung — machte er sich nämlich in Begleitung seiner Tochter und einer literarischen Persönlichkeit Prags auf den Weg nach der Kleinseite. Auf dem andern Ufer der Moldau angelangt, bemerkte Fräulein Dumas im Vorüberfahren in einer Auslage ein reizendes Granatenarmband. Als galanter Papa beeilte sich Herr Dumas, es seiner Tochter sofort als ein Souvenir de Prague zu überreichen. Neben dem Arm-

Digitized by Google

band aber lag noch eine nicht minder reizende Brosche, lagen ebenso reizende Ohrgehänge, die auch gekauft wurden. Als der Juwelier seine Rechnung machte, zeigte sich mit einemmale eine höchst unerwartete Differenz zwischen dem Betrage der Rechnung und Herrn Dumas' Kassenbestand. Papa und Tochter stürzten ihre Taschen, boten sogar sämmtliche verirrten Sechser und Kupferkreuzer auf, aber noch immer langte die Summe nicht. Nun legte sich der Begleiter in's Mittel. Da man aber zu einer Wanderung nach der Kleinseite das Portemonnaie nicht besonders zu spicken pflegt, so reichte der Baarvorrath des Cicerone gerade hin, das Minus zu decken, und Fräulein Dumas in den unangefochtenen Besitz ihrer Geschmeide zu setzen. Allseitig befriedigt steigt man wieder in den Wagen. Vor dem Waldstein-Palais angekommen, machte jedoch die Parthie die unangenehme Wahrnehmung, daß sie auch nicht mehr über den kleinsten Bruchtheil landesüblicher Münze zu verfügen hatte. Verzweifelnd durchsucht Papa Dumas auf's neue seine Taschen und — o Glück! in einer heimlichen Falte findet sich ein verlaufener Napoleonsd'or. Der Begleiter fährt mit dem unerwarteten Helfer in der Noth zu einem Wechsler, wechselt ihn um, und die kleine Gesellschaft kann beruhigt ihre Wanderung fortsetzen. Nachdem man alles besichtigt, ein Gabelfrühstück eingenommen und den Fiaker entlohnt hat, kehren die Wanderer in die Altstadt zurück. Am kleinen Ring gewahrt Herr Dumas photographische Ansichten von Prag. Er läßt sich ein Dutzend zusammenlegen, um sie als Erinnerung an die schöne Stadt mitzunehmen. Bei dem leidigen Bezahlen tritt abermals eine Finanzkrise ein, denn das ganze Activvermögen der ganzen Gesellschaft betrug zwölf Kreuzer Oest. Währung! »Ah, par exemple!« ruft Herr Dumas lachend aus, »qu'on dise encore, qu'il n'y a pas de prédestination!« Da der Romancier bei dem Buchhändler en pays de connaisance war, so bot natürlich der traurige Kassenzustand kein Hinderniß für die Acquisition der Photographien, und die Unglücksgefährten kehrten mit ebensoviel Photographien unter dem Arme als Neukreuzern in der Tasche lachend in das Hotel zurück.

Allerlei.

KD*. Monatsradieschen. Zur ersten Aussaat, sowohl ins Mistbeet als auch in's freie Land, eignen sich vorzüglich die kleinen runden Sorten; zu späteren sind die langen, roth-, weiß- und violettfärbigen vorzuziehen. Die Radieschen erhalten sich nicht über ihre Zeit hinaus, sondern sie werden, sobald sie ihre Größe erreicht haben, stockig, besonders wenn sie einen trockenen Standort erhalten haben und dabei das Begießen versäumt wird. Man mache daher, wenn man sie längere Zeit zu haben wünscht, alle 14 Tage eine kleine Aussaat. Da dieselben aber bei großer Hitze sehr von den Erdflöhen in Anspruch genommen werden, und die im Mai gelegten Sommerrettige schon im Juli in Ertrag kommen und diese dann den Radieschen vorzuziehen sind, so empfehlen die „Frauendorfer Blätter", dieselben nicht länger, als bis Anfangs Juni zu pflanzen. Die Monatradieschen erhalten kein eigenes Beet, sondern es wird der Samen sparsam zwischen frühen Wurzelsamen ausgesäet. Nach werden sie wohl auf drei Zoll Abstand um andere Beete gezogen. Zu Samen werden die vollkommensten derselben auf eine sonnige Stelle verpflanzt und so lange recht feucht gehalten, bis sie angewachsen sind. Ende August oder September wird der Samen reif.

Krönungsstiefel. Der Pesther Schuhmachermeister Herr Szepessy hat soeben ein Paar Stiefel angefertigt, welche derselbe in kommender Woche Sr. Majestät überreichen wird, und welche die Bestimmung haben, bei dem feierlichen Acte der in Aussicht stehenden Krönung von Sr. Maj. getragen zu werden. Diese Krönungsstiefel sind aus gelbem feinen Bocleder nach altungarischer Art verfertigt. Am Vordertheile der Schäfte befindet sich in erhabener Goldstickerei das ungarische Wappen mit der Krone von zwei Genien beschützt und mit einem Lorbeerkranze umgeben. Das obere Ende der Schäfte ist mit Goldschnüren eingefaßt, von welchen schwere, 2½ Zoll breite Goldtroddeln herabhängen. Am Vordertheile sind in Goldstickerei verschlungene Lorbeer- und Eichenzweige angebracht, welche die Krone und die Anfangsbuchstaben des Namens umschlingen. Auch die Hintertheile der Schäfte sind mit reicher Goldstickerei, Blätter und Zweige darstellend, versehen. Die vier Seitennähte, sowie die Sohle sind mit goldenen Perlenschnüren und Borten gearbeitet.

Ein Ehehinderniß. Mit Recht stimmt die Mehrzahl der jungen Damenwelt in Berlin für die Armee-Organisation und Vermehrung der Officiere, die im eigentlichen Sinn unentbehrlich sind. So oft ein Ball gegeben wird, erhalten dieselben massenweise Einladungen in die verschiedensten Häuser, deren Wirthe sie häufig nicht einmal kennen. In dieser Lage befand sich auch vor Kurzem ein junger, unternehmender Lieutenant, der durch einen Kameraden von einer der reichsten und angesehensten Familien eine Einladung erhalten hatte, nachdem er der Frau vom Hause die übliche Liste abgestattet. Die noch immer

Digitized by Google

gut conservirte Dame und noch mehr ihre glänzenden Vermögens-Verhältnisse hatten einen so tiefen Eindruck auf sein Herz gemacht, daß er im Cotillon sie mit einem vollständigen Heirathsantrage überraschte. Lachelnd riß sie ihn aus seiner verliebten Täuschung, indem sie auf einen ältlichen Herrn am Whistische zeigte und hinzufügte: „Dort sitzt ein mächtiges Hinderniß — mein Gatte."

Ein Schachwettkampf. Der österreichische Schachspieler Steinitz, der einige Zeit Mitglied des Wiener Schachclubs war, im Jahre 1861 zum großen Schachwettkampf nach London ging und einen Preis davon getragen hatte, bot in den letzten Tagen dem berühmten Anderssen einen „Match" an, auf dessen Ausgang namentlich die englischen Schachspieler sehr gespannt sind. Zahlreiche und hohe Wetten sind bereits angeboten und angenommen, und beträgt der Preis für den Siegenden 100 Pfd. St. Anderssen hat die Einladung angenommen und wird sich zu diesem Zwecke, wenn der preußische Unterrichtsminister v. Mühler ihm Urlaub gestatten sollte, schon zu Ostern, oder im entgegenstehenden Falle im Monate Juli nach London begeben. Bekanntlich ist Anderssen, der größte lebende Schachspieler, Professor der Mathematik in Breslau.

Unglück durch Blutegel. Die „Opinion nat." berichtet einen Unfall, der dadurch herbeigeführt wurde, daß Blutegel auf ein in der Wiege liegendes Kind fielen, dasselbe aussogen und zu spät erst bemerkt wurden. Ein Zimmermeister in La Villette nämlich, Namens Briant, war von einer entzündlichen Krankheit befallen worden. Der Arzt, den man am 4. Februar herbeirief, verschrieb ein Arzneimittel und verordnete zugleich, daß vierzig Blutegel angesetzt werden sollten. Man ließ zu dem Behufe eine Krankenwärterin holen, die jedoch erst spät Abends kam. Briant erklärte ihr, er habe große Lust zu schlafen, er wolle deßhalb nicht gestört sein, man möge mit dem Ansetzen der Blutegel noch bis zum nächsten Morgen warten. Die Krankenwärterin war damit einverstanden und ging wieder fort, indem sie das mit einem Papiere bedeckte Glas, in welchem die Blutegel enthalten waren, auf einer Commode stehen ließ. Dicht an der Commode stand eine Wiege, in welcher ein kleines Kind schlief. In der Nacht warf nun eine Katze das Glas mit den Blutegeln auf die Wiege. Die Beiden ließen das Geräusch des Fallens nicht hören, so daß die Frau Briant, die bei ihrem kranken Manne wachte, und sich nur in einen Lehnsessel zum Ausruhen niedergesetzt hatte, nichts davon vernahm. Das Wasser im Glase weichte das darüber gedeckte Papier auf, und die vierzig Blutegel krochen heraus. Gegen 3 Uhr Morgens wurde der Kranke durch jämmerliches Schreien seines Kindes aus dem Schlafe geschreckt und weckte seine Frau, die eingeschlafen war, auf. Diese fand ihren kleinen Knaben im Blute schwimmend und in einem kläglichen Zustande. Die Blutegel hatten sich an verschiedenen Stellen seines Körpers angesogen, die meisten jedoch sich ihm ins Gesicht gesetzt, und namentlich um die Augen. Der so schleunig wie nur irgend möglich herbeigeholte Arzt fand leider, daß das Kind in Folge dieser Anjangungen und des großen Blutverlustes erblindet war. Er hält die Augen des Kindes für unheilbar verloren.

Ballvorschriften aus dem Jahre 1606. In den „Artikeln des adeligen Tanzes, so jährlich auf Petri Pauli gehalten wird", vom Jahre 1606 heißt es unter Anderem: „Schsftens soll auch Jeder im Tanze sich züchtig und sittig halten, nicht Mantel abwerfen, laufen noch schreien, Frauen und Jungfrauen auch nicht reißen oder sonst unhöflich oder unziemlich gegen ihnen mit Geberden oder Reden sich gebahren oder zeigen, sich auch nicht verdrehen, noch dergleichen Ueppigkeit beginnen, viel weniger Einer dem Andern den Vortanz nehmen oder sonst am Tanze einspringen oder andere Leichtfertigkeit gegen den Frauenzimmer gebrauchen, als mit Hauben abreißen oder dergleichen." Diese Vorschriften betrafen nur die Herren Tänzer, allein auch die adeligen Damen mochten wohl auf dem Rathhause zu Delitzsch, wenn das aus dem Rathskeller zu entnehmende Bier, „Kuhschwanz" genannt, ihnen zu Kopfe gestiegen, wunderliche Pas gemacht haben, denn der 11. Artikel lautete wegen derselben also: „Ob auch wohl nicht vermuthlich, daß ein adeliges, ehren-, tugendhaftes Frauenzimmer sich ungebührlich und verweislich erzeigen sollte, dennoch aber, weil es leider notorium und die Erfahrung gibt, daß sich auch zu Zeiten hin und wieder wilde, freche und ungeberdige Jungfrauen finden, als sollen dieselben hiemit verwarnt sein, ein jeder ehrliche Vater und Freund seine Tochter und Freundin dahin vermahnen und anhalten, daß sie sich auf diesem Tanz eingezogen, still und züchtig verhalten, mit der Mannsperson kein Gereiz, Zacken und überflüssig Gewäsch halten und anderen ehrentugendsamen Frauenzimmer bös Exempel geben und die liebe Jugend ärgern."

Göthe und Schiller.

Wenn man von euch den Preis soll zuerkennen,
Ihr Helden, in dem großen Kampf der Dichter,
Das ist die streit'ge Frag' der Preisesrichter,
Die hart darob oft aneinander rennen.

Weßhalb jedoch in Eifer zu entbrennen?
Ihr macht die Sache euch um gar Nichts lichter;
Denn Göthe selbst nur ist des Kampfes Schlichter:
„Warum wollt ihr uns von einander trennen,"

„Und auf die Wage der Kritik erst setzen,
Bevor ihr euch getraut zu entscheiden,
Und dennoch fürchtet einen zu verletzen."

„Am besten steht ein eing'ger Kranz uns Beiden.
Gebt her, nun sollt ihr euch an uns ergetzen,
In Zukunft aber solchen Streit vermeiden*)."

K. L.

*) Göthe sagte bekanntlich: Was streitet ihr, wer größer ist, er oder ich? Seid froh, daß ihr zwei solche Kerle habt.

Eigenthum, Druck und Verlag von Albrecht Schröder. — Verantwortlicher Redacteur: K. Pfisterer.

Digitized by Google

Das Novellenbuch.

Unterhaltungsblatt zum „Fortschritt“ („Fürther Abendzeitung“).

Nro. 17. Montag, den 26. Februar 1866. 2. Jahrgang.

Bischof und Vicekönig.

(Fortsetzung.)

Der Erzbischof blieb unerschüttert, das Grabgeläute der Kirchenglocken verstummte nicht und schon wurde der Delegat stündlich erwartet, als der Erzbischof am Morgen des 11. Januars sich in offenem Tragsessel in den Sitzungssaal der Audiencia bringen ließ, wo eben die Oidores Valecillo, Ibarra und Avendanno öffentliche Audienz ertheilten. Auf die Frage nach seinem Begehr antwortete er: Gerechtigkeit von meinem König und Herrn! und wollte mit diesen Worten eine Petition überreichen, welche die Oidores jedoch ablehnten und dem Vicekönige in den Berathungssaal folgend, den Erzbischof stehen ließen. Dieser trat hierauf an die Estrade und legte, die Menge zu Zeugen nehmend, seine Petition mit der Erklärung auf die Stufen nieder, nicht von dannen zu gehen, bis ihm Gerechtigkeit widerfahren sei. Unterdessen war das Glockengeläute auf Befehl des angekommenen Delegaten verstummt, aber das Schweigen und die Erwartung vermehrte nur die Aufregung. Aus Besorgniß vor einem Aufruhr wurde Osorio hinausgeschickt, die Petition des Erzbischofs zu empfangen und ihm zu sagen, er möge sich nach seinem Palaste begeben, da seine Gegenwart bei Berathung der Petition nicht erforderlich sei. Der Erzbischof aber beharrte darauf, nicht von dannen zu gehen bis er Gerechtigkeit erhalten habe und Osorio kehrte unverrichteter Dinge in den Rathssaal zurück. Hier war Niemand des Andern Meinung in Bezug auf das, was die Umstände erheischten und man übertrug schließlich dem Vicekönige in der Sache nach Gutdünken zu handeln. Der Marquis ließ den Erzbischof unter Androhung von 4000 Dukaten Geldbuße auffordern, sich in seinen Palast zurück zu begeben. Er gehorchte nicht und erst als die dritte und vierte Aufforderung mit der Androhung von Suspension und Landesverweisung erfolglos blieb, ging der Marquis zu ernsten Maßregeln über und befahl den Alcalden und Alguacil-Mayor den Erzbischof von Mexico zu verhaften und unter sicherer Bedeckung nach San Ulua zu bringen, um ihn mit erster Gelegenheit nach Spanien einzuschiffen. Es war 1 Uhr Nachmittags, als der Erzbischof von zehn Dragonern escortirt die Stadt verließ.

Die Anwesenheit des päpstlichen Legaten, seine Billigung der vom Marquis genommenen Maßregel und die Ruhe, welche allmählig zurückkehrte, schienen alle Besorgnisse vor einem Aufstande zu widerlegen. Da traten in der Nacht, welche auf diesen stürmischen Tag folgte, die drei genannten Oidores zusammen, widerriefen den Beschluß vom vorigen Tage und erklärten die über den Erzbischof ausgesprochenen Strafen für illegal und aufgehoben. Von diesem Decrete wurde eine Copie ausgefertigt, welche dem Erzbischofe zugestellt wurde, das Original blieb im Besitze eines der Oidores. Sobald der Vicekönig von diesen Umtrieben Kenntniß erhielt, ließ er die drei Oidores in seinem Pallast in Haft halten, die Secretäre derselben ins Gefängniß abführen und erklärte ihr einseitiges Handeln in dieser Sache für nichtig und illegal.

Unterdessen setzte der Erzbischof, seine Escorte und alle welche ihm nicht zu Willen waren, excommunicirend, und von Ort zu Ort das Interdict ausrufend, seine unfreiwillige Reise fort. Am 13. Januar kam er nach Teotihuacan, wo er sich die Schlüssel der Franziscaner-Kirche geben ließ. Kaum eingetreten stürzte er auf das Tabernakel zu, bemächtigte sich des Hochwürdigen und donnerte an diesem und dem folgenden Tage, während ihn Niemand anzurühren wagte wegen der Monstranz, die er nicht aus den Händen ließ, Bannfluch auf Bannfluch über den Tyrannen und seine Anhänger, und endlich die Cessatio a divinis. In Mexico selbst hatte der Vicekönig zwar allen Pfarrern und Provisoren untersagt, von dem Erzbischofe irgend eine Instruction anzunehmen, bis der päpstliche Legat dazu seine Zustimmung gegeben habe, allein trotzdem verkündigte auch dort der Provisor Portillo am 15. Januar in allen Kirchen die gefürchtete

Digitized by Google

Cessatio a divinis und Excommunication des Vicekönigs. In dem Augenblicke wo dieses in der Kathedrale geschah, führte der Zufall oder Ergebenheit den Osorio über die Plaza mayor. Einige Burschen, die ihn erkannten, verfolgten seinen Wagen mit Steinwürfen und nöthigten ihn, sich in den Palast des Vicekönigs zu flüchten. In kurzer Zeit hatte sich eine bunte Volksmenge vor demselben versammelt. Indianer, Mulatten, Mestizen, Spanier und Portugiesen, welche den Marquis haßten, weil er ihnen die Erlaubniß zum Betrieb von Minen versagt hatte, wogten bunt durcheinander. Laute Stimmen forderten die Freilassung des Erzbischofs und der verhafteten Oidores. Steine flogen gegen die Fenster des Palastes und ununterbrochen erscholl der Ruf, mit dem die Feinde des Vicekönigs die Menge aufstachelten: Es lebe die christliche Religion! es lebe die Kirche! es lebe unser König und Herr! Tod dem Ketzer! Tod dem Lutheraner! Tod dem Excommunicirten!

Der König gab den Arquebusiren Befehl, den Platz zu säubern. Als ihrer Aufforderung nicht Folge gegeben wurde, ließ er von den Azoteen und aus den Fenstern des Palastes auf die Tumultuanten Feuer geben. Dies vermehrte die Erbitterung. Ein Studirender bemerkte in einem der Fenster des Palastes eine Standarte, welche bei einer früheren Revolte getragen worden war. Es gelang ihm, sich derselben zu bemächtigen und bald wehte sie auf einem der Thürme der Kathedrale und von allen Seiten strömte die Bevölkerung der umliegenden Ortschaften der Hauptstadt zu, während die Kräfte, über welche der Vicekönig gebieten zu können gewähnt hatte, eine nach der andern versagten. Um 9 Uhr Morgens decretirte er die Rückkehr des Erzbischofs, aber die Meuterer forderten die Freilassung der Oidores. Auch diese erfolgte und der Vicekönig mußte sich zu der Demüthigung verstehen, sie zu bitten, vom Balcon herab der Menge zu bezeugen, daß sie frei seien. Hierauf wollte man das Decret sehen, welches den Bischof zurückrufe und, als auch hierin gewillfahrt worden war, hieß es, die Audiencia solle die Rückkehr des Erzbischofs decretiren. Unterdessen war ein Haufe der Tumultuanten nach dem Kloster San Franzisco gezogen, hatte den Franzisco Velez de Pereira befreit und führte ihn triumphirend durch die Straßen, während ein anderer Haufe vor die Wohnung des Oidor Don Pedro de Gabiria zog. Die im Palast des Vicekönigs weilenden Oidores schlugen dem Marquis vor, mit Bewilligung desselben sich unter die Tumultuanten zu begeben, um durch ihre Popularität die Gemüther zu beschwichtigen. Der Marquis gestattete es ihnen, ohne an die Aufrichtigkeit ihrer Worte zu glauben und kaum waren sie bis zur Plaza mayor hinaus gekommen, als sie auf Gabiria stießen, der neue Schaaren auf den Kampfplatz führte. Wenige Worte reichten zur Verständigung hin und von der Menge begleitet zogen sie mit Gabiria nach dem Collegiatspalaste, wohin auch Galdos de Valencia beschieden wurde.

(Schluß folgt.)

Frau Colet und die Cholera.

Tiefblau und heiter wölbt sich der Himmel über dem reizenden Golf von Ischia, und die Sonne sendet ihre goldenen Pfeile auf das kleine malerische Eiland, das sie scheidend in Gold- und Purpurschein hüllt. Aber der Verstand der braunen Bewohner Süd-Italiens ist nicht immer so hell wie die Tinten der Landschaft, und es spuckt viel verworrenes Zeug, manches einfältige Vorurtheil und mancher crasse Aberglaube in den Köpfen. Die Herrschaft der Bourbonen hat jeder Aufklärung und Volksbildung systematisch entgegengearbeitet; es werden viele Jahre vergehen, bis der neuen Regierung auch die neue Cultur folgt und die malerischen Gestalten belebt, die sich als Staffage auf einer Landschaft von Oswald Achenbach so prächtig ausnehmen, aber eine Qual für ein geordnetes Staatsleben sind. Die Zeit, daß Victor Emanuel's Bersaglieri auf dem Fort St. Elmo Wache halten, ist noch zu kurz, um eine durchgreifende Besserung möglich gemacht zu haben. Heute gilt noch das Wort Platen's von dem Volke Süd-Italiens:

„Aus diesen schönen Stirnen keimt
Nie ein Gedank' empor;
Auf jede hat ein Brett geleimt
Ein blöder — — — Chor."

Die letzten Wochen mit ihrer panischen Choleraſurcht und all dem blinden Wahn, der bei dieser Gelegenheit zu Tage kam, haben des deutschen Dichters Urtheil abermals bestätigt. Unter den Tollheiten, welche

Digitized by Google

„fern an Neapels Strande" begangen wurden, steht das verrückte und brutale Attentat obenan, das der Pöbel von Ischia im November v. J. gegen eine auf der Insel lebende französische Schriftstellerin, Frau Louise Colet, verübte. Eine kurze Notiz darüber ging bereits vor einiger Zeit durch die Blätter, nun aber liegt ein ausführlicher Brief der Frau Colet an das „Journal des Debats" vor, in welchem sie ihr Abenteuer mit allen Details erzählt.

Frau Louise Colet bewohnte seit Ende August auf Ischia die ober dem Städchen Porto d'Ischia gelegene Casa reale, ein weitläufiges verlassenes Gebäude, das einst ein königliches Residenzschloß gewesen und von Ferdinand I. häufig bewohnt worden war. Das Meublement bestand aus einigen harten Dienerbetten, Stühlen und Tischen, reichte jedoch, wie Frau Louise Colet bemerkt, für die einfachen Bedürfnisse eines arbeitsamen Dichterlebens vollständig aus. Frau Colet schrieb ein Gedicht über Ischia, bewunderte die Reize der Natur, ging im Parke spazieren und kümmerte sich wenig um die Bevölkerung, von der sie Niemand kannte, als die Schiffer, die sie ins Meer hinausruderten, den Steuereinnehmer, dem sie durch den Domänen-Director Contamessa in Neapel empfohlen worden war, und den Doctor Michele di Meglio. Trotzdem entging es ihr nicht, daß sie von den Einwohnern mit mißtrauischen Blicken beobachtet ward.

In den trüben Regentagen des November, als die stürmische See jeden Ausflug verwehrte, bildete die einzige Zerstreuung der französischen Schriftstellerin die regelmäßige Ankunft des Dampfschiffes von Neapel um vier Uhr Nachmittags. Natürlich sammelte sich stets eine Menge Leute am Strande, um das Schiff kommen zu sehen; am 10. November aber fiel Frau Colet die Anzahl, sowie die wilde Aufregung der Menge auf, unter der sich Geistliche und Nationalgardisten in Uniform befanden. Sie eilte an das Ufer hinab, um Neuigkeiten zu erfahren, denn ihr großes Gedicht ließ ihr doch immerhin noch Muße zur Neugier. Sie fragte, ob der König schon in Neapel angekommen sei, und erhielt zur Antwort: „Vielleicht kommt er, um uns zu vergiften." Sie erkundigte sich nach dem Stande der Cholera n Neapel, und ein Weib aus dem Volke erwiderte mit wildem Blick: „Das ist nicht die Cholera, sondern Gift." (Non c'è colera, ma c'è veleno.) Die Französin lachte und ging wieder in die Villa hinauf. Während des Essens hörte sie einen fürchterlichen Tumult in dem Städtchen unten, dessen Ursache sie am folgenden Morgen erfuhr. Der Syndicus eines kleinen Dorfes der Insel war mit dem Schiffe von Neapel gekommen und hatte sich zwei Flaschen eines Präservativ-Mittels gegen die Cholera mitgebracht. Das Volk hatte diese bemerkt, sich auf ihn gestürzt, ihn mißhandelt und die Flaschen unter wüthendem Geschrei, daß Gift darin enthalten sei, zerschlagen. Doctor Meglio haranguirte hierauf den süßen Pöbel in einer wohlgesetzten Rede, worin er die Cholera als eine Strafe Gottes schilderte, und die Menge verlief sich. Allein auch im Krawalliren fällt nur der erste Schritt schwer, die folgenden gehen dann leicht — Frau Colet sollte es noch denselben Nachmittag erfahren.

Um drei Uhr, als sie ruhig in ihrem Zimmer saß und gerade die letzten Strophen ihres Gedichtes über Ischia niederschrieb — die Bedeutsamkeit des Momentes wird durch diese Angabe nicht wenig erhöht — trat der Steuereinnehmer als Abgesandter bei ihr ein und beschwor sie, sofort abzureisen. Die Bevölkerung sei in der furchtbarsten Aufregung gegen sie, man halte sie für eine Hexe, die der König auf die Insel geschickt habe, um den Brunnen zu vergiften, aus welchem ganz Porto d'Ischia sein Wasser schöpfe; der Syndicus selbst werde bedroht, auf die bourbonischen Veteranen, die das Fort bewachten, sei kein Verlaß und auf die Nationalgarde ebensowenig.

Frau Colet glaubte im ersten Augenblicke zu träumen, sie begriff nicht, wie die ruhige und harmlose Bevölkerung, die sie eben in fließenden Versen besungen, auf einmal in diesen Fieberwahnsinn gefallen sei; allein die ängstlichen Mienen des Einnehmers überzeugten sie von der drohenden Gefahr. Sie sendete sofort nach dem Syndicus von Ischia, Signor Leonardo Mazella, dem Major der Nationalgarde und dem Doctor Meglio.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Die Hilfsarbeiter.

Anders wär' es wohl gekommen,
Hätte nicht ein edles Paar
Sich des Falles angenommen,
Als der Fall bedenklich war.

Nicht so glatt und nicht so heiter
Sah vorher die Sache aus;
Doch zwei treue Hilfsarbeiter
Helfen aus der Noth heraus.

Und sie kommen und sie schwinden
Seltsam, wie ein Meteor;
Niemand ruft sie — nein, sie finden
Sich zur rechten Stunde vor.

Jeder Widerstand muß scheitern
An dem starken Fels der Macht;
Von zwei flotten Hilfsarbeitern
Wird so Manches durchgebracht.

Lustig zu und rüstig weiter!
Eh' wirs denken, sind wir frei;
Und die beiden Hilfsarbeiter
Helfen auch ihr Theil dabei.

(Klabd.)

Allerlei.

KD.* **Soda verbessert den Kaffee.** Es ist Thatsache, daß man in Gegenden, wo das Wasser kohlensaures Natron enthält, und der Kaffee also nur mit solchem angebrüht wird, einen äußerst wohlschmeckenden Kaffee trinkt. Jenen natürlichen Bestandtheil des Wassers kann man nun auch künstlich ersetzen. Zu diesem Zwecke wird von den Holländern sogar Selterswasser gebraucht. Die Sache läßt sich aber einfacher und wohlfeiler machen. Bevor man nämlich den feingemahlenen Kaffee mit kochendem Wasser überbrüht, setzt man demselben auf eine Tasse Wasser 1 Gran oder den 60sten Theil eines Quentchens einfach kohlensaures oder besser doppelt kohlensaures Natron zu. Es ist dieses das Salz, welches gewöhnlich „Soda" genannt wird; nur ist zu beachten, daß hierzu gute, reine, krystallisirte Soda anzuwenden ist.

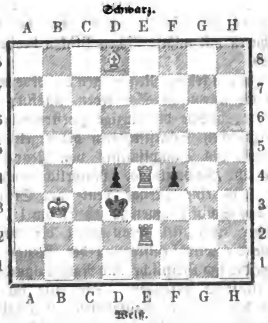
Abergläubischer Unfug. Vor ein paar Tagen spielte vor dem Schwurgerichte zu Elbing — kaum glaublich, aber wahr! — ein Pendant zu einem Hexenprocesse. Es wurde nämlich ein Maurergeselle zu zehn Jahren Zuchthaus verurtheilt, weil er eine alte siebzigjährige Frau mit Knüttelhieben gefährlich um deßwillen erschlagen, weil er selbige im Verdachte gehabt (und noch hatte), daß sie eine arge Hexe gewesen und seinem Kinde eine Krankheit auf den Hals gezaubert habe; eine Meinung, welche übrigens nicht bloß von ihm allein gehegt, sondern auch von seinen Dorfnachbarn getheilt worden sei. Im neunzehnten Jahrhundert gewiß „Alles was sein kann!"

Der neueste Witz der Newyorker Straßenräuber. Die Newyorker Deutsche Zeitung meldet: Um dem Publicum von Newyork etwas Neues zu bieten, haben die Herren Straßenräuber etwas Außerordentliches und in dieser Art noch nicht Dagewesenes erfunden, was für sie bei weitem spaßhafter sein muß, als für die passiv dabei mitspielenden Personen. Die Kerle stellen sich des Abends gegen 9 Uhr schon an irgend eine Straßenecke in Rotten von fünf oder sechs und spielen Jagen. Einer sucht den andern zu fangen, sie stoßen einander, lachen und springen unter, bis ein unschuldiger Mensch allein vorüberkommt. Gegen diesen stößt einer der Kerle an, schlägt ihn sogleich zu Boden, hält ihm den Mund zu, zwei andere Kerle von der Bande entreißen dem Opfer mit der Geschwindigkeit des Blitzes Uhr und Geld, und Alle laufen davon. Dieß geschieht bei weitem schneller, als wir im Stande sind, es niederzuschreiben. Der halbgewürgte Bestohlene hat erst Zeit, zu schreien, wenn die Kerle entflohen sind, und dann glauben die Vorübergehenden, welche bei der Dunkelheit die Personen nur halb unterscheiden können, er selbst gehöre zu der Rotte und das Ganze sei nur ein roher Scherz gewesen.

Schach-Aufgabe Nr. 1.

Weiß zieht an und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Schwarz.



Weiß.

Auflösung der Charade in Nr. 15.

Bienenkorb.

Richtige Auflösungen gingen ein von: Rosalie Blumenthal, Elean Henry Blumenthal hier.

Eigenthum, Druck und Verlag von Albrecht Schröder. — Verantwortlicher Redacteur: K. Pfisterer.

Das Novellenbuch.

Unterhaltungsblatt zum „Fortschritt“ („Fürther Abendzeitung“).

Nro. 18. Donnerstag, den 1. März 1866. 2. Jahrgang.

Bischof und Vicekönig.

(Schluß.)

Während die Audiencia dort versammelt blieb, zu gemeinsamem Thun gerüstet, erschienen die Mönche von San Franzisco auf dem Kampfplatze und führten die unter den Aufrührern befindlichen Indianer, über die sie großen Einfluß besaßen, hinweg. Dadurch entstand eine mehrstündige Ruhe und der Aufruhr hätte vielleicht ausgetobt gehabt; aber gegen 3 Uhr öffneten sich die Thore des Collegiatgebäudes der Audiencia für eine Deputation derselben an den Vicekönig. Sie schlug ihm vor, sich selbst und die Regierung den Händen der Audiencia zu übergeben. Große Schaaren erwarteten die Rückkehr der Deputation und wieder ertönte es: Fort mit dem schlechten Regiment! Fort mit dem Ketzer! Feuer an die Zwingburg! da erschienen die Abgeordneten. Der Vicekönig hatte geantwortet: „Die Audiencia bleibe dem Aufstande fern, so werde ich Herr über ihn werden.“ Ein furchtbares Geheul, Verwünschungen und Drohungen antworteten auf den Bericht der Deputirten. Die große Glocke der Kathedrale läutete Sturm, die Vorstädte, die umliegenden Ortschaften, Alles eilte nach Mexico, Alles drängte sich zur Plaza mayor. Feuerbrände und Steine flogen gegen die Fenster des Palastes, und von den Gerüsten der im Ausbau befindlichen Kathedrale, aus den Fenstern der Bibliothek und des erzbischöflichen Palastes fielen einzelne, aber wohlgezielte Schüsse. Der Marquis, obgleich in großer Verlegenheit, befahl der schwachen, ihm ergeben gebliebenen Besatzung, sowie seinem Haushaltspersonal ein wohlgenährtes Feuer auf die näher und näher sich heranwagenden Rotten zu eröffnen, das besonders von dem braven Dienstpersonal kräftig unterhalten wurde; aber unterdessen waren in die Nebengebäude und entlegnern Räume Brandfackeln geschleudert worden und bald schlugen die Flammen lodernd gegen Himmel. Schon war das Gefängnißgebäude von ihnen ergriffen und es galt in Betreff der Gefangenen einen Entschluß zu fassen. Der Vicekönig ließ sie heraustreten, hielt eine Ansprache an sie, in der er sie auf die ihnen gebotene Gelegenheit aufmerksam machte, sich der Gnade des Königs zu empfehlen und befahl, als sie versprochen hatten, den Aufruhr zu bekämpfen, sie zu bewaffnen. Auch diese Hülfe versagte. Die meisten, fast alle folgten der Einladung der Tumultuanten und schlossen sich ihnen an. Nun hielten die Rädelsführer den Muth des Vicekönigs für genug gebrochen, um ihm die Abdankung noch einmal vorzuschlagen. Eine zweite Deputation rieth ihm, sich der Audiencia als Gefangenen zu übergeben. Es seien 5000 indische Bogenschützen von Tlaltelolco im Anmarsch. Nach ihrem Eintreffen könne Niemand mehr den Ereignissen wehren. Wider Erwarten blieb der Vicekönig auch jetzt noch entschlossen dem Sturm Trotz zu bieten, aber nicht weil er noch hoffte ihn zu bewältigen, sondern weil er die Arglist der Audiencia durchschaute, die ihn zum freiwilligen Rücktritte von der Regierung zu bewegen wünschte, um nicht die Larve abnehmen zu müssen.

Der Morgen graute; die Nebengebäude des Palastes lagen in Asche, aber noch stand das feste Hauptgebäude unverehrt und von tapfern Männern vertheidigt. Ermüdung und jene Abspannung, welche auf heftige Aufregungen folgt, hatten die Schaaren der Tumultuanten sehr gelichtet und es war sehr zweifelhaft, ob die Sonne des kommenden Tages den Pöbel noch eben so lenksam und verwegen finden würde. Der Marquis schöpfte neue Zuversicht, die Audiencia fürchtete alle Früchte ihrer Umtriebe zu verlieren, und überzeugt, zu weit gegangen zu sein, um zurück zu gehen, beschlossen sie die Maske fallen zu lassen. Um 5 Uhr Morgens wurde von den Oidores ein Decret unterzeichnet und sofort publicirt, worin sie erklärten: — „der Marquis de Galves hat aufgehört zu regieren. Die Audiencia hat die Regierung übernommen. Der Licenciat Pedro Gabiria ist zum Generalcapitain ernannt. Jeder Bürger, weß Standes er sei, ist bei Todesstrafe verpflichtet, sich nach

Digitized by Google

Anbruch des Tages bewaffnet auf der Plaza mayor einzufinden."

Mehr als 12,000 gehorchten dem Befehl. Gabiria erschien zu Pferde, den Generalcapitain-Stab in der Hand und führte sie unter Vortragung der erbeuteten Standarte nach dem entfernten Kloster San Franzisco, gegen welches keine Angriffe gerichtet gewesen waren, den Palast und seine Besatzung den Angriffen des Pöbels überlassend.

Gegen 6 Uhr hatten die neuangefachten Flammen bereits solche Fortschritte gemacht, daß einige Außenmauern und Thore zusammenbrachen. Die Meuterer drangen ein und suchten plündernd und zerstörend den Vicekönig. Erst da, als Alles verloren und die Rettung des Lebens nur noch in der schleunigsten Flucht lag, tauschten der Marquis und Don Juan Manuel ihre Anzüge mit denen von Bedienten, mischten sich unter die Menge und gelangten, einstimmend in den Ruf: Tod dem Ketzer! Tod dem Lutheraner! nach dem Kloster San Franzisco, das Gabiria und seine Schaaren verlassen hatten, als sie den Fall des Palastes des Vicekönigs erfuhren.

Um 11 Uhr verkündigte das Geläute aller Glocken und das Freudengeschrei der Partisanen des Erzbischofs dessen Ankunft. Das Hochwürdige in der Hand hielt er einen feierlichen Umzug, hob am folgenden Tage die Cessatio a divinis auf, ließ aber den Namen des Vicekönigs auf der öffentlichen Liste der Excommunicirten.

So endete dieser Tumult am 15. Januar 1624, aus welchem wir lernen, daß bürgerliche Ordnung, Sicherheit der Person und des Eigenthums, Moralität, Eintracht und Friede für die Kirche nur relative Güter sind, die sie so lange achtet, als es die materiellen Interessen derselben, Ehrgeiz und Habsucht, wünschenswerth erscheinen lassen.

Der Marquis blieb bis zu seiner Rückkehr nach Spanien im Asyl des Klosters der Franziscaner. Der Erzbischof wurde nach Spanien gerufen sich zu verantworten und der Inquisitor von Valladolid mit der Untersuchung gegen die Anstifter des Aufruhrs beauftragt, aber diese lief ohne schwere Bestrafungen ab.

Frau Colet und die Cholera.

(Schluß.)

Die Drei kamen, Einer blässer und zitternder als der Andere. Sie beschworen Frau Colet wechselsweise, unverzüglich die Insel zu verlassen. Allein sie weigerte sich mit gutem Grunde; denn der weise Syndicus hatte aus Nachgiebigkeit gegen den Pöbel dem Dampfschiff von Neapel das Ablaufen verboten, und die arme Dame hätte die Ueberfahrt nach Puzzuoli in einem offenen Boote machen müssen. Ueber den Golf aber fegte ein furchtbarer, kalter Sturm, auch war den Schiffern eine Gewaltthat gegen die vermeinte Hexe wohl zuzutrauen. Der Syndicus gerieth in Verzweiflung und rief ein- über das anderemal: „Was ist zu thun?" Doctor Michele di Meglio seufzte: „Wenn nur kein Cholerafall auf der Insel vorkommt, sonst sind wir verloren." Der Major der Nationalgarde sagte gar nichts. Frau Colet aber faßte sich rasch. Sie forderte den Syndicus auf, nach Puzzuoli um Militär zu telegraphiren. Der würdige Mann schützte zuerst vor, er könne sich durch die Berufung der bewaffneten Macht dem Volkshasse aussetzen, rückte aber bald mit dem Geständnisse heraus, daß der Telegraphendraht zwischen Ischia und Puzzuoli seit sechs Monaten zerrissen sei, ohne daß er es der Mühe werth gehalten, seine Ausbesserung zu verlangen.

Nun entschloß sich Frau Colet, selbst zu handeln. Sie schrieb vier Depeschen: eine an den Präfecten von Neapel, Herrn Vigliani; eine zweite an den französischen Consul, die dem Syndicus besonders unangenehm war; zwei andere an Bekannte in Neapel. Nun stellte sich die neue Schwierigkeit heraus, diese Depeschen nach Procida zu schaffen, denn die See ging so wild, daß nur für schweres Geld ein Schiffer die Ueberfahrt wagen wollte. Der Einnehmer, der von allen Autoritäten der Insel allein noch etwas Besonnenheit und Muth behalten, verpflichtete sich endlich, die Depeschen am nächsten Morgen zeitig abzuholen und nach Procida bringen zu lassen. Dann empfahlen sich Bürgermeister, Arzt und Major und ließen Frau Colet allein mit einem jungen Burschen von San Lucio, der ihr als Groom diente. Es war während der langen Unterredung dunkel geworden, der

Digitized by Google

Sturm tobte um die Villa und bog die ältesten Bäume des Parkes. Unheimlich genug war es in den alten, weiten Räumen, aber Frau Colet verlor den Muth nicht. Sie konnte nicht schlafen und setzte sich vor das Bild ihrer Tochter, ihres einzigen Kindes, das ihr eben eine Enkelin geschenkt, und dachte, wie sie schreibt, über das Seltsame ihrer Lage nach. „Die Gefahr drohte mir von Seite dieses vielgeliebten Italien, dem ich materielle Interessen und manchen alten Freund mit abweichenden Ansichten geopfert."

So brach der Morgen des 12. November heran. Um sieben Uhr holte der Einnehmer die Depeschen, und brachte zugleich die tröstliche Nachricht, daß er den Syndicus bewogen habe, nach Puzzuoli um Militär zu schicken. Frau Colet machte sorgfältige Toilette, um schlimmstenfalls, wie sie in echt französischem Geiste hinzufügt, wohlfrisirt zu sterben und dem Tode nicht zu mißfallen. Die vierzehn Diener der Casa reale schienen unsichtbar geworden zu sein, es ließ sich keiner blicken. Bald ertönte von der Villa wüstes Geschrei, Volkshaufen sammelten sich vor dem starken Eisengitter, das sie nach der Straße zu umgab, und stießen schreckliche Drohungen gegen die Fremde aus. Wenn deine Herrin bis heute Abend nicht geht, so schlagen wir sie todt! riefen sie dem kleinen Groom zu, der auf Kundschaft hinabgegangen war. Stunde um Stunde verfloß in banger Erwartung, das Toben der Volksmasse, welche vor der Villa angesammelt war, wuchs mit jeder Minute. Frau Colet mußte bereits das Aergste befürchten, als die Thüren aufflogen und der Unterpräfect von Puzzuoli, Signor Fiorentini, mit dem Syndicus und dem Nationalgarde-Commandanten von Ischia bei ihr eintrat. Fiorentini war trotz des stürmischen Wetters, das die Carabinieri abhielt, in Person auf die Insel gekommen. Syndicus und Major versicherten jetzt Frau Colet um die Wette, daß sie in ihrer Vertheidigung sterben würden, ehe sie ihr ein Leid widerfahren ließen; allein sie sahen noch immer sehr blaß aus und der Lärm auf der Straße nahm noch immer zu. Die Menge, die bald inne ward, daß Signor Fiorentini keine bewaffnete Mannschaft mitgebracht, wollte das Haus stürmen, und nur die Entschlossenheit des Secretärs, der seinem Vorgesetzten von Puzzuoli herüber gefolgt war, verhinderte dies Vorhaben.

Während man Frau Colet, um sie zu beruhigen, erzählte, der Secretär habe bei der Ueberfahrt die Seekrankheit bekommen und liege in einem Salon des Erdgeschosses zu Bette, stand der junge Mann hinter dem Gitter, den gespannten Revolver in der Hand, und drohte Jeden zu erschießen, der herüberzuklettern versuchte. Stundenlang hielt er die tobende Menge in Schach, die ihn ohne die schließliche Ankunft der Carabinieri wahrscheinlich doch in Stücke zerrissen hätte. Endlich kam die ersehnte Hülfe. Im Lauftritt rückten sie die Straße herauf, sprengten den Haufen auseinander, faßten die Rädelsführer ab und escortirten Syndicus und Nationalgarde-Major, die sich allein nicht mehr über die Gasse trauten, in ihre Wohnungen. Frau Colet war gerettet und — wunderbar genug — wollte noch länger auf der Insel bleiben. Allein drei Tage später kam der erste Cholerafall vor. Nun rieth ihr Sgr. Fiorentini selbst zur Abreise, denn auch die Carabinieri hätten einen abermaligen Ausbruch der Volkswuth vielleicht nicht verhindert. So verließ denn Frau Colet das reizende Eiland mit schwerem Herzen und der bitteren Ueberzeugung, daß man im schönen Süden, nach dem uns Alle eine leise Sehnsucht zieht, zuweilen Dinge erleben kann, die uns den kälteren, aber vernünftigeren Norden in rosigstem Lichte erscheinen lassen.

Allerlei.

KD.* **Gift im sogenannten Goldregen.** Ein fast in keinem Garten fehlender Strauch, der sogenannte Goldregen (Cytisus laburnum), ist jüngst von Prof. Husemann einer genauen Prüfung unterworfen worden. Die Untersuchung hat ergeben, daß die reifen Samen des genannten Strauches ein äußerst giftiges Alkaloid enthalten. Diese Entdeckung verdient in den weitesten Kreisen bekannt zu werden, da man den Goldregen seither für ein völlig unschädliches Gewächs hielt.

KD.* **Statistik der Besteigung des Mont-Blanc.** Das Bulletin der „Société de Geographie" in Paris enthält nachstehende historisch-statistische Nachweisung der Mont-Blanc-Besteigungen, die als vollständig gelten kann. Vom Jahre 1786 bis zum Ende des Jahres 1865 betrug die Gesammtzahl aller Bestiegungen des Mont-Blanc 293, worunter 187 von Engländern ausgeführt wurden, 39 von Franzosen und Savoyarden

Digitized by Google

21 von Amerikanern, 19 von Deutschen und 9 von Schweizern. Die erste Besteigung fand im Jahre 1786 durch Jacob Balmat und Dr. Piccard statt, die zweite und dritte durch H. B. de Saussure. Marie Paradis aus Chamouny war die erste weibliche Ersteigerin im Jahre 1809, Mademoiselle Henriette d'Angeville die zweite im Jahre 1838. Im Jahre 1865 wurde der Mont-Blanc von 35 Personen, darunter 4 Damen, bestiegen.

Anschütz. In den kürzlich bei Sommer in Wien erschienenen Erinnerungen aus dem Leben und Wirken Heinrich Anschütz' wird über den Ursprung des Namens des verewigten Künstlers erzählt: Am Ende des Mittelalters blühte in der Grafschaft Henneberg, im heutigen Thüringen, die Familie der Grafen von Ramm, welche sich ausgedehnten Grundbesitzes erfreuten und in hohen Schlössern wohnten. Da kam die Reformation, und auch die Familie Ramm wurde von der durch dieselbe herbeigeführten Umwälzungen ergriffen. Das Haupt des einen Familienzweiges wendete sich mit seinem ganzen Hause den reformatorischen Glaubenssätzen zu, und ein gesetzlicher Spruch confiscirte die Güter der abgefallenen Familie und sprach sie dem katholischen Familienhause zu. Der evangelische Zweig verarmte und warf sich auf die Goldwäscherei in der Goldlauter, einem Flüßchen in der ehemaligen Grafschaft Henneberg. An den Stellen, wo nach Gold gesucht wurde, mußte das Wasser abgedämmt und gestaut werden, und diese Arbeit nannte man: „das Wasser anschützen." Daher der Name Anschütz, den die Familie Ramm annahm. Mit wohlgegründetem Selbstbewußtsein äußert sich Anschütz über diese den Ursprung seines Namens erklärende Familien-Ueberlieferung in folgender Weise: „Ich muß aufrichtig gestehen, daß es mir gar nicht der Mühe werth schien, dem Grund oder Urgrund dieser Traditionen nachzuforschen. Ich dachte stets, ich bin einmal da, ich heiße Anschütz, und wird einmal was Rechtes aus mir, so klingt der Name Anschütz viel besser als Ramm, mögen nun meine Vorväter Herren und Grafen, oder Deichgräber und Goldwäscher gewesen sein. Es ist mir gelungen, daß für das, was ich gewollt und wonach ich gestrebt habe, mein Name mit Achtung genannt wird, und so spreche ich mit der Familien-Chronik: „Ich bin Anschütz und will so heißen."

Todesstrafe. In Schottland sind kraft der bestehenden Gesetze folgende Klassen von Uebelthätern mit dem Tode zu bestrafen: Wer ein Kind entwendet, wer Jemanden in Gegenwart der königlichen Richter während der Verhandlung schlägt, wer Vieh stiehlt oder erschlägt, wer unter erschwerenden Umständen stiehlt, wer gesunde Bäume oder Korn abschneidet, wer der Blutschande oder des Ehebruchs schuldig befunden wird, wer einen Raub begeht, wer Eltern schlägt oder verflucht, wer sich ohne des Königs Erlaubniß duellirt, wer heimlich Messe liest, wer einen messelesenden Priester, Jesuiten u. s. w. verbirgt. In der Praxis werden diese Gesetze nicht gehandhabt, weil der öffentliche Ankläger, der Lord-Advocat, wenn er eine Verfolgung wegen eines dieser Verbrechen einleitet, die Anklage auf ein geringeres Verbrechen stellt. Aber de facto sind diese Gesetze noch nicht aufgehoben.

Trichinen und Ducaten. Liest man diese Ueberschrift „Trichinen und Ducaten", so meint man sicher, es werde sich um eine Prämie in Ducaten handeln, welche irgend ein Seicher auf den Fund von Trichinen aussetzt, um die abgeschreckten Schweinefleischesser von der mosaischen Enthaltsamkeit, für welche die Trichine wirksamer als das jüdische Speisegesetz Propaganda macht, zum Schinken zurückzuführen. Statt dessen bringt der „Gesch.-Ber." Trichinen und Ducaten, von einem höheren Interesse geleitet, in einen innern Zusammenhang, und erzählt, daß die Trichinenfurcht bereits in solchem Maße ihren Einfluß ausübt, daß die Nachfrage nach Ducaten, die bisher nach den Donaufürstenthümern und Serbien als Zahlung für die trichinösen Vierfüßler gesendet werden mußten, nun aufgehört hat. Wunderbare Constellation: die Trichine ein Bundesgenosse der Nationalbank und ganz Oesterreichs für die Herstellung der Valuta!!

Trost im Liede.

Wenn des Trübsinns düst'rer Schleier
Sich um meine Seele webt,
Greif' ich nach der trauten Leier,
Und ein stiller Friede schwebt
Aus den Klängen meiner Lieder
Mir in's Herz wie Thau so mild,
Der sich Abends senkt hernieder
Auf das schmachtende Gefild.

K. L.

Logogryph.

Noch keines Dichters Worte stellten
Es, phantasiereich, dar als Helden;
Denn Jeder seiner Gattung sucht
Sein bestes Heil in schneller Flucht.

Das erste Zeichen zu verändern,
Entschließe dich, — dann zählt's zu Ländern,
Die froh der Reisende begrüßt,
Der lang' im Sand gewatet ist.

Setz' an des ersten Zeichens Stelle
Ein andres — dann gleicht's dem Befehle:
Stör' deiner Seele Gleichgewicht
Und Leidenschaften steure nicht.

Und einem neu gesetzten Zeichen
Laß abermals das erste weichen:
Dann ist's ein Ding, das Blumenduft
Begierig schlürft, und würz'ge Luft.

Die ersten Zeichen all' der Viere,
Die ich in Räthseln vor dich führe,
Nimm, Leser, dir und schreib sie dann
In ihrer Reihenfolge an.

Und eine Waffe wird erscheinen,
Die schwer verwunden, tödten kann.
Wo Menschen sich zum Kampf vereinen,
Trifft du die Waffe niemals an.

M. Kreß.

Eigenthum, Druck und Verlag von Albrecht Schröder. — Verantwortlicher Redacteur: L. Pfisterer.

Digitized by Google

Das Novellenbuch.

Unterhaltungsblatt zum „Fortschritt“ („Fürther Abendzeitung“).

Nro. 19. Montag, den 5. März 1866. 2. Jahrgang.

Der Mönch.

(Aus dem Französischen des Abbé ***.)
(Original-Mittheilung.)

Erstes Capitel.

Der klassische Klosterboden.

Wenn du Paris verlassend um die lauen Lüfte des südlichen Frankreichs zu athmen, das einförmige Plateau von La Beauce überschrittest und jenes Thal der Loire, welches unsere Väter Frankreichs Garten nannten, durchwandert hast, gelangst du in weithinausgedehnte, von üppigen Saatfeldern bedeckte und hie und da von Gehölzen durchschnittene Ebenen. Du bist fast im Herzen Frankreichs.

Die Einwohner dieser Landschaften stammen von den alten Piktaven, einer der vierzehn Völkerschaften, welche zur Römerzeit das Land zwischen der Loire und Garonne bewohnten.

Die Bevölkerung von Poitou, friedlich wie alle Bewohner der Ebenen, hat trotz des Fortschritts der Zeiten und erschütternder Revolutionen ihre alten patriarchalischen Sitten und ruhelebenden Gewohnheiten bewahrt. Von allen Völkerstämmen Frankreichs lieben sie am meisten die heimathliche Scholle und kennen, Ackerbauer oder Hirten, von dieser Welt nichts als soweit sie ihr Kirchspiel begränzt. Sie kommen nicht über die Gehölze hinaus, welche ihre Pfarre von den benachbarten trennen und die Kirche, der Edelsitz sind häufig die einzigen geschichtlichen Denkmale, welche sie jemals kennen lernen.

Setzest du deine Wanderung von hier aus weiter nach Süden fort, betrittst du La Marche, eine kleine unruhigere und ehemals kampflustige Landschaft und näherst dich den Einsenkungen und ersten Abstürzen der Central-Hochebene.

Hier wird die Natur rauher, furchen sich tiefer die Thäler: du bist wirklich in einer Mark, d. i. in einer Uebergangsregion, die gegen Westen an die vom atlantischen Ocean bespülten Niederungen gränzt, und schon in einigen Stunden dich zu jenen kältern, aber malerischen Regionen führt, welche ihr Entstehen den ersten granitischen Erhebungen verdanken.

Der Marchois gleicht in Sitten dem Bewohner von Poitou, unterscheidet sich aber von ihm durch seinen Hang zur Auswanderung, besonders in den höher gelegnern und bergigen Gegenden, deren magerer Boden kaum im Stande sein möchte, seine Bewohner zu ernähren.

Was in beiden Landschaften vorherrscht, ist das religiöse Gefühl. Augenscheinlich ist es ein Vermächtniß früherer Zeit, denn man ist berechtigt diese Provinzen den klassischen Boden der Klöster zu nennen. Nirgend waren die Abteien, Prioreien, Probsteien, die Stifte jeder Art und für beide Geschlechter zahlreicher als hier, wo das Mönchsthum auf den Ruinen der alten römischen Welt jene neue Welt des Aberglaubens und der Barbarei aufbaute, welche die Geschichte das Mittelalter nennt.

Poitou selbst, die Hauptstadt der Provinz, ist heute noch eine heilige Stadt. Isolirt auf einem nach drei Seiten hin steilabfallenden Hügel, der in das Thal von Le Clain hineinragt, wird sie nur selten von Touristen besucht. Ehe noch die Eisenbahn, welche mittels eines Tunnels unter der Stadt durchgeht, bestand, kannte man von Poitiers nur die Herberge, wo die schweren Deligencen hielten und man mit großer Hast einige Nahrungsmittel zu sich nehmen konnte. Die Stadt selbst wurde fast nur von Archäologen besucht, welche die Façade der Kirche Notre-Dame-la-Grande zu sehen kamen; alle andern Touristen flohen dieses nur von Klosterbrüdern, sagte man, Adeligen und Pfaffen bewohnte Land.

Keine Stadt Frankreichs ist so traurig und so schweigsam. Mit Ausnahme einiger Straßen, welche von Krämern bewohnt werden, und eines Platzes, der von einigen Studirenden und dem Militär der Garnison zu Spaziergängen benutzt wird, gleicht sie einer Stadt, deren Bewohner aus Furcht vor einer Epidemie Thüren und Fenster geschlossen halten. Die zahlreichen Klöster

Digitized by Google

nehmen den vierten Theil des städtischen Bodens ein und man vernimmt von ihnen Nichts, als das einförmige Glockengeläute, welches die Insassen zur Abbetung der Tageszeiten ruft. Man kann in der Vorstadt Saint-Germain von Poitiers sich verlieren, kann die Straße von Les Hautes-Treilles, in der sich die Hotels der Aristokratie befinden, ihrer ganzen Länge nach durchwandern, man findet kein Anzeichen, daß die Stadt bewohnt ist, als die Hausnummern und die Straßenlaternen. Man könnte eben so gut eine der Straßen des alten Pompeji durchschreiten.

Und was geschieht denn in dieser sonderbaren Stadt? Etwas sehr Wichtiges. Alle die Seelen, welche dort vegetiren, gehören sich nicht selber an. Sie sind das Eigenthum einiger Mystiker, die unter dem Namen von Directoren, und theils der Pfarrgeistlichkeit, theils dem Jesuiten-Orden und andern angehörend, mit starker Hand die gute, fromme Heerde weiden.

Wäre es möglich, durch einen Zauberspruch zwei Jahrhunderte aus der Geschichte der Menschheit verschwinden zu lassen; das strahlende siebzehnte, das philosophische und revolutionäre achtzehnte, unsere Epoche seit sechzig Jahren hinweg zu zaubern, — diese von einem starren unbildsamen Pfaffenregiment erzogene und beherrschte Stadt würde nicht im Mindesten erstaunt sein, eines Morgens im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts zu erwachen.

Im Jahr der Gnade 185* war Poitiers auf der Höhe seines monakalen Ruhmes. Sein Jesuitenhaus prosperirte vortrefflich; das Kloster vom heiligen Herzen sah die Blüthe der hohen Aristokratie des Landes in seinen Schulen, aus denen sie als Freunde der Jesuiten und Beförderer der Interessen der heiligen Gesellschaft in die Welt hinausgingen.

Monseigneur Victor-Armand de Civry, Bischof von Poitiers, regierte damals die fromme Heerde seiner Metropole und seinen aus den Departements von Vienne und der beiden Sevres zusammengesetzten Sprengel. Er war ein sehr stattlicher Greis und hatte alle Sitten des Hofes, an dem er unter Karl X. gelebt hatte, beibehalten. Als Bruder des Marquis de Civry hatte der damalige Abbé keine große Mühe ein Bisthum zu erhalten. Er der jüngste Bischof der Restauration von 1830, war 185* der ehrwürdigste Träger des Pallium. Nichts war regelmäßiger als das Leben von Monseigneur. Seine Tage waren ganz und gar den oberhirtlichen Pflichten gewidmet; die Abende verbrachte er abwechselnd heute bei Madame la Comtesse de *, morgen bei Madame la Marquise de *. Man machte ein Spielchen und plauderte harmlos von jenem alten Regime, dem goldnen Zeitalter aller gutgesinnten Häuser dieser heiligen Stadt Poitiers; und Monseigneur verkehrte, abgesehen von den officiellen Besuchen, die er den constitutionellen Regierungsbehörden abstatten mußte, nur in gutgesinnten Häusern.

Er hatte mit großer Bestürzung die Revolution von 1848 gesehen; aber die nachfolgenden Ereignisse hatten ihn beruhigt, und als die Republik zu wanken begann, half er kräftig, doch ohne die politischen Ueberzeugungen seiner theuren Heerde zu verletzen, das Kaiserreich vorzubereiten, von dem er mehr hoffte, als von einer unruhigen Democratie. Als kluger Mann war er seitdem mit allen Präfecten von Poitiers zurechtgekommen.

Was wollen Sie? sagte er, ich bin Bischof einer aristocratisch und legitimistisch gesinnten Stadt. Ich muß sie demgemäß behandeln.

Was wollen Sie? sagte er im Hause des Legitimisten, ich darf im Interesse der Religion nicht meine Würde gefährden.

Er war ein großer, hagerer Mann. Der Ausdruck seiner Augen versprach Milde, aber der Gesammtinhalt seiner Züge verkündete Strenge und Ernst. Gegen seinen Clerus hatte er sich mehremale hart gezeigt; er war daher wenig beliebt, obgleich die Geistlichkeit der Stadt, welche sozusagen seinen bischöflichen Hof bildete, ihn mit Schmeicheleien überschüttete, die der alte Mann stets mit Wohlgefallen aufnahm.

Monseigneur, der so sehr für das alte Regime schwärmte, war zugleich ein passionirter Freund der geistlichen Orden. Kein Thron ist unerschütterlich ohne die feste Basis der geistlichen Genossenschaften. Ein Kapuzinerconvent, ein Karmeliterkloster waren in seinen Augen für eine Dynastie mehr werth, als Regimenter von Grenadiren und Dragonern. Er betete die Jesuiten an und am

Digitized by Google

Tage, wo er zu Poitiers die ehrwürdigen Väter eingeführt hatte, sprach er zu ihnen das denkwürdige Wort: „Wären Wir nicht Bischof, Wir möchten Jesuite sein.“

Nie ist das Bekenntniß der albernen Entsagung, durch welche seit zwanzig Jahren die Weltgeistlichkeit dieser herrschsüchtigen Gesellschaft, von welcher sie zertreten wird, den Platz überläßt, energischer ausgesprochen worden. (Fortsetzung folgt.)

Volksbildung durch Gesang.

Daß der Gesang bildend und veredelnd auf den Menschen wirkt, ist unleugbar; jeder Menschenfreund wird daher die Verbreitung des Gesanges gerne sehen. Leider geschieht noch viel zu wenig von Seite der Regierungen, dieses Bildungs- und Besserungsmittel zu pflegen. Es wird in den Schulen selten ein guter Grund zum Gesang gelegt, so daß Viele nach dem Austritte aus der Schule das Wenige ganz verlernen. Am segensreichsten würde der Gesang auf dem Lande gepflegt, wie die zu Leipzig erscheinende „Sängerhalle“, welcher wir die vorstehende Nachricht entnehmen, ganz richtig meint, und wir stimmen derselben ebenso darin bei, daß in vielen Gegenden unseres Vaterlandes noch die größte Rohheit herrscht. Durch den Gesang würde vor Allem hier bessernd eingewirkt werden können, und in richtiger Erwägung dessen hat der bayerische Sängerbund schon vor mehreren Jahren den Beschluß gefaßt, jedem Dorfschullehrer, der aus den jungen Leuten seines Dorfes ein ordentliches Doppelquartett zusammenstellt, einen Preis von 20 fl. zuzuerkennen. Wir können nur wünschen, daß die Sängerbünde oder die größeren Gesangvereine sich die Verbreitung des Gesanges auf dem Lande recht angelegen sein lassen und den Gründern und Leitern solcher Dorfgesangvereine einen Ehren- und Geldpreis öffentlich zuerkennen.

Anwendung der Kälte zur Aufbewahrung von Früchten in Amerika.

KD.* Versuche haben die völlige Anwendbarkeit niedriger Temperatur zum Aufbewahren von Früchten dargethan und machen es wahrscheinlich, daß diese Methode durch Billigkeit, wie durch Abwesenheit jeder Geschmacksveränderung bei den aufbewahrten Früchten den Vorzug vor allen anderen verdient. Die Temperatur soll zwischen 0° und + 4,4° Celf. (= 0° bis + 3,5° Réaum.) erhalten werden und dann weiter nichts erforderlich sein, als die Erfüllung zweier Bedingungen, nämlich erstens die Anwendung eines Magazins, in welchem die Temperatur constant zwischen diesen Grenzen erhalten werden kann (was unter Berücksichtigung der neuesten Erfahrungen beim Bau von Eismagazinen keine Schwierigkeiten bieten dürfte); zweitens muß übermäßige Feuchtigkeit vermieden und wohl auch das Licht ausgeschlossen werden. Es halten sich so Aepfel und Weintrauben leicht, Stachelbeeren etwas schwerer und auch die übrigen Obstsorten können von einer Jahreszeit zur andern unverändert erhalten werden.

KD.* Die gefärbte Stärke

von Colman in London wird nach Dr. Lunge bei Musselinfabrikaten, wie Damenkleidern, Fenstervorhängen u. s. w. wie gewöhnliche Stärke angewendet, wandelt dann aber die weiße Farbe je nach Bedürfniß in hochroth, rosa, blau, grün oder gelb um; bei der Wäsche geht die Farbe vollkommen wieder aus und kann durch jede beliebige andere ersetzt werden. Man kann somit einem weißen Kleid mehrere Male ein ganz verschiedenes Aussehen geben und muß das Verfahren besonders für schon vergilbte Stoffe große Annehmlichkeiten bieten.

KD.* Die Eigenschaften verschiedener Düngemittel,

welche in Folge des ungünstigen Vorjahres die Aufmerksamkeit der Landwirthe mit mehr oder minderem Recht in Anspruch nehmen, oder ihnen, namentlich von englischen Düngerfabriken neuerdings empfohlen werden, erörterte im Laufe der letzten Wochen das „Berliner landwirthschaftliche Intelligenzblatt“ in einer Reihe von Abhandlungen, besonders in Rücksicht ihres Preises und Werthes, z. B. des Phospho- und Ichaboo-Guano, des gemahlenen Knochenmehles, des Baker-Guano-Superphosphates u. s. w., worauf wir die Landwirthe aufmerksam machen.

Digitized by Google

Auch ein schöner Vergleich*).

Weshalb immer der Minister?
Ist es christlich, dies Geschrei?
Nach Gesindeordnung ist er
Doch nur seines Herrn Lakai.

Wenn es nicht die Herrschaft litte,
Wär' der Bursch so flegelhaft?
Nach der Herrschaft Zucht und Sitte
Richtet sich die Dienerschaft.

Beißt ein Mops dir in die Waden,
Wer ist Schuld an dem Verdruß?
Ist's sein Herr nicht, der den Schaden
Und die Strafe zahlen muß?

Einen biss'gen Köder schelten,
Das wär' die verkehrte Welt;
Nur der Herr hat's zu entgelten,
Der sich biss'ge Köder hält.

(Frankf. Latern.)

Ein Gattenmörder.

* Wir haben bereits gemeldet, daß der Schuhmachermeister Georg Wieland von Augsburg von dem Schwurgerichtshofe für Schwaben und Neuburg wegen Gattenmords zum Tode verurtheilt wurde und lassen hier die schwurgerichtliche Verhandlung dieses interessanten Criminalfalls nach Berichten der schwäbischen Presse hier folgen: Georg Wieland, 30 Jahre alt, Schuhmachermeister zu Augsburg, ist beschuldigt, am 12. August 1865 seiner Ehefrau Maria Wieland, in der Absicht, sie zu tödten, den Hals mit einem Rasiermesser durchschnitten und dadurch deren Tod bewirkt zu haben. Aus der Voruntersuchung ergibt sich Folgendes: Am 12. August 1865 zeigte der Schneidergeselle Joseph Speckinger, welcher bei Georg Wieland eine Schlafstelle gemiethet hatte, bei der Polizei an, daß sich seine Hausfrau den Hals abgeschnitten haben solle. Die abgesandte Polizeimannschaft fand den Leichnam der Maria Wieland im Hausflötze ihrer Wohnung mit durchschnittenem Halse liegen und den Schuhmacher Wieland in dessen Nähe, welcher ganz ruhig erklärte, seine Frau habe, während er in der Küche gearbeitet, ihm vom Hausgange aus „Georg, Georg!" gerufen, und als er hierauf herausgetreten, sei sie mit blutendem Halse, sein Rasirmesser in der Hand, zusammengesunken und von ihm in den Arm genommen worden. In einer Rocktasche der Todten fanden sich ein Messer und drei Schreiben, darunter zwei Briefe an Verwandte und Bekannte, welche der Bruder der Verletzten, Jacob Beck, als von seiner Schwester geschrieben sofort anerkannte, und in welchen die Absicht der Wieland ausgesprochen worden war, sich das Leben nehmen zu wollen. Eine derjenigen Personen, welche zuerst und vor der Polizeimannschaft in die Wieland'sche Wohnung kamen, war der Badersgehilfe Morschhauser; er fand die Frau noch lebend, aber unfähig zu sprechen. Sie lag am Boden, ihr Mann war barfuß, nur in Hemd, Schurz und Hose gekleidet, kniete neben ihr und neben ihm lag ein Rasirmesser, dessen Klinge voll Blut war. Dem Morschhauser fiel es sogleich auf, daß die Kleider an der Brust der Verwundeten ganz aufgetrieben waren, wie wenn sie dort gepackt und vergewaltigt worden wäre. Bei der gerichtlichen Besichtigung des Leichnams der Wieland fanden sich, abgesehen davon, daß das Gesicht bis über die Stirne hinauf mit geronnenem Blute bedeckt war und der schildkrotene Haarkamm der Verlebten in mehrere Theile zerbrochen und die Theile in den Haarboden hineingedrückt waren, gewaltige Schnittverletzungen am Halse, drei Schnittwunden unterm Kinn, eine Schnittwunde über der linken Wange und eine solche an der äußern Seite des linken Vorderarmes; nebstdem waren der Zeige-, Mittel- und Ring-Finger der rechten Hand an der inneren Fläche durch einen Schnitt verletzt, und außerdem stellten sich an den Fingern, an der äußeren und innern Fläche der beiden Oberarme, an der Außenseite des rechten Vorderarmes blau unterlaufene Stellen dar, welche offenbar von Quetschungen herrührten. Die große Halswunde war nicht durch eine, sondern durch wenigstens fünf in einander verlaufende und sich kreuzende Schnittwunden gebildet. Bei der Leichneröffnung ergab sich, daß die Verletzte sich in gesegneten Umständen befand. (Fortsetzung folgt.)

Räthsel.

Sprich aus das Wort! vor deinen Sinn
Stellt sich des Lebens Ende hin,
Denkst an die dunkle, kalte Gruft,
Denkst an den Tod, der dich einst ruft,
Denkst daß ein jed' Geschöpf auf Erden,
Was es einst war, zu Staub muß werden.
Doch ändre nun den Ton, wohlan,
Die Zukunft sieht dich nicht mehr an,
Die Gegenwart ist's, die dich freut,
Das Neue ist's, das sich dir beut,
'S hat ihre Sitten jede Zeit,
Was gestern schön war, ist's nicht heut,
Und was bei uns ein steter Brauch,
Ist drum wo anders es nicht auch.

P. R.

Auflösung der Schachaufgabe Nr. 1.

Weiß:	Schwarz:
1) L. D 8 — H 4 . . .	1) F 4 — F 3
2) L. H 4 — F 2 . . .	2) F 3 nimmt E 2.
3) T. E 4 nimmt D 4 Schach und Matt.	

Richtige Auflösung ging ein von Döderlein hier.

*) Dieses Gedicht bezieht sich auf den Minister von Japan und nicht etwa auf den von China, was wir hiermit, um Irrthümer zu vermeiden, ausdrücklich bemerken. (Frankf. Lat.)

Eigenthum, Druck und Verlag von Albrecht Schröder. — Verantwortlicher Redacteur: A. Pfisterer.

Digitized by Google

Das Novellenbuch.

Unterhaltungsblatt zum „Fortschritt“ („Fürther Abendzeitung“).

Nro. 20. Donnerstag, den 8. März 1866. 2. Jahrgang.

Der Mönch.

(Fortsetzung.)

Zweites Capitel.

Eine zukünftige Hochwürden bei einer Hoheit.

Ein Greis, bekannt unter dem Namen Dom Claude, Vicar der kleinen Stadt Charroux, war am Morgen in Poitiers angekommen, präsentirte sich im bischöflichen Palast und bat den Portier ihn Sr. Hoheit anmelden zu wollen.

Der Herr Vicar wurde in einen Vorsaal eingelassen. In dem kleinern Salon, in welchem Monseigneur Audienz ertheilte, befand sich eine aristocratische Dame von Poitiers, Madame la Marquise de Larochepofay. Der Portier näherte sich ehrerbietig.

„Monseigneur, der Herr Vicar von Charroux bittet Ihre Hoheit um Audienz.“

„Soll warten.“

Die vornehme Dame war sehr weitschweifig in ihren vertraulichen Erörterungen und schien sich um einen Vicar nicht viel zu kümmern. Unterdessen schritt der Zeiger auf der bischöflichen Pendüle rüstig vorwärts. Endlich bemerkte sie es und begann eine sehr ceremoniöse Verabschiedung. In diesem Augenblicke trat ein kleiner, hagerer Greis mit blonder Perücke in das Vorzimmer, und blieb in der Mitte desselben, den Hut in der Hand, hochaufgerichtet stehen.

„Monseigneur,“ meldete der Portier, „Herr Baron de Mirebeau!“

„Lassen Sie Herrn Baron eintreten!“

Die Dame erhob sich. Monseigneur begleitete sie bis an die Thüre des Salons. Dann dieses Vorzimmer seiner ganzen Länge nach durchschreitend ohne sich um seinen theuren Mitarbeiter mehr zu kümmern, als um die Sessel an den Wänden, näherte er sich dem Cabinet und bat Herrn Baron gefälligst eintreten zu wollen.

Der Herr Vicar mußte Geduld haben.

Der Baron de Mirebeau war durchaus nicht eilig. Endlich nach einer langen Conferenz entfernte er sich.

Dieselben Ceremonien bis zur Thüre des Vorsaales, wie bei Madame la Marquise.

„Adieu, mein lieber Baron! Dank für Ihren liebenswürdigen Besuch. Meine Empfehlung an alle die Ihrigen. Auf baldiges Wiedersehen!“

Dann nochmals den Vorsaal durchschreitend ohne an den armen Vicar ein einziges Wort zu richten, betrat er sein Cabinet, setzte sich in einen Fauteuil, löste den Verband einiger Zeitungen, warf einen Blick in einige Papiere und sagte dann mit trockner Stimme:

„Sie können eintreten.“

Der Vicar von Charroux trat wirklich ein und verneigte sich tief vor Sr. Hoheit.

„Wohlan, was gibt's?“

Der trockne Ton dieser uneingeleiteten Frage war wenig geeignet, den Claude zu ermuthigen. Aber dieser Mann hatte lange genug gelebt und kannte seinen gestrengen Herrn zu gut, um sich einschüchtern zu lassen.

„Monseigneur, ich bringe Nachrichten, welche ihrem bischöflichen Herzen wohlthun werden.“

Se. Hoheit lächelte.

„Die Abtei von Charroux ist unser.“

„Wirklich, wirklich?“

„Ja, Monseigneur. Sie wissen, über welche Fonds ich verfügen konnte. Ihre Hoheit hatte sie lange für beiweitem unzureichend gehalten, um ohne Unbesonnenheit an das große Werk der Restauration einer der berühmtesten Abteien Frankreichs denken zu können. Ich fand die Vorsicht Ihrer Hoheit gerechtfertigt. Unterdessen ist die Vorsehung uns zu Hülfe gekommen. Sie hat uns 50,000 Frcs. zugebracht und ich komme Ihre Hoheit um die Autorisation zu ersuchen, den Akt über den Ankauf der Kirche, der Abtei, des Bodens und einiger zugehöriger Nebengebäude abschließen zu dürfen. Ich habe dies alles um die geringe Summe von 18,000 Frcs.“

„Aber, Sie haben in der That Wunder gewirkt, Ehrwürdiger Vater.“

Der alte Benedictiner, seit 50 Jahren Vicar von Charroux, hatte noch niemals

Digitized by Google

diesen so heißersehnten Titel aus dem Munde seines Bischofs gehört; doch sollten die Actien des Dom Claude an diesem Tage eine fabelhafte Hausse erleben.

O, ich bin also ein Ehrwürdiger Vater! Diese Erwägung eröffnete dem Greise einen ganz neuen Horizont. Wohlan, schmeicheln wir Sr. Hoheit, sagte er zu sich selbst, wir bedürfen seiner noch.

„O, Monseigneur, endlich ist für Ihr so glänzendes, so erfolgreiches Episcopat der Tag, von dem ich so viel geträumt habe, der Tag des Triumphes angebrochen. Ich hoffe nur, unsere Restauration wird so raschen Fortgang haben, daß Ihrer Hoheit Wappenschild an dem Gewölbe der Abteikirche angebracht werden kann und daß wir das Glück haben werden, Sie, umgeben von allen Bischöfen der Provinz, am Tage der Inauguration und der Einsegnung dieses so merkwürdigen Denkmals, das Pontificalamt feiern zu sehen."

Dom Claude hatte die richtige Saite angeschlagen. Ein Lächeln innerern Vergnügens glitt über die Lippen des Nachfolgers des h. Hilarius.

„O, mein Sehr Ehrwürdiger Vater, es würde der stolzeste Tag meines Episcopates sein. An solchem Tage könnte ich mit dem heiligen Greise Simeon ausrufen: Nunc dimittis."

Diesmal war der Prälat bis zum Titel „Sehr Ehrwürdiger" Vater gekommen. Dem Claude entging der schmeichelhafte Superlativ seiner Ehrwürden nicht.

„O! Ihre Hoheit wird Ihr Jahrhundert ausleben und ich hoffe, daß Gott den Söhnen des h. Benedict die Gnade schenken wird, in die Hände Ihrer Hoheit ihre Gelübde niederzulegen und daraus ihr Gewand zu empfangen. Sie wissen, Monseigneur, ich liebe Inschriften an Monumenten. Ich habe schon eine in petto für die große Steinplatte über den Haupteingang zur Kirche. Sie beginnt mit dem hochverehrten Namen Ihrer Hoheit."

„Sie verwöhnen mich, mein ehrwürdiger Vater; aber ich begleite Ihr Werk mit den herzlichsten Segenswünschen. Möge es zur Ehre Gottes wachsen und gedeihen!"

„Monseigneur, Sie sind der Wohlthäter der großen Familie des h. Benedict. Sie haben die Abtei von Ligugé restaurirt, ein Haus, das die alten Zeiten zurückzurufen verspricht. Ich hoffe, wenn Gott die Zeit mir gönnt und unter dem mächtigen Schutze Ihrer Hoheit Aehnliches zu leisten."

Dom Claude hatte seinen Platz mit Sturm genommen. Der Bischof beschied seinen Secretär und dictirte eine Art bischöflicher Ordonnanz, durch welche Er, Victor-Armand de Civry, durch die Gnade Gottes und die Autorität des apostolischen Stuhls Bischof von Poitiers, den Sehr-Ehrwürdigen Pater, Dom Claude Batailler, ehemaligen Klostergeistlichen vom Orden des h. Benedict, ermächtigte, auf seinen eigenen Namen die Abteikirche zu erwerben, die Klostergebäude wieder aufzubauen und eine Genossenschaft von Benedictinern unter denselben Regeln und mit denselben, vom römischen Stuhl approbirten Rechten zu stiften, wie die der, in derselben Diöcese von Poitiers restaurirten Abtei von Ligugé; alles unter bischöflichem Amtssiegel, Unterschrift des Bischofs und Gegenzeichnung des bischöflichen Secretärs.

Als alle diese Formalitäten beendigt waren, umarmte der Bischof Dom Claude.

„Ich habe die Mönche stets geliebt," begann er. „Ich bin zu alt, ein solches Glück zu erleben, aber ich würde zufrieden sterben, wenn ich hoffen dürfte, meine Diöcese gerettet und unsere heilige Religion für immer sicher gestellt zu haben; und dazu ist es unerläßlich, daß statt eines Pfarrers und Vicars in jeder Gemeinde zwei bis drei Mönche die Seelsorge verwalten. Immerhin ist es für mich eine große Beruhigung, eine der ältesten Abteien von Poitou aus ihren Ruinen erstehen zu sehen."

Darauf lud er den zukünftigen Restaurator zur bischöflichen Tafel.

„Wir sehen diesen Abend einige Mitglieder unseres hochwürdigen Capitels. Ich werde sehr glücklich sein Ew. Hochwürden vorzustellen."

Der brave Dom Claude hatte große Eile nach Chavroux zu kommen und sein Geschäft mit dem zum Verkauf der Abtei ermächtigten Notar abzuschließen. Er bedauerte sehr, die herablassende Einladung Sr. Hoheit nicht annehmen zu können und verbeugte sich hochachtungsvoll vor dem Bischofe.

Dieser geleitete ihn nicht nur bis zur Thüre des Vorsaals, sondern bis zur Straßenpforte.

Digitized by Google

Se. Ehrwürden Dom Claude stand mit Se. Hoheit, Victor Armand de Civry, auf gleicher Stufe kirchlicher Würde. Der arme Vicar war binnen Kurzem infulirter Abt der berühmten, uralten Abtei von Charroux. Bis dahin demüthiger Vicar hatte er sich, in gewissem Sinne, eigenhändig zum Ebenbürtigen eines mächtigen Bischofs geweiht. Der beharrliche Benedictiner hatte, aus dem Exil zurückkehrend, als Reste jener prachtvollen Abtei, welche einst über die ganze Provinz fast hoheitliche Rechte ausgeübt hatte, nur einen Haufen Trümmer gefunden; aber mit der Zähigkeit eines Mönchs und im Glauben an seinen Stern hatte er seit fast 30 Jahren jedem, der ihn hören wollte, gesagt:

Diese Ruinen werden sich eines Tages erheben. Betrachten Sie dieses zur Hälfte eingestürzte Chorgewölbe: kein Altarstein ist mehr vorhanden; die Wölbungen sind zerschmettert; nichts steht noch, als die mächtigen Mauern mit ihren Grundsäulen und Verbindungsbogen; aber es wird in dieser Apsis, in der heute Disteln und Brombeeren wuchern, ein aus Marmor gemeißelter Altar stehen; luftige Wölbungen werden sich erheben und man wird sie in Gold und Azur verbrämen. Ich, Claude, sehe es. Ich werde an diesem Altar Messe lesen und von seinen Stufen herab das Benedicat vos ertheilen.

Dom Claude, den im kleinen Charroux Jedermann für einen Narren hielt, und der allerdings ein Narr eigener Art war, begann sich zu dehnen und zu strecken. Der eingefleischte Mönch schüttelte den Staub seiner Schuhe über den armen Weltklerus, unter dem er es nur zum Vicar des Herrn Dechanten von Charroux hatte zu bringen vermocht und sagte sich: In sechs Monaten wirst du mit Kreuz und Infel über diesen ihrem alten Glanze wiedergegebenen Ruinen ein Pontificalamt halten.

Es war kühn. Dom Claude hatte mittelmäßige Verstandesgaben; aber er hatte seine Stärke begriffen. Er war Mönch. Er mußte reüssiren.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Gattenmörder.

(Fortsetzung.) Der königl. Bezirksgerichtsarzt Herr Dr. Brunner spricht sich dahin aus: 1) daß die Maria Wieland sich nicht selbst umgebracht, sondern 2) daß sie umgebracht worden ist, indem sie Jemand am Kopfe packte, rückwärts niederwarf und trotz ihres Widerstrebens mehrmals den Hals durchschnitt. Bei Besichtigung der Wohnung des Schuhmachers Wieland fanden sich sowohl auf dem Hausflöße, auf welchem der Leichnam der Maria Wieland aufgefunden wurde, eine große Blutlache, als auch in dem Wohnzimmer, in welches man von dem erwähnten Hausflöße aus gelangt, mehrere solche Blutlachen. Ein etwas verwischter Fleck fand sich an der Thürkante, welcher das Aussehen hatte, als ob Jemand sich hier mit einer blutigen linken Hand gehalten hätte. Auch sahen Polizeisoldat Döderer und Herr Magister Bacher gleich nach der Tödtung der Maria Wieland sowohl auf dem Hausflöße als im Wohnzimmer selbst die noch feuchten Spuren eines nackten Mannesfußes, der im Blute gestanden war. In gleich hohem Grade auffallend waren die Erscheinungen, die sich an der Person des Georg Wieland selbst zeigten. Dem Polizeisoldaten Döderer fiel es auf, daß die Kleider Wielands nur wenige Blutflecken zeigten, während er doch seine vorne über und über mit Blut übergossene Frau in den Armen aufgefangen haben wollte; auch bemerkte er an den Kleidern Wielands verschiedene Risse und Schnitte, welche er für frisch hielt. Ferner wurde von mehreren Personen wahrgenommen, daß Wieland am Daumen der linken Hand eine frische Schnittwunde, in seinem Gesicht 12 Kratzer, von Fingernägeln herrührend, hatte. Ueber die Entstehung derselben gab Wieland widersprechende Auskunft. — Bei seiner Vernehmung vor Gericht erklärte er, seine Frau müsse im Zusammensinken mit der Hand ihm in's Gesicht gekommen sein, ihn gekratzt haben, und der Gasthausbesitzerin Frau Birzle erklärte er, seine Frau habe ihn vor 14 Tagen gekratzt, als er Handel mit ihr gehabt habe. — Daß Maria Wieland mit total zerschnittenem Kehlkopf noch „Georg, Georg!“ gerufen hat, wie Georg Wieland immer behauptet, wird vom kgl. Bezirksarzt Herrn Dr. Brunner als eine Unmöglichkeit erklärt. Dagegen hat ein leider unbekannt gebliebener Fremder erklärt, er habe zur Zeit der That im Vorübergehen am Wieland'schen Hause eine Frau heftig um Hilfe schreien hören, und er war auch einer der Ersten, welche im Hausflöße Wielands die sterbende Frau desselben trafen. Wieland lebte schon seit längerer Zeit mit seiner Frau im ehelichen Unfrieden. Sie selbst wird als eine in jeder Beziehung brave Frau geschildert und die Ursachen der ehelichen Zwistigkeiten wurden darin gefunden, daß der Mann dem Spiele und Wirthshausbesuche ergeben war und andern Weibespersonen nachlief. Die Frau klagte wiederholt bei Bekannten, daß ihr Mann ihr grob begegne und sie vernachlässige. — Zu Anfang des Jahres 1865 lernte Wieland die Weberstochter Anna Erb von Augsburg kennen und knüpfte mit ihr ein Verhältniß an. Von da an war er, statt seinem Geschäfte nachzugehen, täglich im Laden der Erb zu treffen. Dieses Verhältniß blieb der Maria Wieland nicht verborgen, es wurde eine Quelle zu Streitigkeiten, die immer heftiger wurden. In den letzten Tagen ihres Lebens suchte die Verlebte ihren Ehemann im Laden der Erb auf, traf ihn dort, fing an heftig über ihn zu schimpfen und schlug ihn mit dem Sonnen-

Digitized by Google

schirm über den Rücken. Am 12. August Morgens beim Aufstehen begann der Zwist der Wieland'schen Eheleute von Neuem, wobei die Wieland zu ihrem Manne äußerte: „Jetzt hast Du mich so hingebracht, glaubst Du, ich soll Deinen Brüdern zur Last fallen? Nein, ich kann sterben." Wieland entfernte sich aus dem Hause und während seiner Abwesenheit zertrümmerte seine Frau seine Glasphotographie und schrieb die drei Schriftstücke, in welchen sie die Absicht, sich zu morden, aussprach. Als Wieland um halb 8 Uhr wieder nach Hause kam, setzte sich der Wortwechsel fort, wobei die Frau zu ihrem Manne äußerte: „Ich bleibe nicht mehr bei Dir, ich gehe fort," worauf Wieland erwiderte: „Nein, Du kommst mir nicht fort, Du bleibst da; ich will sehen, wie Du hinauswillst," sich anzog, das Wohnzimmer ab- und seine Frau in das Wohnzimmer einsperrte und die Wohnung verließ. Wieland ging zum Herrn Vertreter der Staatsanwaltschaft am kgl. Stadtgerichte Augsburg und eröffnete daselbst Mehreren, daß sich seine Frau zu Hause umbringen wolle. Dieses Geschäft muß er mit großer Eile ausgeführt haben, denn er kam ganz erhitzt nach Hause. Inzwischen war es der Frau möglich geworden, die versperrte Zimmerthüre zu öffnen und das Haus ihres Mannes zu verlassen. Als Wieland seine Frau nicht mehr zu Hause antraf, schickte er den Schneider Speckinger mit dem Auftrage fort, seine Frau aufzusuchen und heimzuholen. Speckinger sah sie in der Nähe des bayerischen Hofes, wie sie eben auf ihr Haus zuging, als sie aber ihren Mann am Fenster erblickte, wendete sie wieder um. Wieland schickte den Speckinger noch einmal fort, sie zu holen. Er traf sie auf der Göggінger Brücke, sie sah blaß und verweint aus und ging auf sein Zureden nach Hause. Unterwegs erzählte sie ganz ruhig, sie habe erst gestern ihren Mann von den Menschern in der Vorstadt herausgeholt, mit denen er in dem Carneval herumgezogen sei, Alles mit ihnen verlumpt, ihre Sachen aber versetzt habe, so daß sie oft gar nichts zu essen gehabt. Dabei erklärte sie dem Speckinger, daß sie zwar jetzt mit heimgehe, aber nicht mehr zu Hause bleibe und schon ein Unterkommen wo finden werde. Von der Absicht, sich um's Leben zu bringen, sprach die Wieland bei der ganzen Unterredung keine Silbe. Als Speckinger mit Frau Wieland zu Hause kam, arbeitete der Mann ganz ruhig in der Küche; die Frau ging in's Wohnzimmer und setzte sich an einen Tisch im Erker wenige Schritte von dem Platze, wo eine Viertelstunde später die große Blutlache bemerkt wurde, setzte den Kopf in die Hand und weinte. Georg Wieland ging wiederholt von der Küche in die Stube und äußerte: „Aber na, Marie, Du machst mir Sachen, aber Du paß auf," und ging wieder in die Küche zurück. Speckinger folgte ihm dahin nach und nun äußerte Wieland gegen ihn: „Gehen Sie fort und schauen Sie, daß Sie ein Paar Sechser bekommen, daß ich mir etwas zu essen holen lassen kann." Speckinger war dem Wieland 1 fl. 12 kr. schuldig und erbot sich, ihm einige Sechser geben zu wollen, allein Wieland entgegnete: „Ich kann nicht verlangen, daß Sie mir Ihre letzten paar Sechser geben, gehen Sie fort und schauen Sie, daß Sie ein paar Sechser entlehnen und geben Sie mir sie." Dieses fiel dem Speckinger auf, weil Wieland, wenn er Geld nöthig hatte, sich früher immer selbst solches entlehnte, doch ging Speckinger fort. Als Speckinger die Wieland'sche Wohnung verließ, war es etwa Viertel über 10 Uhr, und als nach einer kleinen halben Stunde etwa Speckinger nach Hause zurückkehrte, hörte er schon von der Kellnerin im Kähn'schen Gasthause, daß sich eine Frau in der Nachbarschaft den Hals abgeschnitten habe. Das Rasirmesser lag auf dem Simsen des Fensters der Küche, in welcher Wieland arbeitete, und soll nach der Entfernung Speckingers ohne Wissen des Wieland in die Hand seiner Frau gekommen sein, obgleich Wieland von der Entfernung Speckingers bis zum Hilferuf seiner Frau nicht aus der Küche gekommen sein will. Von dem, was im Wieland'schen Zimmer inzwischen vorgefallen war, hatte der alte Burkhard nichts vernommen. Als derselbe nach einiger Zeit in die Küche hinausging, kam ihm vom Hausflöße Georg Wieland mit dem Rufe: „Großvater, meine Frau!" entgegen und die Marie Wieland lag rochelnd am Boden. Als nun Leute in die Wohnung gekommen waren, wurde unter ihnen die Aeußerung laut, daß die Marie Wieland Briefe geschrieben haben solle; dieß bestätigte Georg Wieland mit den Worten: „Ja, ja, die Briefe hat sie in ihrer Tasche!" Der Bädergehilfe Leonhard Maier suchte in der Rocktasche der Getödteten nach und fand drei Schriftstücke und ein Messer. Diese Gegenstände waren mit frischem Blute so stark befleckt, daß man sie erst abwischen mußte, während die Tasche ganz rein von Blut war. Kaum war aber der Tod der Frau zur Anzeige gebracht, so besuchte Wieland alle diejenigen Personen, denen er Morgens die Selbstmordgedanken seiner Frau bekannt gegeben hatte und verkündete ihnen und noch anderen Leuten, daß sich seine Frau um's Leben gebracht habe. Am Abende besuchte er, gerade, als wenn nichts vorgefallen wäre, mehrere Gasthäuser in vollster Gemüthsruhe und war nur bemüht, seinen Bekannten wiederholt zu versichern, daß er vollkommen unschuldig an dem Tode seiner Frau sei. (Schluß f.)

Räthsel.

Parteien sieht man wuthentbrannt
Bekämpfen sich in mir;
Kraft, Muth und Stärke wird bekannt;
Auch Feigheit sieht man hier.
Mein Zweck ist dann nur gut, gerecht,
Wenn man mich angewandt
Zum Schutz für Billigkeit und Recht,
Für Gott und Vaterland.
Ein Zeichen nur noch beigefügt,
Entsteht ein Ding, das oft
Den besten Schwimmer hat besiegt,
Eh' er es nur gehofft.

Auflösung des Logogryphs in Nr. 18.

Hase. Hase. Rase. Nase. Horn.

Richtige Auflösung ging ein von E. H. Blumenthal hier.

Eigenthum, Druck und Verlag von Albrecht Schröder. — Verantwortlicher Redacteur: K. Pfisterer.

Digitized by Google

Das Novellenbuch.

Unterhaltungsblatt zum „Fortschritt" („Fürther Abendzeitung").

Nro. 21. Montag, den 12. März 1866. 2. Jahrgang.

Der Mönch.

(Fortsetzung.)

Drittes Capitel.

Die Abtei von Charroux.

Wir müssen dem Schauplatze der Ereignisse, welche wir erzählen wollen, einige Details widmen.

Charroux liegt in einem engen, tiefen Thale von einem stürmisch dahin polternden Bache, dem Merdenson durchflossen. Die Umgegend ist sehr freundlich und fruchtbar und wird von einem kleinen Flüßchen, der Charente bewässert, die in tausend mäandrischen Krümmungen den blumigen Teppich der Fluren durchschneidet. Die Mönche hatten einen unterirdischen Kanal hergestellt, der das Wasser dieses, ihres Flusses oberhalb der Stadt aufnahm und es unterhalb derselben auf ihre Wiesen leitete. Dieses große Werk besteht noch und führt südlich neben der Abteikirche unter dem Kloster und dessen Gärten durch.

Die Stadt, einst die Kapitale von La Marche, breitet sich über die Abhänge beider Seiten des Thales aus. Die Abtei liegt im Grunde und im Mittelpunkte des Ortes. Das Schloß der alten Grafen von La Marche nimmt das obere nördliche, die Pfarrkirche das südliche Plateau ein. Eine Ringmauer vertheidigte die Stadt und ein kleiner Thurm über einem Durchgange, dessen Wände noch die Fugen eines Fallgatters tragen, hat sich bis heute erhalten.

Im Jahre 185*, in welchem unser Bericht beginnt, bildeten die Ueberreste der sog. Abtei von Charroux, weit ausgedehnte, düstere und gemiedene Trümmer in Mitten der kleinen Stadt, welche sie von allen Seiten umgab und nach und nach zu verschlingen drohte. Diese Abtei, ohne Widerspruch das berühmteste Kloster von Poitou, ist uralt. Ihre Stiftungsurkunde trägt das Datum des 14. Juli 785, des fünften Jahres der Regierung Ludwigs, Königs von Aquitanien, Sohnes Karl's, des gewaltigen Karls des Großen. Die erste Kirche, roh und plump, wie sie ein eisernes Zeitalter bauen konnte, wurde im Jahre 799 durch Papst Leo III. eingeweiht. Während zweier Jahrhunderte tiefster Barbarei war das Kloster zu solchem Ansehen gelangt, daß im Jahre 990 ein Concil in ihm tagte. Im Jahre 1017 begann der Abt Goffredus I. den Bau der spätern Kirche, eines der schönsten Werke, welche während des Mittelalters im Abendlande aufgeführt worden sind. Dreißig Jahre verflossen bis zur Vollendung und dreißig Erzbischöfe und Bischöfe assistirten 1047 bei der Einweihung.

Schwer möchte es sein, von dieser prachtvollen Basilika, schon ihres Plans wegen eine der merkwürdigsten, welche das alte Frankreich besaß, dem Leser ein Bild zu entwerfen. Es gehörte dazu die Wissenschaft eines Archäologen von Fach und außerdem eine Photographie dieser schönen Ruinen. Gleichwohl werde ich eine flüchtige Skizze versuchen.

Sie bestand aus zwei deutlich geschiedenen, aber unter sich durch Arkaden zu einem schönen Ganzen verbundenen Theilen, Chor und Schiff. Das Chor bildete eine Rotunde, getragen von einem dreifachen Säulenkreise; den Mittelpunkt eine auf 8 zusammengesetzten Säulen ruhende Kuppel von außerordentlicher Höhe. Ihre feste Construction hat der Zeit und der Wuth der Zerstörer Trotz geboten. Um diese acht Pfeiler lief ein erstes Ringgewölbe, welches von 16 Säulen mit römischen Kapitälen getragen wurde; um dieses ein zweites, noch niedrigeres, von 32 Säulen getragen und endlich ein drittes, niedrigstes, auf Halbsäulen ruhend, welche aus der ringförmigen Umfassungsmauer vorsprangen. Gegen Osten enthielt die 36 Metres Durchmesser haltende Rotunde fünf Kapellen mit eben so viel Altären.

Man sieht, die Idee war großartig, und der Mönch, dessen Kopf sie entsprang, war ein genialer Architekt. Von den zahllosen romanischen Bauwerken, welche während dreier Jahrhunderte den Boden Europas überdeckten, war diese Kirche im Plan das originellste, in Bezug auf den Effect das wundervollste und blieb dazu das einzige seiner Art. Denn diese, den Centren archi-

Digitized by Google

tektonischer Unternehmungen fern gelegene Kirche von Charroux empfing, gleich einer vergessenen Antike in einer Oase Afrika's, nur selten Besucher. Bis zum 13. Jahrhundert, in welchem der Baustil aller größern Dome Europa's zu wechseln begann, sprach Niemand von Charroux. Dann kam das Werk selbst zugleich mit dem Stile in Vergessenheit und seit Anfang dieses Jahrhunderts hat sich das Dunkel kaum gelichtet, das auf diesem so interessanten Denkmale ruht. Wenige Gelehrte kennen es und es ist nöthig, daß irgend ein bescheidener Romantiker den Bewunderern mittelalterlicher Baudenkmäler zuruft: Geht nach Charroux und bewundert dort eine der originellsten und kühnsten architektonischen Ideen des zwölften Jahrhunderts.

An diese mächtige Rotunde, das Chor, schloß sich aus derselben Epoche und im selben Stil das 48 Metres lange und 18 Metres breite Schiff, welches durch zwei Reihen schlanker Säulen in ein Mittelschiff und zwei Seitenschiffe getheilt wurde. Diese Säulen trugen Kapitäle aus einem einzigen Stück, besaßen aber keinen andern architektonischen Schmuck, als den untern Pfühl und acht an den Winkeln und im obern Theil des Kapitäls verbundene Schnecken. Die drei Schiffe waren im Rundbogen gewölbt und die äußern, wenig vorspringenden Strebepfeiler bekunden das zwölfte Jahrhundert. Der Cement der Bogen-Interstitien und Gewölbe trug Malereien derselben Zeit und die Centralkuppel hat noch beachtenswerthe und wohl erhaltene Reste derselben aufzuweisen. Ein viereckiger Glockenthurm erhob sich über dem Haupteingange und zwei kleinere konische Thürmchen, in der Form der Tannenzapfen rechts und links dieses Hauptthurms. Das ehemals römische Portal wurde später durch ein dreitheiliges gothisches im reinsten Stil des 13. Jahrhunderts ersetzt. Von demselben sind noch bedeutende Reste vorhanden, und diese bekunden einen Meisel, der hinter den besten Arbeiten der gothischen Periode nicht zurückgeblieben ist. In der Mitte über diesem Portale war die Figur des Christus, als Weltheiland, rechts diejenigen der klugen, links die der thörichten Jungfrauen, jene mit aufgerichteten, diese mit umgekehrten Lampen.

An diese Abteikirche schloß sich das im 15. Jahrhundert erbaute gothische Kreuzgewölbe des Kloster-ganges; die graziles prismatischen Rippen trugen, wo sie zusammenstießen das Wappenschild des Abtes, der diesen Bau aufführen ließ, desselben, von welchem die weitläufigen und kostspieligen Bauten herrührten, welche den Kreuzgang umgaben. Außerdem hatte dieser Abt sich am Abhange des Hügels eine geschmackvolle Privatwohnung erbaut, in der er außerhalb der abgesperrten Klosterfamilie lebte.

Alles das stand schmuck und herrlich da, als die schreckliche Stunde der Religionskriege schlug, welche Frankreich mit Blut und Ruinen bedeckten. Der baulustige Abt, der so vieles Geld auf sein schönes Kloster verwandte, argwöhnte wohl nicht, daß es Hallunken geben könne, welche es wagen würden dieses Kloster zu schänden, an sein Zimmerwerk die Brandfackel zu legen und seine Kreuzgewölbe einzuschlagen. Dennoch war dies das Schicksal, welches der herrlichen Abtei von Charroux wartete. Im Jahre 1569 passirte eine Hugenottenbande, angeführt von dem Baron de Montrocher, die Stadt Charroux, um sich dem Heere anzuschließen, welches damals Poitiers belagerte. Eine Abtei zu plündern, welche seit so vielen Jahrhunderten Schätze aufgespeichert hatte, welches Glück! diese verdammten Mönche zu braten, welche Lust! Wenigstens wollte der Baron und seine Leute dieses Vergnügen sich erlauben. Die guten Spießbürger leisteten ein wenig Widerstand, — wie eben honette Spießbürger Widerstand leisten — aber ihre Mauern waren nicht hoch und sie hatten sehr ausgedehnte Linien zu vertheidigen. Die Hugenotten legten ihre Leitern an, einige Schüsse fielen und im Umsehen war die Stadt genommen und die Abtei, der Hauptgegenstand des Hasses und der Habsucht dieser ketzerischen Freibeuter, der schrecklichsten Plünderung preisgegeben. Auf die Plünderung folgte das Werk der Zerstörung. Man begann damit Feuer an den Dachstuhl der Kirche zu legen. Die brennenden Balken zerschmetterten in ihrem Sturze die Gewölbe und verwandelten das Schiff in eine qualmende Brandstätte.

Das Chor, welches keinen Dachstuhl trug, sondern mit wuchtigen Steinplatten gedeckt war, zu denen die dort vorhandenen Jurakalkstein-Brüche das Material geliefert, widerstand den Flammen, ja das Feuer beschädigte diesen interessanten Theil der Kirche

so wenig, daß die Fresco-Malereien der innern Bogenwände ganz unverletzt blieben; doch konnten die guten Heiligen, welche aus den von Engeln umgebenen Medaillons auf das wüste Treiben der Häretiker herabschauten, das schöne gothische, erst kürzlich vollendete Kloster ebenso wenig retten.

Einer kleinen Zahl der Mönche gelang es sich zu retten. Andere kamen um und unter diesen derjenige, welcher den frommen Gedanken gehabt hatte, die kostbaren bis in die neuesten Zeiten nicht wieder aufgefundenen Reliquien zu verbergen.

Wir werden später erfahren, auf welche Weise diese Reliquien von einer der Hauptpersonen dieses Buches erworben werden und welche Rolle sie seit der Restauration von Charroux gespielt haben; und schließen hier diese, für die Kenntniß des Schauplatzes unserer Erzählung nothwendigen Details, die wir aus den besten Quellen schöpften und durch ein sorgfältiges Studium der berühmten Abtei geprüft haben.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Obstbaumcultur.

KD.* Bei Gelegenheit des botanischen Congresses in Amsterdam hat Hulle, Inspector des botanischen Gartens in Gent, einen Vortrag über Baumschnitt gehalten, in welchem er den Holländern den Vorwurf machte, daß sie einen nicht richtigen Schnitt in Anwendung bringen und ihnen den in Gent gebräuchlichen als rationeller empfahl. Es müsse, sagte er u. A., jeder Obstbaum aus ganz genau bestimmten Theilen bestehen, nämlich: 1) aus den Hauptästen, die dem Baume die Form geben, daher eben kräftig sein müssen und nie Früchte geben dürfen; 2) aus den Tragästen, die regelmäßig und nicht zu rasch auf einander folgen, auch kurz sein müssen. Sie dürfen nur selten Früchte tragen und meistens nur einen, zwei, höchstens drei kleine Zweige haben. Diese sind 3) das eigentliche Fruchtholz, zum Theil selbst oder ferner 4) nur zukünftiges Fruchtholz. — Es würde dies auch von den Holländern beobachtet, nicht aber, daß jeder Theil auch seine Bestimmung habe und diese immer behalten müsse. So dürften in keinem Fall die Hauptäste zum Fruchttragen benützt werden und ebenso müßten die Tragäste so selten als möglich in Hauptäste umgeändert werden. Es sei ferner nöthig, daß die Aeste weit genug von einander stehen, damit Luft, Wind und Sonne dazwischen durchdringen können. Zu diesem Behufe läßt man während des Sommers die Verlängerung, öfter auch die Vergabelung der Hauptäste frei wachsen, so lange sie eben kräftig bleiben. Ist dieses nicht der Fall, so müssen die stärksten ein wenig gebogen werden. Alle die andern Zweige aber, die Fruchtholz werden müssen, sind früher oder später, ein oder mehrere Male einzukneipen. — Bei dem Winterschnitte muß man einerseits zusehen, daß das Fruchtholz sich fortwährend erneuert, und andererseits, daß zwischen den verschiedenen Hauptästen das Gleichgewicht bestehen bleibt. Beim ersten Punkte ist zu beobachten, daß, während diese Zweige Früchte geben, andere in ihrer Nähe neue Fruchtzweige für das nächste Jahr ansetzen, was aber nur durch ihren kurzen Schnitt geschehen kann. — Wenn das Gleichgewicht zwischen den verschiedenen Hauptästen nicht vollkommen besteht, muß man die schwächeren länger schneiden, die stärkeren aber viel kürzer. In Holland thue man von dem Allen ganz das Gegentheil und wir fügen hinzu: Auch an vielen anderen Orten, weshalb uns eine Anregung dieses Gegenstandes ganz am Platze schien.

Allerlei.

Ein Gattenmörder.

(Schluß.) Den Tag über hatte er bei Jedermann, der mit ihm zusammen kam, Worte der Klage und des Jammers über die That seiner Frau vorgebracht. Ja, er war sogar in das Leichenhaus gegangen und hatte dort die Halswunde seiner Frau unter Jammern besichtigt. — Die Verstorbene wird als eine muntere Frau geschildert, welche trotz der traurigen Lage, in welche sie der Leichtsinn ihres Mannes gestürzt hat, an alles eher, als an einen Selbstmord dachte. Kurz vorher hatte ihre Schwägerin in einem Fieberanfall Hand an sich gelegt, das Gerücht hatte die Schwägerin mit ihr verwechselt und es hieß allgemein, die Wieland habe sich umgebracht. Dies theilte ihr eine Bekannte mit und sie entgegnete: „Glauben Sie das von mir nicht, denn diesen Gefallen thue ich meinem Manne nicht, so billig bringt er mich nicht an!“ Und einer andern Bekannten erklärte sie: „Mich könnte kein Gott und kein Schicksal dazu bringen, daß ich so etwas thun werde.“ So weit die Anklageschrift. — Der Angeklagte, ein schlanker, kräftiger Mann, bleibt

Digitized by Google

seinen Erzählungen in der Voruntersuchung nicht mehr getreu. Er erzählt, seine Frau sei ihm, als sie sich die Schnitte beigebracht, mit ausgebreiteten Armen entgegengeeilt. Der kgl. Bezirksgerichtsarzt Herr Dr. Brunner erklärt, daß der Hals der Getödteten nach allen Richtungen hin durchschnitten war, so daß man die Schnitte nicht alle zählen konnte, weil sie noch in der weit klaffenden Wunde fortgiengt wurden. Sieben tödtliche Schnitte konnten bestimmt nachgewiesen werden. Vom Kehlkopf war ein ganzes Stück herausgeschnitten, das gar nicht gefunden wurde. Herr Dr. Brunner sagt mit Bestimmtheit, daß man im vorliegenden Fall nicht die Wissenschaft zu fragen brauche, sondern daß der gesunde Menschenverstand erklären müsse, Marie Wieland habe nicht selbst Hand an sich gelegt, sondern sei getödtet worden. Die Angaben des Angeklagten seien Mährchen; denn ein Mensch mit solchen Wunden rufe nicht mehr und breite die Arme nicht mehr aus, sondern sinke zusammen. Ein Selbstmörder könne sich wohl eine oder zwei solcher Halswunden, wie die Wieland hatte, beibringen, dann würde aber sofort Ohnmacht und Todesangst eintreten, und er würde nicht im Stande sein, sich noch weitere Wunden beizubringen. Der Angeklagte erwiderte hierauf, er habe schon öfter in Zeitungen gelesen, daß schwer Verwundete noch Strecken weit gegangen sind, ehe sie zusammensanken. — Die Zeugenvernehmung ergab keine, den Angeschuldigten wahrhaft entlastende Momente; dagegen ist die Wahrnehmung des Joh. Speckinger, daß das kritische Rasirmesser noch unmittelbar vor dem Ereignisse am Fenster in der Küche neben dem Arbeitsplatze des Gg. Wieland, — nicht aber im Wohnzimmer, der Eheirau zugängig — gelegen, von besonderem Gewicht. Im Uebrigen wurde das eheliche Zerwürfniß, namentlich auch das intime Liebesverhältniß zwischen dem Angeklagten und der Anna Erb, das nach seinem eigenen Geständniß bis zum Gelöbniß „ewiger Treue" gediehen war, dann der leichtsinnige Lebenswandel Wielands, sein auffälliges Bestreben, einen Selbstmord seiner Frau als wahrscheinlich erscheinen zu lassen, constatirt. — Bei dem Plaidoyer konnte, nach dem ganzen Verlaufe der öffentlichen Verhandlung, von Seite der kgl. Staatsbehörde nur die vollste Aufrechthaltung der Anklage geltend gemacht werden. Zimmerhin fand dagegen die Vertheidigung (Dr. Barth) mannigfache, zumal psychologisch wohl begründete Momente, um — unter Ausschließung der Anklage auf Mord — lediglich auf Annahme des Todtschlags zu plaidiren. — Der durch den Obmann Herrn Pfeiffer verkündete Wahrspruch der Herren Geschworenen bejahete die Schuldfrage im Sinne der Anklage und das Urtheil des hohen Gerichtshofes lautete demnach gegen Georg Wieland auf Todesstrafe.

Naiv. Aus Rann, 6. März, wird der Grazer „Tagespost" geschrieben: Einen Beweis dafür, wie eigenthümlich sich der gemeine Mann das Princip des Ersparungssystems interpretirt, liefert ein Fall, der sich heute ergab. Ein Bauer erscheint mit geheimnißvoller Miene bei Gericht und überbringt ein aus rohen Brettern angefertigtes Kistchen; befragt, was es enthalte, erzählt er, daß es die Leiche eines neugebornen Kindes enthalte, dessen Mutter — eine ledige Magd — dasselbe gestern geboren habe. Da der Fall ihm und seiner Umgebung verdächtig vorkomme, so habe er, um der Gemeinde die kostspielige Commission zu ersparen, das corpus delicti zur vorschriftsmäßigen Beschau in die Kanzlei gebracht, begehre jedoch, den zerstückelten Leichnam wieder in die Pfarre zurücktragen und dort beerdigen lassen zu dürfen, weil sonst der Hagel im Sommer die um einen Leichnam verkürzte Pfarre unfehlbar verwüsten müßte. Dem kindlichen Ansinnen wurde, so weit mit den diesbezüglichen Vorschriften vereinbarlich, willfahrt.

Haarbürsten zu reinigen. Dazu bedient man sich des bloßen Eigelbs, womit die Bürste gesättigt wird. Alsdann wartet man, bis sich die Masse ganz verhärtet hat, worauf man die Bürste ausreibt und sofort in heißem Wasser wäscht. Durch dieses Verfahren wird dieselbe vollkommen sauber und wie neu.

Rebus Nr. 2.

H....l.

Auflösung des Räthsels in Nr. 19.

Modern — modern.

Richtige Auflösung ging ein von Felix Ochs hier.

Eigenthum, Druck und Verlag von **Albrecht Schröder.** — Verantwortlicher Redacteur: **K. Pfisterer.**

Digitized by Google

Das Novellenbuch.

Unterhaltungsblatt zum „Fortschritt“ („Fürther Abendzeitung“).

Nro. 22. Donnerstag, den 15. März 1866. 2. Jahrgang.

Der Mönch.

(Fortsetzung.)

Viertes Capitel.

Wer Dom Claude war.

Im Jahre 1783 war Dom Pierre de Lüssac, Sohn des Sehr-hohen, Sehr-edlen und Sehr-mächtigen Baron de Lüssac, seit dreißig Jahren Abt der erlauchten Abtei von Charroux. Der ältere Bruder des Abts war Colonel der Musquetiere der Königin, der zweite Malteser; er selbst, der dritte Sohn des Barons, war als dreijähriges Kind mit der Mitra und dem Krummstab der Abtei von Charroux investirt worden, einschließlich der mit dieser Abtei verbundenen Einkünften, herrschaftlichen Rechten, Zehnten, Zinsen und einiger anderer Beneficien, welche ihm ein seinem Range entsprechendes Einkommen zusicherten. In seinem zwanzigsten Jahre legte er etwas gegen seine Neigung die Gelübde ab, aber statt den Mönchen von Charroux seinen Segen zu geben, lebte er in der Welt und machte ein großes Haus. Er hatte Pferde, wie sein Bruder der Musquetier, und Mätressen, wie sein zu gleicher Keuschheit verpflichteter Bruder, der Malteser. Der hübsche Abt von Charroux gestattete seinen Mönchen für ihn zu beten und für ihn zu fasten, eventuel zu thun, was ihnen beliebte.

Plötzlich erfuhr man, daß der Abt von Charroux, den man seit einiger Zeit vermißte, sich in sein Kloster zurückgezogen habe. Diese Bekehrung machte großes Aufsehen und acht Tage sprach man zu Versailles, zu Paris und bei den Damen der Oper von nichts anderm.

Die Ueberraschung der Mönche von Charroux bei der Ankunft ihres Abtes war groß. Sie wußten, was die Bekehrung des Abtes de Rancy den Mönchen von La Trappe gebracht hatte. Wie, wenn auch ihr Abt sie reformiren, sie zur ersten Strenge des h. Benedikt zurückführen wollte; wenn er von seinen Mönchen fordern sollte, nachdem sie siebenmal des Tages das Lob Gottes gesungen, noch sieben Stunden sich mit Handarbeit zu beschäftigen und weitere zwei Stunden dem Lesen und der Betrachtung zu widmen? und, wenn er den unglücklichen Bekehrungsgedanken auch auf die Küche ausdehnen würde! Die Mönche zitterten vor den möglichen Folgen der Bekehrung ihres Abtes.

Sie wurden dieser Furcht bald ledig. Dom Pierre de Lüssac hatte im Umgange mit Philosophen und den Ideen seines Jahrhunderts die Zeichen der Zeit begriffen. Er sah den Sturm kommen und war der Ueberzeugung, daß diese großen mönchischen Institutionen bis in ihre Fundamente erschüttert und einst kaum Spuren von ihnen noch gefunden werden würden.

Man restaurirt kein zum Abbruch verurtheiltes Gebäude. Dom Pierre störte die Ruhe seiner Mönche nicht. Er begnügte sich damit, ihnen mit gutem Beispiele voranzugehen und seine Sitten wurden eben so strenge, als sie vorher lax gewesen waren.

Gegen Ende des Jahres 1789 führte man ihm einen schönen sechsjährigen Knaben zu. Man sagte, es sei sein Neffe, der Sohn eines sehr entfernten Verwandten. Er war eine Waise und nannte sich Claude.

Man ließ Claude, oder Dom Claude, wie ihn die Brüder nannten, ein Mönchshabit machen und Jedermann war verliebt in den kleinen Mönch, der auf dem Chor mit der lieblichsten Kinderstimme sang und alles lernte, was man ihm zeigte. Die Mönche hätschelten den gelehrigen Knaben, bewunderten seine schnelle Fassungskraft und erblickten bereits in ihm den künftigen Nachfolger ihres Abts; aber die Revolution zerstörte alle diese Hoffnungen. Dom Pierre de Lüssac gab seinen Mönchen, die meist fröhlich das Weite suchten, zum letzten Male seinen Segen und verließ das Kloster, den kleinen Knaben an der Hand, der weinte, daß man ihm seine Kutte ausgezogen hatte. Sie waren beide als Landleute von Poitou verkleidet und die gemeine Tracht verwundete nicht wenig den Stolz des kleinen Mönchs.

Digitized by Google

Im Augenblicke, wo sie die klösterlichen Mauern hinter sich hatten, wandte sich Dom Pierre zu dem Kinde und sprach:

„Claude, wir verlassen Frankreich und mir ahnt, ich werde es nie wiedersehen. Du aber, wenn Du hieher zurückkehrst, erinnere Dich, daß Du hier leben und sterben mußt; denn, wie es die Regel unseres großen Heiligen gestattet, habe ich Dich dem Herrn geopfert und Du gehörst Ihm."

Der Knabe trocknete seine thränenfeuchten Augen, betrachtete den, der sich seinen Oheim nannte und sagte:

„Ich gelobe es."

„Und wenn Du nach Frankreich zurückgekehrt, nur Ruinen hier findest, was wirst Du thun?"

„Ich werde Gott bitten, diese Ruinen wieder zu bauen und, wenn mein Gebet nicht erhört wird, in ihrer Nähe sterben."

Das Kind hatte stets einen festen, zähen Charakter bewiesen. Dom Pierre begriff, daß sein Versprechen ernst sei.

„Es ist gut," sagte er, und schlug, einen letzten Blick auf die Abtei werfend, die Straße ins Exil ein.

Er suchte eine Zuflucht auf dem Berge Cassin, der eigentlichen Wiege des Ordens der Benedictiner. Die Mönche empfingen ihn, wie einen Bruder, und der kleine Claude konnte seine unterbrochenen Studien fortsetzen. Bald aber überschwemmten die Franzosen Italien. Sie kamen den Ruf der Freiheit dort erschallen zu lassen, wo erst die mit dem Kaiserdiadem geschmückten Cäsaren, dann ihre christlichen Nachfolger, die wie jene sich Herren der Welt nannten und eine dreifache Krone sich anmaßten, diesen Ruf so lange Jahrhunderte erstickt hatten. San-Germano wurde durch ein Detachement französischer Soldaten besetzt. Plötzlich empfing ihr Führer die Mittheilung, daß von den Mönchen des Cassin eine Verschwörung gegen die Franzosen angezettelt worden sei, um den Boden Italiens von den Ruchlosen zu säubern, welche dorthin die Revolution zu bringen gekommen seien. Die Thatsache war richtig. Die Mönche hatten auf Dom Pierre gerechnet. Sie hatten sich verrechnet. Dom Pierre liebte Frankreich und obwohl die französische Fahne ihre Farbe geändert hatte, war sie dennoch die seines Vaterlandes. Er suchte die Mönche von ihrem unsinnigen Unterfangen abzubringen und als er sah, daß er über diese Verblendeten, welche sich zur Rechtfertigung ihrer Verrätherein auf die Beispiele von Jael und Judith beriefen, nichts vermochte, warnte er den betreffenden Officier, auf seiner Hut zu sein, jedoch ohne die Leiter der Verschwörung zu bezeichnen.

Dom Pierre beschloß das Kloster sofort zu verlassen, nahm von den Mönchen, die ihn gerne ziehen sahen, Abschied und gedachte sich mit Claude nach Spanien zu begeben. Am Fuße des Berges Cassin begegnete er dem Commandeur des französischen Detachements, begleitet von zwei Unteroffizieren und einigen Soldaten, welche ihm als Escorte dienten. Der Commandant las zum dritten Male die erhaltene Warnung und seine von Natur harten, Energie und Entschlossenheit verrathenden Züge trugen den Ausdruck der Wildheit. Er war erbost. Man hatte ihm ein Complot gegen sein und seiner Leute Leben angezeigt, aber die Anstifter dieses Complots ihm verschwiegen. Wer war seiner Rache verfallen? Sollte das Verbrechen unbestraft bleiben, wenn er nicht das ganze Nest, welches den meuchlerischen Plan geheckt hatte, anzünden und den Unschuldigen mit dem Schuldigen leiden lassen wollte? Trotz der Zusprüche seiner Begleiter, welche in ihrer Entrüstung behaupteten, einen Mönch mehr oder weniger braten zu lassen, sei kein Gegenstand, da ihrer immer noch mehr wie zu viele übrig blieben, konnte er sich zu keiner Ungerechtigkeit entschließen.

Plötzlich befand er sich bei einer Wendung des Pfades dem Verbannten und dem Kinde gegenüber.

„Woher kömmst Du, Pfaffe?"

„Aus dem Kloster des Monte-Cassin."

„Wohin mit diesem Kinde?"

„Ich gehe nach Valencia."

„Aber Du bist kein Italiener! Du bist Franzose, ich höre es an Deiner Aussprache."

„Ja, ich bin Franzose."

„Du bist ein emigrirter Mönch, ein Feind Frankreichs."

„Ich bin ein Emigrirter und ein Mönch, aber kein Feind Frankreichs."

„Du lügst," rief der Officier, „Elender, Du lügst. Du bist der Anstifter eines Complots gegen das Leben der Soldaten Frankreichs. Du hast erfahren, daß dies Complot entdeckt ist und die Mönche wollen den Hauptschuldigen verschwinden lassen.

Digitized by Google

Aber Gott oder der Teufel hat Dich mir entgegengeführt und ich schwöre Dir, Du sollst den Lohn Deines Verraths erhalten."

„Ich wiederhole; ich bin kein Verräther, bin kein Meuchelmörder."

Die Ruhe hatte die schöne Gestalt Dom Pierre's nicht einen Augenblick vor dem Manne verlassen, in dessen Hand sein Leben stand. Diese Ruhe imponirte dem erzürnten Officier und theilte sich ihm mit.

„Ehe dieser Mönch verurtheilt wird, soll er gehört werden," sagte er zu seiner Begleitung.

„Macht er einen Versuch zu entwischen, so ist er schuldig."

„Verdächtig nur, nicht überführt."

„O, in Kriegszeiten und Gefahren gegenüber, gegen die kein Muth schützt, muß man's nicht so genau nehmen."

„Man muß vor Allem gerecht sein."

„Sie haben recht, Monsieur le Comte ... wollte sagen, Citoyen Gargilesse;" sagte ein Officier, der seinem Vorgesetzten zu schmeicheln glaubte, wenn er ihm diesen damals proscribirten Titel gab.

Der kleine Claude hielt bestürzt die Hand seines Onkels und preßte sich dicht an ihn. Er verlor kein Wort des schrecklichen Drama's, welches sich vor ihm entwickelte. Im Augenblicke, wo der Name Comte de Gargilesse ausgesprochen wurde, fühlte das Kind die Hand seines Onkels zittern. Das Gesicht Dom Pierre's war ein wenig bleicher als gewöhnlich, aber kein Anderer merkte an ihm eine innere Erregung.

Der Commandant stieg vom Pferde, lehnte sich mit dem Rücken an einen prachtvollen mit Blüthen bedeckten Oleander und begann das Verhör.

„Euer Name?"

„Dom Pierre de Lüssac."

„Dom Pierre de Lüssac! Sie wären der ehemalige Abt von Charroux?"

„Ich bin der Abt von Charroux."

Der Comte de Gargilesse legte die Hand an den Degen und zog ihn zur Hälfte aus der Scheide. Seine Augen funkelten vor Wuth und die beiden Officiere glaubten, er werde über den Mönch herstürzen und ihn tödten. Obgleich sie nicht begriffen, wie der Name des Abt von Charroux den Citoyen Gargilesse so aufregen konnte, würden sie einen solchen Ausgang der Sache nicht ungern gesehen haben. Sie waren von Anfang der Ansicht, ihr Führer mache mit den Mönchen zu viel Umstände. Aber der Degen kam nicht aus der Scheide. Der Blick des Mönchs war stolz und ruhig auf Gargilesse gerichtet und schien zu sagen: Stoß zu! ich bin bereit.

Gargilesse wandte sich zu seinen Officieren und sprach:

„Treten Sie mit der Escorte einige Schritte zurück. Ich will diesen Mann sprechen — will ihn verhören und, wenn er schuldig ist, soll er büßen. Nehmt dies Kind mit euch."

Claude leistete Widerstand; er wollte die Hand seines Onkels nicht lassen; aber man beachtete es nicht.

„Hieher, kleines Pfäffleiu! man muß Ordre pariren."

Nachdem sich Officiere und Soldaten hinreichend entfernt hatten, um die Unterhaltung der beiden Männer, die der Zufall so einander gegenüber gestellt hatte, nicht mehr hören zu können, blieben sie stehen, den Ausgang abzuwarten.

(Fortsetzung folgt.)

Allerlei.

KD.* **Apparat zur Erzeugung hoher Hitzegrade.** Herr Perrot hat der Academie der Wissenschaften in Paris einen Bericht über seinen Apparat zur Erzeugung sehr hoher Temperatur mittelst Kohlen-Gas, das mit atmosphärischer Luft vermischt ist, vorgelegt. Er vereinigt eine gewisse Anzahl Bunsen'scher Brenner, so daß ihre Flammen ein einziges Flammenband bilden, ohne einander gegenseitig zu durchdringen und erhält so eine erhitzte Glassäule von intensiver, wärmegebender Kraft in einer Lage, welche die schnelle Regulirung ihrer Stärke zuläßt. In diese Säule nun führt er Luft derartig ein, daß so wenig Hitze als möglich verloren gehen soll. Er behauptet, mit einem Apparat, der zwei Kubikmeter Gas in der Stunde consumirt, im Stande zu sein, 670 Grammes Silber zu schmelzen und in Zeit von einer halben Stunde 1 Kilogramm Kupfer zu schmelzen und in Stäbe auszurecken. Nähere Angaben findet man in den „Comptes rendus" S. 62 Nr. 3.

Braunschweiger Würste und Trichinen. Einer der bekanntesten Männer Wiens, der Kunstwelt angehörend — erhielt aus Braunschweig zwei Würste, Prachtexemplare, als Zeichen der Werthschätzung, deren er sich in jener Hauptstadt erfreut. Braunschweiger Würste sind sein Element, aber die Trichinen! Er betrachtete die Würste, er genoß sie im Geiste, aber er dachte an seine Muskeln, und sein Geist war stark. Er widerstand und überlegte, wem er die Würste

Digitized by Google

geben solle. Seinem Diener, er wollte ihn belohnen. Dieser war glücklich, hing die Würste zwischen die Fensterflügel, schnitt täglich starke Stücke ab und verzehrte sie mit wahrer Wollust, während sein Herr, der stets an den Würsten vorüber mußte und sie nur sehen, aber nicht genießen konnte, förmlich den Blick von ihnen abwendete, um nicht doch in die Versuchung geführt zu werden. Endlich war nur mehr ein Rest übrig, und endlich war auch die Kraft des Herrn zu Ende. Eben wollte der Diener wieder eine Scheibe — wie appetitlich war sie! — in den Mund stecken, als der Herr an ihn herantrat und förmlich leidenschaftlich fragte: „Nun, ist die Wurst gut?“ — „Vortrefflich!“ — „Und du bist gesund?“ — „Vollkommen; ich habe mich nie so wohl gefühlt!“ — „Gar keine Ermattung, kein Schwindel?“ — „Nein!“ — „Kein Prickeln in den Gelenken, in den Muskeln?“ — „Durchaus nicht!“ — „Dann könnte ich wohl den Rest versuchen. Gib ihn her!“ — „O nein, gnädiger Herr,“ sagte der Diener, „wer die Furcht ausgestanden hat, kann auch die Wurst essen!“

Schriftsteller-Honorare in Frankreich. Der neue Roman Victor Hugo's: „Les Travailleurs de la mer“, wird am 15. März, und zwar in Buchform erscheinen. Bevor Victor Hugo sich entschloß, sein Werk als ein vollständiges Ganze und nicht in Feuilletons dem Publikum zu übergeben, hatte er einen seltsamen — in Deutschland vollständig unerhörten — Kampf zu bestehen; denn eine ganze Reihe von französischen Journalen hat ihm die glänzendsten Anerbietungen dafür gemacht, daß Victor Hugo ihnen den Roman für ihr Feuilleton überlasse. In der ersten Reihe der Concurrenten standen Villemessant und Millaud. Die Concurrenz begann damit, daß Villemessant die größte Summe bot, die jemals ein Journal einem Schriftsteller anbot, nämlich tausend Francs für das Feuilleton, also circa achtzigtausend Francs für den ganzen Roman. Kaum hatte Millaud davon gehört, so bot er 100,000 Francs. Villemessant antwortete mit einem Angebote von 130,000 Francs. Darauf telegraphirt Millaud, daß er 150,000 Francs gebe. Doch Villemessant gab sich noch nicht geschlagen. Er reiste selbst nach Guernsey, um mit Victor Hugo persönlich zu unterhandeln. Doch während er in St. Malo ein der Ueberfahrt günstiges Wetter abwartete, trug der Telegraph den letzten fabelhaft hohen Anbot Millaud's nach Guernsey. Millaud erklärte einfach, daß er um 30,000 Frcs. mehr biete, als Villemessant, und sei der Antrag des Letzteren noch so hoch; ja er proponirte sogar Victor Hugo einen Vertrag, der ihm 200,000 Frcs. für den Abdruck des Romanes als Feuilleton und 300,000 Francs für den Verlag als fertigen Roman, in Summe eine halbe Million Francs garantirte. Auf diesen glänzenden Antrag antwortete Victor Hugo mit der Erklärung, daß er es nicht über sich bringen könne, seinen Roman in Feuilletons zu zerstückeln, und daß er die „Travailleurs de la mer“ wie die „Misérables“ als fertiges Ganze erscheinen lassen wolle; doch fügte er hinzu, daß er gegenwärtig an einem neuen Roman arbeite, welcher sich vielleicht eignen dürfte, in Feuilletonform veröffentlicht zu werden.

Eben so klug als treu. Ein seltenes Beispiel von der Intelligenz der Hunde wird aus einer Stadt des südlichen Frankreich gemeldet. Ein Bewohner dieser Stadt hatte vor Jahren Zeichen von Geisteszerrüttung gegeben; eine sorgfältige ärztliche Behandlung und die aufmerksamste Pflege machten indeß jene Symptome bald verschwinden. Vor ungefähr vierzehn Tagen wollte Herr X. gerade zur Ruhe ins Bett sich begeben, in welchem seine Frau an der Seite eines hübschen dreijährigen Knaben schlief, als er plötzlich in einem Anfall von Raserei die Marmorplatte des Nachttischchens zerbricht und mit einem Stücke seine Frau und sein Kind erschlagen will. Herr X. besitzt einen großen Hund; dieser stürzt auf den Angstruf der Frau aus dem Vorzimmer herein, springt auf seinen Herrn, wirft ihn sofort zu Boden und versetzt ihn in die Unmöglichkeit, die geringste Bewegung zu machen. Alles dieses geschah in einer kürzern Zeit, als wir nöthig hatten, das Vorgefallene zu erzählen. Indessen war die Dienerschaft herbeigeeilt und veranlaßte den Hund, den Herrn loszulassen, und Letzterer wird zu Bette gebracht, nachdem ihm eine improvisirte Zwangsjacke angelegt wurde. Der Hund, der nun jede Gefahr für den Herrn beseitigt sieht, springt aufs Bett seines Herrn und leckt ihm das Gesicht, indem er ein klägliches Gewinsel ausstößt, als wollte er ihn um Verzeihung bitten, daß er vor einem Augenblick sich auf ihn gestürzt hatte.

Dreisilbige Charade.

Erste und Zweite.

Uns nimmt der Fußbedeckungscommissär
Wie er uns braucht in richtigem Maaße.

Dritte.

Mich nimmt er oft im Uebermaße;
Dann taumelt er betäubt daher
Ob ihm zu eng die Straße wär.

Das Ganze.

In Würzburg bin ich hochgeboren
Vom alten Adelsstamm;
Ich glühe wie die Flamme,
Bin ich recht ausgegohren.

Räthsel.

Sage mir schnell, was ist's für ein Mann,
Den zu küssen, sich Emma nicht zwingen kann?
Denn Emma küßt nur ein feines Gesicht,
Doch dieser Zudringliche hat es nicht.

Um dieses Räthsel lösen zu können,
Mußt Du zwei reißende Thiere nennen.
Nun rathe geschwind, was ist's für ein Mann,
Den zu küssen, sich Emma nicht zwingen kann?

N. Kreß.

Auflösung des Räthsels in Nr. 20.

Kampf. Krampf.

Richtige Auflösung ging ein von J. Mich. Kreß in Falkendorf.

igenthum, Druck und Verlag von **Albrecht Schröder.** — Verantwortlicher Redacteur: **K. Pfisterer.**

Digitized by Google

Das Novellenbuch.

Unterhaltungsblatt zum „Fortschritt“ („Fürther Abendzeitung“).

Nro. 23. Montag, den 19. März 1866. 2. Jahrgang.

Der Mönch.

(Fortsetzung.)

„Also,“ sagte der Commandant, „Sie sind Pierre de Lüssac, Abt von Charroux?“

„Ich sagte so schon einmal.“

„So höre. Ich bin Comte de Gargilesse. Ich hatte einen ältern Bruder. Dieser war mit einem schönen, lieblichen Geschöpfe, Claudia de Bignerolles, verheirathet. Er liebte seine Frau und hielt sich für geliebt. Aber ich erzähle Ihnen da eine Geschichte, die Sie besser kennen, als ich; nicht wahr?“

Der Mönch antwortete nicht; er hielt mit beiden Händen sein Gesicht bedeckt.

„Wie, hat Dich Deine stolze Zuversicht im Stiche gelassen? Du antwortest nicht? Du weißt, wie diese schwache Frau das Opfer der schändlichsten Verführung wurde. Du weißt, daß sie von Gewissensbissen gequält, ihrem Gatten Alles gestand. Er führte sie auf ein Landgut in der Nähe von Paris und schrieb Dir, daß er Dich niederstoßen werde, sollte er erfahren, daß der Name Claudia über Deine Lippen komme, oder seine Ehre den Stichelreden Deiner unsläthigen Genossen preisgegeben werde. Du hattest Furcht, flohest die Welt und begrubst Dich in Dein Kloster.“

Bei dem Worte Furcht erhob der Mönch stolz sein Haupt und erwiderte:

„Pierre de Lüssac hat keinen Menschen auf Erden gefürchtet. Er zitterte nur vor der Gerechtigkeit Gottes.“

Dann, von einem schmerzlichen Gedanken hingerissen, sagte er:

„Ja, ich habe die Welt verlassen, in der ich besser nie gelebt hätte. Nur vor Gott habe ich Claudia's Namen genannt. Theures, süßes Wesen, das meine Sinnlichkeit in den Abgrund stürzte. Claudia, meine einzige Liebe und so jung zu Grab getragen! Ich kann mein Verbrechen nicht schwer genug büßen!“

„Wohl ist sie jung gestorben, sehr jung! aber Mönch, Du kennst Dein Verbrechen nicht vollständig.“

„Die unglückliche Claudia kam sterbend auf Schloß *** an; der Arzt erklärte sie im siebenten Monat guter Hoffnung. Dieser Umstand war meinem Bruder unbekannt geblieben. Im Jähzorn ergriff er einen Dolch und traf damit seine Frau. Claudia starb einige Tage später. Mein Bruder war halb rasend. Zwei Jahre brachte er auf Reisen zu. Der Vorfall hatte nur wenige, meinem Bruder gänzlich ergebene Zeugen gehabt und es war leicht, ihn geheim zu halten.“

„Am Vorabende des Todes meiner Schwägerin verschwand eine ihrer Frauen aus dem Schlosse. Man wollte sie mit einem kleinen Kinde sich entfernen gesehen haben. War es Claudia's Kind? Der Arzt weigerte sich Auskunft zu geben. Und wozu in ihn dringen?“

„Dom Pierre, das Alles ist Dein Werk. Das Blut Deiner Opfer kömmt heute über Dein Haupt. Ich habe meinem sterbenden Bruder geschworen, seine beleidigte Ehre und die unglückliche Claudia zu rächen, wann und wo ich Dir begegnen würde.“

„Ich bin bereit zu sterben,“ sagte Dom Pierre.

Der Commandant machte ein Zeichen; seine Leute näherten sich.

„Dieser Mann hat sein Verbrechen eingestanden.“

„Teufel,“ sagte einer der Officiere, „er leugnete es eben mit einer Entschiedenheit, die mich stutzig machte. Heh, braver Mönch, Du wolltest uns massacriren?“

„Ich bin ein Sünder,“ sagte Dom Pierre, „und verdiene den Tod.“

Und die Stimme des Mönchs war ruhig; sein Gesicht verrieth keine Aufregung.

„Monsieur,“ sagte er zu dem Commandanten, auf Claude deutend, „es würde grausam sein, dieses Kind hier zu lassen. Geben Sie Auftrag, es nach Monte-Cassin zurückzuführen und schützen Sie es, wenigstens so lange Sie hier verweilen.“

Der Knabe wollte Dom Pierre nicht verlassen, aber an Gehorsam gewöhnt, folgte er seinen Begleitern auf Gebot seines Onkels.

„Erinnere Dich,“ sagte er ihm, „wenn Du nach Frankreich zurückkehrst, mußt Du in Charroux leben und sterben.“

Digitized by Google

Zwei Stunden nach Claude's Ankunft im Kloster, brachten Hirten von San-Germano die Leiche eines Mönchs dorthin. Es war Dom Pierre de Lüssac. Seine Brust war von Kugeln durchschossen. Man ehrte seinen Tod, wie den eines Märtyrers.

Dom Claude kehrte unter dem Kaiserreich nach Frankreich zurück und wurde von dem Bischof von Poitiers bereitwilligst angenommen. Er bat um die Vicarstelle zu Charroux. Man bot ihm später bessere Stellen an, aber er schlug sie aus. Er wollte sich nicht von diesen Ruinen trennen, die er hoffte eines Tages wieder aufzubauen.

Fünftes Capitel.

Die Mönche verstehen zu warten.

Niemand war es unbekannt, daß der Vicar von Charroux als Kind mit seinem Vater ausgewandert war, daß er seine Jugend in einer Benedictiner-Abtei verlebt und das Gewand derselben getragen habe, und doch nannte man ihn nur Dom Claude. Er hatte in Frankreich nur als Weltgeistlicher Aufnahme gefunden und sich an die Kirche von Charroux attachirt, wie eine Ratte, die das Haus nicht verläßt, wenn auch der Eigenthümer flieht. Die Zeit war ihm unter der Ausübung seiner Amtspflichten und dem Studium von Büchern verflossen, welche von den Regeln und Einrichtungen der alten Mönche handelten. Das einzige Ziel seines Ehrgeizes blieb die Restauration der prächtigen Abtei von Charroux. Der Anblick dieser herrlichen Kuppel, die auf ihren acht Säulen so stolz, so einsam und imposant in den Aether aufstieg, übte auf ihn einen unwiderstehlichen Zauber aus. Hundert Mal hatte er den Gedanken der Restauration als absurd, unausführbar, thöricht verworfen. Hundert Mal hatte ihm die Vernunft und was er von weltlichen Dingen kannte, gesagt, es sei ein Traum, ein purer Traum. Hundertmal hatte er sich gesagt, die glorreiche Abtei ist todt, ganz todt; sie ersteht nie mehr aus ihren Ruinen. Es ist unmöglich, sie herzustellen; ich kann nur neben ihr sterben, wie ich's dem heiligen Märtyrer gelobte. Aber mitten in diesen Entmuthigungen sagte ihm eine innere, mächtige Stimme unaufhörlich: Du, armer Dom Claude, obscurer Vicar einer Gemeinde, die nicht einmal die zerbrochenen Fensterscheiben ihrer Kirche restauriren lassen kann, Du, Dom Claude, so alt Du bist und geboren in einem Jahrhundert, welches die große Revolution gesehen hat, Du wirst die Hallen um diese erhabene Kuppel aufbauen und mit Kreuz und Mitra hier die Messe lesen.

So sprachs im Kopfe des armen Mannes, regelmäßig und monoton wie das Klappen des Pendels der Uhr im Glockenthurm der Pfarrkirche.

Als Dom Claude nach Frankreich zurückkehrte, stand noch das Kaiserreich und Napoleon I. hatte zwar den Cultus wieder hergestellt, nicht aber das Mönchsthum.

Dom Claude sah zwar die Jesuiten bald unter diesem, bald unter jenem Namen sich einschleichen; aber die Jesuiten sind keine eigentlichen Mönche, sind Weltgeistliche, eine Mittelgattung und weder zu den Einen, noch zu den Andern zählbar.

Dom Claude war loyal. Er haßte krumme Wege. Kann das Mönchsthum nicht mit fliegenden Fahnen und offenem Visir einziehen, so bleibt es besser draußen; und Dom Claude verhehlte sich nicht, daß die Zeiten seiner Wiederkehr wenig günstig waren. Zwar bestanden immer noch Ueberbleibsel jener religiösen Corporation, welche die Revolution aufgelöst hatte; alle Erinnerungen der Vergangenheit lebten noch, aber diese waren nicht sehr erbaulich. Die säcularisirten Klöster des achtzehnten Jahrhunderts hatten in der Welt keinen Heiligengeruch verbreitet und die alten Mönche hatten mit wenigen ehrenvollen Ausnahmen traurige Aergernisse gegeben. Ihre Gelübden hatten sie wenig gekümmert und ohne von der Nachkommenschaft zu sprechen, welche sie bis dahin so zahlreich unter der Bevölkerung von Charroux zählten, daß der Ausdruck Mönchskind ganz gewöhnlich geworden war, bewiesen sie auch nach ihrer Rückkehr in die Welt, daß die Keuschheit nicht ihre größte Tugend war.

Dom Claude war fleckenlos und begriff, daß diese entkutteten Mönche, wie man sie damals naunte, eine Restauration des Klosterlebens nahezu unmöglich machten.

Er war geduldig. — Er wartete.

Im Jahre 1814 glaubte Dom Claude einen Augenblick die Restauration der Bourbonen werde die Restauration der geistlichen Orden nothwendig zur Folge haben.

Er irrte sich.

Digitized by Google

Er versuchte es durch Petitionen, welche an Madame la Dauphine, Tochter Ludwig XVI. gerichtet, von dem damaligen Bischof von Poitiers befürwortet, die Nothwendigkeit der Restauration geistlicher Orden für die Regierung entwickelten. Die Antwort kam unter großem rothen Siegel, dem Wappen Frankreichs. Dom Claude's Herz pochte, aber die Enttäuschung wartete nicht lange. Die Bourbonen hatten mehr zu thun, als fünf bis sechshundert Abteien Frankreichs aufzubauen. Man hatte kaum Geistliche genug für den öffentlichen Gottesdienst und sollte an Mönche denken?! Und namentlich in jener Epoche, wo es selbst in der Nähe des Thrones hieß, was sollen uns Mönche? Die „Congregation" aus Jesuiten bestehend, unterstützte nur Jesuiten. Man zollte daher kindischen Träumern, wie Claude, Belobungen und verwies sie mit ihren Hoffnungen auf spätere Zeiten.

(Fortsetzung folgt.)

Selbstmord durch die Guillotine.

Aus Neapel wird dem „Temps" von einem Processe berichtet, der wegen eines Testamentes zwischen Paris und Castellamare schwebt, dessen Veranlassung eine Selbst-Guillotinirung ist. Die „N. A. Z." brachte vor einiger Zeit eine kurze Notiz über diesen Vorfall, dessen genauere Einzelheiten wir hier mittheilen. Ein Franzose, Namens Couvreux, nämlich, ein Mann von etwa 50 Jahren, hatte sich in einem Hotel zu Castellamare auf der reizenden Anhöhe von Quisisana seit einigen Jahren häuslich niedergelassen. Beim Publikum dort galt er für einen gewöhnlichen gutmüthigen Irrsinnigen. Seine Manie wurde sogar durch seine Neigung für Literatur und Kunst verhüllt; er spielte Clavier; er componirte Romanzen. Doch in der Wirklichkeit litt Couvreux an zwei fixen Ideen: er hatte Furcht vor dem Heirathen und wollte sterben, ohne zu leiden. Die erstere Einbildung hatte ihn veranlaßt, an sich den Origines nachzuahmen; die zweite brachte ihn dahin, sich selbst zu guillotiniren. Er las Alles, was über Hinrichtungen durch die Guillotine geschrieben worden ist. Man fand bei ihm abgenützte Schriften vor, welche sich auch über die Prüfung auslassen, ob der Kopf des Guillotinirten nach der Vollstreckung sehe und Gefühl habe. Man hat nach dem Ausgange daher allen Grund, anzunehmen, daß er zu der Ueberzeugung gelangte, dies sei eine sanfte Todesart. In dieser Ueberzeugung errichtete er eine schöne Guillotine in der Thür, die seinen Salon von seinem Schlafzimmer trennte. Das Hauptstück seiner Erfindung bestand in dem Fallbeil, dessen Griff mit 60 Kilometern Blei beschwert war. Er machte mit diesem Instrumente Versuche an verschiedenen Thieren. Man erinnerte sich später, daß er öfter Katzen und Federvieh in sein Zimmer mitnahm, die daraus nicht wieder zum Vorschein kamen. Als er sich von der Vortrefflichkeit seiner Maschine genugsam überzeugt hatte, schmückte er dieselbe aus. Er rahmte sie mit zwei rothen Vorhängen ein, die in der Mitte gleichmäßig auseinandergezogen waren. Zwischen den Vorhängen stellte er unter dem Fallbrett einen festen Tisch, zu welchem Stufen hinaufführten, und bedeckte Alles mit einem schwarzen Teppich. Ein weiches weißes Kissen wurde von ihm auf die Stelle des Tisches gelegt, wo der Kopf liegen bleiben mußte, sobald er von der Schneide des Fallbeils abgeschnitten worden wäre. Nachdem er dies Alles wohl vorbereitet hatte, spielte er eines Abends gegen halb zehn Uhr eine Hymne an die Jungfrau Maria, seine eigene Composition, auf dem Flügel. Er war in weißen Flanell gekleidet. Er stieg die Stufen seines kleinen Schaffots empor, legte sich auf den Rücken, die Augen nach oben gerichtet, derart, daß er das Todesinstrument auf seinen Hals fallen sehen konnte. Es scheint sogar, daß er, um besser zu sehen, noch besonders auf ein nahestehendes Möbel einen Leuchter mit einem brennenden Lichte gestellt habe. Er löste den Strick, der das Fallbeil in der Schwebe hielt; das Beil fiel herab und schnitt ihm mit einem einzigen Schlage den Hals ab. Der Kopf fiel, ohne zu rollen, nicht weit vom Halse ab und blieb in regelrechter Lage auf dem vorher zurechtgerückten weißen Kissen ruhen. Als nun am folgenden Morgen die Dienerschaft und die von dieser herbeigerufenen Leute in dieses Zimmer kamen und inmitten eines tiefen Entsetzens alle diese Nebenumstände festgestellt hatten, fand man ein Testament auf einem Tische, durch welches eine gewisse Summe von Tausenden von Francs den Leuten des Hotels verschrieben war.

Digitized by Google

Auch ein Fortschritt.

Wie ist doch gar so frei das Wort
In — Frankreich, fern im Westen!
Sie reden noch ganz anders dort,
Als unsre Gneist und Twesten.

Ob ER nicht hört? Ob ER nicht sieht?
Erklärt mir die Erscheinung!
Kennt ER denn nicht den Unterschied
Von That und bloßer Meinung?

Und wär' es noch so gut gemeint,
Es klingt doch nicht zum besten;
Ich fürchte sehr — mir scheint, mir scheint,
's ist Etwas faul im Westen!

Gibt's kein Gesetz dort, kein Gericht
Zur Züchtigung der Wühler?
Warum — so frag' ich — lernt ER nicht
Von SEINEM Freund und Schüler?

Es herrscht doch sonst ein stramm Regime
Und feine Zucht im Westen;
Und dennoch spricht man dort von JHM
Als wie vom Ersten Besten.

Da ist's doch besser in Berlin,
Durch unsre — Hilfsarbeiter!
Hurrah! wir überflügeln JHN!
Juchhe! wir sind schon weiter!

(Kladd.)

Allerlei.

Cusa von Rumänien in das Stammbuch seines lieben Max von Merico. Fülle Deinen Beutel mit Geld! Volksliebe, Vertrauen, Hurrah's, Ergebenheitsadressen, Ehrenpforten, Triumphbogen, Vivats — — alles ist vergänglich! Aber die Goldbarre, so da ruhet im kühlen Schooße der englischen Bankkeller, sie bleibet für und für und vier Procent Zinsen zu allen Zeiten! Und siehe, was schädigte es meine treuen Walachen, daß ich sie um eine kleine Anzahl Millionen erleichterte? Ach, Bruderherz, meine Wunde blutet! Und mein einziges Pflaster, ist der Gedanke an meine — Piaster. (Auf der Reise nach Italien; denn alle Wege führen — nach Rom.)

(Kladd.)

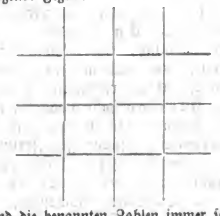
„Gründe sind billig wie Brombeeren" — sagte Shakespeare. Lebte er heut, so würde er finden, daß die „Gründe" zwar leicht zu finden, aber nichts weniger als — billig sind.

Gaunerstückchen. In einem Cigarrenladen in Mainz wurde von einem Gauner folgendes Meisterwerk von Raffinement ausgeführt. In einem Moment, während die Besitzerin des Ladens, eine bejahrte Dame, sich allein befand, trat ein junger Mann ein und begehrte einige feine Cigarren. Die Dame öffnete ein Kistchen und stellte den Inhalt dem Käufer zur Besichtigung vor. Der junge Mann holt, nachdem er sein Portemonnaie auf den Tisch gelegt, zwei Päckchen dieser Cigarren heraus, betrachtet dieselben eine Weile mit Kennermiene, dann wendet er sich gegen die offenstehende Thüre und ruft mit einer schneidenden Fistelstimme: „Fritze! Fritze! sieh' mal, sind die Cigarren jut?!" — Doch kein Fritze wird unter der Thüre sichtbar — „aber Fritze, so hör' — so sieh' — so komm' doch!" — Trotz dieser wiederholten Aufforderung noch immer kein Fritze zu sehen! Da reißt unserem Mann die Geduld; „Fritze!" ruft er mit erhobener Stimme, indem er die Cigarren in der Hand nach der Thüre eilt: „Teufelsjunge, wo steckst Du denn?" Der Dame ist dieses Intermezzo auffallend, sie sieht den jungen Mann in der Thüre verschwinden, aber sie hofft noch immer, ihn in Begleitung eines Freundes wieder zu sehen — doch vergebens! — „Die Sonne ging auf, die Sonne ging nieder — der Cigarrendieb, er kam nicht wieder!" — Die Dame sah allerdings bald das vergessene Portemonnaie liegen und hoffte sich durch seinen Inhalt entschädigen zu können — aber abermalige Täuschung! — es enthielt einen Kreuzer und — einen Knopf!

Je höher das menschliche Herz auf der Stufe der Bildung steht, um so weniger ist es zum Toben und Wüthen geneigt. Umgekehrt sind die niedrigsten Menschen gerade die wüthendsten. So sind die niedrigsten Wolken immer auch Gewitterwolken.

Rechnungs-Aufgabe.

Es sind gegeben die Zahlen
2, 3 und 5
und folgende Figur:



Nun sind die benannten Zahlen immer so nebeneinander in den leeren Feldern einzusetzen, daß die Summe von vier nebeneinanderstehenden Feldern die Zahl 15 ergibt und auch die Summe der vier innern Felder sich als der 3. Theil der äußern Felder herausrechnet.

H....l.

Auflösung des Rebus Nr. 2.

Hochmuth ist das Kind der Dummheit.

Richtige Auflösungen gingen ein von: W. D....r hier; Frz. Wirner in Rothenstadt.

Eigenthum, Druck und Verlag von Albrecht Schröder. — Verantwortlicher Redacteur: R. Pfisterer.

Digitized by Google

Das Novellenbuch.

Unterhaltungsblatt zum „Fortschritt“ („Fürther Abendzeitung“).

Nro. 24. Donnerstag, den 22. März 1866. 2. Jahrgang.

Der Mönch.

(Fortsetzung.)

Dom Claude hoffte also; aber die Restauration fiel und einen Augenblick hielt er Alles für verloren. Das Juli-Königthum kümmerte sich wenig um Dogmatik und vernachlässigte das alte Bündniß zwischen Thron und Altar, ein Bündniß, das Thron und Altar mit einander erschüttert. Dadurch entstand eine Reaction zu Gunsten der religiösen Ideen, die, sobald sie nicht mehr octroyirt wurden, in die Mode kamen und den Voltairianismus in Schatten setzten. Der Katholicismus hatte von der neuen Richtung Alles zu hoffen und Dom Claude träumte schon von einer glänzenden Zukunft der Mönchsorden. Dom Guéranger hatte bereits die Benedictiner von Solesmes restaurirt; es war ein günstiges Omen für seine Pläne. Die Republik zerstörte diese Pläne, aber die Republik fiel. Der Strom der Ideen wurde den Mönchen fort und fort günstiger. Die Regierung gestattete ihnen volle Freiheit; Dom Claude ging an's Werk.

Er hatte lange gesonnen und gerechnet. Um anzufangen brauchte er 50,000 Frcs.; aber diese 50,000 Frcs. finden!

Seit beinahe 50 Jahren, die Dom Claude als Vicar von Charroux verlebt, hatte er die Einwohner hinlänglich kennen gelernt, um zu wissen, daß sich von ihrem religiösen Sinne nicht der zehnte Theil dieser Summe auspressen lasse. Sich an die aristocratischen und reichen Familien von Poitou zu wenden, war nutzlos, denn schon hatten die Jesuiten in Folge des Gesetzes über die Freiheit des Unterrichts zu Poitou ein Collegium gegründet. Alle Schenkungen heiliger Seelen flossen ihnen zu und hinter den braven Patres die Nachlese halten, bringt nichts ein; sie sind zu geübt, eine Aehre in der Furche zu lassen.

Aber ein fester, beharrlicher Wille kann Wunder wirken. Ein glücklicher Einfall kann aus der verzweifeltsten Lage herausführen.

Dom Claude hatte einen solchen Einfall.

Unter der reichen Bourgeoisie von Charroux gab es einen jungen Mann von 28 Jahren, der seit drei Jahren mit Fräulein Rosa-Silphia de la Fütaie verheirathet war, aber den gemeinen Namen Abel Grenier trug. Dieser Ehrenmann hatte nie vermocht, sich über seine bürgerliche Abkunft zu trösten. Er hatte die arme Mademoiselle de la Fütaie nur in der Hoffnung geheirathet, durch eine solche Verbindung zur Noblesse von Poitou in nähere Verbindung zu treten, jener Noblesse, die so geschickt ist, Aufdringliche fern zu halten. Kaum geheirathet, miethete Abel Grenier ein Hotel in Poitiers, um dort mit seiner jungen Frau den Winter zu verbringen. Die la Fütaie's behaupteten mit der ganzen Noblesse von Poitou alliirt zu sein und Abel Grenier rechnete darauf, im Gefolge der Letzten des erlauchten Stammes der la Fütaie in den aristokratischen Salons Zugang zu finden. Ein reicher Bourgois, der ein adeliges Fräulein ohne Mitgift heirathet, kann kaum weniger erwarten.

Abel Grenier täuschte sich schmerzlich. Wären die la Fütaie reich gewesen, vielleicht hätte man sich ihrer erinnert; aber sie waren seit langer Zeit in einer an Dürftigkeit gränzenden Lage; man hatte ihrer vergessen. Außerdem war es gewiß, daß die la Fütaie, welche Abel Grenier als Schwiegersohn angenommen hatten, ächte de la Fütaie waren? Man wollte behaupten, die Familie sei seit 200 Jahren ausgestorben. Das Resultat dieser Scrupel war, daß man weder die Besuche von Monsieur Abel Grenier, noch von Madame Grenier, nés de la Fütaie erwiderte.

Abel Grenier war religiös, theils aus Neigung, theils weil es so in der aristokratischen Welt Mode war. Seine Frau, in der Jesuiten-Pension erzogen, war äußerst bigot und leichtgläubig über alle Maaßen. Noch eine dritte Person lebte im Grenier'schen Hause, Abel's Schwester, Mademoiselle Octavia. Sie war schon lange großjährig, hatte aber nicht heirathen wollen und stand an der Spitze aller frommen Brüder- und Schwesterschaften, welche Dom Claude in

Digitized by Google

Charroux gestiftet hatte. Octavia war Dom Claude's Philothea. Durch sie erfuhr er die Erwartungen Abel Grenier's und seine Enttäuschung. Mademoiselle Grenier besaß so viel Eitelkeit als ihr Bruder. Waren die Greniers nicht adelig, so waren sie ihrer Behauptung nach doch älter, als Diese und Jene, welche auf ihrem Kutschenschlage Grafen- und Marquiskronen führten. Mademoiselle Octavia war mehr als jeder Andere in Dom Claude's Hoffnungen und Bestrebungen in Bezug auf die Abtei von Charroux eingeweiht. Sie dachte, selber Nonne zu werden und hatte Dom Claude einen Theil ihres Vermögens versprochen, um damit zu seinem Werke beizutragen; aber dieses Vermögen betrug nur 20,000 Frcs., denn Abel Grenier's Reichthum rührte größtentheils von einer Tante her, die ihn zum Universal-Erben eingesetzt hatte.

Nach dem ersten Winter, den sie in Poitiers zugebracht hatten, kehrten die Greniers in düsterer Stimmung und mit dem Vorsatze, sich einer solchen Mißachtung nie mehr auszusetzen, nach Charroux zurück. Während des Sommers jedoch empfingen sie zwei oder drei Besuche von Edelleuten, deren Besitzungen an die ihrigen gränzten. Sie luden Abel zu ihren Jagdparthien und borgten Geld von ihm. Ihre Frauen machten bei Madame Grenier Besuche und diese unerwarteten Artigkeiten bewogen die beiden Gatten, das Glück eines zweiten Winters in Poitiers zu versuchen. „Werden wir Sie diesen Winter in Poitiers sehen?" hatten die Comtesse de P. und die Marquise de M. die schöne Rosa-Silphia mit solcher Herzlichkeit gefragt, daß es den Greniers wie ein Aufnahme-Patent in diese Gute Gesellschaft von Poitou klang. „Oeffnen sich erst zwei oder drei Salons," dachten sie, „die andern werden folgen." — Sie schieden.

Ach, eine neue Täuschung! Die Marquise de M., die Comtesse de P., der Comte de L. machten bei den Greniers Gegenbesuche; luden sie sogar zum Diner; hüteten sich aber am selben Tage Personen ihres gewöhnlichen Umgangs bei sich zu sehen und zu den Bällen, Concerten und kleinen Abendzirkeln fanden die Greniers keinen Zugang. Mit Ingrimm im Herzen kehrten sie nach Charroux zurück, wo sie von dem köstlichen Winter in Poitiers nicht genug zu erzählen wußten.

Aber Octavia war offenherzig gegen Dom Claude, enthüllte ihm die ihrer eigenen und der Eitelkeit ihres Bruders geschlagenen Wunden und äußerte in ihrer Gereiztheit, er würde es sich die Hälfte seines Vermögens kosten lassen, diese übermüthige Noblesse von Poitou zu demüthigen.

Diese Worte waren für Dom Claude ein Licht in dunkler Nacht; es zeigte ihm die 50,000 Frcs., deren er bedurfte.

Eines Tages, als er bei den Greniers eingeladen war und eine Tasse vortrefflichen Kaffee's ausgeschlürft hatte, lenkte er das Gespräch auf sein stereotypes Thema, die Abtei von Charroux.

„O, möchte ich diesen Tag erleben," sagte die fromme Octavia, mit einem langen und schmachtenden Seufzer, der theils der ruinirten Abtei, theils einer andern Ruine der Zeit, Dom Claude, galt.

„Schade wär's," sagte Abel Grenier, „wenn ein so schönes Bauwerk sich nicht mehr von seinem Sturze erheben sollte."

„Bah," beeilte sich Dom Claude zu erwidern, „der hochherzige Mann, der Mann voll Edelmuth und Begeisterung wird sich finden, dessen bin ich sicher, der durch die Restauration dieser heiligen Abtei seinem Namen ein Denkmal setzen wird. Und dieser Mann wird groß sein in der Geschichte!"

„Wie so?" sagte Abel.

„Erinnern Sie sich der herrlichen Façade von Civray?"

„Ganz gut."

„Wenn Sie sich dem Eingange gegenüber denken, haben Sie zur Linken eine hohe Nische mit einer Reiterstatue."

„Ganz recht. Das Pferd ist noch erhalten, der Reiter verstümmelt."

„Es war die Statue des Gründers dieser Kirche. Sie war der Lohn eines Mannes, der einige hunderttausend Francs von seinem Vermögen geopfert hatte, eine Kirche zu bauen und auf seinen und der Seinigen Namen die Krone der Unsterblichkeit zu setzen."

„Einige hunderttausend Francs," sagte ganz leise Abel Grenier.

„Ich, meinestheils," sagte Dom Claude, „bedürfte keiner hunderttausend Francs um die Abtei zu restauriren."

„Wie viel hätten Sie nothwendig, um anzufangen, mein guter Pater?" sagte Octavia.

Digitized by Google

„Meine kleinen Ersparnisse seit vierzig Jahren mit eingerechnet, würden mir 50,000 Francs genügen; die Frömmigkeit der Gemeinde würde das Uebrige thun. O, Sie wissen nicht, Monsieur Grenier, welche Ehre ich dem Restaurator vorbehalten habe. Ich würde durch einen Pariser Künstler seine Büste fertigen und diese zur Linken des Eingangs, der traditionellen Stelle für die Erbauer, mit einer Inschrift in goldenen Lettern anbringen lassen, die seinen Namen den spätesten Jahrhunderten überliefern soll. Und dieser Mann, heute vielleicht unberühmt, er wird groß sein unter den Großen."

„Ja, ja," sagte Abel, „groß in der Folge."

„In der Folge, wie in der Gegenwart," rief Dom Claude, der den Fisch den Köder beschnuppern sah.

„In der Gegenwart!" sagte Rosa-Silphia, die nicht weniger eitel, als ihr Gemahl, sich nicht darüber trösten konnte, aus Mangel an Vermögen gezwungen gewesen zu sein, dem Namen de la Fütaie zu entsagen.

„Versteht sich! in der Gegenwart!" sagte Dom Claude. „In einer so durch und durch religiösen Provinz, wie Poitou, müßten sich die Stolzesten vor dem Manne beugen, der die zerstreuten Steine dieses Heiligthums sammeln und das Werk der großen Jahrhunderte der Kirche erneuern würde. Der glänzendste Ahnenruf würde vor solchem Verdienste erbleichen."

Dom Claude zog sich zurück, um den Grenier's Zeit zu lassen, über seine Worte nachzudenken.

Das Resultat war, wie er es erwartet hatte. Abel Grenier überredete sich, der Restaurator der Abtei von Charroux müsse von der Noblesse, von der er nur kalte Höflichkeit hatte erlangen können, gern oder ungern als ebenbürtig anerkannt werden. Rosa-Silphia war nicht weniger, als ihr Gatte von der glänzenden Perspective geblendet, welche Dom Claude ihnen geöffnet hatte. Die fromme Octavia unterstützte ohnehin alle Ideen ihres Beichtvaters.

Abel machte gleichwohl einige Einwendungen.

„Fünfzigtausend Francs!" sagte er, „eine schöne Summe für Leute, wie wir."

„Bah!" sagte seine Schwester, „Ihr habt keine Kinder."

„Wir sind erst drei Jahre verheirathet und können noch auf Erben hoffen."

„Ich," sagte Rosa-Silphia, „hoffe nicht mehr; und dann möchte es nicht übel gethan sein, unsern Kindern einen ruhmvollen Namen und etwas weniger Geld zu hinterlassen."

„Durchaus nicht," sagte Abel, „und nebenbei wird sich meine Büste mit einer geschmackvollen lateinischen Inschrift in goldenen Lettern zur Linken des Portals gut ausnehmen."

„Warum keine französische?"

„Es ist nicht Stil; aber ich glaube, man kann sie lateinisch und französisch anbringen. Dom Claude wird's wissen."

„Du bist also entschlossen, Dom Claude 50,000 Frcs. zur Verfügung zu stellen?"

„Ja; und ich muß gestehen, ich denke weniger an den Ruhm, den es uns selbst bringt, als an den unserer Nachkommen."

Den andern Tag setzte Abel Grenier ein Landgut zum Verkauf aus, für welches ihm bereits vortheilhafte Anerbietungen gemacht worden waren. Man erneuerte diese und Dom Claude wäre fast vor Freude gestorben, als er sich im Staude sah, den Traum seines Lebens zu verwirklichen.

(Fortsetzung folgt.)

Allerlei.

Ein Vorschlag zur Güte. Man sperre sämmtliche Abgeordnete der Fortschrittspartei und des linken Centrums ein und berufe dann die Kammern zu einer außerordentlichen Session, in welcher zunächst die erschienenen Conservativen sich unter Abänderung der Geschäftsordnung für beschlußfähig erklären. Dann wird von ihnen beschlossen, daß eine Freilassung der Eingesperrten nicht nöthig sei; sie erledigen ferner nach ihrem Ermessen alle Vorlagen, bewilligen genügende Anleihen, votiren ein passendes Wahlgesetz und schaffen schließlich die Verfassung ab. Probatum est. — Einer, der den Conflict zu Ende und sein Schäfchen ins Trockene bringen möchte. (Kladd.)

Fünf Secunden im Rachen eines Löwen. „G. Werner, Besitzer des zoologischen Gartens in Stuttgart, fünf Secunden im Löwenrachen. Von ihm selbst geschrieben," so ist folgender Artikel in der Stuttgarter „Bürger-Zeitung" überschrieben: „Am 22. December 1865 trat ich während der Nachmittags-Fütterung meiner Thiere in die Nähe des Löwenkäfigs, welcher von Zuschauern umstellt war. Der Löwe nickte bei meinem Erscheinen mehrere Male mit gerunzelter

Stirne bösartig gegen mich, welches ich als sein längst bekannter Bändiger nicht ertragen konnte; ich trat, trotz der gefährlichen Stimmung des Löwen, mit Peitsche versehen, in seinen großen Käfig. Dressurgemäß sprang derselbe mir schon viele hundert Mal, während ich mich auf eine dazu errichtete kleine Bank setzte, über meinen Nacken. Diesmal kam es anders, anstatt auch nur einen gehorsamen Sprung zu machen, kam der Löwe aus seinem Eckplatz hervorgesprungen, faßte mich so energisch mit dem Rachen von oben herab am rechten Schulterblatt, hüpfte mich in die Höhe bis in die Mitte des Käfigs, schüttelte mich gleich einer Ratte bis auf den Boden nieder, wo er mich, ohne den ersten Biß loszulassen, mit der rechten Vordertatze zwischen die Schultern tief einschlug, die linke Tatze setzte er auf meinen rechten Schenkel. Der Löwe, nun seiner Beute sicher, biß mein Schulterblatt in Stücke, welches Krachen mir den Glauben machte, daß keinerlei Rettung mehr möglich sein könne, als den Versuch zu machen, meinen Kopf zwischen dem Rachen und der rechten Tatze in meiner auf dem Gesicht liegenden Stellung durchzudrängen, um sein rechtes, mir noch nächststehendes Auge zu erreichen, was mir mit Lebensgefahr gelang. Aug' an Aug', schrie ich ihm sein bekanntes Commandowort (Mustapha) in das Gesicht, in dem Augenblick stürzten ein paar Scheiben, welche meine Tochter Anna einschlug, die Dressurpeitsche in der Hand, schreckten dieses wütende Thier von mir weg, welchem ich alsbald die verdienten Peitschenhiebe dafür ausbezahlte. Ich verließ nun den Käfig und fand sogleich, daß dieses wahrscheinlich mein letztes so gewagtes Zumuthen, einen Löwen mir über den Nacken springen zu lassen, sein wird. Die unvergeßlichste Erinnerung bleibt mir die lebensrettende Bewegung durch das Durchzwingen meines Kopfes zwischen dem Rachen und der rechten Vordertatze des Löwen. Die Hauptwunden waren durch die vier großen Fangzähne und durch den Tatzenschlag zwischen der Schulter nebst dem doppelten Schulterbruch."

Ein interessantes Verdict. Gegen das Ende des vorigen Jahres erhielt der Mailänder Banquier Weil-Schott ein anonymes Schreiben, in welchem ihm ein vorläufig unbekannt bleiben wollender Beschützer mittheilte, daß eine Bande ein Attentat auf sein Leben und Eigenthum vorbereite, das der geheimnißvolle Freund vereiteln wolle, wenn der Banquier ihm durch 800 bis 1000 Franken, die an einer gewissen Stelle in der Nähe des Castells zu hinterlegen seien, dazu die Mittel böte. Der Finanzmann witterte hinter der scheinbaren Warnung ein auf Geldererpressung berechnetes Gaunerstückchen, und schenkte der Sache keine Beachtung. Der mysteriöse Schutzengel, der einsah, daß dieses Mittel ihn nicht zum Ziele führte, griff nun zu einem drastischeren Plane, indem er dem Banquier in einer Reihe von Briefen in den drohendsten Ausdrücken die Alternative stellte, entweder den Betrag von 500 Frcs. auszufolgen oder sich auf seinen Tod gefaßt zu machen. Nunmehr setzte sich dieser mit der Polizei ins Einvernehmen, um des unheimlichen Mahners habhaft zu werden. Es wurde am bezeichneten Orte eine Rolle Kupferstücke versteckt und die Agenten legten sich in Hinterhalt. Sie lauerten nicht vergebens, denn die Beute ging in die Falle: es war der Hauptmann Bottino-Satta von den in Mailand garnisonirenden Bersaglieri, der, sofort verhaftet, ein offenes Geständniß ablegte. Sohn eines Tribunals-Präsidenten auf der Insel Sardinien, hat er sich durch Tapferkeit und tadellose Conduite ausgezeichnet, rasch vom Gemeinen zum Hauptmann aufgeschwungen, Orden und Medaillen erkämpft; seine Vorgesetzten und Cameraden sprechen sich in der vortheilhaftesten Weise über ihn aus. Als alle seine Versuche, sich Geld zur Tilgung einer 500 Franken betragenden Schuld, sein einziges Passivum, zu verschaffen, gescheitert waren, verfiel er auf den Gedanken, von dem „Millionär" durch Drohung ein Zwangsdarlehen zu erpressen, in der redlichen Absicht, wie er mit Thränen in den Augen vor dem Gerichtshof versicherte, nach Erhalt des Betrages dem Banquier ein reumüthiges Geständniß abzulegen und sich zur Rückzahlung zu verpflichten; der Gedanke, daß er durch Wortbruch seine persönliche Ehre und die seines Corps schänden würde, habe ihn zu diesem Schritte äußerster Verzweiflung getrieben. Die Anklage lautete auf Erpressung, aber das Geschwornengericht in Mailand ging auf die Rechtfertigung ein und sprach ein Schuldlosigkeits-Erkenntniß aus.

„Zwei Seelen und Ein Gedanke . . ." Der Grazer „Telegraph" erzählt: Ein Weib klagte behördlich gegen ihren Mann ob Mißhandlung. Bei der Verhandlung gab der Geklagte an, daß er nur im Vertheidigungswege gegen seine Gattin vorgegangen sei, da dieselbe stets mit einem Prügel bewaffnet an seiner Seite schlafe und ihn fortwährend bedrohe, weßwegen er sich im Bette ebenfalls rechts mit einem Säbel, links mit einem Messer bewaffnet habe.

Aerzte und Nachtwächter. „Sie sind ein sehr geschickter Arzt," sagte der Fürst K. zu dem verstorbenen Hufeland, „Sie müssen bei Ihrer Kenntniß des menschlichen Körpers alle Krankheiten curiren können." „Ja," entgegnete Hufeland, „mir geht es wie einem Nachtwächter, denn dieser kennt zwar alle Straßen der Stadt, aber er weiß doch nicht, was in den Häusern vorgeht."

Ein Weib, um dessen Gunstbezeugungen man bittet, ist oft wie ein Räthsel, dessen Auflösung man sucht; hat man sie gefunden, ist es vergessen.

Auflösung der dreisilbigen Charade in Nr. 22.
Lesslenwein.

Richtige Auflösungen gingen ein von: Frau L.....r hier; Marg. Schmidt in Nürnberg.

Auflösung des Räthsels in Nr. 22.
Ein Bärtiger.

Eigenthum, Druck und Verlag von Albrecht Schröder. — Verantwortlicher Redacteur: K. Pfisterer.

Digitized by Google

Das Novellenbuch.

Unterhaltungsblatt zum „Fortschritt" („Fürther Abendzeitung").

Nro. 25. Montag, den 26. März 1866. 2. Jahrgang.

Der Mönch.

(Fortsetzung.)

Sechstes Capitel.

Eine Berufung in der Schenke.

Die große Glocke von Charroux war verstummt, aber noch durchzitterten jene mählich ersterbenden Schallwellen die Luft, welche dem letzten Geräusche der von dieser Welt sich losgerungenen Seele gleichen.

Maitre Blaise, wohlbestallter Küster der Kirche, stieg eiligst vom Glockenthurm hinunter, sammelte die Holzschragen, welche die Bahre eines soeben bestatteten Todten getragen hatten und schleppte sie nach einer entlegenen Rumpelkammer. Darauf nahm er eine nach der andern die noch brennenden Kerzen von den mächtigen, schmiedeeisernen Candelabern, die ehemals der Abteikirche angehört hatten, später als altes Eisen verkauft und nach der im Jahre 1801 erfolgten Herstellung des Cultus von dem damaligen Pfarrer angekauft worden waren. Als die Candelaber entleert waren, ging er zum Hochaltar, schwang sich mit einem oft praktizirten Handgriff ohne Umstände auf den Altartisch, um die über demselben auf hölzernen Leuchtern brennenden Wachskerzen zu erreichen und begab sich zur Sacristei, wo er das gesammelte Wachs in einer langen Truhe nach den Ansprüchen des Pfarrers und der Kirchenfabrik vertheilte. Hierauf spreitete er eine Decke von grünem Wachstuch über die weiße Altardecke, um sie gegen Staub zu schützen; nahm seine alte schmuzige Sammtmütze von einem Nagel hinter der Sacristeithür, schloß diese Thüre sorgfältig ab und wollte das Chor durchschreiten, um die Kirche zu verlassen.

Kaum hatte er jedoch die Barre passirt, welche man Communionbank nennt, als ihm ein Gedanke kam.

„Blaise," sprach er zu sich selbst, „rette Deine arme Seele! Du gehst aus der Kirche, wie der Esel in die Mühle. Es ist nicht wohl gethan; kehr um! Sprich ein kurzes Gebet — mach wenigstens das Kreuzzeichen!"

Und Blaise, zwar ein Mann der Kirche und unseres lieben Herrgotts Hausknecht, aber dennoch ein ehrlicher Kerl, wandte sich und sprach, freilich ein wenig rasch und sein Latein arg radbrechend, ein armes, kurzes Paternoster.

„Siehst Du, Blaise," fuhr unser Mann fort, das Kirchenschiff von einem Ende bis zum andern mit dem Schritt und der Haltung eines Rectors durchschreitend, „man muß ein neues Leben beginnen. Dom Claude, — der theure, liebe Mann! — Dom Claude will etwas aus Dir machen. Dom Claude will, Du sollst etwas werden, Du mußt Dich also zusammennehmen, in Acht Dich nehmen und nicht zuviel der lieben Flasche huldigen. Dann, Blaise, geht Alles gut und Du hast eine hübsche Versorgung für Deine alten Tage."

Während dieses Monologs verhallten Maitre Blaise's Schritte auf den Steinplatten, mit denen der Boden der Kirche bedeckt war und unter denen der Staub so vieler Generationen moderte. Er schloß die Hauptthüre doppelt ab und schlug den Heimweg ein.

„Halt! ich vergesse den armen Simon. Das Grab muß nun wohl zugeschüttet sein. Laß sehen! — Blaise, man muß nicht bloß auf seine eigene arme Seele Bedacht nehmen; man muß auch an die Anderer denken. Simon ist ein braver Kerl; wie ich ein wenig der Flasche zugethan, aber man könnte etwas aus ihm machen."

Unser Mann erreichte unterdessen die ersten ungleichen Bodenaufschüttungen am Eingange des Kirchhofs, die Gräber armer Leute. Simon hatte Maitre Blaise's Versprechen, nachdem der Todte richtig und gut an Ort und Stelle gebracht sei, eine Flasche zu bezahlen, nicht vergessen und stand nun, sich den Schweiß von der Stirne wischend, Maitre Blaise und die liebe Flasche erwartend.

Die beiden Freunde folgten der Fahrstraße, welche vom Kirchhofe nach Charroux führt und standen dem Goldenen Löwen gegenüber, einem Gasthause zweiten Ranges von altem und in Bezug auf seine guten Weine bewährtem Rufe.

Bayerische Staatsbibliothek München

Digitized by Google

„Hier wollen wir einkehren," sagte Maître Blaise mit einer Protectormiene.

„Warum aber nicht, wie gewöhnlich, bei Mam'sell Fricart? Der Wein ist nicht schlecht dort."

„Simon, mein Freund, ich habe heute Gründe, auf mich zu achten. Du sollst Alles erfahren."

Und Maître Blaise richtete sich hoch auf, wie ein Mann der entschlossen ist, einen wichtigen, folgenreichen Schritt zu thun.

Die beiden Freunde betraten das Gastzimmer und ließen sich im Hintergrunde der kleinen, rauchgefüllten, nur mit Bänken und Tischen meublirten Stube nieder.

„Kellner, eine Flasche!"

Diese kam sogleich, voll, groß und gefüllt mit dem edlen, wärmenden und stärkenden Wein von Saintonge.

„Ja, mein armer Simon, man muß nachgerade anfangen, etwas auf sich zu halten. Der Wein ist hier zwei Sous theurer, als bei Mam'selle Fricart; aber was will man thun? Es gibt sowohl Verschiedenheit unter den Leuten, wie unter den Wirthshäusern, sage ich. Und heute haben wir ernste Dinge zu besprechen."

„Teufel! um was handelt sich's denn, Monsieur Blaise? Wirst Du Millionär, daß Du Wein im Goldnen Löwen trinkst?"

„Vorerst solltest Du sagen: Mein Gott! solltest alle Tage Gott anrufen, Dich zu unterstützen, statt immer zu sagen: Teufel! Ich entschuldige Dich, mein Freund, weil Du keine schlechte Absicht dabei hast; aber, siehst Du, man muß an seine arme Seele denken."

„Ich sage nicht nein, Freund Blaise. Der Herr Pfarrer und Dom Claude, unser braver Vicar, sagen es auch. Ich hoffe, mein Amt wird mein Fürsprecher sein. Gott kann gegen arme Leute nicht wohl hart sein. Aber wo willst Du hinaus?"

„Simon, mein Freund, einfach und gut gesprochen, ich sage nicht ohne Bedacht: man muß seine arme Seele zu retten suchen! Es gibt dazu verschiedene Wege."

„Ah! zum Beispiel? Aber vorerst trinken wir einmal! — Meiner Treu, ein guter Wein hier im Goldnen Löwen."

„Simon, mein Freund, man darf nicht leichtsinnig Betheuerungen aussprechen."

„Was? Wie?"

„Mein Gott, Du thust es nicht aus Bosheit; aber es ist immerhin ein Schwur."

„Zum Henker mit Dir! wirst Du nicht fertig mit Deinem Katechismus? Du bist ja langweiliger, als Dom Claude."

„Du wirst bald mit mehr Achtung von Dom Claude sprechen."

„Ach was, wird er bald eine gute Pfarre bekommen? hier in der Nachbarschaft?"

„Wer spricht von Pfarren?"

„Aber, schwere Noth! . . . . warte, warte! Schwere Noth, ist das geflucht?"

„O nein!"

„Gut; ich fahre fort; aber, schwere Noth, es ist ein gutes Ding so eine gute Pfarre, wie z. B. Charroux. Sie bringt viel ein."

„Etwas Besseres, wie das."

„Was denn?"

„Dom Claude, mein Freund, wird die Mitra und den Krummstab tragen, so gut wie ein Bischof. Begreifst Du das? So gut wie unser Bischof von Poitiers, wenn er hier zur Firmelung erscheint."

„Und wem trägt er das? Wer soll die Sachen haben?"

„Dummer Kerl!"

„Schwere Noth, unser Bischof hat, wie man sagt, ein tüchtiges Einkommen; er kann Mitra und Stab tragen; aber dieser arme Vicar . . . . ."

„Dieser arme Vicar, Freund Simon, hat Sou für Sou seit 50 Jahren ein rundes, nettes Sümmchen erspart und die Abtei gekauft, die Abtei; verstehst Du?"

„Nun ja! ich höre. Und was will er mit den dicken Mauern?"

„Die wird er alle wieder aufbauen."

„Ein tüchtiges Stück Arbeit, Freund Blaise!"

„Und er wird Abt mit Stab und Inful werden; und man wird ihn nur Sehr-ehrwürdiger Vater nennen. Man wird zu ihm Ew. Ehrwürden sagen, wie man zum Herrn Bischof sagt Ew. Hoheit."

„Maître Blaise, ich seh, Du weißt hübsche Neuigkeiten; aber was hast Du von Allem, was geschehen soll?"

„Was ich davon habe, haben wir beide davon, wenn Du vernünftig sein wirst. Ich habe an Deine arme Seele gedacht, wie an die meine. Nun höre! Ich will Dir mein Geheimniß sagen. Du weißt, daß Dom Claude mich gut leiden mag?"

Digitized by Google

„Ja, ich weiß."

„Meine Voreltern erbten, der eine vom andern, den Dienst bei den Mönchen."

„Ja, ja! Böse Zungen haben oft gesagt . . ."

„Nun? was? — Die Blaise dürfen Jedem ins Gesicht sehn."

„Gewiß! sehr achtbare Leute! ohne Zweifel. Aber man sagt, Deine Großmutter habe einen Mönch zu gern gesehen. Schwere Noth, ist so was möglich? sagte ich zu mir und ohne Ja oder Nein zu antworten ließ ich die Sache dahin gestellt sein. Eines Tages aber hörte ich den Pfarrer und Dom Claude über Jemand sprechen. Die Rede war von alter Zeit, von Dom Germain, dem Prior der Abtei und, wenn meine Ohren richtig hörten, so glaube ich vernommen zu haben, daß Dom Claude zum Pfarrer sagte: Der alte Blaise war der Sohn von Dom Germain."

„Ich kann's nicht glauben, Freund Simon."

„Nimm's nicht übel. Wärst Du etwa der einzige Enkel eines Mönchs?"

„Lassen wir das! Bin ich der Enkel eines Mönchs, gut! ich mache mir eine Ehre daraus. Weißt Du, daß die ehemaligen Benedictiner gelehrte Leute waren? Und da doch einmal Jeder einen Großvater haben muß, so bin ich stolz darauf von einem Benedictiner abzustammen und gescheidtes Blut in den Adern zu haben."

„So dumm ist das nicht, Du hast Recht, Blaise; ich achte Dich um so mehr. Du bist mir nicht bös, nicht wahr?"

„O, nicht im Mindesten."

„So sprich weiter!"

„Ob ich von Geblüt Mönch bin, oder nicht, gleichviel. Dom Claude nimmt mich mit ins Kloster und macht mich zum Laienbruder."

„Laienbruder? was ist das?"

„Ein Bruder ist ein Mönch, der die körperlichen Arbeiten verrichtet, während die Pätres die geistigen besorgen."

„Ah, verstehe. Die Patres lesen, schreiben, singen, trinken, schlafen und die Andern . . . ."

„Besorgen die Oekonomie."

„Sind die Dienstboten, eigentlich?"

„Mein Gott, ja; wenn man so will."

„Laß hören. Ich, meinestheils, mochte nie Dienstbote sein. Ich hätte großen Lohn haben können. Man wünschte mich für ein großes Gut, eine herrschaftliche Besitzung. Ich zog's jedoch vor, mein eigener Herr zu bleiben, meine Gräber auszuschaufeln und König in meiner Köhlerhütte zu sein. Wahr ist's, ich steh' ganz allein, seit ich meine arme Frau verlor. Mit vierzig Jahren Witwer werden und kein Kind um sich haben ist sehr traurig. Halt, wir wollen auf Dein Wohl trinken. Glück auf für Dich! Aber, wenn man um Mönch zu werden, Anderer Dienstbote sein muß, werd' ich nimmer Mönch. Wir Bauern sind zu hochmüthig. Daran liegt's."

„Simon, mein Freund, Du sprichst, wie ein Weltkind. Du vergißt Eine Sache, aber eine sehr wichtige Sache, daß man seine arme Seele retten muß. Siehst Du, ich hab's begriffen, für Dich und mich. Und, als mir Dom Claude das Alles bewies, als er mir zeigte, daß ich meine Tage bei ihm beschließen müsse, in der Abtei, gut logirt, gut gekleidet, gut genährt, da Simon hab ich an Dich gedacht und, da dort sogleich viele Brüder nöthig sein werden, denn das Haus wird groß eingerichtet, sagte ich mir: Simon wird einen tüchtigen Bruder machen. Wollen sehen. Dein Wohlsein und Glück auf! — Heh, hatte ich nicht Recht zu sagen, Simon wird einen guten Bruder machen?"

(Fortsetzung folgt.)

Allerlei.

Ein theurer Wein. In den Briefen von Göthe und seiner Frau an Nikolaus Meyer wird erzählt, daß auf Veranlassung dieses letzteren vom Rathe zu Bremen dem Göthe an seinem Geburts- und Genesungsfest, am 28. August 1823, eine Anzahl Flaschen Rosenwein von dort gesendet wurde. Dieser kostbare Wein, von welchem seit 1624 fünf Orhoft im Bremer Rathskeller lagern, hatte damals 200 Thaler gekostet. Im Jahre 1816 berechnete Jemand, daß bis dahin, also nach 192 Jahren, mit 10 Thaler Zinsen Aufgeld und Zinsen auf Zinsen gerechnet, ein Ohm davon 239,695,280 Thaler, eine Bouteille 21,790,480 Thaler, ein Glas 2,723,808 Thlr. und ein Tropfen 2720 Thlr. gekostet habe.

Bist du eitel genug, dich im Spiegel zu betrachten, so sorge wenigstens dafür, daß du immer ein ehrliches Gesicht findest.

Digitized by Google

Eine Vision.

Es war zur Zeit, da die Eule schwirrt
Und später es immer später wird,
Der Währwolf heult und der Schuhu schreit.
Hell schien der Mond auf der Hasenhaid.

Berlin bei Nacht lag tief im — Sand,
Im Schloß nur hat noch Licht gebrannt;
Es war versammelt der Kriegsrath noch,
Wie rasselten schaurig die Säbel doch!

Sie rasselten schaurig durch die Nacht,
Herr Bismarck hat einen Plan gemacht;
Manteuffel mit klassischer Heldenruh
Gab seine — sieben Fuß dazu.

Da rauschte die Spree und erhob sich ein Wind,
Herr Bismarck trat an das Fenster geschwind
Und schaute hinunter spähenden Blicks,
Da hört er ein Kichern: 's ist Nix'! 's ist Nix'!

Vom Schloßthurm schlug die Gespensterzeit, —
Was sprengte da über die Hasenhaid?
Das Schimmliche Todtengerippe von Bronzell!
Wie klapperte schrecklich das Knochengestell!

Der Schimmel, er wandte den Kopf nach Berlin,
Er wandte den Kopf und schüttelte ihn,
Und hub gar traurig zu wiehern an,
Als wollte er sagen: Ach, denkst du daran!

Und weiter sprengt er. Wer aber ist Der?
Der Geist von Ollmütz! sprengt hinterher
Auf schwarz bemähntem, gelbem Roß
Und nickt und grüßt nach dem Königsschloß.

Und weiter sprengt er. Und hintendrein,
Da wackelt der alte Vater Rhein!
Und ihm zur Linken, daß Gott erbarm,
Hängt ihm der — Louis an dem Arm.

Und der Alte dreut nach dem Königsbau,
Der Louis aber, der lächelt schlau,
Dann aber zog er die Stirne kraus.
Da gingen im Schlosse die Lichter aus.

Wer aber ist die mit dem Rieſenleib?
Ein grimmig stolzblickendes Heldenweib!
Es schüttelt zerrissene Ketten am Arm
Und jagt vor sich her einen Königsschwarm.

Rings zittert der Boden von ihrem Tritt,
Und höher wächst sie mit jedem Schritt;
Hoch ragt sie und dreut nach dem Schloß hinein —
Da stürzten krachend die Zinnen ein.

. . . . . .

(Frankf. Latern.)

Um Fische zu — jagen. Moreau in Paris hat ein Gewehr erfunden, dazu bestimmt, um damit — Fische zu schießen. Als Geschoß wird in demselben ein eiserner Pfeil mit Stahlspitze verwendet, welcher an seinem untern Theile einen Bindfaden trägt, der mit einem außen am Gewehre befindlichen Knäuel in Verbindung steht. Man kann leicht einen Fisch im Wasser auf eine Entiernung von 40 bis 45 Fuß treffen und ihn dann an dem Bindfaden an sich ziehen. Laboulaye macht darauf aufmerksam, daß die Einrichtung mit einigen Abänderungen sich gut eignen würde, um Schiffbrüchigen im Sturme ein Seil zuzuwerfen.

Begräbnißsitte. Auf dem Lande in den wallonischen Provinzen an der Maas ist es althergekömmliche Sitte, die Leichen, mit ihren Schmucksachen ausgestattet, zu beerdigen. Jüngst starb im Dorfe M. ein vermögliches Mädchen. Dasselbe wurde aufs Stattlichste herausgeputzt, in bebänderter Mütze und Shawl in den Sarg gelegt. Dieser war geschlossen, als man bemerkte, daß man einen wesentlichen Theil der Ausstattung der Leiche vergessen hatte. Der Sarg wurde nach einiger Berathung wieder geöffnet und das Vergessene, das auf einem Stuhle liegen geblieben war, der Leiche beigegeben, nämlich — ihr Regenschirm. Der Berichterstatter meint, es sei dies wahrscheinlich nicht das erste Mal, daß man dort Jemanden mit seinem Regenschirm begraben habe.

Schmähungen sind die Gründe Derer, welche Unrecht haben.

Rechnungs-Aufgabe.

In einer Gesellschaft befinden sich anfangs 3mal so viel Männer als Frauen, später aber, als 8 Frauen mit ihren Männern weggegangen waren, blieben noch 5mal soviel Männer als Frauen da. — Wie viel Männer und Frauen waren anfangs da?

C. B.....r.

Buchstaben-Rebus.

B 1111 1n1 1111 B T.

Auflösung der Rechnungs-Aufgabe in Nr. 23.

5	5	2	3
2	3	5	5
3	2	5	5
5	5	3	2

Richtige Auflösungen gingen ein von: Balth. Borsch, Heinr. Berolzheimer hier; J. Thomann in Vaihingen a. E.

Eigenthum, Druck und Verlag von Albrecht Schröder. — Verantwortlicher Redacteur: L. Pfisterer.

Digitized by Google

Das Novellenbuch.

Unterhaltungsblatt zum „Fortschritt“ („Fürther Abendzeitung“).

Nro. 26. Donnerstag, den 29. März 1866. 2. Jahrgang.

Der Mönch.

(Fortsetzung.)

„Man wird es also dort gut haben?“

„Was? Bis über die Ohren in der Wolle. Gutes Brod, guten Wein, Kleider von gutem Tuch, die gegen Kälte und Hitze schützen.“

„Aber man ist in anderer Leute Diensten!“

„Durchaus nicht. Ein Bruder ist im Kloster zu Hause so gut wie der Abt selbst. Beweis, daß er nicht Dienstbote ist, man zahlt ihm keinen Lohn.“

„Begreife.“

„Man muß eine Kleinigkeit arbeiten.“

„O, das macht nichts. Faul bin ich nicht; mein Hemd ist ganz naß. Aber wir vergessen das Trinken. — Es gibt also auch Wein bei den Mönchen?“

„Mein armer Simon, die Benedictiner sind keine Trappisten; sind gescheidte Leute, d. h. Leute, die essen und trinken.“

„Und man ist dort versorgt für sein ganzes Leben?“

„Wohl aufgehoben und verpflegt, wenn man krank wird. Und grade dann muß man von jenen Weinen von Bordeaux trinken, Weine, sag ich Dir, die einen Todten aufwecken könnten.“

„Wahrhaftig, Du könntest mir den Beruf geben.“

„Nochmals, Simon, überlege Alles. Du führst ein erbärmliches Dasein. Dir, wie mir stehen schlimme Jahre bevor, schreckliche Jahre, in denen so zu sagen Niemand stirbt, weder Sterbegeläute, noch Begräbnisse erster Klasse, bei denen 50 Sous für mich abfallen, kein achttägiges, kein vierzigtägiges Gebet! Jahre, in denen dem Herrn Pfarrer der Muth vergeht, und seine Köchin zu ihm sagt: dies Jahr, hoff' ich, werden wir kein Essen geben; wir haben unser letztes Schwein geschlachtet. Und Du, Simon, hast nicht mehr, wie ich; wir werden beide fasten müssen.“

Simon ließ sich durch die Beredtsamkeit Blaise's gewinnen.

„Es ist wahr; wir haben nicht immer Cholera.“

„Nun also, mein Freund! Einmal Bruder unter Dom Claude, werden wir leben, als hätten wir fort und fort Cholera. Gutes Brod, guter Wein, was will man mehr? und Du fühlst keine Versuchung?

„O ja, Blaise! Du versuchst mich teufelmäßig. Nein, ich irre mich, man soll nicht sprechen, Du versuchst mich . . . aber ich weiß nicht, wie ich mich ausdrücken soll.“

„Freund, gut logirt, gut genährt, das will viel, will Alles sagen. So rettet man seine Seele. Sieh, das ist solid gedacht. Anders vegetirt man bloß. Du bist stark; aber hast Deine vierzig Jahre auf dem Rücken; und man wird alt, sehr rasch alt. Simon, die Mönche leben sehr lange. Begreifst Du, was ich sagen will.“

„Ja, Blaise, mein Freund! Du hast den Weg des Heils erwählt. Ich begreife nunmehr Alles. Ja, ich sehe, gut hat man's da und ich fühle den Beruf, wie Du. „Simon, rette Deine arme Seele!“ — Ja, ich will sie retten, meine arme Seele.“

Siebentes Capitel.

Ein heikles Geschäft.

(Brief des Abbé Guillard an den Abbé Boissier.)

Poitiers, den .....

Mein lieber Freund!

Dein hübsches Buch hab' ich empfangen und danke Dir dafür. Es ist eine tüchtige Arbeit! schöne Untersuchungen, klares Urtheil und klassischer Stil. Du eröffnest Deine literarische Laufbahn in brillanter Weise und trügst Du nicht unser Gewand, ich würde Dir zurufen: Fahre fort!

Aber, mein Freund, Du kennst unsere Leute sehr wenig, wenn Du glaubst, auf solche Lorbeeren ließen sich auch nur die bescheidensten Hoffnungen bauen. Unsern heutigen Bischöfen, und Ausnahmen sind sehr selten, ist ein Priester, der schriftstellert, ein Dorn im Auge. Zu Paris merkst Du das

Digitized by Google

weniger, als wir. Dort folgt selbst der Klerus der Anziehungskraft, welche das Dintenfaß auf die Geister ausübt. In der Provinz ist es nicht so. Der Mysticismus hat den Verstand überwuchert und jede Entwicklung des Gedankens unmöglich gemacht. Auch zählst Du bereits Feinde hier.

„Er ist auf schlechtem Wege, äußerte der Generalvicar. Dieser arme Abbé Boissier vegetirt in Paris unter seinen Büchern, während wir hier aus ihm einen frommen Diener des Herrn würden gemacht haben. Es ist Schade! Monseigneur interessirte sich sehr für ihn, aber er betrachtet ihn halb und halb für verloren. Sein Buch ist in einem schlechten Stile geschrieben und es enthält einige Kühnheiten. Der Superior unseres Seminars hat die aufgestellten Sätze einer Prüfung unterworfen. Einige sind streitig, andere verwegen und könnten fromme Ohren beleidigen. Dann ist's ein weltlicher Stil, ein Widerhall der Tagespresse, fast ohne Anklänge aus der h. Schrift."

Dieses Urtheil hat bereits in der ganzen Stadt die Runde gemacht. Unsere Pfarrer kauen es Wort für Wort wieder. Sie haben die Kritik des Generalvicars; wozu Dein Buch noch lesen!

Ich muß gestehen, Dein Freund, der Pfarrer von Saint-Croix macht eine Ausnahme. Er nannte es mir gegenüber ein vortreffliches Werk und behauptete, Poitou könne stolz auf einen solchen Autor sein. Deine Ideen und Dein Stil gefallen ihm und er sagte, daß er weit entfernt sei, jenen engherzigen Geistern beizustimmen, welche die Schriftstellerei der Priester auf das rein kirchliche Gebiet beschränkt wissen wollen.

Ich schied entzückt von diesem Manne und freute mich, daß Du wenigstens Einen Freund hättest.

Den andern Tag treffe ich ihn bei einem Diner des Pfarrers von Notre-Dame-la-Grande. Natürlich drehte sich die Unterhaltung um Dich. Das Urtheil des Generalvicars wurde in allen Tonarten und mit geringer Abänderung wiedergekäut. Dein Freund, der dieser ungnädigen Kritik gegenüber Schweigen beobachtete, wurde von seinen hochwürdigen Collegen in die Enge getrieben und mußte sich erklären.

„Ei, Herr Pfarrer, Sie schweigen. Sie vertheidigen ihn ohne Zweifel. Wir wissen ja, er ist Ihr Freund."

Ich mag Dir die Antwort des Elenden nicht wiederholen. Das Mildeste, was er sagte, war:

„Ich liebe ihn sehr, diesen Abbé Boissier; aber es ist Schade, daß er diesen Weg einschlägt."

Ich bin unter dem Vorwande einen Auftrag zu erfüllen zu haben weggegangen. Ich war entrüstet.

Den andern Tag begegne ich diesem Verräther; ich werfe ihm das Unwürdige seines Benehmens vor.

„Was meinen Sie, theuerster Freund?"

„Was anders, als Ihren feigen Verrath an dem braven Abbé Boissier."

Er lachte mir ins Gesicht. „Theurer Freund, ich mag mich nicht mit allen Pfarrern von Poitou dieses armen Schelms wegen überwerfen, den ich gleichwohl sehr gern hab. Man muß mit den Wölfen heulen!"

Glaube mir, Deine projectirten Publicationen werden Dir nur Feinde machen. Man wird sich blindlings auf Dich stürzen und die Dummheit wird Dich mit Koth besudeln zur größern Ehre Gottes und um fromme Ohren nicht beleidigen zu lassen. Es ist Zeit für Dich, inne zu halten. Schon sind Deine Lehrsätze streitig; hüte Dich, daß man keine Irrthümer, falsche, nach Ketzerei schmeckende Ansichten bei Dir herauswittert! Vergiß nicht, daß ein Kleriker über Alles schreiben darf, wenn er nur die weltliche Gewalt des Papstes, den Ultramontanismus, die h. Congregation des Index, die h. Inquisition, Antonelli, Veuillot, die Mirakel von Salette und Lourdes nicht berührt und von der Unabsetzbarkeit der Pfarrer, von geistlicher Gerichtsbarkeit und von Allem schweigt, was die intellectuelle Freiheit des Priesterstandes betrifft. Aber, ich will im Ernst sprechen. Trotz des schlechten Eindrucks, den Dein Buch hier an oberster Stelle gemacht hat, würdest Du in der Diöcese sehr gern aufgenommen werden. Ich schließe das aus folgender Thatsache.

Gestern hatte ich die Ehre bei Monseigneur zu speisen. Se. Hoheit sprach von dem, was seiner Diöcese Noth thue. Er sähe mit Leidwesen, daß ausgezeichnete Kleriker ihn verließen, um sich der Missions- und andern Thätigkeiten zu unterziehen. Ich muß gestehen, es kam mir vor, als ob er mit Bezug auf Dich gesprochen habe und

Digitized by Google

in der Erwartung, daß ich meinem besten Freunde seine Worte zuflüstern werde.

Wenn es wahr ist, daß Du an dieses Poitiers, wo wir die schönsten Jahre unserer Jugend verlebten und wo Du so viele Freunde zurückließest, angenehme Erinnerungen bewahrst, so ermächtige mich bei Monseigneur über eine ehrenvolle Rückkehr für Dich zu unterhandeln. Mein Gott, wer weiß, in einigen Jahren werden wir beide trotz unserer bessern Impulse vielleicht aus Bequemlichkeit, oder um des lieben Friedens willen sagen, wie der Pfarrer von Saint-Croix: Man muß mit den Wölfen heulen!

Heilige Utopia bitte für uns!

Dein Freund
Guillart.

Abbé Boissier, an welchen der vorstehende Brief gerichtet ist, war in der That ein außerordentlicher Mensch. Ein biederer Rouergate von einfachem Charakter und einer Freimüthigkeit, die den derben Sohn der Berge verrieth. Seine Eltern hatten sich in Poitiers niedergelassen, als er 15 Jahre zählte, und ihn die Seminarien besuchen lassen. Er hatte seine theologischen Studien in Saint-Sülpice beendigt, aber nie die Sanftmuth, jenen gefälligen, hingebenden Sinn angenommen, der dem Bewohner von Poitou eigenthümlich ist. Dagegen besaß er viel Verstand und Scharfsinn und barg unter der Maske von schalkhafter Gutmüthigkeit einen festen Willen und eine Entschlossenheit, die vor keiner Schwierigkeit zurückbebte.

Er las den Brief seines Freundes, las ihn wieder und antwortete, wie folgt:

Paris, den . . . . .

Freund, Du hast Recht; ich habe einen Bock geschossen. Erhandle mir eine gute Pfarre zu Poitiers. Wir wollen das Gesindel verhöhnen, statt uns mit ihm herumschlagen. Solltest Du nicht reüssiren, denken wir an etwas Anderes. Noch ist unser letzter Trumpf nicht ausgespielt.

Dein Freund
Boissier.

Nach Empfang dieses Briefes begab sich der Abbé Guillard zum Bischofe. Monseigneur empfing ihn sehr huldreich; denn Se. Hoheit bedurfte oft seiner Geschichtskenntnisse und behandelte ihn in einer Weise, die seiner untergeordneten Stellung nicht entsprach.

„Sieh da, Monsieur l'Abbé! Welche gute Idee hat Sie hierher geführt. Ueberbringen Sie ein Anliegen unserer lieben Töchter, der Stiftdamen? Wir sind ihnen von Herzen zugethan."

Der Abbé hatte wirklich eine kleine Bitte dieser Damen zu übermitteln. Nachdem dies geschehen, fuhr er fort:

„Man muß gestehen, Monseigneur, die Damen Ihres Stifts haben seit der Niederlassung der Jesuiten in Poitiers eine gefährliche Concurrenz bekommen. Ehemals schickten die adeligen Familien ihre Töchter zur Erziehung ins Stift. Jetzt haben die Jesuiten die oberste Leitung der Erziehung und sie rathen nie zu den Erziehungsinstituten der Diöcese."

„Es ist wahr. Die Jesuiten besitzen große Kräfte. Es sind Heilige, doch ein wenig Annexionspolitiker. Die Damen von Sacré-Coeur sind ihre Verbündeten, und werden daher natürlich von ihnen begünstigt. Andererseits sind die Jesuiten talentvolle und energische Leute, die in der Diöcese viel Gutes wirken."

„Ich glaube wohl, Monseigneur."

„Sie haben einen großen Vorzug vor den Weltpriestern. Ihre Novizen beschäftigen sich lange Jahre mit Studien, während die unsrigen, nachdem sie ein Wenig Latein gelernt haben, in die Seminarien treten und nach drei Jahren zu Priestern geweiht werden müssen, um die Lücken auszufüllen. Der Dienst läßt ihnen dann nicht die Zeit, Studien zu treiben und der Gelehrten, wie Sie und Dom Claude zu Charroux sind sehr wenige."

Dies Compliment schmeichelte dem Abbé Guillard ungemein.

(Fortsetzung folgt.)

Allerlei.

KD.* Die vulcanische Insel, welche im Monat Februar im griechischen Archipel bei Santorin sich aus dem Meere erhob und den Namen König-Georg-Insel erhalten hat, ist die vierte ähnlicher Art, welche man in diesem Jahrhundert beobachtete. Daß solche Erscheinungen schon in der Vorzeit stattfanden, geht aus den Schriften Ovid's, Plinius u. A. hervor. In unserem Jahrhundert fand die erste dieser Inselbildungen im Jahre 1811 bei den Azoren statt; sie erhielt den Namen Sabrina, hatte den Umfang von etwa einer Meile und erhob sich über 200 Fuß über den Meeresspiegel. Unsern Islands fand im Jahre

Digitized by Google

1830 eine andere Eruption statt und die dritte im Jahre 1831 im sizilischen Meere. Diese letztere erhielt den Namen Ferdinando; sie verschwand jedoch, wie ihre Vorgänger, schon nach einigen Monaten. Von der Insel Fernando glaubte man im Jahre 1864, daß sie sich wieder erhebe. Am längsten erhielt sich eine dergleichen Insel, welche sich bei den Azoren 1719 erhob und erst nach drei Jahren wieder verschwand.

Entwickelung des Zerstörungssinnes in den Kindern. In Frankreich — nicht weit von Paris — besteht eine große Fabrik, in welcher, nach der Erfindung eines Deutschen (Ehre dem Ehre gebührt), jährlich Hunderttausende von sogenannten „Kinderpistolen" erzeugt und exportirt werden. In der Neujahrswoche z. B. werden diese ohrenerschütternden Spielzeuge auf öffentlicher Straße von Marktschreiern feilgeboten mit der einleitenden Antithese: „Achetez des pistolets d'enfant, le repos des parents, la tranquillité des familles." Von den 70,492 Einwohnern der ehemaligen Reichsstadt Nürnberg beschäftigt sich ein ansehnlicher Theil mit Anfertigung ganzer Armeen, und alljährlich ziehen Tausende von bleiernen Soldaten deutscher Abkunft (zu 15 kr. per Dutzend) in Paris ein, wo sie als willkommene Gäste aufgenommen werden. Historische Völkerschlachten, den Brand von Moskau, Bestürmung des Malakoff, Kinder-Sebastopols, Miniatur-Solferinos, Taschen-Pueblas und andere große Siegesthaten findet man in reicher Auswahl zum Preise von 10 Francs und aufwärts je nach der Anzahl der Kanonen und dem Farbenglanze der buntgeschmückten in großer Gala-Uniform sich bekämpfenden Heerführer. Also Soldaten jeder Gattung findet man nicht allein in Paris, sondern auch in den kleinsten Gewölben der meisten Städte Europas. Vergebens aber würde man, in Paris wenigstens, in den dortigen Bazars einen Pflug oder sonstige Werkzeuge der friedlichen und nützlichen Beschäftigung suchen. Daraus folgt, daß auch bei der gereiferten Jugend Lykurg, Solon, Perikles, Cincinnatus und sein rübenbauender Landsmann Diokletian weniger Beifall finden als Alexander, Cäsar, Attila, Karl der Große u. s. w. Man sieht, daß auf solche Weise das Kinderspiel den Zerstörungssinn, wenn nicht hervorruft, so doch entwickelt.

Abscheulicher Scherz. Dem „Bud." wird folgender Act großer Rohheit gemeldet: Die Bewohner von D. im Lonnitzer Bezirke wollten nach altem Gebrauche am Faschingdienstage den Baechus begraben und wählten sich hiezu den Schuster im Orte, welcher sich auch wirklich in das Gemeindewirthshaus zum Vorsteher verfügte. Bevor man zu den üblichen Ceremonien schritt, gaben die Versammelten dem Schuhmacher Bier und Branntwein in Hülle und Fülle zu trinken, und nachdem sie ihn bereits benebelt hatten, mischten sie ihm Bier mit Branntwein, thaten Tabaksaft, Kalk und Schnupftabak hinzu, gaben ihm dies zu trinken und freuten sich unbändig über den gelungenen — Scherz. Der arme Schuster sank, nachdem er das Gemisch ausgetrunken, zu Boden und blieb liegen. Die Gäste glaubten, er wolle dem Gebrauche gemäß begraben werden und begannen unter allgemeinem Gelächter die Begräbniß-Ceremonien, nach deren Beendigung der Arme wieder aufspringen sollte. Da er dies nicht that, meinten Viele, er scherze; man schleifte ihn durch die Stube, schlug ihn mit den Füßen und merkte endlich erst nach längerer Zeit zum allgemeinen Entsetzen, daß der Unglückliche, Vater von zwei kleinen Kindern, eine — Leiche sei.

Merkwürdige Verschleuderung einer alten, werthvollen Bibliothek. Im Jahre 1506 verkaufte die Aebtissin des englischen Frauenklosters von Rumsey, Joyce Rowse, die Bibliothek ihres Klosters als Maculatur, um für den daraus gelösten Betrag Ale einzutauschen — ein Getränk, von welchem sie und ihre Nonnen absonderliche Liebhaberinnen waren. Diese Verschleuderung werthvoller, alter Werke blieb nicht verschwiegen und erregte großes Aergerniß; allein da die Schwesterschaft des Convents aus lauter hochgeborenen Damen bestand, wurde der dem Kloster vorstehende Diöcesan-Bischof einzuschreiten verhindert, bis die ganze Bibliothek abhanden gekommen und das letzte Faß des aus den Büchern gewonnenen Ale's ausgetrunken war.

Die Ohrfeige. Die Sprache der Grobheit ist die Ohrfeige. Cormanz ohrfeigte den Vater des Cid; die Königin Elisabeth ohrfeigt mit ihrer jungfräulichen Hand den geliebten Essex; der Dey von Algier ohrfeigt den französischen Gesandten Wahrlich, an die Ohrfeige knüpft sich ein Stück Weltgeschichte. Die Ohrfeige ist die eigentliche Manifestation der Grobheit, das Bestreben der absoluten Grobheit, mit einem Object in die innigste Berührung zu kommen. Die Ohrfeige ist noch ein Ausdruck jener gemeinsamen Sprache, welche die Menschheit verband, bevor sie im Lande Sinear baulustige Gedanken bekam. Eine Ohrfeige ist noch heute die deutlichste Sprache. Es gibt Personen, die keine andere Sprache reden, und es gibt Menschen, die leider keine andere Sprache verstehen. Die Ohrfeige ist in der Grobheit dasselbe, was der Kuß in der Liebe ist; nur, daß man in der Liebe mit einem sanften Kuß anfängt und in der Grobheit mit einer unsanften Ohrfeige aufhört. Um so gen-altiger aber in unserer Welt die Grobheit als die Liebe ist, um so schädenswerther ist die Ohrfeige als der Kuß, vor dem sie noch die Aufrichtigkeit voraus hat, denn es gibt Judas-Küsse, aber keine Judas-Ohrfeigen.

Räthsel.

Den Namen eines fernen Reichs
Lies umgekehrt,
Und eine Pflanze nennst Du dann,
Die Menschen nährt.

M. Kreß.

Eigenthum, Druck und Verlag von Albrecht Schröder. — Verantwortlicher Redacteur: K. Pfisterer.

Digitized by Google

Das Novellenbuch.

Unterhaltungsblatt zum „Fortschritt“ („Fürther Abendzeitung“).

Nro. 27. Montag, den 2. April 1866. 2. Jahrgang.

Der Mönch.

(Fortsetzung.)

„Nun, Monseigneur, begreife ich, was Sie vor einigen Tagen sprachen: Es ist ein großer Schmerz für unser bischöfliches Herz, Priester von Talent und wirklichem Verdienst unsre Diöcese verlassen zu sehen, um sich in Paris und anderswo einen Wirkungskreis zu suchen.“

„In der That ist es ein Unglück, mein theurer Abbé.“

„Sie würden also, Monseigneur, mit Vergnügen einen gewissen in Bezug auf Tugend und Talent gleich ausgezeichneten Kleriker zurückkehren sehen, der Poitiers nur in der Absicht verließ, eines Tages dorthin zurückgerufen zu werden?“

„Ganz gewiß,“ sagte der Bischof, aber seinen Zügen jenen ernsten Ausdruck gebend, den ein Oberer annimmt, wenn er besorgt, zu weit vorgegangen zu sein.

Der Abbé Guillard ließ sich dadurch nicht einschüchtern und fuhr fort:

„Dann hoffe ich, Ew. Hoheit werden die Mittheilung willkommen heißen, daß der Abbé Boissier, jener ausgezeichnete Schriftsteller und würdige Priester geneigt wäre, in Poitiers sich der Seelsorge zu widmen.“

„Wenn dem so ist, mag er eine Anfrage thun. Ich werde sehen, was ich ihm antworten werde.“

„Monseigneur, der Abbé Boissier ist mein Freund; aber ehe ich ihm den Rath geben kann, sich an Ew. Hoheit zu wenden, müßte ich seine Absichten genau kennen und die Gewißheit haben, daß sein Gesuch wohl aufgenommen würde.“

„Sie waren also, mein theurer Abbé, nicht beauftragt das Terrain zu untersuchen?“

Diese Frage kam Abbé Guillard ungelegen. Er zögerte.

„Dummes Zeug!“ sagte er zu sich selbst, „Escobar's Moral ist freilich verwerflich; aber den Jesuiten gegenüber darf man wohl ein Viertelstündchen Jesuit sein.“

„Monseigneur,“ sagte er dann mit großer Ruhe, „ich spreche nur aus persönlichem Antriebe.“

Nicht jeder ist Jesuit. Dem Prälaten war des Abbés Verlegenheit nicht entgangen; er ließ sich durch das proprio motu nicht täuschen; gleichwohl stellte er sich so und erwiderte in der huldvollsten Weise:

„Mein gelehrter Abbé, was Sie mir soeben eröffneten, ist mir sehr angenehm zu hören. Sobald wir die Sache unter uns verhandeln können, werden wir sehr bald einig geworden sein.

„Welchen Posten würden Sie etwa für Ihren Freund wünschen?“

„Ihre Hoheit wissen besser als ich für Abbé Boissier eine passende Stelle zu finden. Welche es auch sei, er wird in ihr Gelegenheit haben, Gutes zu wirken.“

„Meine Hoheit wünscht, Sie möchten sich deutlicher erklären. Hier ist eine Liste der vacanten Stellen in meiner Diöcese. Gehen Sie sie durch, darnach wollen wir sehen. Ich bin geneigt, den Abbé Boissier aufzunehmen, um Ihnen gefällig zu sein. Sprechen Sie also.“

„Die Pfarre von Saint-Hilaire, die in diesem Augenblicke erledigt ist, scheint mir kaum einem würdigern Priester verliehen werden zu können.“

„Aber, theurer Abbé, Sie scherzen. Sie wollen, daß ich diese Pfarre dem Abbé Boissier gebe?“

„Monseigneur, mir scheint, wenn Tugend .... wenn Talent .... der Abbé Boissier .... dürfte .... könnte.“

„Lieber Abbé Guillard, trotz seiner Talente, trotz seiner Tugenden mache ich Abbé Boissier nicht zum Vicar eines Kantonpfarrers. Ich habe in meiner Diöcese zwei vacante Pfarrstellen, eine mit 300, eine mit 400 Seelen; beide ziemlich abgelegen, fast ohne alle Verbindung mit den Mittelpunkten der Bevölkerung. Das Land ist rauh, die Menschen roh; übrigens Sie kennen es. Wählen Sie eine dieser Stellen für Ihren Freund. Dort mag er einige Jahre in Einsamkeit zubringen; das wird ihm, nach der Aufregung des Pariser Lebens, das ihm

Digitized by Google

mehr geschadet hat, als er glaubt, nützlich sein."

„Monseigneur, ich kenne meinen Freund und kann für seine Moralität bürgen."

„Aber, wer spricht von seiner Moralität. Ich greife sie nicht an. Gleichwohl wissen Wir, das Fleisch ist schwach. Müßten Wir alle Kleriker aus Unserer Diöcese verbannen, die ihre Keuschheitsgelübde brachen, es möchten viele leere Stellen um Uns herum zu besetzen sein. Was Wir von unsern Priestern verlangen, ist, daß sie sich von ihrem Falle erheben. Hätte Abbé Boissier sich einen solchen Fehler zu Schulden kommen lassen, er möchte vielleicht an Werth gewonnen haben; er würde demüthiger, unterwürfiger sein; er würde weniger Selbstvertrauen besitzen. Die Wurzel aller Sünden, die Sünde, welche Lucifer und seine Anhänger in den Abgrund stürzte, war der Hochmuth. Uebrigens wird man Ihrem Freunde nach einigen Jahren, nachdem seine Phantasie von ihren hohen Flügen ausgeruht hat, eine andere Stelle geben. Mein lieber Abbé, ich habe Sie einigermaßen überrascht. — Es scheint Ihnen, ich unterschätze die Verdienste Ihres Freundes. — Weil Sie nicht von meinem Standpunkte aus ihn betrachten. Wohlan, ich will Ihnen meine Gründe darlegen. Erstens hat der Abbé Boissier Unrecht gethan, statt beim Austritt aus dem Seminar Uns um eine Anstellung zu ersuchen, nach Paris zu gehen und dort in einem nicht kirchlichen Erziehungsinstitut eine Religionslehrerstelle anzunehmen."

„Aber Monseigneur sagten soeben, daß die Weltgeistlichen den Ordensgeistlichen, z. B. den Jesuiten gegenüber eine untergeordnete Stellung einnähmen, weil sie nur eine geringe Vorbildung genossen hätten und durch ihre Amtspflichten verhindert seien, ihre Studien zu vervollständigen."

„Ja wohl; und ich bin bereit es zu wiederholen."

„Der Abbé Boissier hat das gefühlt und ist nur zu seiner wissenschaftlichen Ausbildung nach Paris gegangen."

„Ich sehe die Nothwendigkeit nicht ein, innerhalb der Gesammtheit, der man angehört, eine Ausnahme zu machen. Ein solches Streben verräth Stolz und Hochmuth. Die Ordnung, die Disciplin erheischt, daß die Geistlichen ungefähr auf gleicher Stufe wissenschaftlicher Bildung stehen. Gesunder Verstand, die Fähigkeit den Absichten der Obern zu errathen, sollte er auch nicht deutlich ausgesprochen sein, reicht hin einen guten Geistlichen zu schaffen und viele solche gehen aus Unsern Seminarien hervor. Ueberall erstehen die religiösen Orden aus ihren Ruinen. Studien, Schriftstellereien, Missionen, alles das fällt in deren Departement. Der Weltklerus kümmere sich nur um seine Amtspflichten, bis einst vielleicht, wenn der Zudrang größer geworden ist, wissenschaftliche Bildung und Tugend zu den Erfordernissen des Berufs gezählt werden mögen. Und wollte Ihr Freund im Ernst studiren, hätte er nicht in Paris bleiben sollen."

„Wie, Monseigneur, ist nicht Paris der Ort, wohin alle Strahlen der Wissenschaft und der Philosophie convergiren?"

„Setzen Sie hinzu „der Hölle" und Sie haben Recht. Für den, der die wahre Wissenschaft, die Wissenschaft Gottes sucht, haben die Katheder der Freidenker keinen Reiz, vor denen Ihr Freund sich niederließ wie ich gewiß weiß. Der h. Thomas war ein Gelehrter, der alle heutigen aufwog; und er studirte nur am Fuße des Kreuzes."

Und Se. Hoheit erhob sich zum Zeichen für den bestürzten Abbé, daß die Audienz zu Ende sei.

Der Abbé Guillard zog sich zurück.

Achtes Capitel.

Die Seminarfreunde.

Der Abbé Guillard war über Se. Hoheit doppelt entrüstet; erstens wegen der unwürdigen Stellung, zu welcher der reguläre Klerus von dem Bischofe der Diöcese heruntergedrückt wurde; zweitens wegen des Mißlingens seiner Sendung. Er konnte es nicht über sich gewinnen, seinem Freunde zu schreiben, sondern nahm noch am selben Abend ein Billet und fuhr nach Paris. Man erräth die Unterhaltung der beiden Freunde.

Einige Tage später finden wir sie bei einem Freunde aus dem Seminar, dem Abbé Cabrier, sechstem Vicar in Gros-Caillou, der ihnen eine Einladung zugeschickt hatte. Um sechs Uhr pochten sie an seiner Thüre an und man setzte sich zu Tische. Es war ein Trio braver Burschen, voll von jener muthwilligen Laune, welche dem

Digitized by Google

Cölibat eigenthümlich ist. Ein fetter, zarter Kapaun dampfte am Spieße; der Bordeaux war vortrefflich, markig und voll süßen Aroma's und der perlende Champagner des Hauses Moëtte gab den Tischgenossen jene heitere, sprudelnde Laune, welche sein leichter Schaum zu bergen scheint.

„Setzt Euch, setzt Euch, alte liebe Freunde! Vergeßt einen Augenblick, was Ihr in der Soutane geworden seid, und freut Euch, Männer geblieben zu sein. — Greift zu!"

Wollten wir die drei Freunde dem strengern Gehalte nach classificiren, so müßten wir ohne Bedenken jenem armen Teufel, dem sechsten Vicar von Gros-Caillou, den Vorrang zuerkennen. Cabrier war geborner Redner. Vertraut mit allen Schriftstellern, welche die menschliche Seele zum Gegenstande ihrer Untersuchungen gemacht, hatte er die Beredsamkeit auf die feste Grundlage der Philosophie gehoben. Als Sohn seiner Zeit theilte er alle edeln, hochherzigen Ideen, alle großen Hoffnungen derselben. Dabei sprach er seine Sprache bewunderungswürdig. Er hatte die hervorragendsten Redner des damaligen Barreau, Berryer, Jules Favre, Chaix d'Este-Ange studirt und sich in der Schule der großen Meister gebildet. Der Redner war fertig; ihm fehlte nur ein Auditorium, d. h. Zuhörer, welche dem hohen Fluge seiner Gedanken zu folgen vermochten. Gros-Caillou bot ihm ein solches nicht. Vor den schlichten Frauen des Viertels, die seine Sonntagspredigten besuchten, den Handwerkern und Krämern und dem zahlreichen Personal des Hotel's der Invaliden war es unmöglich eine schwungvolle Beredsamkeit zu entwickeln und ihm, unfähig, Ohren, die seine Sprache nicht einmal verstanden haben würden, religiöse Philosophie vorzutragen, blieb nichts übrig, als Johannes des Täufers Worte zu gebrauchen und diesem Publikum zu sagen: „Thut Keinem Unrecht und begnügt Euch mit einem Gewinn, den Ihr verantworten könnt."

Die Predigten des sechsten Vicars beschränkten sich daher einzig und allein auf dieses durchaus praktische Thema; dennoch waren sie beliebt und besucht. Der erste und zweite Vicar, beide Mystiker, fanden, daß ihr bescheidener Mitarbeiter nicht genug vom Innern Leben spreche, die frommen Seelen nicht eindringlich genug zum öftern Empfang der Sacramente ermahne, daß er niemals vom h. Herzen Jesu rede und nicht ein einziges Mal von der h. Maria und ihrer Nachfolge gesprochen habe. Der Pfarrer von Gros-Caillou, ein vortrefflicher Mann, war mit seinem sechsten Vicar persönlich wohl zufrieden und hielt ihn für den vernünftigsten von allen, aber er hatte von dem wirklichen Werthe dieses Unterdrückten, der an seinem Tische, wie in den Betstühlen des Chors nur die letzte Stelle einnahm, keine Ahnung. Abbé Cabrier war nicht unwillig über diese letzte Stelle. Er war zu bescheiden, zu vergessen daß überall Einer die letzte Stelle einnehmen muß und das Evangelium, wenn er aus keiner andern Quelle hätte schöpfen können, sagte ihm in einer Allegorie voll tiefer Bedeutung: „die Letzten werden die Ersten sein." Aber er besaß jene stolze Bescheidenheit, welche neben dem Bewußtsein des eigenen Werthes besteht. Er konnte nicht umhin, darin eine schreiende Ungerechtigkeit zu erblicken, daß jeder, der entweder zu ungeschickt, oder zu edel sei, sich vorzudrängen, wegen der Unfähigkeit der Obern ihn zu beurtheilen oder in Folge systematischer Zurücksetzungen im Dunkel bleiben müsse.

(Fortsetzung folgt.)

Allerlei.

Als „buchstäblich wahr" erzählen die „Dresd. N." Nachstehendes: Eine kleine Gesellschaft eines sächsischen Grenzstädtchens veranstaltete eine Schlittenpartie nach einem nahen böhmischen Dorfe und hatte, die Kälte scheuend, sich mit Wärmflaschen versehen. Dort angekommen, mundete den Leutchen der feurige Ungarwein vorzüglich, und sie beschlossen, einige Flaschen davon mit nach Hause zu nehmen. Um aber den hohen Eingangszoll nicht zu geben, wurde der Wein in die Wärmflaschen gefüllt und gepascht. Und das war klug und weise! Auf dem Nachhausewege wird aber noch ein sächsischer Gasthof besucht. Beim Wiedereinsteigen bricht ein Herr der Gesellschaft in die Worte aus: „Herr Jesus, unsere Wärmflaschen sein ja heeß!" Die Anderen erbleichen. Da tritt aus dem Hintergrunde, der Hausknecht stillvergnügt hervor und spricht: „Die Flaschen waren ja so kalt geworden, da hab ich Se ene heemliche Freede gemacht und 's kalte Wasser hinweggegossen und heeßes neingefüllt!"

Viele Mädchen sind den Nesseln ähnlich. Berührt man sie nur leise, so stechen sie; greift man muthig und fest hinein, so hat man sich weniger davor zu fürchten.

Kriegs- und Friedens-Rüstungs- und Entrüstungs-Glosse.

Aber was die Herren wollten,
Ward mir niemals ganz bekannt;
Wenn sie wüßten was sie sollten,
Wär' es auch wohl bald genannt.
Goethe.

Schaut, wie eifrig heut die Guten
Hoch des Friedens Banner halten;
Aber ach! schon morgen fluten
Ströme Bluts in ihren Spalten!
Guten Tag und heitres Wetter
Kündet heut der Hausprophete;
Morgen dröhnt der Kriegestrommete
Nervenerschütterndes Geschmetter.
Wie, ihr biedern bitterbösen
Offiziösen,
Wollt ihr mir dies Räthsel lösen?
Euer Pythisch Wort hat immer
Mir unendlich viel gegolten;
Manches wohl verstand ich, nimmer
Aber was die Herren wollten!

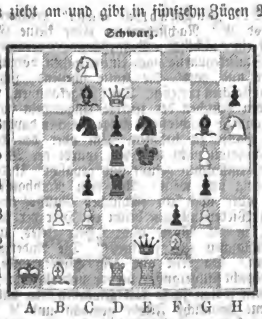
Oestreich sagt: Wenn Preußen rüstet,
Muß auch ich den Säbel schleifen;
Doch hat's nimmer mich gelüstet,
Preußens Gränzen anzugreifen. —
Preußen spricht: Wenn Oestreich rüstet,
Muß auch ich den Säbel schleifen;
Aber Oestreich anzugreifen,
Hat's noch nimmer mich gelüstet. —
Beide schwören: Ihr könnt sehen
Die Armeen
Auf dem Friedensfuß noch stehen! —
Hat das Käppi, hat die Pickel-
Haube nun geschürt den Brand?
Wer von Beiden das Karnickel,
Ward mir niemals ganz bekannt.

Soll ich treiben, soll ich drücken?
Soll ich fixen, soll ich kaufen? —
Rathlos sieht man und mit dicken
Köpfen die Herrn Jobbers laufen.
Mächtig sinken alle Course,
Uebermächtig steigt die Baisse,
Und von des Gedankens Blässe
Angekränkelt, siecht die Bourse.
„Heißt ein Zustand! Nicht zu sagen,
Ob sie schlagen,
Ob sie wieder sich vertragen!" —
Zwischen Furcht und Hoffen schweben
So die Armen; und sie wollten
Herzlich gern wer weiß was geben,
Wenn sie wüßten was sie sollten!

Nun, ihr Herrn, sprecht ein entschieden
Wort, daran man sich mag halten,
Ob den Krieg ihr, ob den Frieden
Tragt in eurer Toga Falten!
In ein kurzes Wort zu fassen
Ist's; drum laßt uns endlich wissen:
Gilt's die Segel jetzt zu hissen,
Oder in den Wind zu brassen?
Nur ein Wörtlein der Erklärung,
Der Belehrung
Gegen Trug und Wahnbethörung!
Eure Red', als guter Christen,
Sei: „Ja, ja, nein, nein" erkannt! —
Ja! wenn — wir's erst selber wüßten,
Wär' es auch wohl bald genannt.
(Kladd.)

Schach-Aufgabe Nr. 2.

Weiß zieht an und gibt in fünfzehn Zügen Matt.



Buchstaben-Rebus.

H. Aus fr. E &

Räthselhafte Grabschrift.

(Zu finden in der Pfarrkirche zu Libetig in Böhmen.)

Hier unter diesen Stein
Beisam begraben sein
Der Vater und die Mutter,
Die Schwester und der Bruder,
Zwei Töchter und der Sohn,
Und doch nur drei Person.

Auflösung der Rechnungs-Aufgabe in Nr. 25.

$5(x-8) = 3x-8$
$5x-40 = 3x-8$
$2x = 32$
$x = 16$ Frauen
$3x = 48$ Männer.

Probe:
$5(16-8) = 48-8$
$80-40 = 48-8$
$40 = 40$

Richtige Auflösungen gingen ein: von Max Boscowitz, S. F., Eisenbeis, Balth. Borsch, Hugo Hellmann, M. Bernstein hier; Th. D....., Fürther Kreuzung; Otto Oehme in Kouradsreuth; Fr. Wirner in Rothenstadt.

Auflösung des Buchstaben-Rebus in Nr. 25.

Blumenbeete.

Richtige Auflösung ging ein von Fr. Wirner in Rothenstadt.

Eigenthum, Druck und Verlag von Albrecht Schröder. — Verantwortlicher Redacteur: L. Pfisterer.

Digitized by Google

Das Novellenbuch.

Unterhaltungsblatt zum „Fortschritt" („Fürther Abendzeitung").

Nro. 28. Donnerstag, den 5. April 1866. 2. Jahrgang.

Der Mönch.

(Fortsetzung.)

An dem der Zusammenkunft unserer Freunde vorhergehenden Sonntage war Se. Eminenz, der Cardinal Morlot, Erzbischof von Paris, gekommen, in Gros-Caillou die Firmung zu ertheilen und hatte nach der Ceremonie in der Pfarrwohnung ein Frühstück acceptirt. Die Vicare mußten natürlich daran Theil nehmen. Der gute Cardinal, der mittlerweile seinen Platz in den schweigsamen Hallen des Todes und der Geschichte eingenommen hat, um den Romantikern das Recht zu geben, ihrem Bilde eines Fürsten der Kirche seinen Namen unterschreiben zu dürfen, war eine der auffälligsten unter den Gestalten verkörperter Mittelmäßigkeit, welche Rom in Roth gekleidet und die erste Diöcese Frankreichs verwaltet hatten. Er war ein sanfter, frommer Mann, der Niemand angriff, Niemand in den Weg sich stellte und dieser letzten Tugend sein wunderbares Glück in der Kirche verdankte. Er war die leibhaftige Vorsicht und that im Ganzen Nichts, aus Furcht, wie man in seiner Umgebung sich etwas trivial ausdrückte, in einer Nußschale zu ertrinken.

Während des Frühstücks tauschten der Pfarrer und der Cardinal einige Worte. Der erste und zweite Vicar schalteten geschickt hie und da eine Bemerkung ein, ihre Ergebenheit zu bezeigen oder sich bemerklich zu machen. Der dritte, der vierte, der fünfte Vicar wagten in stets abnehmender Linie kaum noch ein Wörtchen. Sie hatten aber das Recht, zu allem was über ihnen gesprochen wurde, zu lächeln; der sechste und letzte Vicar hatte das Recht zu schweigen. Er schwieg; aber er dachte und dachte Mancherlei während dieses Frühstücks und verließ ohne Muth und ohne Aussicht den Salon.

„Ich bin ein Narr," sagte er zu Hause angelangt zu sich selbst, „mir eine Zukunft zu erträumen. Man erreicht hier nur einen Erfolg, wenn man entweder selbst sich hervordrängt, oder gedrängt wird. Ich bin zur Intrigue zu ungeschickt und wüßte nicht, wodurch ich mir Freunde erwerben könnte, die mächtig genug wären, mein Emporkommen auf sich zu nehmen. Ich muß also im Lilliputschritt die kirchliche Laufbahn durchmachen; sechzig Jahre warten bis ich erster Vicar, siebenzig bis ich Pfarrer werde, wenn es mir bis dahin gelungen ist, mich in Gnaden zu erhalten. Und komme ich erst in einem Alter dahin, wenn der Schwung meiner Seele erlahmt ist, von welchen Triumphen meiner Rednergabe träume ich dann?"

Unter dem Einflusse dieser Gedanken kostete Cabrier eine jener schmerzlichen Stunden der Entmuthigung, welche nur strebende und in ihren schönsten Entwürfen und Hoffnungen betrogene Seelen kennen. Er hielt sich für einen dem Geschick Erlegenen. Muthlosigkeit bemächtigte sich seiner und er fragte sich, ob die so trostlos begonnene Laufbahn die Mühe werth sei, sich sie angelegen sein zu lassen; ob es nicht weiser sei, im Priesterstande, wie in so vielen andern Beschäftigungen, nur eine Erwerbsquelle des täglichen Brodes zu erblicken und Gott zu danken, daß sie vielleicht nicht so mühselig sei, als die Arbeit in einer Werkstätte, einem Bureau oder in einer Fabrik.

In dieser Stimmung überraschte ihn der Besuch seiner beiden Freunde, Guillart des Poitevin und Boissier des Rouergat, die wie wir wissen, heute Abend seine Gäste sind.

„Setzt Euch, setzt Euch, liebe, gute, alte Freunde. Vergeßt einen Augenblick, was Ihr in der Soutane geworden seid und kostet als fröhliche Gäste, was ich fröhlich biete!"

Treu kamen sie dem Programm nach, diese drei Verkannten, Unbegriffnen von ihrer Kaste, diese Vergessenen von denen, welche die hohen Stellen in der Kirche vergeben und so wenig das Talent zu beurtheilen verstehen. Heiter und froh waren sie in der That und leerten einige Flaschen jenes Weines, den Lacordaire seiner Süße wegen die Milch der Prediger nannte. Keiner

Digitized by Google

von ihnen verlor die Tramontana, aber alle empfingen von diesem Nektar der Reben die süßen Erinnerungen, die rasche Auffassung und die beredten, geflügelten Worte, die er inspirirt. Die Freunde erzählten sich ihre ganze Vergangenheit, ihre schöne Vergangenheit, als sie noch in den Flitterwochen ihres Priesterberufs standen, als sie am Fuße der Altäre ihre ersten Weihen empfingen. Sie sprachen von dem theuer gewordenen Seminar von Saint-Sülpice, in welchem sie Freundschaft geschlossen hatten.

„Erinnert Ihr Euch noch unserer Wochenspaziergänge im Maison d'Issy?"

„O, so gut, wie der Allee, in der sich die große Kegelbahn befand; so gut wie unserer Passion für dieses Spiel und unseres Beinamens „die drei Spieler", die wir ihretwegen erhielten."

„Wohlauf! trinken wir auf diese guten Rückerinnerungen!"

„Die Deinigen, Provence!"

„Die Deinigen, Rouergue!"

„Die Deinigen, Poitou!"

So lauteten die drei Namen, welche sich unsere Freunde in der Seminarsprache gaben. Cabrier war aus Marseille, Boissier aus Rouergue, Guillart aus Poitou. Ein schönes Trio voll Leben, Geist und jugendlicher Begeisterung, ehe die erstickende Monotonie des in den Studienanstalten des Klerus so unglücklich eingeführten klösterlichen Lebens, allen diesen Träumen die Flügel gelähmt, allen diesen Hoffnungen die Aussicht verschlossen, allen diesen Kräften den Knebel angelegt hatte.

Aber sie hatten aus diesem Schiffbruche Kraft und Energie gerettet. Die stärkste Willenskraft besaß Boissier, der Sohn der Berge. Cabrier war ein Kind des Südens. In seinen Adern rollte das griechische Blut der Gründer seiner Vaterstadt. Er war ungestümer in seinen Wünschen, aber weniger zäh in der Verfolgung seiner Ziele. Guillart, der Poitevin, friedliebend und nachgiebig fühlte sich geboren, um geleitet zu werden. Der Boissier war geboren zu befehlen. Er verband Energie mit praktischem Verstande. Und wenn er bis zu diesem Augenblicke nicht in höherm Grade die Aufmerksamkeit gefesselt hatte, so war's Unkenntniß der Mittel, vielleicht auch verwegenes Selbstvertrauen. Er hatte darauf gerechnet, daß von dem Tage an, an welchem ein gediegenes Werk von ihm in blühendem schwungvollem Stile die Presse verließe, alle Bischöfe sich einen Mann von solchem Werthe streitig machen würden. Er hatte ohne den Wirth gerechnet und wir kennen seinen Erfolg bei Sr. Hoheit, Bischof von Poitiers.

Der Abbé Guillart, friedliebend, genügsam, gelehrten Studien hingegeben, verlangte nur eine bescheidene Stellung im Leben, aber er blieb auf dieser Forderung unerschütterlich bestehen. Seine erfolglose Verhandlung mit der Hoheit von Poitou hatte ihn vollständig außer Fassung gebracht. Er hatte die Absichten des Bischofs erkannt, seinem Klerus nur den mechanischen Theil der Seelsorge zu lassen, den vorzüglichern Theil aber, Predigt, Unterricht und Erziehung seinen geliebten Mönchen zu übertragen.

Unsere Freunde, so glücklich für einen Augenblick inter pocula, waren also, das rechte Wort zu gebrauchen, Unzufriedene. Als sie nach beendetem Mahle in dem Studirzimmer des sechsten Vicars von Gros-Caillou sich angesichts einer Tasse guten Kaffee's wieder trafen, erzählte der Vicar freimüthig die Rolle, die ihm an der Frühstückstafel Sr. Eminenz zugefallen war und seinen Kummer, sich von der Kanzel, für die er mit Recht sich berufen glaubte, fast hoffnungslos ausgeschlossen zu sehen.

„So also steht's, meine Freunde! Ich fühle mich zu glänzenden Erfolgen auf diesen Posten berufen und habe die bittere Ueberzeugung, daß ich ihn nicht antreten soll; daß ich meine besten, schönsten Jahre im gemeinen Küsterdienst verbringen muß. O, es ist eine Qual, nach allen meinen Träumen von hohen Kanzeln sich klein machen zu müssen, um sich einigen Weibern verständlich zu machen!"

„Uns gehts in unsrer Diöcese nicht ein Haar besser," erwiederte der ruhige Abbé Guillart, der seit Kurzem Vieles auf dem Herzen hatte. „Wahrhaftig, es ist nicht zu begreifen. Unsere Bischöfe scheinen nur darauf bedacht zu sein, jedes Talent zu ersticken und unsere jungen Kleriker mit dem Leichenbitter und dem Küster auf gleiche Linie zu stellen."

„Meine Freunde," erwiderte Boissier, „Ihr verwickelt Euch in Spinnweben. Euch scheint's so! Ihr begreift das nicht! Und doch, es ist sehr klar. Wir zählen im Epis-

Digitized by Google

copat vielleicht zwei oder drei Männer, die ich nennen könnte und die, sich ihrer geistigen Ueberlegenheit bewußt, nicht fürchten, nach dem Maaße ihrer Kleriker gemessen zu werden. Die große Masse der Prälaten will nur über Leute mit untergeordneten Fähigkeiten gebieten. Es ist traurig, schmachvoll, aber es ist wahr."

„Du glaubst?" sagte Abbé Guillart.

„Ich weiß es. „Wir fürchten nichts so sehr, als unabhängige Priester," ist das Stichwort der Bischöfe. Und der Priester, der die humanen Wissenschaften cultivirt; der Priester, der nicht bloß die klassische Theologie im magern Tornister trägt; der Priester, der das Wort oder die Feder zu gebrauchen versteht, dieser Mann ist eine Macht und, wer über eine Macht gebietet, ist selbstständig."

„Das ist das Geheimniß der bischöflichen Antipathien gegen den Klerus, der dem Weihwedel zu entrinnen sucht. Unwissende sind bald gezähmt und Sklaven lassen sich leicht regieren. Servum pecus! Es ist so gar bequem; der Krummstab thut Alles; ein wahrer Zauberstab! Der Gründe bedarf es nicht. Ich hab's gesagt: — gehorchet!"

„Aber, mir scheint," sagte Cabrier, „das entgegengesetzte System würde den Bischöfen eine weit größere Macht verleihen. Die Weltgeistlichkeit durch ein gemeinschaftliches Bruderband vereinigt, von warmen Sympathien der Bischöfe getragen, würde diesen von der Kirche ernannten Oberhirten zum Ruhm und zur Stütze dienen."

„Kinder, das ist die poetische Seite der Sache. Ihr seid Utopisten; nichts Anderes. Freien Menschen zu gebieten, ist schön, aber mühselig; über Sclaven zu herrschen ist nichts Großes, aber bequem. Und unsere Bischöfe wollen vor Allem Ruhe haben."

„Und wohin wird dieses System führen?" fragte Cabrier.

„Ich will's Euch sagen. — Fühlt Ihr den traurigen Muth, unter den gegenwärtigen Verhältnissen das Leben eines Intriguanten zu führen, um zu Etwas zu kommen?"

„Nein, tausendmal nein!" antworteten die beiden Andern.

„Fühlt Ihr in Euch den Muth, eine bessere Zukunft zu erkämpfen?"

„Wohl, wir fühlen ihn."

„Werdet Ihr mir glauben, wenn ich, der ich Eure warmen Hoffnungen, Eure Wünsche theile, wenn ich Euch die Heilespforte öffne, wenn ich es Euch und mir wie Euch möglich mache, denen, welche uns bis jetzt übersehen, verkannt, zurückgesetzt haben, binnen Kurzem an Würde gleich zu werden?"

„Sprich!"

„Nein; sagt, ob Ihr mir glauben werdet!"

„Diese Situation ist unerträglich. Sprich, wir glauben Dir."

„Wohlan, horcht mir zu! — Ich habe mehr Unrecht erduldet, als Ihr. Ihr habt Euch bis jetzt nur darüber zu beklagen, daß man Euch vergißt. Mich verfolgt man schon und das eines armen unschuldigen Buches wegen. Alle diejenigen, welche in der jesuitischen Presse brave Leute anbellen, haben mein Buch angebellt. Für uns gibt es unter diesem zur Sklaverei bestimmten Klerus keine Stelle; gibt es keinen Raum, wo die Obern statt stolz auf die Talente zu sein, mit denen Gott uns ausgestattet hat, den Gebrauch derselben untersagen und uns Independenten nennen, weil wir unserer Zeit und den Menschen unserer Epoche nicht ganz entfremdet sind; für uns gibt es keinen Platz in Mitten jenes blöden Haufens, der seinen freien Willen verkaufte und vor der Allgewalt von Herren zittert, welche die Kirche ihm zu Vätern bestellt hat. Hier länger bleiben hieße jenen Mächtigen Trotz bieten, die uns in ihrem Zorn zerschmettern würden; hieße unsern armen, zu Sklaven entwürdigten Mitbrüdern den herben Vorwurf der Feigheit und knechtischen Gesinnung machen. Laßt uns unter eine Fahne treten, die uns die Freiheit wiedergibt: — wir müssen Mönche werden!" —

(Fortsetzung folgt.)

Allerlei.

KD.* Für Bienenzüchter. Durch den bald beendeten Winter werden die Bienenzüchter daran erinnert, daß sie nun auch mit Sorgfalt sich um ihre Bienenvölker wieder kümmern mögen. Bis jetzt sind die Hoffnungen in Betreff glücklicher Ueberwinterung wohl gerechtfertigt. Der verflossene Winter war so außerordentlich mild, wie wir einen ähnlichen schon lange nicht erlebten. Demzufolge haben auch die Bienen weniger von ihren, allerdings geringen, Vorräthen verzehrt. Je strenger die Kälte ist, desto mehr muß die Biene zu sich nehmen, um durch das Brausen die im Stock nöthige Wärme herzustellen. Die Schneeschauer, welche besonders im vorigen Monat sich öfter

Digitized by Google

wiederholt, dürften wohl ihr Ende erreicht haben. Doch versehle der Bienenzüchter nicht, sich täglich um seine Stöcke zu kümmern. Sobald er etwa die Entdeckung macht, daß Mangel in seinen Stöcken herrsche, so versorge er fleißig seine Bienen mit dem nöthigen Futter. Man kann an milden Abenden ein kleines, niedriges Gefäß mit erwärmtem Futter vor das Flugloch auf das sogenannte Flugbrett stellen und die Bienen werden davon bald Gebrauch machen. Nur gebe man immer kleine Portionen, damit die Bienen beim Aufsaugen des Futters nicht sitzen bleiben und erstarren. Die Ausbeute an Honig wird sich in diesem Jahre wohl meist auf Null stellen und der Honig im Preise bedeutend steigen. Um so mehr lasse es der Bienenzüchter sich angelegen sein, seine Völker in diesem Jahre, welches voraussichtlich ein gutes Bienenjahr werden dürfte, zahlreich zu vermehren. Zu diesem Zwecke möge die künstliche Vermehrung der Bienenvölker noch mehr, als es bisher geschehen, in Anwendung kommen, da nur auf diesem Wege ein größerer Umfang der Bienenzucht erreicht werden kann. Sind die Bienen sich selbst überlassen, so muß ihr Besitzer oft viele Jahre lang vergeblich auf natürliche Schwärme warten und ist häufig genug nicht einmal im Stande, den entstehenden Abgang zu ersetzen. Dringend ist noch anzurathen, leere und daher brauchbare Waben doch ja nicht einzuschmelzen, sondern zur Einstellung für junge Völker und in die Honigräume zu verwenden. Der Gewinn, welchen man dadurch erzielt, ist viel bedeutender, als wenn man die übrigen Waben zu Wachs einschmilzt, welches doch nur einen verhältnißmäßig niedrigen Preis hat.

Im März 1815 brachte der „Moniteur universel" nacheinander folgende Nachrichten über die Ankunft Bonaparte's in Frankreich (von Elba her): Der Menschenfresser hat seine Höhle verlassen. — Der corsische Wehrwolf ist am Golfe Juan gelandet. — Der Tiger kam in Gap an. — Das Ungeheuer hat in Grenoble übernachtet. — Der Tyrann kam durch Lyon. — Der Usurpator wurde 60 Stunden von der Hauptstadt gesehen. — Bonaparte nähert sich in großen Schritten, aber er wird nie in Paris einziehen. — Napoleon wird morgen innerhalb unserer Mauern sein. — Der Kaiser ist in Fontainebleau angekommen. — Se. k. k. Majestät hat gestern Abend ihren Einzug in das Tuilerien-Schloß gehalten, inmitten ihrer treuen Unterthanen.

Praktische Geschenke. In Wien feierte vor einigen Tagen der Chormeister des Männergesangvereins, Herbeck, sein zehnjähriges Jubiläum in dieser seiner Eigenschaft. Unter den Geschenken, die er bei diesem Anlaß erhielt, befand sich auch ein Notenheft: „Variationen über alte österreichische Lieder" betitelt, dessen einzelne Blätter Vierundsechziger-Lose zierten. Der geistreiche und tactvolle Vorstand des Vereines, Herr R. Dumba, meinte, „er wünsche, daß Herbeck mit den Losen einen solchen Treffer mache, wie der Verein mit Herbeck gemacht." Ueberraschend schön und sinnig war vollends das Geschenk, welches die Mitglieder ihrem Chormeister mit einer Ausstellung von Haushaltungs-Gegenständen machten. Man eröffnete die „erste Filial-Markthalle Wiens", in die Jeder eine andere Gabe gebracht hatte und die Herbeck's Eigenthum wurde. Hier war Alles zusammengetragen worden, was man in das Haus braucht. Lebendes Federvieh und Fische, Forellen, Holz und Mehl, Erdäpfel und Gemüse, Obst und Mixed-Pickles, Service und Bierkrüge, ein Hut von Herbeck's Hutmacher, Pantoffel und Schlafrock, Armleuchter, Kerzen und Zündhölzchen, Notenpapier, Feder, Tinte und Bleistifte, kurz, man sah, „daß deutsche Componisten heute nicht zu verhungern brauchen," wie Herbeck meinte, „für ein Jahr lang sei er wenigstens gesichert."

Börsen-Jenisch. Was für Künste an der Börse angewendet werden, um sich zeitig in den Besitz solcher telegraphischen Nachrichten zu setzen, von denen man annimmt, daß die Telegraphen-Aemter sie in allgemein verständlicher Fassung nicht annehmen werden, davon hat die jüngste politische Krisis manches scherzhafte Beispiel geliefert; so erzählt ein Berliner Blatt: „Auf das Gerücht, daß eine außerordentliche Mission nach Wien geschickt werden soll, hatte sich ein hiesiger Arbitrageur von seinem Geschäftsfreunde in Wien eine Depesche bestellt, die ihn benachrichtigen sollte, sobald der diplomatische Sendbote in Wien eingetroffen sein würde. Da die erwartete Depesche aus bekannten Gründen nicht geschickt werden konnte, so kam eine andere, wörtlich so lautende: „Vetter Schlorel nicht gekommen, aber sein werther Neffe hat Baarzahlung versprochen." Der „werthe Neffe" ist kein Anderer, als der preußische Gesandte Herr v. Werther, und die „Baarzahlung" die Geldcompenzation, die nach unlaufenden Gerichten Oesterreich von Preußen für die Räumung Holsteins erhalten sollte. Ein anderes Telegramm meldete: „Vergnügungstour nach Sachsen? Schlesien bis an die Grenze." Was so viel heißen sollte, als die Absendung von Truppen. Ein drittes Telegramm ist dem Empfänger selbst unverständlich geblieben, und er erwartet noch die authentische Interpretation des Absenders; nach verschiedenen geschäftlichen Mittheilungen und Cursnotizen lautet es am Schluß: „Rasse Strümpf". Wahrscheinlich ist es ein Ausdruck des Wiener Börsen-Jargons, den man hier noch nicht kennt. Die Besucher der Wiener Börse dürften sich daran erinnern, daß zur Zeit des italienischen Krieges ein Telegramm an ein erstes Wiener Haus aus Paris gelangte, das lautete: „Monsieur Scholem est arrivé," was bedeutete: Der Friede ist geschlossen.

Die Frauen haben zwei Hauptwaffen: die Schönheit und die Zunge. Je mehr die erste an Glanz verliert, desto mehr gewinnt gewöhnlich die zweite an Schärfe.

Auflösung des Räthsels in Nr. 26.
Siam. Mais.

Eigenthum, Druck und Verlag von Albrecht Schröder. — Verantwortlicher Redacteur: L. Pfisterer.

Digitized by Google

Das Novellenbuch.

Unterhaltungsblatt zum „Fortschritt“ („Fürther Abendzeitung“).

Nro. 29. Montag, den 9. April 1866. 2. Jahrgang.

Der Mönch.

(Fortsetzung.)

„Ich soll Mönch werden!“ sagte Cabrier, „ich, ein Mönch? — Armer Rouergue, Du bist verrückt. Was? ich soll mich diesen neuen Fanatikern, diesen Beförderern des Aberglaubens anschließen? Ihnen, die tausendmal schuldiger sind, als die des Mittelalters, denen ihre Dummheit zur Entschuldigung dient? Diesen hirnverbrannten Mystikern, diesen Erleuchtungs- und Verzückungsschwindlern, die, ehe hundert Jahre vergehen, das Gute, was der Katholicismus noch hat, in den unkeuschen Umarmungen des Marienkult erstickt haben werden? Niemals! Ich bin Priester. Ich hoffe, meinem Gewande zu keiner Zeit Schande zu machen, aber ich würde es beschmutzen, wollte ich's unter der Kutte verbergen.“

„Die Idee scheint originel,“ sagte Abbé Guillart.

„Meine Freunde! Ihr seht von dem heroischen Mittel, das ich Euch vorschlage, nur die Werktagsseite. Wenn Ihr mich ein Wenig anhören wolltet, möchtet Ihr Eure Ansichten bald ändern. Denkt an den großen Lacordaire. Glaubt Ihr, der gewaltige Redner von Notre-Dame sei persönlich ein so großer Verehrer der durch das Andenken an die Inquisition besudelten Kutte gewesen?“

„Es war eine sehr barocke Idee von ihm,“ sagte der Provenzale, „und ich habe sie mir nie erklären können.“

„Wohlan, so will ich sie Dir erklären, mein theurer zukünftiger Kanzelredner, in dem das Zeug zu einem zweiten Lacordaire vorhanden ist. Dieses Genie fand sich, wie heute wir, als Weltgeistlicher unter Menschen die ihn nicht zu unterstützen wußten; die ihn aus Neid oft sehr elend kritisirten, die ihn auf tausend Arten chikanirten; und unter dem Eindrucke so mancher Händel, Unbilden und Treulosigkeiten erhob er eines Tages seine kühne Stirn, spottete der Feigheit der Einen, des stupiden Hasses der Andern und sprach zu diesem armseligen Klerus: Lebt wohl! in den Ketten mönchischer Knechtschaft bin ich frei von Euch. Was Lacordaire gethan hat, bin ich entschlossen morgen zu thun. Seit einigen Tagen habe ich mich mit diesem Problem beschäftigt. Es gibt keine andere Lösung desselben, als die, Lacordaire nachzuahmen!

„Die vom Sturm verfolgte Barke flüchtet in einen fremden Hafen, der ihr Schutz verheißt.

„Der gestürzte Soldat erhebt sich und verbindet seine Wunde in der Hütte eines feindlichen Hirten, den er um edelmüthige Gastfreundschaft bat.

„Das verlassene, geopferte Kind ergibt sich der mitleidigen Frau, die seine zweite Mutter zu werden verspricht.

„Es gibt heute keinen andern Hafen mehr für uns, als das Kloster; keine andere Gastfreundschaft, als im Kloster, keine Hülfe für uns als im Kloster!

„Wir Weltgeistliche, wir beneiden einander, machen uns aus unsern Brüdern Feinde; und sie in ihren Talenten, in ihren Verdiensten herabwürdigen, scheint uns ein bequemes Mittel, sich über sie zu erheben. Versunken in dem gröbsten Egoismus, denken wir nur an uns selbst und wie wir niemals mit warmer Hingebung für Andere wirken, so dient uns Niemand, unterstützt uns Niemand. Der Weltklerus mordet sich selbst durch seinen Egoismus und seine Gleichgültigkeit.

„Bei den Mönchen, meine Freunde, unterstützt, hebt und trägt man sich. Die Mönche bilden eine Phalanx, sie kämpfen in geschlossenen Reihen für das Corps. Nicht für Euch nehmen sie Partei; aber für das Kleid, das Ihr tragt. Und damit die Kutte triumphire, rühmt man Euch vom Augenblicke an, daß Ihr damit bekleidet seid; aber Ihr triumphirt mit ihr!

„Seht die Jesuiten!

„Der Mönch hat volle Freiheit. Schreibt er, so ist sein Titel Ehrwürden sein Schild gegen die bischöfliche Censur. Predigt er, darf er Alles sagen. Se. Ehrwürden ist unverdächtig. Geht er zu weit, man ent-

Digitized by Google

schuldigt ihn. „Sein Eifer ist außerordentlich," heißt's im bischöflichen Palais.

„Erlaubt dagegen der arme Weltkleriker sich ein Viertel dieser Kühnheit, verklagen ihn tausend devote Stimmen und empfängt er das bischöfliche Billet-doux: „Monsieur l'Abbé, in Folge Ihrer unklugen Ausfälle auf der Kanzel ist Ihre Facultas prädicandi von heute ab sistirt. Genehmigen Sie u. s. w."

„Es ist nicht lange her, daß in einer der besuchtesten Kirchen von Paris und vor dem ganzen Faubourg Saint-Germain der Pater C*** über das Almosen predigte. Nachdem er den Reichen gesagt hatte, daß der Arme ein Recht an ihren Ueberfluß habe, rief er aus: Wohlan, Simsone der Dachstuben, will man Euch dies Recht bestreiten, steigt herunter und reklamirt es auf der Gasse! Er wagte wenig, vor einem solchen Auditorium, unter dem sich nicht ein einziger Dachkammer-Simson befand, so zu sprechen. Aber wenn Du, der Abbé Cabrier, diese revolutionären Worte gebraucht hättest, Du wärest vor das Zuchtpolizeigericht geladen worden und die frommen Laien, welche den guten Pater bewunderten, würden gegen Dich als Belastungszeugen aufgetreten sein und nicht zum zweitenmale hättest Du die Ehre gehabt, Marquisen das Evangelium zu erklären.

„Ist's nicht einleuchtend, daß unsere Freiheit nur Ein Asyl, das Kloster, hat?

„Habe ich Recht? Was antwortet Ihr?"

Es war schwer, die Kraft dieser Beweisführung in Abrede zu stellen; gleichwohl zauderten Cabrier und Guillart vor einem unübersteiglichen Hinderniß. Mag Mönch werden, wer will; aber Niemand geht ins Kloster ohne den Beruf zum klösterlichen Leben in sich zu fühlen.

Das war's, was beide entgegneten.

„Ihr steckt ganz in den Vorurtheilen Eurer Erziehung!" antwortete Boissier. „Man hat den Beruf, den man erlangt. Jedem Bischofe in Frankreich geschieht's, daß ihm Dieser und Jener erklärt: Monseigneur, ich fühle mich zum Klosterleben berufen. Antwortet der Bischof: Ich habe Ihnen eine Kantonspfarre bestimmt, kehrt die beschauliche Seele vergnügt nach Hause und vom Eintreten bei den Kapuzinern oder Carmelitern ist länger nicht mehr die Rede. Sie hat einen Posten, der ihr nicht mehr kann genommen werden, ein hübsches freundliches Städtches, ein trauliches Wohnhaus und der schöne Beruf — das war er. Ich will nicht leugnen, daß es Naturen gibt, für welche das Klosterleben einen innern Reiz hat; aber sie sind sehr selten. Gewöhnlich ist's Interesse, Sehnsucht nach einem ruhigen Leben, getäuschte Hoffnungen, Herzenskummer, Sicherung der Zukunft u. drgl.

„In allen modernen Klöstern gibt's eine Masse von Leuten, achtbare und gemeine Charaktere, die sich alle ohne große Mühe an die äußerlichen Formalitäten gewöhnt haben, und dafür gutes Obdach, gute Kleidung, gutes Brod und eine sorgenlose Zukunft bis zur letzten Stunde verbürgt erhalten. Sie bilden die große Mehrzahl in unsern Klöstern. Je mehr wir die tausend Klippen und Schranken des Lebens vermehren, desto mehr wird die Zahl dieser Brod- und Friedensberufe zunehmen und in fünfzig Jahren würde sich das halbe Reich in die Klöster flüchten, wenn nicht die Revolutionen von Zeit zu Zeit mit unerbittlicher Hand den Pflug darüber führten." —

„Aber man muß doch wenigstens an dem gemeinschaftlichen Leben der Klöster Gefallen finden; und mir wär's unausstehlich."

„Man macht's eben, wie der Esel mit der Last."

„Dann," sagte Abbé Guillart, „soll man Niemanden täuschen."

„O, was das betrifft, ich absolvire Euch. Der Orden, bei dem wir eintreten, denn wir bleiben hoffentlich zusammen, wird in uns ehrliche Leute erhalten. Mehr verlangt er nicht; sehr oft begnügt er sich mit Geringerm."

„Es ist schwer sich zu entscheiden."

„Ich bin entschieden. Vorwärts, Poitou! vorwärts, Provence! Laßt uns ein einziges Mal im Leben Muth haben! Wir müssen eine unhaltbare Position aufgeben!

„Als Mönche sind wir stark! Isolirt, verloren in der Masse der Weltgeistlichkeit, sind wir zu erfolglosen Kämpfen verurtheilt, oder vegetiren übersehen und vergessen!

„Ehe zehn Jahre vergehen, stehen Dir, sechstem Vicar von Gros-Caillou, oder vielmehr Sr. Ehrwürden, dem Pater Cabrier, die größten Kanzeln Frankreichs offen und man wird nach Notre-Dame strömen, Deinen Conferenzen beizuwohnen. — Du, gut-

Digitized by Google

müthiger Abbé Guillart, wirst als Se. Hochwürden Deine gelehrten Studien fortsetzen, wirst — Dank dem Orden, dem Du angehörst! — rasch avanciren und wir werden erleben, daß Du nach Rom berufen wirst, um Cardinal zu werden. — Ich, ich weiß meine Zukunft; ich werde als Abt mit Stab und Mitra, stolzen Hauptes zur Seite jenes hochmüthigen Bischofs von Poitiers einhergehen, der so weit davon entfernt war, mir eine Pfarre in seiner Metropole zu übertragen. Seht, unsre Zukunft!" —

Dies letzte Argument war das beste. Die menschliche Natur liebt den Ruhm. Der prophetische Ton, in welchem Boissier gesprochen, hatte seine Freunde überwältigt.

„Die Kanzel von Notre-Dame!" wiederholte sich der für das Wort Begeisterte.

„Nach meinen Studien ein Cardinalshut!" dachte der Gelehrte.

Sie waren beide besiegt.

Es wurde beschlossen, sich am andern Tage zum Frühstück bei Sr. künftigen Ehrwürden Pater Boissier einzufinden.

Neuntes Capitel.

Drei Mönche eigner Art.

Der sechste Vicar von Gros-Caillou hatte nicht schlafen können. Eine neue Welt lag offen vor seinen Augen. Er hatte gegen die Kutte einen heftigen Widerwillen gefaßt und, so sind wir einmal, diese barocke Tracht annehmen zu müssen, hatte ihn mehr, wie alles Andere veranlaßt, den sonderbaren Vorschlag seines Freundes zu bekämpfen.

Als er jedoch die Sache ruhiger überlegte, konnte er nicht umhin einzugestehen, daß sie trotz aller Bizarrerie und trotz des Widerspruchs seiner Neigung vernünftig sei. Es liegt in uns eine mächtige Vorliebe für das Extrem. Die Extreme sind uns außerdem das Unbekannte und das Unbekannte übt auf unsere Seele dieselbe Anziehung aus, mit welcher ein Abgrund auf den an seinem Rande entlang Wandelnden wirkt. Der Abbé Cabrier senkte seine Blicke lange in die gefährliche, schwindelnde Tiefe des Ideals. Eine fruchtbare, alle Gedanken durchwuchernde Phantasie war der Hauptfaktor der Rednergabe dieses Sohnes der Provence. Er überließ sich dieser Phantasie und sie führte ihn in das Reich der Träume und der Schäume.

Bald den Blick auf seine hohen, edlen Ziele emporgerichtet; bald versunken im Vorgenusse trivialer Triumphe; erst die erhabene Rolle eines Redners analisirend, der von der Höhe seiner Kanzel herab die Heroen und Träger der Civilisation an seine Lippen fesselt; dann wieder das prickelnde Gefühl der Rache sich ausmalend, zu seinen Füßen jene Menschen zu sehen, beglückt und geehrt, wenn er ihnen einen Platz reserviren will; jene Menschen, die ihn im Hochmuth und Dünkel übersehen hatten und nun zu ihm aufschauen, wie zu einem Halbgotte; so entwarf und erzählte er sich im Voraus die Geschichte seiner Zukunft. Sein südlicher Name Cabrier schien ihm nicht poetisch genug für eine brillante Laufbahn. Er beschloß ihm zu entsagen. Länger als eine Stunde durchblätterte er sein Gedächtniß, einen Namen zu finden, der den bisher obscuren sechsten Vicar von Gros-Caillou verhüllen sollte. Endlich blieb er bei einem der volltönigsten stehen, und mit der kindischen Freude einer Braut von 16 Jahren, die sich sagt: — Ich werde Madame sein, — sagte unser großer Redner in spe: — Ich werde Se. Ehrwürden, P. Athenagoras sein.

Der schlaue Rouergate hatte seinen beiden Freunden eine mächtige Sehnsucht nach einer hohen Stellung in der Kirche eingeflößt. Die Schlange sprach zu Eva: Ihr werdet sein, wie Gott! — Boissier hatte seinen beiden Mitschülern, den harmlosen Kegelschiebern in der Allee La Quarantaine zu Issy, gesagt: Du, Du wirst ein Lacordaire; Du wirst die Kanzel von Notre-Dame besitzen. — Du, Du wirst den Cardinalshut tragen.

(Fortsetzung folgt.)

Allerlei.

Börse und Synagoge. Man erzählt sich folgenden komischen Vorfall in Wien: Eine vornehme Dame, welche kürzlich die Börse besichtigte, wurde darin von einem der Kaufmanns-Aeltesten herumgeführt, der zu den frömmsten Christen gehört und dies auf jede Weise bethätigt. Derselbe gerieth daher in ein sprachloses Erstarren, als ihm schließlich die hohe Dame, in holdester Weise dankend, sagte: „Ihre Börse ist sehr, sehr schön; aber, wissen Sie, Ihre Synagoge gefällt mir doch noch besser!"

Digitized by Google

Die feindlichen Brüder.

Zwei Brüder stritten einst in Griechenland
Um Volk und Land, das sie ererbt vom Vater.
Die Sage ist berühmt und weltbekannt
Und rührte oft die Hörer im Theater.

Verzichten wollte Keiner, Keiner wollt'
Regieren mit dem Anderen zusammer;
Nachdem sie lang gehadert und gegrollt,
Brach aus ihr Zwist in offnen Kampfes Flammen.

Sie hielten Beide sich für angestammt,
Der Völker Stimmen schwankten zwischen Beiden;
Da übertrugen sie dem Stahl das Amt,
Was unter ihnen Recht sei zu entscheiden

Nun zeige sich, wer Herr ist und wer Knecht! —
Der Angerufne kam und bat entscheiden:
Von beiden Brüdern gab er Jedem Recht,
Und dennoch stellt' er Beide ganz zufrieden.

Er theilte, wie ein Richter theilen muß,
Er hörte nicht auf Klagen, Thränen, Bitten:
Der Brüder Jedem gab er sieben Fuß
Des Landes, und das Andre — einem Dritten.

Das ist geschehn in uralt grauer Zeit
In Griechenland — so melden uns die Dichter.
Das ist das alte Lied vom Bruderstreit
Und von dem blut'gen, eisenkalten Richter.

(Kladd.)

KD. Einschmiermittel für Leder. Das Einschmieren des Leders bezweckt einerseits, das Leder geschmeidig, andererseits, es wasserdicht zu machen. Obwohl nun kein flüssiges Fett den letzten Zweck andauernd erfüllt, so ist doch der so häufig gebrauchte Thran das unzweckmäßigste Mittel, da er allmälig trocknet und das Leder brüchig macht. Vorzüglich für beide Zwecke ist dagegen das Schweinetalg, zumal zum Einschmieren von Stiefeln und Schuhen, wobei es sich, bei Verwendung im heißen Sommer empfiehlt, ein Achtel Talg darunter zu schmelzen. Die Hitze, in welcher sich das geschmolzene Talg befindet, darf nur so stark sein, daß man den Finger darin erleiden kann. Vor dem Einschmieren ferner sind die Lederjachen durch Einstellen in Wasser weich und so die Poren für die Aufnahme des Fettes empfänglicher zu machen. Das Ueberstreichen muß drei bis vier Mal, bei Sohlleder noch öfter wiederholt werden; das dann etwa außerhalb gebliebene Schmalz wird mit einem Lappen abgerieben. Diese Schmiere ist sogar für Wichsstiefel, natürlich in beschränkter Anwendung, zu empfehlen. Das Leder tritt nach dem Schmieren wieder blank heraus.

Ein entsprungener Floh. Das „Berl. Fremdenbl." erzählt folgende Anekdote: „Ein Flohbändiger gab in dem exclusivsten Kreise eines der europäischen Fürstenhäuser eine Vorstellung. Es waren nur die beiden Majestäten und drei Hofdamen anwesend. Der Künstler besaß nur drei Flöhe, deren Virtuosität aber auch außerordentliches Erstaunen erregte. Nicht minder außerordentlich aber war der Schmerz des Mannes, als plötzlich der vorzüglichste seiner Schüler davonsprang und ihm entwischte. Sein Brod, sein Lebensunterhalt hing ja von diesem Floh ab. Wer verargt's ihm da, daß er selbst an die hohen Herrschaften mit der Bitte um Rückgabe des etwa Entzufangenden sich wendete. Er wurde entlassen, und schied mit schwerem Herzen von der Stätte seines verlorenen Glückes. Wer beschreibt aber die Verwunderung des Mannes, als er, kaum im Hotel angelangt, in kurzer Zeit von fünf Lakaien hintereinander je einen Floh überbracht erhält! Ob unter den fünf übersendeten Flöhen indessen auch wirklich der entsprungene kleine Künstler sich befunden, das wissen wir sicher nicht anzugeben."

Rechnungs-Aufgabe.

Man sucht eine Zahl von folgender Beschaffenheit: Wenn man sie mit 3 multiplicirt, vom Producte 1 subtrahirt und hierauf den Rest mit 4 multiplicirt, zum Producte 6 addirt und die so erhaltene Summe mit 5 multiplicirt, soll 250 herauskommen.

C. B.....r.

Buchstaben-Rebus.

Dr. t $\begin{matrix} \text{tr tr tr} \\ \text{tr w tr} \\ \text{tr tr tr} \end{matrix}$ W. T. l. d 's.

Auflösung der Schachaufgabe Nr. 2.

Weiß:	Schwarz:
1) S. H5 nimmt G4 †	1) Thurm nimmt Spr.
2) Th. nimmt Th. D5 †	2) König nimmt Th.
3) Dame nimmt D6 †	3) Lauf. nimmt Dame.
4) Der Springer gibt zehnmal Schach, auf B6, D7, F6, G4, F6, D7, B6, C4, B6, D6.	
14) C3 — C4 †	14) Dame nmt. Bauer.
15) Springer gibt Matt.	

Auflösung des Buchstaben-Rebus in Nr. 27.

Hausfreund.

Richtige Auflösungen gingen ein von: Getti Biermann, J. Bernstein, Lotte Gotthardt, Anna Holler, M. B.....n hier; Georg Klefter in Lindau.

Auflösung der räthselhaften Grabschrift in Nr. 27.

Pfarrer dieses Ortes, seine leibliche Mutter und seine leibliche Schwester. Der erste war vorgesetzt den beiden andern; darum er in geistlicher Ausdrucksweise ihr Vater hieß: doch zugleich leiblicher Sohn und Bruder. Die zwei waren als Pfarrkinder Töchter: zugleich aber leibliche Mutter und Schwester.

Eigenthum, Druck und Verlag von Albrecht Schröder. — Verantwortlicher Redacteur: E. Pfisterer.

Digitized by Google

Das Novellenbuch.

Unterhaltungsblatt zum „Fortschritt“ („Fürther Abendzeitung“).

Nro. 30. Donnerstag, den 12. April 1866. 2. Jahrgang.

Der Mönch.

(Fortsetzung.)

Der Abbé Guillart hatte im Hotel Bon la Fontaine, wo er logirte, nicht den unruhigen Schlaf des sechsten Vicars von Gros-Caillou; doch dachte er vor dem Einschlafen nicht weniger an die Zukunft, welche er in Boissier's Zauberspiegel erblickt hatte. Er fühlte keinen unbedingten Widerwillen gegen das Mönchshabit. Habit hin, Habit her! was liegt daran? Was gegen Kälte schützt, ist auch gut gegen die Wärme. Unser Klima ist feucht; die großen Säle der Klöster sind im Sommer kühl. Die Kutte schützt gegen Schnupfen und Husten. Als Mönch kann ich ungestört meinen Studien obliegen. Dann eines Tages Cardinal Guillart zu heißen, ist kein Pappenstiel.

Der sanftmüthige Poitevin entschlummerte mit dieser süßen Erwartung.

Am folgenden Tage saßen unsere Freunde in der bescheidenen Wohnung des ehrgeizigen Abbé Boissiers, den gescheiterte Hoffnung in das Klosterleben warf.

Er hatte einen Entschluß gefaßt, wie ihn nur ein nach Freiheit strebender Gefangener fassen kann. Er mußte alles verleugnen, seine vom Standpuncte seines Jahrhunderts aus gewonnenen Anschauungen, die Scham vor den Windeln des Mittelalters. Wie ein König der Bretter sollte er das Gewand einer längst zu Grabe getragenen Zeit borgen. Er, einer der Triumphatoren über dieses alte, durch eine größere und glücklichere Civilisation überwundene Regime, er sollte sich den erklärten Feinden dieser neuen Civilisation, den Bewunderern jener Jahrhunderte der Sclaverei anschließen, während welcher die ganze Menschheit nur in Herren und Knechte zerfiel! Es widersprach seinem Herzen, widersprach seinem Verstande und selbst seinem Glauben, der wenigstens im Princip, die Emancipation will.

Aber er hatte alles dieses überwunden, Er nahm die Mönchskutte, um unabhängig zu sein und seinen ehemaligen Vorgesetzten, die ihn nicht hatten verstehen wollen, die Stirne zu bieten. Ein wenig Rachsucht und das Verlangen nach Auszeichnung hatten den Beruf dieses Mannes entschieden, der nun entschlossen war, an der Klosterpforte gleichviel welches Ordens, anzuklopfen und sich zu demüthigen, um in kurzer Zeit darin zur Herrschaft zu gelangen.

Man war nicht lange beisammen, als das wichtige Thema des vorigen Tages von Neuem verhandelt wurde. Die ersten Worte seiner Freunde bewiesen ihm, daß guter Rath über Nacht gekommen war. Er hatte gewonnen. In demselben Augenblicke wurde ihm ein sorgfältig versiegelter Brief größten Formats überbracht. Er trug den Poststempel Charroux.

„Sie erlauben, meine Herren?“

„O, keine Umstände!“

Und den Schluß aufsuchend, um die Unterschrift zu finden: „Von Dom Claude! Fürwahr das ist sonderbar!“

„Dom Claude?“ sagte der Poitevin.

„Ja, von ihm.“

Und Boissier las folgendes Sendschreiben:

PAX!

Abtei Charroux, den ..... 185 ....

Monsieur et respectable Abbé!

„Ei, bin ich bereits respectabel!“

„So lies doch, Schwätzer! Laß deine Bemerkungen!“

Er fuhr fort:

Monsieur et respectable Abbé!

Ich habe nicht die Ehre, Ihnen bekannt zu sein; aber sie gehören unserer Diöcese, der von Poitiers an und dieser Umstand gibt mir die Berechtigung an Ihr Herz und Ihren Muth zu appelliren.

Sie haben vielleicht erfahren, daß ich von Sr. Bischöflichen Gnaden ermächtigt bin, die alte, erlauchte Benedictiner-Abtei von Charreux wieder herzustellen. Schon gehören uns die schönen Ruinen dieses, von Karl dem Großen gegründeten und im Lauf der Jahrhunderte so berühmt gewordenen Monasteriums, das seine ausgezeichnete Basilica mehrere Concilien in ihren Mauern tagen sah. Dies herrliche Denkmal, sowie

Digitized by Google

das Kloſter, welches ſo lange der frommen Familie des h. Benedict Obdach bot, wird mit Gottes Hülfe ſich wieder erheben.

Aber, Monſieur l'Abbé, es genügt nicht, dem Gebäude den alten Glanz wieder zu geben; es muß auch mit braven und gelehrten Religioſen bevölkert werden, die die ſchönen Tage ſeiner Blüthe zurückzurufen fähig ſind. Sie errathen bereits den Zweck dieſer Zeilen: — Seien Sie der Unrige! — Ich bin nichts als ein Trumm vergangener Zeiten. Meine Aufgabe wird bald erledigt ſein und ich muß Andern die Sorge der Fortſetzung überlaſſen: Tempus resolutionis meae instat. Ich hoffe, daß Gott mir die Tage bewilligen wird, die Erfüllung deſſen zu ſehen, wovon ich ſeit 50 Jahren träumte, in Frieden zu ſterben in der reſtaurirten Abtei, in der ich meine Kindheit verlebte, und umgeben von einer Schaar neuer und eben ſo eifriger, ebenſo gelehrter Kämpfer, als die waren, welche vor dem Sturm der Revolution flüchten mußten.

Ich mochte meinen eben ausgeſprochenen Wunſch durch keine fremde Fürſprache bei Ihnen unterſtützen, doch habe ich vor Kurzem Ihre fromme Mutter zu Poitiers geſprochen, die Ihnen ſchreiben wird.

Ich zähle auf Gott, ich zähle auf Sie, Ihrer Entſcheidung die Richtung zu geben.

Möchte ich bald den Troſt haben, nur die einfachen Worte von Ihnen zu vernehmen: — Ich bin der Ihrige; ich komme.

Genehmigen Sie, Monſieur et respectable Abbé, den Ausdruck vollkommener Hochachtung.

Ihr ergebenſter und gehorſamſter Diener

† Fr. Claude Bataillier.

Abt von Charroux.

„O Vorſehung! rief Boiſſier, o Vorſehung! nicht mit Unrecht vertraut man Dir!"

Und nun, meine Herren, was ſagen Sie dazu? Schon bin ich Benedictiner der berühmten Abtei von Charroux. „Wer mich liebt, folge mir nach!"

„Ich liebe Dich und folge Dir! rief der Poitevin; Dom Guillart trennt ſich nicht von Dom Boiſſier."

Und die beiden Freunde ſtürzten einander in die Arme.

„Auf Leben und Tod! riefen ſie; ſchnöde Welt, fahr wohl!"

„Und Du, mein Freund, ſprach Der, den wir von nun an nur noch Dom Boiſſier nennen, indem er ſich an den ſechſten Vicar von Gros-Caillou wandte, biſt Du mit uns? Laß uns zuſammen kämpfen, zuſammen triumphiren! Ein ſchlechter Kerl der ſich von ſeinen Freunden ſcheidet!"

„Ich werde meinem Entſchluſſe nicht untreu; aber gewillt wie Ihr die Kutte zu tragen, werde ichmir eine Façon ausſuchen, das am meiſten die Blicke auf mich lenkt. Ihr vergrabt euch in die Ruinen einer Abtei, ich begehre die Luft großer Städte, das Nomadenleben der Brüder des h. Franziscus; — ich werde Capuziner!"

„Bravo, Provence! ſagte Dom Boiſſier. Wir werden Dich vermiſſen; aber wir ſchreiben uns. Wir bleiben Freunde und, ſo lange wir leben, Mitarbeiter an dem Werk der Herabwürdigung des Weltklerus, den die religiöſen Orden heute überfluthen und mehr und mehr verſchlingen. Wenn wir den Anfang des zwanzigſten Jahrhunderts erleben, werden wir ihn vielleicht in den letzten Zügen ſehen und können ihm ſein Libera pſalmodiren.

Ohne Zweifel werden die religiöſen Orden, dieſe Hemmſchuhe und Feinde ihrer Zeit und der modernen Geſittung, ſich in allen Landen verhaßt machen. Sie werden eine heftige Reaction gegen ſich hervorrufen und der ſchreckliche Beſen der Revolution wird dieſe ſo mühevoll geflickten Spinnewebeu aus dem großen Tempel der Humanität hinwegfegen. Zwar unſre Aufgabe wird dann gethan ſein; aber wir werden der Aufmerkſamkeit Aller würdige Trümmer ſein und unſre letzten Tage werden ihres Ruhmes nicht entbehren. — So las ich's in den Sternen."

Am andern Tage trat der ſechſte Vicar von Gros-Caillou in das Kloſter der Capuziner zu Paris, Rüe Santé Nr. 17 unter dem Namen Bruder Athenagoras.

Dom Boiſſier reiſte ſofort nach Poitiers und von da nach Charroux.

Einige Tage ſpäter machte der ſanfte Abbé Guillart, nachdem er einen dringenden und officiellen Brief von Dom Claude erhalten hatte, einen Abſchiedsbeſuch bei ſeiner Hoheit, Biſchof von Poitiers und rüſtete ſich, ſeinen Freund wieder zu ſehen.

Digitized by Google

Zehntes Capitel.

Das Pfarrhaus und bewölkter Himmel.

Es war ein braver, würdiger, besonnener und belesener Mann, Eutropius Marmet, Erzpriester von Charroux. Seit 25 Jahren, daß er diese fette Pfarre verwaltete, war Nichts auf sein Conto gekommen, was in kleinen Ortschaften selten ist, wo man den Geistlichen gar zu gerne Böses nachsagt. Man gab ihm weder die Frau des Friedensrichters, noch die des Bürgermeisters, weder die Tochter des Schullehrers, noch eine der fünf oder sechs andern Betschwestern, die seinen Beichtstuhl kaum verließen, zur Maitresse; noch eine der jungen Tagelöhnerinnen, welche die Kirche beschäftigte und unter denen die Büglerin in beständigem Verkehr mit dem Priester und seinem Vicar stand. Charroux war also das Wunder der Pfarrhäuser. Der Pfarrer und Dom Claude, sein bisheriger Vicar, hatten unter sich und mit dem ganzen kleinen Städtchen im besten Einvernehmen gelebt. Dort gab's keine zwei Parteien, hielten es nicht die Einen mit dem Pfarrer, die Andern mit dem Vicar. Die beiden Beichtstühle, von der kleinen Heerde der Philotheen abgesehen, zwar wenig besucht, theilten sich fast gleichmäßig in diese weißen Taubenseelen. Der des Pfarrers zur Linken des Eingangs war natürlich der behäbigere und trocknere; die vornehme Damenwelt hatte sich für ihn entschieden. Der Beichtstuhl zur Rechten, an die Kirchhofsmauer gelehnt und aus schlecht gefugten Planken zusammen geschlagen, war ein Trumm alter Zeit, ganz so wie sein ehrwürdiger Insasse, Dom Claude. Die Landfrauen und die Demi-Monde von Charroux versammelten sich dort am Vorabende der hohen Festtage. Es war der Beichtstuhl des Proletariats. Doch herrschte unter diesen beiden geistlichen Potentaten die vollkommenste Eintracht. Uebrigens war das Regime nicht strenge. Man absolvirte zu Ostern sowohl die jungen Backfische, welche sich anklagten zu viel getanzt zu haben, als die klugen Jungfrauen der unter der besondern Leitung des würdigen Dom Claude stehenden Bruderschaft.

Der Herr Pfarrer hatte von seiner Gemeinde den Neubau seines Pfarrhauses ausgewirkt, das fast eben so alt war, als die Abtei. Es war eine heikle Angelegenheit, denn die Gemeinderäthe bestehen nicht immer aus den Freunden und Gönnern der Pfarrer und ein Haus bauen ist ein Opfer für einen Canton, der seine Gendarmerie, seine Kommunalschule und sein Prätorium hat. Aber die Frauen mischten sich hinein. In einer Stadt wie Charroux das Pfarrhaus verkommen lassen, würde die Rache des Himmels herrabrufen, sagten sie; und die ehrenwerthen Gemeinderäthe votirten die 10,000 Frcs., damit eine Stadt wie Charroux ein ihr würdiges Pfarrhaus erhalte.

Es war ein großer Triumph und eine große Freude für den Herrn Pfarrer. Gundchen, seine Haushälterin glaubte Königin zu werden, als sie das schimmernde 10,000-Franken-Palais bezog und die Pfarrer des Cantons, welche zweimal jährlich im Pfarrhause zu Mittag speisten, warfen neidische Blicke auf die Behausung ihres Dechanten.

„Welche Wonne, sagte sie, welcher Hochgenuß, unversetzbarer Pastor zu sein und eine so schöne Pfarrei zu haben!"

Noch blieb die Kirche zu renoviren. Der Herr Pfarrer dachte darüber nach und dachte sogar sehr oft darüber nach. Fünf oder sechs mal hatte er die Angelegenheit im Staatsrath zur Sprache gebracht, an Winterabenden, im Winkel des Küchenheerdes, mit Gundchen, die so treu die Interessen des Herrn Pfarrers im Herzen trug. Vor dem Neubau der Pastorat hatte der würdige Pfarrer einige von den Skrupeln heiliger Männer gehabt. Er hatte sich gesagt, das Haus Gottes müsse dem des Pfarrers vorgehen. Gundchen, weniger himmlisch gestimmt, war in Geschäften positiver; sie verfocht mit allen Kräften ihre Ueberzeugung, daß Gott warten könne. Sie sah keine Gefahr im Verzug; was lag auch daran ob die fehlenden Scheiben früher oder später eingesetzt würden, da man nur Sonntags ein Stündchen darin verweilt und sich aus Vorsicht warm angezogen hat. Gundchens Beredtsamkeit hatte den Sieg davon getragen. Der liebe Gott wartete wirklich und das von Gundchen so heißersehnte Pfarrhaus wurde unter ihrer klugen Leitung dieser Angelegenheit, erlangt.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Allerlei.

Eine naive Ausrede, wie sie komischer in einem Lustspiel nicht erdacht werden kann, machte neulich ein jugendlicher Dieb zu Berlin, als er an einem Orte, wohin er nicht gehörte, betroffen wurde. Ein Schornsteinfegermeister und Hausbesitzer wollte nämlich einen drei Treppen hoch wohnenden Miether besuchen; bei dieser Gelegenheit bemerkte er, daß die Bodenthür offen stand. Dies fiel ihm auf; er ging auf den Boden, hörte auch in demselben Augenblicke Etwas sich regen, konnte aber keinen Menschen entdecken. Zugleich bemerkte er, daß Wäsche, die dort gehangen hatte, in einem Bündel zusammengerollt war. Einen Dieb vermuthend, begann er zu suchen und endeckte endlich, daß ein junger Mensch von etwa 19 Jahren auf das Dach und von dort in den Schornstein sich geflüchtet. Unser Meister nöthigte den unberufenen Eindringling aus seinem Versteck herauszukommen; von Ruß geschwärzt und zitternd vor Angst erschien derselbe. „Was haben Sie hier zu suchen?“ herrschte der Schornsteinfegermeister den Zitternden an. Dieser, welcher in seiner Angst keine andere Ausrede zur Hand hatte, als wie sie Diebe gewöhnlich zu brauchen pflegen, wenn sie Gelegenheit zum Stehlen in einem Hause suchen und unerwartet ihnen Jemand entgegentritt, erwiderte: „Können Sie mir nicht sagen, wohnt hier nicht Herr Schulze?“ — „Im Schornstein wohnt kein Schulze,“ donnerte streng ihm der Meister entgegen und ließ einen Schutzmann rufen, welcher den Schulze suchenden Jüngling zur Polizeiwache führte. Dort wurde er als ein trotz seiner Jugend schon vielfach bestrafter Mensch erkannt.

Justiz auf eigene Hand. Eine seltsame Art von Privatregierung und Privatjustiz ist, wie dieser Tage durch Einmischung der öffentlichen Justiz ans Licht gekommen, eine geraume Zeit hindurch von drei Brüdern, Namens Dougal, Wirthen zu Blackburn in Schottland geübt worden. Die Brüder, welche keine fremden Leute hielten und die Wirthschaft abwechselnd besorgten, hatten sich eigens ein Gesetzbuch entworfen, und sobald Einer von den Dreien dessen Bestimmungen übertrat, wurde er sofort vor das Tribunal der beiden Andern citirt, und wenn schuldig befunden, unnachsichtlich verurtheilt. Die Strafe variirte, je nach der Art des Vergehens, und ging von einer Woche zu vielen Monaten, ja mehreren Jahren strenger Einzelhaft. Der Unglückliche ward alsbald nach dem Urtheilsspruche, von dem keine Berufung galt, aller bürgerlichen Rechte, das heißt aller Betheiligung an den Angelegenheiten der Wirthschaft verlustig, in einen engen Raum eingesperrt, wo ihn Niemand besuchen und den er nicht verlassen durfte, bevor die Strafzeit abgelaufen. Das Essen ward ihm von den Brüdern gebracht, welche die Gefangenwärter-Rolle übernahmen. Bekannt wurden diese Dinge, die natürlich ein allgemeines Aufsehen erregten, erst dadurch, daß die Polizei, welche aus der langen Unsichtbarkeit des Einen von den Dreien Verdacht schöpfte, Nachforschungen anstellte, wobei sich denn Folgendes ergab: Der Vermißte war vor ungefähr fünf Jahren von den Brüdern für schuldig befunden und zu fünf oder sieben Jahren Gefängniß verurtheilt worden. Man fand ihn nach vielem Suchen in einem Raume von sechs und vier Fuß Durchmesser in einem entsetzlichen Zustande, mit Schmutz und Ungeziefer bedeckt. Obgleich noch bei Sinnen, konnte er nicht angeben, wie lange er in dieser Lage gewesen. Man erwartet, daß die, welche auf so strenges Gesetz hielten, auch ihrerseits die Strenge des öffentlichen Gesetzes erfahren werden.

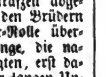
Sport. Ein Streit zwischen dem Marquis of Hastings und seinem Jockey Grimshaw hat das Publicum hinter die Coulissen der Rennbahn einen Blick werfen lassen. Die kleinen Leute, die für die größeren Herren beim Wettrennen reiten, verdienen oft so viel, wie der Premier eines deutschen Mittelstaats an Jahrgehalt bezieht, 2000 bis 5000 Pfd. St. das Jahr. Grimshaw hatte von Marquis of Hastings, mit dem er durch seine Weigerung, ein gefährliches junges Pferd zu reiten, sich entzweit hat, 600 Pfd. St. festen Gehalt, außerdem 5 Pfd. für jeden siegreichen, 3 Pfd. für einen erfolglosen Wettritt und Reisekosten. Dafür war er verpflichtet, jedesmal zu reiten, wenn der Marquis einen Renner auf die Bahn brachte; in anderen Fällen ritt er für Andere. Die Geschenke, die er von Wettenden erhielt, brachten sein Einkommen auf 3000 Pfd. St. Aber ein Jockey muß, um auf einen so grünen Zweig zu kommen, viele seltene Gaben besitzen: einen klaren Kopf, sehr viel Herz und einen zähen, magern, elastischen Leib. Dabei bricht er manchmal Arme und Beine oder den Hals. Und schwitzen muß er können! Man erzählt von einem Reitknecht, der vorige Woche die Weisung erhielt, binnen 24 Stunden sieben Pfund von seines Leibes Gewicht wegzuschwitzen.

Gänse retteten einst das Kapitol. Auch heut ereignet es sich dann und wann, daß Einer, der nichts weiter thut, als daß er schnattert, ohne sein weiteres Verschulden zum Mann von Verdienst gestempelt wird.

Charade.

„Das Erste bin ich!“ behauptet die Zweite,
Da kichert die Hälfte der Zweiten dabei,
Und denkt sich: „Ich weiß wohl, daß ich es sei.“—
Da kommt das Ganze zu diesem Streite,
Es trägt einen Säbel an seiner Seite,
Und sagt: „Was ihr Beide wollt einzeln sein,
Das bin ich, ihr lieben Leute allein!“

Buchstaben-Rebus.



Montag
Dienstag
Mittwoch
Donnerstag

Eigenthum, Druck und Verlag von Albrecht Schröder. — Verantwortlicher Redacteur: L. Pfisterer.

Digitized by Google

Das Novellenbuch.

Unterhaltungsblatt zum „Fortschritt“ („Fürther Abendzeitung“).

Nro. 31. Montag, den 16. April 1866. 2. Jahrgang.

Der Mönch.

(Fortsetzung.)

So standen die Dinge, als in der Stadt die Neuigkeit, die große, außerordentliche Neuigkeit auftauchte, daß am Morgen vor Mr. Brouillet, kaiserlichem, zu Charroux residirendem Notar an Dom Claude Batailler, als Käufer und Besitzer, die Abtei von Charroux verkauft worden sei, einschließlich des großen Hauptgebäudes, der Gärten und alles, was zu ihr gehört, in gegenwärtigem Zustand und Befund, gelegen zu Charroux zwischen dem Hauptplatz, der Halle und den Grundstücken des Kirchhofs, für die Summe von achtzehntausend Frcs., von ihm, Dom Claude, gezahlt in die Hände des Verkäufers.

Schon früher hatten über diesen Gegenstand einige Gerüchte den Weg in's Publikum gefunden und der Schullehrer, der vertraute Freund des Pfarrers, hatte ihn von dieser folgenreichen Sache, die damals noch Project genannt wurde, in Kenntniß gesetzt.

Dom Claude war undurchdringlich gewesen, und es mußte daher von irgend einer andern Person das große Geheimniß ausgeplaudert worden sein; aber erst im Thale Josaphat, am großen Tage, wo das Contocurrent aller menschlichen Gewissen abgeschlossen wird, werden wir erfahren, welche Frauenzunge die Verrätherin war.

Man schenkte im Pfarrhause allen diesen Gerüchten viele Aufmerksamkeit. Gundchen sammelte durch den Küster Blaise, den Todtengräber Simon und die niedliche Büglerin vieles Geklatsche, ohne etwas Bestimmtes zu erfahren und noch am Tage, da Dom Claude zu Poitiers triumphirte und nach Charroux die Magna charta brachte, die ihm das Recht gab, soviel Mönche, als ihm beliebte in der Abtei zu vereinigen, argwohnte der Pfarrer nicht das Mindeste.

Der Schullehrer speiste diesen Abend im Pfarrhause. Gundchen hatte ein vortreffliches Mahl bereitet, das sie ihrem Herrn und dessen Gaste servirte und mischte sich, wie sie stets that, so oft kein anderer Gast' als dieser Freund des Hauses vorhanden war, in die Unterhaltung. Natürlich sprach man über die große Neuigkeit, die ja den Pfarrer näher als jeden Andern berührte. Eine innere Stimme und eine sehr vernehmlich sprechende Stimme, die des Interesse, eine so angenehme, so behäbige Stellung zu behaupten, sagte ihm, daß mit den Mönchen für ihn Herren, Wächter und Widersacher kommen würden.

Sein diensteifriger Freund stieß ihm wiederholt den Dolch in's Herz. Es gibt keinen größern Verräther, als ein Freund, der, um uns zu beklagen, uns auf das Rost des h. Laurentius fesselt.

„Sie werden schöne Dinge erleben! die Mönche werden Ihnen den Weg weisen!“

„Vielleicht; doch sind es oft gottselige Männer.“

„Gewiß; um so mehr läßt sich vermuthen, daß sie sich unduldsam und anmaßend erweisen werden.“

„Mein Lieber, man darf nicht von den Ehrwürdigen Patres in dieser Weise und im Allgemeinen sprechen.“

„O, ich weiß wohl, daß Sie sie immer vertheidigen.“

„Muß man nicht?“

Gundchen nahm das Wort.

„Sie werden erleben, wie man Sie vertheidigt. Ich denke an den Capuziner, den uns Monseigneur vor zwei Jahren in der Fastenzeit zuschickte. Er hat Ihnen schönes Lob gespendet bei Monseigneur wegen des Zustandes Ihrer Kirche. Wir werden Nichts als Spione an ihnen haben; das sag' ich Ihnen.“

„Also?“

„Also? Man soll keine Feinde sich auf den Hals laden; sie gehen lassen.“

„Und ich sage, die Klugheit gebietet, ihnen freundlich zu sein.“

„Aber ich begreife Sie nicht, mein theurer Freund!“ sagte der Schullehrer. „Man sollte sich Ihren Reden nach für verloren halten, wenn man den Mönchen nicht freundlich entgegenkommt.“

Digitized by Google

„Ja wohl, verloren! Sie nicht, weil Sie Laie sind und frei sprechen dürfen."

„Sind Sie nicht ebenso frei? von Niemand abhängig und unabsetzbar?"

„Nein, mein Freund, ich bin nicht frei. Bei unserm Bischofe, der mehr Mönch ist, als die Mönche selber, würde ich schön ankommen, wenn ihm ein Wort von mir hinterbracht würde, das seinen Ideen anstößig ist. Ich würde zur Klasse der independenten Geister, wie man sie nennt, gezählt werden, d. h. für immer in Ungnade gefallen sein."

„Was liegt daran, wie man Sie nennt?"

„Sie wissen das nicht? Man ist infam erklärt. Ein independenter Priester ist ein Uebelgesinnter, ein halber Ketzer."

„Potz tausend! aber das ist Schwäche von Ihnen."

„Sagen Sie, klug und vernünftig."

„Durch solche Heucheleien kommt die Wahrheit niemals zum Durchbruch; und Sie werden sehen, daß ganz Charroux, das die Mönche zum Henker wünscht, sagen wird, es hilft Alles nicht; man muß die Mönche dulden, da der Hr. Pfarrer selbst für sie ist."

„Desto besser, wenn man mir das nachsagt."

„Desto schlimmer! Denn es ist erbärmlich. Sie müssen den Muth behalten, sonst thun sie mit Ihnen, was sie wollen."

„Ich bin auf Alles gefaßt."

„Dom Claude hat am Weltclerus fünfzig Jahre seines Lebens zu rächen. Er besitzt die Geduld eines Benedictiners. Er hat sich vor Ihnen gedemüthigt, weil die Noth es forderte; aber warten Sie ein Weilchen. Ha! wie wird er den Rücken aufrichten, so alt er ist, wenn er endlich sagen kann: Ego sum papa!

Der Pfarrer verlor endlich die Geduld.

„Sagt, was Ihr wollt! ich kann nichts, will nichts thun und werde nichts thun."

„Ja," sagte Gundchen, „lassen Sie sich scheeren, wie ein Lamm."

Der Schullehrer fuhr fort:

„Man sollte wenigstens Mittel suchen, das Uebel so erträglich wie möglich zu machen."

„Ich kenne keins, wenn es sich um Mönche handelt. Glücklich will ich sein, wenn sie sich durch meine Freundlichkeit täuschen lassen und nicht ahnen, daß ich nur aus Furcht so thue."

„Sie könnten aber doch dem armen Abel Grenier die Augen öffnen, ihm wenigstens zu verstehen geben, daß er die milchgebende Kuh Sr. Ehrwürden ist."

„O ja! und das erste Wort der schönen Silphia zu Dom Claude würde sein: der Hr. Pfarrer hat das und das gesagt. Wahrhaftig Freund, Sie ertheilen mir einen guten Rath."

„Der Hr. Pfarrer hat diesmal Recht," sagte Gundchen.

„Mag Abel Grenier sich ruiniren," sagte der Pfarrer, „zu Gunsten der Mönche, es ist seine Sache. Meine Pastoralpflichten verbinden mich nicht dazu, mir eine Blöße zu geben, um diesen Einfaltspinsel zu retten. Uebrigens nimmt Dom Claude eine Last auf seine Schultern, die schwerer ist, als er denkt. Die Abtei zu restauriren, möchte das ganze Vermögen der Grenier übersteigen. Denn, einmal in den Klauen des Baumeisters, wird er Mühe haben, sich daraus zu befreien. Während dessen hab' ich Ruhe vor ihm."

„Daß Gott es gäbe! Aber Se. Ehrwürden wird sich heraus winden. Den Mönchen gelingt Alles.

„Wartet's ab! laßt sie sich erst festgesetzt haben und nach zwei oder drei Jahren wollen wir die Abtei mit der Pfarrkirche vergleichen. Sie haben eine miserabele Kanzel aus rohen Brettern, zu der Sie auf einer Art Hühnerstiege hinaufklettern. In der Abteikirche wird der Mönchsaberglaube und die absurdesten Theorien des Mysticismus von geschnitzter und vergoldeter Kanzel gelehrt werden. Ihr Sacristan ersetzt mit Lumpen die Glasscheiben, welche der Wind aus den Bleirahmen hinausweht. In der restaurirten Abtei werden prächtige Scheiben mit den eingebrannten Wappenschildern der vornehmen Damen, welche sie bezahlten, ein feenhaftes Licht verbreiten. Ihre Chorstühle sind wurmstichig und, als ich mich am Sonntage aufs Knie niederließ, brach der morsche Betschemel unter mir zusammen. Die neuen Mönche werden geräumige, reich geschnitzte Chorstühle haben. Ihre Beichtstühle, kaum noch zusammen haltend, verschimmeln in den feuchten Mauerwinkeln, wo meine Tochter sich, so oft sie zur Beichte geht, einen Schnupfen holt. Die Mönche werden gothische Säulenstühle mit sammtgepolsterten Kniebänken haben. Ihre Orgel wird, mit der der Abtei verglichen, nur eine elende Drehorgel sein.

Digitized by Google

„Und Sie haben noch Mitleid mit ihnen, den guten, armen Leuten! Fürchten Sie nichts. Die Neugekommenen werden Geld aus Allem machen. Sie werden aus dem Merdenson einen Pactolus schaffen."

„Mein lieber Freund, lassen wir das! Ich liebe wahrscheinlich die Mönche nicht mehr als Sie sie lieben. Aber, wenn ich sie tragen muß, ist's besser, den Schein haben, ihr Freund zu sein, als einen unmöglichen Kampf mit ihnen aufnehmen. Mit den Mönchen als Feinden würde ich nicht zwei Jahre Pfarrer in Charroux bleiben. Es wird viel sein, wenn ich mich bei aller Vorsicht und Klugheit behaupte."

Gegen 10 Uhr zog sich der Pfarrer in sein Schlafgemach zurück. Gunda begleitete ihn, um die Kissen zurecht zu legen.

„Wir haben doch ein rechtes Unglück! Ich möchte lieber die Pest, als die Mönche kommen sehen."

„Ruhig, ruhig, Gunda! es sind Priester."

„Sie mögen sagen, was Sie wollen; ich aber weiß Manches von den Mönchen zu erzählen. Man spricht von ihnen Tag für Tag in Charroux. In der Spinnstube geht's über sie her, daß man sich schämen sollte."

„Still, still!"

„Ja, ich weiß wohl, Sie wollen nicht, daß man ihnen die Wahrheit nachsagt. Aber lassen Sie die Mönche kommen: wir werden sehen. Sie kennen sie lange nicht alle, die Söhne und Enkel von Mönchen die . . . ."

„Gunda!"

„Man soll sich etwa noch geniren, sie zu nennen. Vom Küster an bis . . . ."

„Es ist nicht sein Fehler."

„Gewiß nicht; der arme Teufel!"

„Man muß das Alles vergessen."

„O ja! nach hundert Jahren sprechen die Leute noch davon. Und nun, neue Mönche, neue Geschichten! Sehen Sie, Herr Pfarrer, mit mir spricht man davon nicht. Mönche sind Menschen, nicht wahr? Also!"

„Teufelsweib! Geh schlafen und laß mich . . . . mit deinen Mönchen!"

(Fortsetzung folgt.)

Wasser-Heizung.

KD*. Ueber die für Mensing und Mayer in Nürnberg patentirten sogenannten Wasser-Oefen liegt uns folgendes Attest der Herren Klett u. Co. vor. „In einem unserer größeren Bureaux haben wir seit längerer Zeit einen Patent-Wasserofen der Herren Mensing und Mayer hier in Gebrauch. Mit Vergnügen bezeugen wir die vortrefflichen Eigenschaften dieses neuen Zimmerofens, mit welchem durch Anwendung von Wasser überraschend günstige Heizresultate erreicht werden. Nicht nur, daß mit diesem Ofen bei mäßigem Verbrauch von Brennmaterial die Erwärmung des Lokales in gleich kurzer Zeit wie bei den gewöhnlichen eisernen Oefen erfolgt, bewirkt die große Quantität miterhitzten Wassers eine so andauernde Ausströmung angenehmer Wärme, daß dadurch die Temperatur im Lokale mindestens sechs Stunden auf nahezu gleicher Höhe erhalten wird. Diese Oefen vereinigen daher die Vortheile der eisernen Oefen (schnelles Heizen) mit denen aus Thon (lange Zeit ausgiebige Wärme)." Wenn man die Wasseröfen, bemerkt der „Arbeitgeber", nach verhältnißmäßig kurzem Heizen abschließt, und zwar geschieht dies Abschließen nicht mit der gefährlichen Ofenklappe am Abzugsrohr, so wirkt der Ofen wie eine Wärmeflasche und erhält noch 6 Stunden das Lokal in gleichmäßiger Temperatur. Außerdem bieten diese Oefen die Annehmlichkeit, daß man jederzeit warmes Wasser hat. Der große Vortheil, den die Wasseröfen über die Thonöfen haben, besteht darin, daß das Wasser nahezu eine fünffach größere Wärmecapazität hat, als der Thon. Der Wasserofen ist demnach bei demselben kubischen Inhalt ein nahezu fünffach größeres Wärmereservoir. Diese Oefen werden sich daher sicherlich baldigst bei uns einbürgern, hauptsächlich, nachdem sich die Erfinder entschlossen haben, auch kleinere Oefen zu bauen.

Allerlei.

KD.* Haparanda, welche Stadt jetzt wegen ihrer meteorologischen Station oft genannt wird, ward früher Karl-Johannesstadt genannt. Sie ist die nordöstlichste Stadt Schwedens und liegt in der Lappmark an der Mündung der Torneå-Elf, gegenüber der zu russisch Finnland gehörigen Stadt Torneo, ungef. unterm 42 Gr. östlicher Länge und 66. Grad nördl. Breite.

Digitized by Google

Hausse und Baisse.

Zwei Mächte liegen in finstrem Streit
Dort im Burgstraßen-Schlosse,
Durch gleichen Hasses Gluth entzweit;
Sie heißen — Baisse und Hausse.

Und wenn der Hausse Angesicht
Starrt in Gespensterblässe,
Da strahlt in höherer Farbe Licht
Im Wonnerausch die Baisse.

Und wenn die Baisse Unheil trifft,
Gestürzt von hohem Rosse,
Da kündet laut die Siegesschrift:
Heut triumphirt die Hausse!

„Der Friede ist uns garantirt!
Schaut hier Karolyi's Glosse!
Die Rüstung überall sistirt!" —
So jubelt laut die Hausse.

„Was jubelt ihr? Was ist denn los?
Schaut Bismarcks Kraftadresse
An Deutschlands Fürsten, klein und groß!
Krieg gibt es!" jauchzt die Baisse.

„Sie wagen uns zu trutzen nie
Mit ihrem Kriegestrosse!
Wir fangen und wir leiten sie
Am Bändchen!" — denkt die Hausse.

„Sie trotzen doch; denn zu uns treu
Im Kampf steht nur der Hesse;
Die Andern pochen ohne Scheu
Auf Frankfurt!" — meint die Baisse.

„Was Frankfurt und was Bundespact?
Was Pfordten und Genosse?
Geschlossen ist der letzte Act
Des Drama's!" — hofft die Hausse.

„Nein! nur die ersten Scenen sind
Gespielt mit Politesse;
Des Endes Anfang, er beginnt
Erst jetzt!" — so hofft die Baisse.

„Heimwärts lenkt Oestreich die Armee,
Die drohenden Geschosse;
Und Frieden rauschen an der Spree
Die Linden!" — Hoch die Hausse!

„Potz Benedek und Martinitz!
In die Sudetenpässe
Ziehn schon — hier steht's, es ist kein Witz —
Die Heere!" — Hoch die Baisse!

„Nur Lug und Trug und Entenlärm
Aus der Norddeutschen Gosse!
Der Teufel fahr' dir ins Gedärm,
Du Lügner!" schreit die Hausse.

„Trichinen dir in Mark und Bein
Und deiner Friedenspresse!
Ich will den Krieg, und Nacht muß sein,
Dann glänzt der Stern der Baisse!" —

Schaust der Geschichte Abbild du
In solcher Narrenspossе?
Halt, Weiser, dir die Taschen zu
Vor Baisse wie vor Hausse!

(Kladd.)

Zauber-Photographien. So nennt man eine überraschend interessante photographische Unterhaltung, die unter jene Modespielereien gehört, welche, wie die letzte gefährliche (die Schlangen Pharao's), wohl auch chemischen Ursprungs, aber dennoch nützlich, gefahrlos und angenehm genannt werden kann. Diese Zauber-Photographien bestehen, schreibt die Wochenschr. des Gewerbev., in weißen satinirten Eiweißpapieren von der Größe unserer Visitenkarten-Porträts. Auf denselben befindet sich ein für den Kenner wie für den Laien unsichtbares Bild. Soll dasselbe sichtbar werden, so legt man das Papier auf einen flachen Teller, mit der weißen glänzenden Seite nach oben, gibt darauf ein dazu bestimmtes Saugpapier, und benetzt dieses mit einigen Tropfen Wasser, bis es sich vollgesogen hat. Es wird nun dieses angefeuchtete Papier auf das darunter liegende aufgedrückt und, siehe da, die früher weiße glänzende Oberfläche wird gelbbraun und eine scharfe, vollkommen gelungene Photographie tritt hervor, die dann mit Wasser etwas abgespült wird, um nach Beseitigung etwaiger Unreinlichkeiten sodann auf die beigegebenen Cartons aufgeklebt zu werden. Das Verschwinden der Photographie wird dadurch bewirkt, daß man das fertige Bild, so wie es aus dem Copirrahmen kommt, mit Aetzsublimat behandelt, welches die Eigenschaft besitzt, die Photographie nicht allein zu bleichen, sondern sogar ganz verschwinden zu machen.

Rechnungs-Aufgabe.

Welche Zahl ist um $^2/_3$ größer als $^2/_3$ vom $^2/_3$ von 48?

Auflösung der Rechnungs-Aufgabe in Nr. 29.

$$
\begin{aligned}
((3x-11)\,4+6)\,5 &= 50\\
(12x-44+6)\,5 &= 50\\
60x-220+30 &= 50\\
60x-190 &= 50\\
60x &= 240\\
x &= \frac{240}{60} = 4
\end{aligned}
$$

Probe:

$$
\begin{aligned}
((12-11)4+6)\,5 &= 50\\
(4+6)\,5 &= 50\\
20+30=50 &= \frac{50}{50} = 1
\end{aligned}
$$

Richtige Auflösungen gingen ein von: Jul. Brandeis, A. Berneis, Louis Stern, Max Hirschmann, Ignaz Löwenhaar, Leonhard Gran, Balth. Borsch hier; Andreas Krauß und Ernst Schrepfer in Nürnberg, Heinrich Moßmann, Moritz Ullmann, Lippmann Vogelbaum in Burghaslach, Sigmund Kohn in Altenschönbach.

Auflösung des Buchstaben-Rebus in Nr. 29.

Der harte Winter weht über's Land.

Richtige Auflösungen gingen ein von: Andreas Krauß und Ernst Schrepfer in Nürnberg.

Eigenthum, Druck und Verlag von Albrecht Schröder. — Verantwortlicher Redacteur: K. Pfisterer.

Digitized by Google

Das Novellenbuch.

Unterhaltungsblatt zum „Fortschritt“ („Fürther Abendzeitung“).

Nro. 32. Donnerstag, den 19. April 1866. 2. Jahrgang.

Der Mönch.

(Fortsetzung.)

Elftes Capitel.

Vom Schäfer zum Abt.

Se. Hochwürden, Abt von Charroux, oder Dom Claude, dachte, als er, in der Tasche das bischöfliche Patent, das ihm in Charroux das geistliche Königthum und zwar besser garantirte, als constitutionelle Charten bisweilen weltlichen Potentaten, das bischöfliche Palais von Poitiers verließ, an eine wichtige Sache.

Es fehlten ihm nur die Insignien seiner neuen Würde, Stab, Ring und Inful. Als er in sein Hotel zurückkam, war es für den Zug nach Civray, von wo ihn der Omnibus nach Charroux führte, noch viel zu früh. Er nahm also das Maaß seines spitzen, greisen Schädels, die Höhe seiner Schultern, die Dicke des Fingers, an dem er den Ring tragen mußte, griff dann zur Feder und schrieb einem Goldschmiede, Straße Vieux-Colombier, Paris, dessen Adresse er seit mehr als zehn Jahren aufbewahrte, ihm die Anfertigung dieser kostbaren Insignien, in stark vergoldetem und emaillirtem Silber, im Stil der schönsten Periode des Mittelalters aufzugeben. Der kindische Greis machte sich seine Hochzeitsgeschenke, kaufte sich seine Aussteuer. Mit größerer Bereitwilligkeit hatte er nie Geld ausgegeben. Uebrigens rechnete der alte Mönch, daß er eines Tages mit irgend einer frommen Seele einen Dialog, wie den folgenden, haben werde:

„O, Hochwürdiger Vater, das ist sehr schön und muß viel gekostet haben?“

„Ja wohl, meine theure Tochter, ziemlich viel.“

„Viertausend Frcs. wenigstens?“

„Ungefähr so viel.“

Und ihren duftenden Handschuh abnehmend, würden die Rosenfinger aus einem eleganten Portemonnaie vier der kleinen, abgegriffenen Papierchen nehmen, die man mit 1000 Frcs. bezahlt, und sagen:

„Hochwürdiger Vater, lassen Sie neun Tage lang beten, Gott möge mein Anliegen erhören.“

Der schlaue Sohn des h. Benedict rechnete auf ein solches Begegniß und vielleicht mit einem Courtage von 5 bis 600 Frcs., denn er hatte nicht versäumt zu bemerken, daß er bei Empfang der Factura zahlen würde, aber wohlverstanden gegen Sconto. Die mittelalterlichen Mönche wußten Nichts von diesen Dingen.

Als armer Vicar war Claude von Charroux abgereist und kehrte dahin zurück als Abt mit Stab und Inful. Beim Aussteigen aus dem Omnibus fand er vor dem Gasthause zum Weißen Kreuz Blaise, den Sakristan und Simon, den Todtengräber.

„Mein Hochwürdiger Vater hat eine gute Reise gehabt?“ sprach mit honigsüßer Stimme der Ex-Küster, Bruder Blaise.

O, wie schmeichelte das Hochwürdiger-Vater den Ohren von Dom Claude!

„Simon, nimm die Reisetasche Sr. Hochwürden!“ sagte Blaise mit dem herrischen Tone, den man sich in den Sacristeien angewöhnt. Also gefolgt von den beiden Erstlingsconvertiten durchschritt der Mönch die zur Kirche führenden Straßen, alle, welche ihm begegneten, mit unverhehltem Jubel begrüßend. An seiner Wohnung angelangt, sprach er zu seinen Trabanten:

„Kinder, kniet nieder und empfanget meinen Segen!“

Es geschah bereitwilligst und Dom Claude murmelte wichtig sein Benedicat vos.

„Morgen, meine Kinder, müßt ihr Abschied nehmen vom Hrn. Pfarrer. Ich bin Abt und von Mgr. dem Bischofe ernannter Superior. Ihr werdet euch morgen einen Theil des Tages damit beschäftigen, die Gemächer der Abtei einzurichten. Wir werden sofort einziehen und nach der Regel leben.“

„Wie Sie befehlen, Ew. Hochwürden!“

Der Greis, man sah's, zählte die Augenblicke.

Ein bescheidenes Abendbrod harrte der Ehrwürden. Er stand also im Begriffe, es zu verlassen, dieses Haus, in welchem er 50 Jahre vor dem Glücke geträumt

Digitized by Google

hatte, das er von heute ab genießen sollte! Es war der glückliche, der große Tag seines Lebens. Er mußte mitunter die Hand an die Stirn legen. Man kann vor Freude sterben.

Und Ihr, Touristen, Liebhaber der mittelalterlichen Bauten, die allgemach auf Frankreichs Boden selten werden, wollt ihr Dom Claude's Haus noch sehen, säumet nicht! Nehmt die Eisenbahn, steigt zu Charroux die Kirchstraße hinauf! Ihr findet dem Portal der Kirche gegenüber ein altes, in Holz aufgeführtes Gebäude aus dem fünfzehnten Jahrhundert, mit über die Straße ragendem Dach, vorspringenden Stockwerken und den zierlichen, tief geschnitzten Fensternischen, welche diesen Gebäuden eine Aehnlichkeit mit colossalen Reliquienkasten in durchbrochener Arbeit geben. Die Façade dieses Hauses wird Euch eine hübsche Skizze, oder effectvolle Photographie liefern.

Tretet aber nicht ein, es sei denn, daß seit Dom Claude's Uebersiedelung nach der Abtei irgend ein Herkules von Poitou diesen Augiasstall gereinigt habe. Das einzige, etwas anständige Gemach dieses ehrwürdigen Rattenpalais war das große Zimmer im ersten Stock, das Dom Claude als Salon und Schlafzimmer benutzte. Drei große Schränke mit zahlreichen Fächern, ein altes Bett à la Duchesse, zwei Strohsessel und einige Stühle waren das Mobilar dieses von geschwärzten Wänden eingeschlossenen Raumes.

Gleichwohl barg dieses Zimmer Schätze. Mit dem Sammlerinstinct seiner Vorfahren, der alten Benedictiner, hatte Dom Claude seit seiner Rückkehr aus dem Exil alles alte Pergament, alles alte Papier gekauft, das die Trödler aufzusammeln und an Kleinkrämer zu verkaufen pflegen. Dom Claude zahlte für das Pfund dieser Waare zwei Sous mehr, als alle Andern und war daher allen denen bekannt, welche Scharteken dieser Art zu bekommen wußten. Erhielt er eine neue Sendung dieser Waare, verpackte er das Ganze, wie es war, mit Insectenpulver wohl durchstreut, in Bündel, heftete ein Etikett mit Angabe der Herstammung daran und ließ es in den Regalen, welche die Wände seines Zimmers bedeckten, oder in den tiefen Schränken ruhig schlummern. Selbst las der würdige Mann nie eine Zeile von Allem. Diese Wonne sparte er für die Gelehrten auf, welche er nach Charroux zu ziehen hoffte.

Dom Guillart war's bestimmt, diesen jungfräulichen Archiven den ersten Kuß zu geben.

Am folgenden Tage fragten Blaise und Simon im Pfarrhause an, ob der Herr Dechant zu sprechen sei. Gundchen ließ sie in der Küche Platz nehmen und ging den Pfarrer zu benachrichtigen.

„Es ist etwas in der Luft," sagte dieser zu sich selbst und bereitete sich, hinabzukommen.

„Wissen Sie, Mam'selle Gundchen," sagte Blaise, dem die Haushälterin ab und zu ein Gläschen Branntwein eingeschenkt hatte, wir verlassen den Hrn. Pfarrer."

„Ihr verlaßt uns! nicht möglich! Wo geht Ihr denn hin?"

„Wir bleiben in Charroux, Mam'selle."

„Ihr wollt also den Dienst nicht mehr in der Kirche?"

„O doch; im Gegentheil! aber wir werden Brüder in der Abtei. Es thut uns leid, denn der Herr Pfarrer ist ein guter Mann und Sie, Mam'selle Gundchen, waren so freundlich gegen uns; aber, was kann man thun? Ich bin Witwer; werde alt; man muß seine arme Seele retten."

„O, man hat die Mönche nicht nöthig, um selig zu werden."

Die Ankunft des Pfarrers verhinderte Gunda, mehr zu sagen. Die Boshafte sann schon nach, wie sie, ohne zu sehr persönlich zu werden, von den Mönchskindern sprechen könne.

Der Pfarrer war gemäßigter und klüger.

„Diese beiden verlassen uns," sagte sie, noch ehe jene zu Worte kamen.

„Ja, Herr Pfarrer, wir bitten um unsere Entlassung; wir gehen mit Dom Claude."

„Ei, der Herr Vicar bezieht die Abtei?"

„Sie wissen, er hat die Abtei gekauft."

„Man sagte so; ich weiß es nur vom Hörensagen".

„Er wird's Ihnen selbst sagen, der liebe Herr. Monseigneur hat ihm Vollmacht gegeben. Er beruft Mönche und wir werden Laienbrüder, wenn Sie, Herr Pfarrer, uns gütigst wollen gewähren lassen."

„Von Herzen gern, gute Leute. Ich kann nur Gutes von Euch sagen."

In diesem Augenblick hörte man die Schritte eines Besuches. Dom Claude kam,

Digitized by Google

seinem alten Vorgesetzten seine Demission einzureichen.

„Es ist Se. Hochwürden," sagte der Sakristan.

Für den Dechanten, der im Begriffe stand, Dom Claude „Mein theurer Abbé" anzureden, war dieses Wort ein zeitgemäßer Wink. Er faßte sich, und redete den Kommenden im herzlichsten Tone und mit schmeichelnder Stimme an:

„Hochwürdiger Pater, welche köstliche Neuigkeit man uns gebracht hat! Also war's kein leeres Gerücht? Unsere alte berühmte Benedictinerabtei soll aus ihren Trümmern wieder erstehen und Ihnen hat Gott die Ehre dieser schönen Restauration aufbehalten?"

„Ja, ich danke Gott dafür, mein lieber und verehrter Herr Pfarrer."

„Ach, wie diese Nachricht mein ganzes Herz freudig bewegt! Sie hatten's mir verborgen, um mir eine wonnevolle Ueberraschung zu bereiten."

„Ich konnte in diesem wichtigen Unternehmen Unglück haben; daher mußte ich mit äußerster Vorsicht verfahren. Sie sind sehr gütig, mir darum nicht gram zu sein."

„Aber, wie so, hochwürdiger Pater! nicht im Allermindesten."

„Zählen Sie, lieber Herr Pfarrer, auf unser aller aufrichtige Ergebenheit."

„O, ich zweifle nicht, mein Hochwürdiger Pater! Seinerseits ist der Pfarrer von Charroux von ganzem Herzen der Ihrige. Verfügen Sie über die geringen Dienste, die er leisten kann. Es wird eine Ehre für ihn sein, zu einem so heiligen Werke etwas beitragen zu können."

„O, Herr Pfarrer, ich kenne Ihren außerordentlichen Eifer sehr wohl."

Nach diesem Austausch von Versicherungen amtlicher Dienstbereitschaft erhob sich Se. Hochwürden unter Entschuldigungen, daß sein Besuch ein so kurzer sein müsse.

„Aber, mein Gott, ich vergaß das Wesentlichste. Ich wollte Ihnen die bischöfliche Ordonnanz Sr. Hoheit, Monseigneur von Poitiers vorlegen, die mich zum Superior einer Genossenschaft regulärer Benedictiner zu Charroux ernennt."

„Ew. Hochwürden wollen sich nicht damit bemühen. Ich glaube Alles auf Ihr Wort und bitte nochmals auf meine unveränderliche Ergebenheit zu zählen."

Der Mönch schied. Er hatte seine definitive Freilassung.

„Ich weiß wohl," sagte er beim Austritt aus dem Pfarrhause, „der würdige Dechant ist heimlich wüthend; aber er wird seinen Aerger hinunterschlucken und schweigen. Ich bin nun endgültig Herr in Charroux. Wie er mich mit „Hochwürdiger Pater" regalirt hat!"

Der Pfarrer rieb sich die Hände, als er allein war.

„Ich habe mich nicht übel herausgewickelt, sagte er zu sich selbst; hab' ihn oft genug „Hochwürdiger Pater" genannt! Wenn ich nur in Frieden mit ihm auskomme, was liegt mir am Uebrigen?"

O Sprache! du bist dem Menschen gegeben, seine Gedanken zu verbergen.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Gewichtszunahme der einzelnen Theile der Weizenpflanze bis zu deren Reife hat Isidore Pierre Untersuchungen angestellt, die im Wesentlichen Folgendes ergaben:

Mehrere Wochen vor der vollkommenen Reife nimmt die Weizenpflanze nicht mehr bemerklich im Gesammtgewicht zu; die Aehre wird zwar noch schwerer, aber auf Kosten der übrigen Theile der Pflanze. Das Gesammtgewicht an Stickstoff, an organischem Stoff, Alkalien, Kalk, Magnesia und Kieselsäure, welches in der ganzen Ernte enthalten ist, hört schon etwa einen Monat vor der Reife auf, sich zu vermehren. Nur die Phosphorsäure scheint eine Ausnahme zu machen, da sie in der Aehre — noch in den letzten Wochen — um mehr als 20% zunimmt. Schon gleich nach der Blüthe enthält der Weizen, mit Ausnahme der Phosphorsäure, alle Mineralbestandtheile, die zu seiner Reife nöthig sind; er muß dieselben also vor dieser Zeit dem Boden entzogen haben.

Von allen Theilen der Pflanze enthalten die Knoten am wenigsten Kieselsäure und am meisten Kali, nämlich weniger als die Hälfte von der in dem wärmsten Theile der Pflanze enthaltenen Kieselsäure und viermal so viel Kali, wie in den übrigen hieran reichsten Theilen.

Digitized by Google

Allerlei.

KD*. Verbrauch von Pferdefleisch. Der Verbrauch von Pferdefleisch hat in Berlin sehr bedeutend zugenommen. Während i. J. 1860 nur 613, i. J. 1861 schon 700 Pferde geschlachtet wurden, stieg diese Zahl i. J. 1864 schon auf 1742 und 1865 auf 2241. Der Verbrauch hat sich also in 5 Jahren fast vervierfacht und ist allein im letzten Jahre um etwa 35 Prozent gestiegen. Im Verhältniß zum Verbrauche von Rindfleisch allerdings noch gering, denn dieser verhält sich zu jenem etwa wie 4 : 100. Wer hat aber den größeren Theil des Fleisches der in den Jahren von 1844 bis 1865 in Berlin geschlachteten 10,000 Pferde genossen? Eine nur annähernd genügende Antwort haben wir auf diese Frage noch nicht und es bleibt also vorläufig nur, sich mit der Frage zu trösten, warum uns eigentlich das Fleisch dieses reinlichen Thieres zu widerstehen scheint? worauf wir doch auch keine genügende Antwort haben. In einer Versammlung des Berliner Thierschutz-Vereins hielt Hofkammerrath Schmidt einen ganz interessanten Vortrag über diesen Gegenstand. Er suchte jenes Vorurtheil geschichtlich dadurch zu erklären, daß bei Einführung des Christenthums in Norddeutschland der Genuß des Pferdefleisches verboten ward, auch die Israeliten kein Fleisch vom Einhufer genießen durften, welches letztere Verbot jedoch nur Esel im Sinne hatte, denn Moses kannte wahrscheinlich noch kein Pferd, da Salomo dasselbe erst verbreitete. Wahrscheinlicher klingt die Erklärung, daß der Ekel entstand, weil Abdecker das Privilegium auf todte Pferde erhielten u. s. w. Aber ist denn dieser Ekel wirklich überwunden? Daß dies nicht der Fall ist, geht schon daraus hervor, daß es auf jene erste Frage nur eine unvollständige Antwort gibt und dennoch beginnt dieser Consum in unseren Verbrauchslisten eine Rolle zu spielen! In Berlin wird das Pferde-Schlachthaus von einem Thierarzt überwacht, damit keine kranken Pferde zum Verkauf kommen. Verkaufsstellen sind mehrere. Dem Pferdebesitzer ist so Gelegenheit gegeben, seine Pferde noch angemessen verwerthen zu können, ohne es noch lange quälen zu lassen. Eine nicht unbedeutende Menge Nahrungsstoff ist gewonnen und außer Fleisch und Fett werden viele Gegenstände vom Pferde jetzt nützlicher als sonst gemacht. Die Pferde werden übrigens durch einen Schlag vor die Stirn und einen Stich in's Herz getödtet. Der Schlächtermeister und die Gesellen treten dem früher darüber vernommenen Urtheil bei, daß die von dem Oldenburger Verein empfohlene Tödtung durch einen Pistolenschuß nicht so sicher sei.

Unschädliche Tabaksbeize oder Mittel, dem Rauchtabak einen guten Geschmack zu geben. Man nehme zu einem Pfund beliebigen Tabak eine obere Tasse voll guten, schwarzen, lauwarmen Kaffee, lasse in demselben etwa drei Kaffeelöffel voll weißen Zucker zergehen u. gieße drei Kaffeelöffel voll aufgelösten Benzoe hinzu; hiermit besprenge oder befeuchte man den Tabak schichtenweise, welcher dann in einem Topfe, wohl bedeckt, zum Gebrauch aufbewahrt wird.

Paris, 16. April. St. Rochus muß in jüngster Zeit schlimme Tage erlebt haben, denn merkwürdiger Weise wurde das Contingent der letzten drei Assisen lediglich von einer löblichen Schusterzunft gestellt. Der Eine erstach seine Frau, der Zweite seine Maitresse; der Dritte endlich, ein 19jähriger Jüngling, war in die Meisterin rasend verliebt und auf den Meister eifersüchtig. Da das Allerheiligste des Ehevaars höchst unziemlicher Weise nur durch einen Vorhang von der Werkstatt getrennt war, so kann man sich denken, welche Folterqualen der arme Werther fortwährend erdulden mußte. Endlich hielt er sich nicht mehr, riß den Vorhang auf, dem Meister die Schlafmütze vom Kopf und versetzte ihm mit dem Schusterhammer drei Schläge auf den Schädel, so daß die Hirnhaut bloßgelegt wurde. Der arme Mann kam übrigens mit dem Leben davon und bat bei den Geschworenen so rührend für den unglücklichen Jungen, daß diese die Frage auf Mordversuch verneinten und nur auf Verwundung erkannten. Der junge Mensch kam daher mit 5 Jahren Gefängniß davon, während seine Collegen lebenslang auf die Galeere mußten.

Rechnungs-Aufgabe.

Jemand hatte eine Zahlung von 100 fl. zu machen, er hatte keine andere Geldsorte als Kronenthaler, bayerische Thaler und preußische Thaler; er brauchte im Ganzen 46 Stück dieser 3 Sorten. Wie viel mußte er von jeder Sorte haben, um die Summe von 100 fl. herauszubringen?

Chr. H . . . . l.

Buchstaben-Rebus.

Auflösung der Charade in Nr. 30.

So mancher wohl so sicher glaubt,
Er sei in seinem Haus das **Haupt**;
Allein das Weibchen lächelt schlau:
„**Mehr** wie ein **Mann**, bin ich als **Frau**,
Dagegen schützt Dich keine List,
Und wenn Du auch ein **Hauptmann** bist!"

Auflösung des Buchstaben-Rebus in Nr. 30.

Eremitage.

Richtige Auflösungen gingen ein von: Sabine u. Rosa Theilheimer hier; Georg Kiester in Lindau.

Eigenthum, Druck und Verlag von **Albrecht Schröder.** — Verantwortlicher Redacteur: **L. Pfisterer.**

Digitized by Google

Das Novellenbuch.

Unterhaltungsblatt zum „Fortschritt" („Fürther Abendzeitung").

Nro. 33. Montag, den 23. April 1866. 2. Jahrgang.

Der Mönch.

(Fortsetzung.)

Zwölftes Capitel.

Ein Architect der Restauration.

Zu Charroux und in der ganzen Umgegend war die Wiederherstellung der Abtei der ausschließliche Gegenstand der Unterhaltung.

Man hatte nach und nach Dom Boissier, Dom Guillart, Dom Gargilesse und drei andere Figuren ankommen sehen, deren Namen uns vorläufig noch gleichgültig sind. Es waren außerdem noch zwei andere arme Teufel vom Stoffe des Sacristan Blaise und des Todtengräbers Simon geworben worden. Dom Claude hatte 12 Mäuler zu stopfen, und man hatte zur Beschaffung der Gewande, der äbtlichen Insignien, des Mobilars des Schlaf-, Eß- und Capitelsaales die 50,000 Frcs. der Grenier angegriffen. Außerdem blieb noch der Keller zu versorgen, Brandholz zu beschaffen und so Manches Andere, was zum Haushalt einer so zahlreichen religiösen Genossenschaft gehört.

Aber Dom Claude hatte Mönchsblut in den Adern und sagte sich mit der unerschütterlichen Zuversicht eines Fatalisten, daß noch nie ein Kloster aus Mangel an Fonds untergegangen sei.

Gleichwohl machte diese Sorge den ehrbaren Bürgern von Charroux vieles Kopfzerbrechen, als eines Tages eine im Departement Vienne und Deux-Sèvres sehr bekannte Persönlichkeit, M. Charles Dubigant, erschien, der als Restaurator von Klöstern, Kirchen und Schlössern seit 10 Jahren eines außerordentlichen Rufes genoß.

Die Reformation des 16. Jahrhunderts und die Revolution von 1789 brachte einer großen Zahl von Klöstern und Kirchen den Untergang. Excesse rufen Excesse hervor. Abyssus abyssum vocat. Auf die Zeit der Ausfaugung und Prellerei der unglücklichen, unter Vormundschaft gehaltenen Völker mußte ein Tag unerbittlicher Abrechnung folgen. Die frommen Taschenspielereien hatten zu lange gewährt; zu lange hatte man die alberne Gutmüthigkeit der Völker ausgebeutet; zu lange ihren Aberglauben in Gold ausgemünzt; wie Indianern ihnen mit Glasperlen, Rechenpfenningen, Heiligenbildchen, Flittern und werthlosen Amuleten die Frucht ihrer Arbeit abgehandelt. Merkten sie endlich den Betrug, so konnte die Vergeltung nicht schmerzlos sein und wirklich kamen die Enkel der seit so vielen Jahrhunderten Ausgeplünderten, den Stahl und die Brandfackel in der Hand, die Nester des Aberglaubens, wie man sie damals nannte, zu zerstören, Ersatz für die langjährigen, an ihren Vätern verübten Prellereien zu fordern und die Industrie der Klöster, wie einer der achtbarsten Bischöfe des 16. Jahrhunderts sie genannt hat, lahm zu legen, die das Product des Schweißes von zwanzig Generationen dort aufgehäuft hatte. Die Kämpfe der Reformation und der Ausbruch der großen Revolution führten zu demselben Resultat.

Aber die Lehren der Vorsehung kommen nur Individuen, niemals Corporationen zu gut. Kaum hat der schwere Tritt des wüthenden Bullen den Ameisenhaufen auf seinem Wege eingestampft, so beginnt die zertretene Familie sofort, ihre Jungen in Sicherheit zu bringen, ihre Zellen wieder aufzubauen und von Neuem Vorräthe zusammen zu schleppen. Das ist das Gesetz der Natur, und der Mensch, mehr wie alle Andere für die Associatiou geschaffen, kann sich ihm nicht entziehen. Er kann sich den Folgen einer Niederlage nicht unterwerfen und würde er von einem Gotte besiegt, er würde seine Hände mit den Trümmern seines zerstörten Gebäudes bewaffnen und zum Himmel hinaufrufen: „Ich trotze Dir und baue von Neuem!"

Innerhalb drei Jahrhunderten empfing das Mönchsthum zwei ernste Züchtigungen; aber diese großen Proteste dienten zu Nichts. So lange das regenerirende Princip, welches die Revolution von 1789 schuf, sich in der Generation behauptete, die nach den Erschütterungen der Reformation unter der

Digitized by Google

Restauration jenes erdrückenden Regime's so Schweres erduldete, durfte der Mönch sich unter uns nicht blicken lassen. Vor dem neuen Leben der Freiheit, das unser Jahrhundert durchdrang, mußte der Mönch flüchten; die neue Herrschaft, welche das Haus bezogen hatte, bestritt sowohl unschädlichen Spinnen, als gefährlichen Parasiten das Recht, Netze zu spannen oder sich in Ritzen des Getäfels einzunisten. Die Gesellschaft hatte damals die seitdem nicht mehr zu vernichtende Ueberzeugung gewonnen, daß die großen Parasiten des socialen Lebens jene Klausenbewohner sind, jene Drohnen, die sich in ihren Bienenkorb verkriechen und sich von Andern den Honig bringen lassen.

Unter den Augen der Männer, welche das gegenwärtige Jahrhundert erkämpft hatten, konnte sich das Mönchsthum nicht entfalten; aber diese Generation war nicht unsterblich und die Söhne, weniger besorgt, als die Väter und weniger wissend, wie viel sie der großen Revolution, deren Früchte sie genossen, zu danken hatten, dachten leichtsinnig von der Vergangenheit: „Träumer einer andern Welt, sprachen sie, kommt, unter uns zu wohnen, wenn ihr Lust dazu habt; wir wollen zusehen, wie ihr's treibt. Macht ihr euch zu breit, so werden unsere Enkel wissen, was unsere Väter thaten: eure Spinnweben zerreißen und sagen: Fort mit euch!"

Und auf dieses Wort hin ist der Mönchsgeist wieder erschienen. Zum dritten Mal hat er sich in allen Gestalten vergangener Tage reconstruirt und dieselben Ausschreitungen begonnen. Mit unglaublicher Geschicklichkeit die in der menschlichen Seele liegenden Schwächen ausbeutend, hat er weiche Gemüther angelödert und mit einer Spitzfindigkeit, die das ganze Jahrhundert nicht durchschaut, sich der Kirche identificirt, von der er nur ein krankhafter Auswuchs ist. Seit 25 Jahren füllen sich die Opferstöcke der neuen Mönche mit Gold, vervielfältigen sich die Schenkungen, um die alten religiösen Orden wieder zurück zu rufen, und erstehen in allen großen Städten Frankreichs große und oft kostspieligere Bauten, als die waren, welche die Revolution in Schulen, Museen und Casernen umwandelte.

Zum drittenmal also tritt diese Erscheinung in der Geschichte auf und ihre Entwickelung ist so rapid, die den frommen Gefühlen des Volkes abgeschwindelten Reichthümer haben sich in solchem Grade angehäuft, daß mächtige Orden, wie der der Jesuiten, es für weise gehalten haben, die Aufführung zu colossaler Prachtbauten zu untersagen, weil sie in zu beredter Weise den großen Einfluß bekunden würden, den die Gesellschaft unter einer Gesittung erworben hat, als deren Feinde sie sich unumwunden bekennen.

Auch dieses dritte Mal wird die alte Idee genau dieselben Thorheiten der Vergangenheit erzeugen; sie wird bauen, unaufhörlich bauen; sie wird die Treuherzigkeit bigotter Seelen ausbeuten; sie wird, so weit ihre Kraft reicht, jene Zeit zurückführen, in der der Mönch Alles galt und selbst die Häupter der Fürsten und Könige sich vor ihm senkten.

Für Dom Claude war die Geschichte stumm. Als Benedictiner kannte er nur und oberflächlich die Chroniken seines Ordens. Charroux war für ihn das Haus seiner Väter und, indem er die Benedictiner dorthin zurückführte, wollte er zugleich Alles so wieder herstellen, wie er selbst es vor der Emigration gesehen hatte. Dies erklärt uns die Ankunft des Architecten, Herrn Dubigant zu Charroux.

M. Dubigant verbrachte zwei Tage bei Dom Claude. Er sondirte seinen Mann und es konnte ihm nicht entgehen, daß die Mittel, über welche Dom Claude verfügen konnte, rasch erschöpft und etwa 7—800,000 Frcs. noch aufzubringen sein würden.

Ein neues Kloster ist für einen Architecten ein hübscher Auftrag, den man nicht gerne fahren läßt und Dubigant wußte aus Erfahrung, daß die Mönche über 10 Jahre ihre runde Million haben würden, die, wie sie auch erworben sein mochte, durch seine Hände in die der Lieferanten und Arbeiter gehen würden, aber nicht, ohne seine eigenen Taschen zu bereichern.

Indessen Dom Claude wollte wissen, woran er sich zu halten habe; obwohl er sich im Voraus ob der Summe entsetzte. Eine kleine Täuschung mußte ihm wohlthun.

Dubigant log viel.

„Offen gesagt, mein Herr, wie hoch wird sich die Totalsumme belaufen?"

„Sehr Ehrwürdiger Pater, ich glaube wir würden mit 100—120, vielleicht 110

Digitized by Google

Tausend Frcs. das herrliche Werk wieder aufführen, wenn Sie sich entschließen könnten, die feinere Ausarbeitung in einer spätern Zeit vornehmen zu lassen."

Dom Claude athmete auf; zwar hatte er nicht den dritten Theil dieser 120,000 Frcs., aber er rechnete auf die Raben. Die Hauptsache war, daß die Kirche sobald wie möglich dem Gottesdienste übergeben würde und pomphafte Ceremonien unter dem Beistande von Cardinälen, Erzbischöfen, Bischöfen und den Pfarrern des ganzen Landes die Bevölkerung von 10 Stunden in der Runde anzögen, wie ehemals, da sie ihre Gaben der „h. Tugend" von Charroux brachten. Es war vor Allem nothwendig, das Aufsehen, welches die Ankunft der ersten Mönche gemacht hatte, auszubeuten und wenigstens den Haupttheil des Chors herzustellen, von dem nur das Centrum noch erhalten war.

Der Architect ahnte Dom Claude's Gedanken.

„Ich verspreche Ew. Ehrwürden, in Zeit von sechs Monaten das Chor zum größten Theil restaurirt zu haben."

Dom Claude glaubte die Engel singen zu hören.

„Ich kann aber noch etwas Besseres thun. Mittels Fachwänden und Glasfenster kann ich die Centralkuppel sofort für die dringendsten Bedürfnisse des Cultus einrichten."

Das war mehr, als Dom Claude erwarten zu können glaubte. Dort, vor seinen Mönchen mit Stab und Mitra den Pontifex machen, ihnen seinen Ring zum Kusse hinhalten — welche Wollust!

„Indessen, sagte der Architect, lassen Sie uns die Sache überlegen. Bei den großen Ausgaben, welche Sie noch für andere Zwecke zu machen haben werden, möchten Ihnen Erholungsfristen wohl gelegen sein."

„O ja," sagte Dom Claude schüchtern.

„Wir kennen das, Ew. Ehrwürden. Ich habe einen Unternehmer, der auf das Geld nicht wartet. Er wird Ihnen Zeit lassen. Wir theilen die Arbeiten in drei Perioden, Restauration des Chors, Restauration des Schiffs und Restauration des Portals und des Klostes. Die Ausschmückung des Innern, Fenster, Altäre, Predigt- und Beichtstühle bleiben späterer Zeit aufbehalten. Sie schließen mit dem Unternehmer Termine ab und mit seiner und Ihrer Unterschrift haben Sie bei den Banquiers Credit für eine Million, wenn Sie ihrer bedürften. Können Sie augenblicklich die ersten Vorlagen, Gerüste, Mörtel und das Brechen der Bausteine bestreiten?"

Dom Claude beeilte sich, eine bejahende Antwort zu geben.

„Gut. Mein Zimmermeister wird in der nächsten Woche das Gerüstholz anliefern; meine Maurer Steine, Kalk u. Sand herfuhren."

„Halten Sie diese Kosten für bedeutend," fragte zögernd Se. Ehrwürden.

„Nicht sehr," antwortete der Architect, stets auf seiner Hut, seine Kunden nicht zu erschrecken. „Für 20,000 Frcs. erhält man viel Baumaterial."

Er sah den Eindruck, den diese Ziffer auf den ehrwürdigen Abt machte.

„Aber, Ew. Ehrwürden, das Gerüstholz wird später zu den Zimmerarbeiten der Kirche und des Klosters benutzt."

Dom Claude dachte an die 50,000 Frcs., die seine erste Einlage bildeten und schon stark zusammen geschmolzen waren. Aber schließlich ließen sich wohl 20,000 Frcs. noch davon nehmen.

Dubizant verabschiedete sich. Die Arbeiten sollten sofort in Angriff genommen werden.

Acht Täge später langten die Zimmerleute und Maurer unter Führung ihrer Meister an.

Das 19. Jahrhundert arbeitet rasch. Eine Dampfmaschine wurde aufgestellt, die Baumaterialien hinauf zu fördern. Die Arbeit gedieh zusehends.

(Fortsetzung folgt.)

Allerlei.

KD*. Filtration des Himbeersaftes Zuweilen kommt es vor, daß der Himbeersaft äußerst schlecht filtrirt und dabei einer dauernden Entmischung anheim fällt. Man kann die Filtration ungemein erleichtern, wenn man nach einer Beobachtung Fr. W. Marquardt's dem trüben Safte eine geringe Menge Milch zusetzt und damit tüchtig durchschüttelt.

KD*. Zur Rauchverbrennung wird vorgeschlagen, zwei Roste übereinander anzulegen, auf dem unteren das Hauptfeuer und auf dem oberen ein kleines Feuer zu unterhalten. Das obere Feuer soll nie mit frischen Kohlen beschickt werden, sondern nur das untere, dadurch soll der Rauch des untern Feuers durch das obere zerstört werden.

Digitized by Google

Hurrah! Nach Frankfurt!

Germanischer Jubelhymnus.

Hurrah! Nach Frankfurt! Dran und drauf!
Auf, Deutscher Bundesbruder, auf!
Das Ränzel geschnürt, den Koffer gepackt,
Die Deutsche Kokarde mit eingejackt!
Wer dacht', daß so bald es kommen sollt'?
Nun sind wir wieder 'mal schwarz-roth-gold!
Hurrah! Nach Frankfurt!

Wie? Ob's auch wahr? — Nicht aufgemuckt!
Hier steht es schwarz auf weiß gedruckt!
Herrn Beutner wird's im Kopf ganz wirr;
„Die treuen Freunde macht es irr'!"
Der Geheime Regierungsrath ad hoc,
Herr Wagner schießt 'nen Purzelbock.
Hurrah! Nach Frankfurt!

Potz Millionen Sapperment!
Ein richtiges Deutsches Parlament,
Allgemeines Stimmrecht, directe Wahl!
Just ganz wie Anno dazumal!
Wer niest da? — Ich selber war's! — Gott helf'!
Gott segn' uns den Artikel Elf!
Hurrah! Nach Frankfurt!

Der edle Heinrich übt sich schon
Zu läuten im höheren Glockenton;
Herr Vice-Simson bestellt die Kron'
Für die neue Kaiserdeputation.
Ich aber — — ach Mutter! ich kann nicht mehr!
Geschwind! Geschwind! Mich Gagert so sehr!
Hurrah! Nach Frankfurt!

(Kladd.)

„Gefundener Gegenstand." Ein Berliner Blatt berichtet: Wenn man die polizeilichen Bekanntmachungen der als gefunden angemeldeten Gegenstände durchliest, dann muß man in der That oft staunen, was für Dinge verloren, resp. gefunden werden. Wenn ein Brillantschmuck im Werth von 800 Thlrn., oder ein Packet mit mehreren Tausend Thalern in Kassenanweisungen gefunden wird, ohne daß sich ein Verlierer meldet, so erscheint dies schon wunderbar. Da es jedoch Leute gibt, die ein solcher Verlust nicht mehr schmerzt, als einen gewöhnlichen Menschen, der einen Thaler verliert, so muß man annehmen, irgend ein reicher Russe oder indischer Nabob habe auf der Reise den werthvollen Gegenstand verloren und nicht für werth gehalten, deßhalb noch ein Wort zu verlieren. Wenn ein anderes Mal 100,000 Mauersteine gefunden werden, zu denen trotz aller Bemühungen der Behörden ein Eigenthümer nicht zu ermitteln ist, dann kann man schon mehr über die Seltsamkeit des Fundgegenstandes staunen! wenn aber (wie die „Spener'sche Zeitung" meldet) in einer Straße innerhalb der Stadt ein ganzes Haus gefunden wird, ohne daß es möglich ist, den Eigenthümer desselben zu ermitteln, dann erscheint es fast wie ein Märchen, und doch ist es volle Wahrheit und Wirklichkeit. In der Nähe des Landsberger Thores, an der Communication innerhalb der Stadtmauer, steht ein Haus, im Rohbau bis zur dritten Etage fertig und nunmehr schon seit 1 oder 2 Jahren herrenlos und verlassen da, zu dem sich bis jetzt noch kein Eigenthümer gefunden hat, so daß es vielleicht bald als herrenloses Gut dem Fiscus zugesprochen werden wird. Lange Zeit zum Schlupfwinkel für liederliches Gesindel dienend, die in demselben ihre nächtliche Ruhestätte aufgeschlagen, hat man vor einiger Zeit alle Zugänge zu demselben mit Brettern vernagelt und resp. zumauern müssen, um dem obdachlosen Gesindel den Zugang zu demselben abzuschneiden und zu verhindern, daß nicht das gefundene Haus obenein gestohlen werde, wozu man bereits den Anfang gemacht hatte. Es ist also möglich, daß man in Berlin Häuser finden und stehlen kann.

Augenfabriken. Ein franz. Blatt gibt einige Einzelnheiten über die Verfertigung falscher Augen in Paris. Der Verkauf von Augen, die für menschliche Köpfe bestimmt sind, beläuft sich durchschnittlich auf 400 in der Woche. Wie es scheint, besitzt Paris das Monopol dieses eigenthümlichen Handelszweiges. Zwölf Augenfabriken haben innerhalb der Barrieren einen gedeihlichen Fortgang und jede von ihnen beschäftigt zwanzig Arbeiter.

Zweifilbige Charade.

Ich hat sie zärtlich um die zweite,
Mich freut's, Dir thut es nichts zu Leide.
O nein! sagt sie — wenn einst die erste Dein,
Soll auch die zweit' gestattet sein!
Doch um zu stillen Dein Begehren,
Will ich fürerst das Ganze Dir gewähren.

Antenarius.

Auflösung der Rechnungs-Aufgabe in Nr. 31.

Der $^3/_8$ Theil von 48=32
" $^3/_8$ " " 32=21$^1/_8$
21$^1/_8$+$^3/_8$=22

Richtige Auflösungen gingen ein von: H. Hellmann und M. Heidenheimer von hier.

☞ *Denjenigen unserer geneigten Leserinnen, welche der Redaction des „Novellenbuches" mehrere Wünsche zur Berücksichtigung zu unterbreiten die Freundlichkeit hatten, diene zur gefälligen Notiznahme, daß wir es für eine angenehme Pflicht erachten, denselben baldmöglichst nachzukommen. Die nöthigen Schritte sind bereits eingeleitet. Wir bedauern nur, daß die schönen Lippen sich nicht schon früher öffneten.

Eigenthum, Druck und Verlag von Albrecht Schröder. — Verantwortlicher Redacteur: L. Pfisterer.

Digitized by Google

Das Novellenbuch.

Unterhaltungsblatt zum „Fortschritt“ („Fürther Abendzeitung“).

Nro. 34. Donnerstag, den 26. April 1866. 2. Jahrgang.

Der Mönch.

(Fortsetzung.)

Dreizehntes Capitel.

Dom Gargilesse.

Wir nannten unter den Benedictinern von Charroux den P. Dom Gargilesse. Die Klarheit unserer Darstellung erfordert, diese Persönlichkeit unsern Lesern bekannt zu machen.

Im Jahre 183* befand sich unter den Zöglingen der Jesuiten im Collegium zu Brugelette ein Knabe, der einer der ältesten Familien von Poitou, der der Gargilesse angehörte. Im Jahre 1785 war der älteste dieses Hauses kinderlos gestorben. Es waren über ihn sonderbare Gerüchte im Umlauf, aber sie wurden unter den politischen Stürmen bis auf eine vage Sage vergessen, die nur noch im Munde des Volkes fortlebte. Noch heute erzählen alte Leute sie in der Spinnstube und rührt junge Frauen das Schicksal der schönen Schloßfrau, die der Eifersucht ihres Gemahls zum Opfer wurde. Claudia's Gemahl hatte einen jüngern Bruder, auf den der Titel Comte de Gargilesse überging. Er führte ihn nicht lange; aber da er den neuen Ideen huldigte, wanderte er, als die Revolution obsiegte, nicht aus und wir haben gesehen, wie er in San-Germano nach einem ziemlich summarischen Verhöre Dom Pierre de Lussac, Abt von Charroux, erschießen ließ. Im Jahre 183* war der Citoyen Gargilesse, General Graf Gargilesse. Den letztern Titel hatte er mit großer Zufriedenheit wieder angenommen. Noch sonderbarer war es, daß er, ein abgesagter Feind der Mönche und aller religiösen Orden, seinen einzigen Sohn Raoul in das Jesuitencollegium von Brugelette schickte. Aber das Factum wurde erklärlich, wenn man den Character der Comtesse und den Einfluß kannte, den sie auf ihren Gemahl ausübte. Ebenso ruhig, als ihr Mann aufbrausend und heftig war, wußte sie den Widerstand des alten Generals durch eine methodische Beharrlichkeit zu überwinden und sogar seines heftigen Temperaments sich zu bedienen, ihn zu lenken. Sehr schlauer Weise bieten die Jesuiten Alles auf, sich der Leitung der Frauen zu bemächtigen. Es liegt ihnen wenig an der Feindschaft des Ehemannes, wenn sie die Frau für sich gewonnen haben, die stets in letzter Instanz entscheidet, wo es sich um die Erziehung der Kinder handelt. Und so kam es, daß man eines Tages zum großen Erstaunen Aller, welche den General kannten, erfuhr, daß die Comtesse Gargilesse ihren Sohn den guten Patres zu Brugelette zugeführt habe.

Raoul de Gargilesse, von einer äußerst bigotten Mutter erzogen, wurde im Collegium sogleich in die Klasse der Vollkommenen aufgenommen. Er wurde Chevalier de Marie und Fahnenjunker aller Vereine. Er sprach von Nichts, als Jesuit zu werden. Dennoch ermuthigten die Jesuiten in keiner Weise die fromme Sehnsucht ihres Zöglings; im Gegentheil! Als der junge Mann die Anstalt verließ, überredeten sie ihn, einige Jahre in der Welt zu leben, seinen Beruf zu prüfen.

Die Klugheit der ehrwürdigen Patres war jedoch leicht erklärlich. Raoul de Gargilesse besaß in ihren Augen keinen andern Werth, als den eines berühmten Namens; allein ein schöner Name ist nicht Alles; man muß ihn auch, und selbst in der Tracht der Jesuiten, zu führen verstehen; Raoul aber war ein verzweifelt mittelmäßiger Kopf und noch mehr! er war eingebildet. Er besaß eine gewisse Fähigkeit, Weniges mit vielen Worten zu sagen und hielt sich darum für geistreich. Ihm fehlte Tact und Ueberlegung, und seine bigotte, kindische Leichtgläubigkeit ging so in's Absurde, daß es selbst seinen Lehrern zu toll schien. Außerdem besaß Raoul das heftige Temperament der Gargilesse. Er war ein großer, plumper Bursche, mit einem Gesichte wie Milch und Blut und möglichst gewöhnlichem Ausdruck. Das sanguinische Temperament war darin stark ausgeprägt. Die auf Kosten der Intelligenz entwickelte Materie ließ unter der Herrschaft unberechenbarer Aufre-

Digitized by Google

gungen Momente vorherſehen, in denen ſie gebieteriſch ihre Rechte geltend machen würde, und es iſt für die Superioren ſchwer, ſolcher Naturen ſich zu verſichern. Was Raoul weniger lenkſam als Andere machte, war ſein Hang zum Myſticismus. Die Vereinigung einer leicht erregbaren Organiſation mit großer Hinneigung zu den Speculationen des Myſticismus iſt für einen Religiöſen äußerſt gefährlich. Die Jeſuiten wußten das und waren weiſe genug, den jungen Gargileſſe nicht aufzunehmen. Sie riethen ihm ſogar, ſich zu verheirathen. Er benutzte den klugen Rath nicht und trat, nachdem ſein Vater und ſeine Mutter kurz nach einander geſtorben waren, ohne ihm ein Vermögen zu hinterlaſſen, in das Seminar ein. Nachdem er Prieſter geworden war, ſchickte man ihn als Vicar in eine kleine Pfarre. Beſcheidenheit iſt nie die Tugend der Myſtiker und Raoul de Gargileſſe empfand es ſehr ſchmerzlich, ſich in eine Sphäre verſetzt zu ſehen, in der ſeine außerordentlichen Gaben brach lagen. Der Abbé Gargileſſe fühlte ſich in dieſem faden Alltagsleben verkümmern. Er, berufen, auserwählten Seelen das innere Leben zu erſchließen, unter Bauern, denen er, wie Blinden von der Farbe predigte.

Eines Tages aber hörte er, daß Dom Claude die Abtei von Charroux reſtaurire und ſein Entſchluß war gefaßt: Auch ich will Benedictiner werden.

Dom Claude hatte das ſchreckliche Drama von San-Germano nicht vergeſſen. Er wußte, daß Raoul de Gargileſſe der Sohn deſſen war, der den unglücklichen Dom Pierre hatte füſiliren laſſen. Während der Ferien war der junge Raoul einige Male nach Charroux gekommen, um eine Tante zu beſuchen und hatte dann in der Soutane und weißem Röcklein auf dem Chor Platz genommen und der Pfarrer war ihm ſtets ſehr freundlich geweſen. Dom Claude dagegen hatte dem Knaben, der ihm ſo lebhaft ſeine eigene Jugend in's Gedächtniß rief, kaum ein Wort widmen gekonnt. Und nun lag dieſer Raoul, der ſeit drei Jahren Prieſter war, vor Se. Sehr-Ehrwürden im Staube und bat, ihn in ſein Haus aufzunehmen. Dom Claude zögerte einen Augenblick; er kämpfte mit ſich ſelbſt; aber er erblickte in dem Beruf Raoul's eine Fügung der göttlichen Vorſehung. Sie war's, welche den Sohn des Mörders des letzten Abts von Charroux ihm zuführte. Er beugte ſich unter den Willen Gottes und ſprach zu Gargileſſe:

„Mein Sohn, Du ſollſt Benedictiner ſein; Dein Beruf iſt für mich nicht zweifelhaft.“

Vierzehntes Capitel.

Die Zöglinge des h. Benedictus.

Dom Boiſſier und Dom Guillart waren von dem ehrwürdigen Abt von Charroux mit offenen Armen empfangen worden. Mit Recht erblickte er in ihnen Männer, die in jeder Lebensſtellung ſich bemerkbar machen und von ſich reden laſſen würden. Der Reſt der Chorgeiſtlichen beſtand aus ſehr mittelmäßigen Köpfen.

Schon am zweiten Tage, nachdem Dom Claude's Mobilien, einſchließlich der von ihm geſammelten Manuſcripte nach der Abtei hinübergeſchafft worden waren, wurde einem der neuen Mönche die Aufſicht über die Hausordnung übertragen und die Glocke berief die neuen Bewohner eben ſo regelmäßig zur Matutin, Oration und Officium, zur Tafel, zum Spaziergange und Schlafengehen, wie ſie es bis 1791 gethan hatte.

Der Abt hielt ein Generalkapitel und jeder der Chorgeiſtlichen und Brüder erhielt irgend ein Amt. Dom Boiſſier wurde Prior und Senior, Dom Guillart Senior und Archivar; Dom Gargileſſe Kellermeiſter, ein anderer Lector, ein fünfter Convertitenaufſeher u. ſ. w. Bruder Simon, der alte Todtengräber, wurde Gärtner, Kiefer und Holzmacher; die Sacriſtei wurde Blaiſe zugetheilt. Ein alter Topfgucker, den die Jeſuiten eines Vergehens wegen verabſchiedet hatten, wurde Koch. Der Pförtner war ein früherer Schulmeiſter aus der Umgegend von Charroux, der das Leben der Mönche weniger mühſam fand, als ſeine Buben ihr Latein ſtottern zu laſſen.

Beim Austritt aus dem Capitelſaale betrachteten ſich Dom Boiſſier und Dom Guillart, wie zwei Auguren, die eben die Hühner befragt hatten, und begaben ſich dann in die Bibliothek, um im Auftrage Sr. Hochwürden die von ihm geſammelten Manuſcripte zu ordnen.

„Was nun, mein Freund? ſagte Dom Guillart. Es geht Alles ſehr raſch hier. Dieſer alte Mann hat große Eile. Die

Digitized by Google

Kutte haben wir; Titel und Aemter dazu. Was aber werden wir thun, wenn wir mit diesen Scharteken fertig sind?"

„Mein lieber Poitou, diese Scharteken müssen Dir einen Namen verschaffen. Ich habe einen Plan, der ganz gewiß von Sr. Ehrwürden mit Enthusiasmus aufgenommen werden wird."

„Welchen Plan?"

„Du hast Deine eigene Bibliothek und Deine Manuscripte mitgebracht?"

„Versteht sich."

„Hast Du viele historische Documente darunter?"

„O, ganze Kasten voll! Die Archive des Departement Vienne sind daran sehr reich. Seit länger als 10 Jahren habe ich diese reiche Mine ausgebeutet. Ich besitze abschriftlich die unschätzbaren Manuscripte von Dom Fonteneau."

„Du hast mithin noch ungedruckte Materialien?"

„In großer Zahl. So hatte ich z. B. das Glück, ein Gedicht von Fortunatus, Bischof von Poitiers zu entdecken, das bis jetzt nicht im Drucke erschienen ist."

„Freund, wir sind stark! Gib ein Specilegium Charrofense heraus. Es wird mit interessanten, aus Dom Fonteneau entnommenen Noten, mit dem Gedichte des Fortunatus und den Documenten, welche diese Bündel etwa enthalten, ein kostbares Werk geben, das auf die Abtei und deren gelehrten Archivar die Augen der ganzen Kirche lenken wird. Ein solches Buch wird in der ganzen Welt, wo es nur immer Benedictiner gibt, in Italien und Oesterreich großes Aufsehen machen. Der Ruhm ist in unsern Tagen Eigenthum der Autoren und ein Cardinalshut kann Dir nicht fehlen."

„Laß den Cardinalshut, sprich von Deinem Project, das mir in vieler Hinsicht gefällt."

„Bah, keine falsche Bescheidenheit! Du weißt, wir müssen zum Ziele kommen. Kömmt der Augenblick, zähle ich darauf, daß Du mich zu Dom Claude's Nachfolger machst; einstweilen verschaffe ich Dir den Cardinalshut. Willst Du?"

„Von Herzen gern. Wir wollen wackere Freunde sein."

Bei der nächsten Gelegenheit leitete Dom Boissier in Anwesenheit von Dom Claude und aller Patres die Unterhaltung auf die kostbare Sammlung.

„O wie weise Sie gethan haben, hochwürdigster Abt, dieser Schätze sich zu versichern! Wissen Sie, worauf das neue Charroux wird stolz sein können? Ich rieth Dom Guillart, die Publication eines Specilegium Charrofense vorzubereiten."

„Mein lieber Pater, Sie sprachen da eine schöne Idee aus, der ich von Herzen meinen Beifall zolle. An's Werk! Arbeiten Sie mit einander, den herrlichen Einfall zu verwirklichen."

„Die Verwirklichung ist Ihr Werk, Hochwürden. Sie haben diese Manuscripte vor dem Feuer gerettet; Sie übergeben sie der erstaunten Welt."

Der schlaue Dom Boissier wußte dem alten Manne zu schmeicheln, um desto sicherer seinen Zweck zu erreichen. Weihrauch! Weihrauch her! Er ist das einzige Mittel, in Klöstern zu reüssiren.

(Fortsetzung folgt.)

KD*. Flammenschutz-Mischung für Wäsche und Kleidungsstoffe.

Da so häufig Unglücksfälle durch Entflammung der Kleider am Leibe vorkommen, so erscheint es nicht überflüssig, auf eine Flammenschutzmischung billigster Art aufmerksam zu machen, welche das kostspieligere am englischen Hofe übliche wolframsaure Natron vollkommen zu ersetzen geeignet ist und von Professor Kletzinsky in Wien hergestellt ist. Man erhält dasselbe, wenn man gleiche Gewichtstheile käuflichen Zinkvitriol, Bittersalz und Salmiakblumen innig zusammenreibt und das Gemenge mit seinem dreifachen Gewichte an käuflichem Ammonikalaun vermischt; das innig verriebene Gemenge der vier trockenen Salze verwandelt sich in Folge der chemischen Umsetzung durch Freiwerden von Krystallwasser in einen feuchten Brei, den man bei gelinder Wärme austrocknet. Setzt man der zum Schlichtemachen bestimmten Stärke ihr halbes Gewicht von diesem Flammenschutz zu, und appretirt man oder steift man die leicht entflammbaren Stoffe mit solcher auf gewöhnliche Weise mittelst warmen Wassers bereiteter Schichte, so haben die Stoffe ohne sonstigen Nachtheil ihre feuergefährliche Entflammbarkeit eingebüßt.

Digitized by Google

Allerlei.

Die verwechselte Depesche. Jüngst erhielt in Wien ein Börse-Agent irrthümlich eine telegraphische Depesche, die an den Minister des Aeußeren, Grafen Mensdorff, adressirt war. Die Sonntagszeitung erklärt sich nun in der glücklichen Lage, mittheilen zu können, was in jener Depesche enthalten war. Als nämlich der in Rede stehende Börse-Agent die Depesche erbrochen hatte und zu seinem nicht geringen Schrecken gewahr worden war, daß dieselbe anstatt in lesbaren Buchstaben in unverständlichen Chiffern abgefaßt sei, und daß sich sonach seine Aussichten auf eine glückliche Speculation auf Grund der allerneuesten politischen Nachrichten zerschlagen, eilte er sprornstreichs in das Palais am Ballplatz und händigte daselbst das Schriftstück devotest seinem rechtmäßigen hohen Eigner ein. Der Minister las und dankte. Allein das war es nicht, was der Ueberbringer wollte. „Excellenz," sprach er, sich tief verneigend, „darf ich vielleicht aus jenem wunderbaren Zufalle der diese Depesche in meine Hände spielte, Ruhe für mein politisch bewegtes Gemüth gewinnen? Darf ich wissen, was in der Depesche steht?" — „Warum denn nicht," antwortete lächelnd die Excellenz. Der Agent horchte hoch auf. „Man antwortet mir auf meine Anfrage," fuhr der Herr Minister fort, „daß russischerseits dem Engagement der kaiserlichen Hoftänzerin Stefanska an unserer Hofbühne nichts im Wege stehe." Der Börse-Agent war wie vom Schlage gerührt und taumelte zwischen Hausse und Baisse, bis er allmälig und unversehrt wieder in der Strauchgasse angekommen war.

Metternich über Bismarck. Fürst Metternich hat, wie die „Allg. Ztg." sich aus Paris schreiben läßt, nachstehenden Quatrain vor wenigen Tagen in einer Abendgesellschaft einer schönen preuß. Gräfin auf ihre Bitte ins Album geschrieben:

Le comte de Bismarck devrait
Se mettre derière vos charmes:
L'Autriche aussitôt lui rendrait
Les armes.

Der Graf v. Bismarck sollte gleich
Sich hinter Ihre Reize stecken,
Dann würde wol schnell Oesterreich
Vor ihm die Waffen strecken.

In der bei dem Empfange einer Französischen Deputation am dritten Ostertage gehaltenen Ansprache hatte der heilige Vater Pius IX. die Güte, unter Anderm zu bemerken: „Das Herz eines Papstes ist den vergänglichen Eitelkeiten dieser Welt unzugänglich."

Die Unterzeichneten beehren sich hierdurch ergebenst anzuzeigen, daß sie sich dem Antrag des geehrten Vorredners aus voller Ueberzeugung anschließen.
Sergius III. Johann XII. Benedict IX. Alexander VI. Contrasignirt: Theodora. Marozia. Lucrezia Borgia.
(Kladd.)

Berichte aus Cassel melden, daß ein hoher Herr an „auffallender Schwäche" leide. Er soll außer Stande sein, heftig aufzutreten und sich auf den Füßen zu erhalten. Nach anderen Versionen sind seine Beine zwar gesund, aber er kann sich nur nicht zum Gehen entschließen.
(Kladd.)

Rechnungs-Aufgabe.

Ein Bauer bringt Eier zu Markt; mehr als Hundert, aber weniger als 200. Verkauft er sie dutzendweise, bleiben ihm 10; verkauft er sie nach Mandeln (15 Stück) bleiben ihm 4 Eier übrig. Wie viel Eier hatte er?

△ **Auflösung der Rechnungs-Aufgabe in Nr. 32.**

Die Aufgabe enthält zwei Unbekannte, aber Material nur zu einer einzigen Gleichung. Diese ist also eine sog. unbestimmte, oder diophantische. Die scheinbar dritte Unbekannte folgt direct aus dem Werthe der beiden ersten; denn ist x die Zahl der Kronenthaler, und y die der bayerischen, so ist 46—x—y die Zahl der preußischen Thalerstücke und

$$162x+144y+105(46-x-y)=6000 \text{ Krzr.}$$

oder

$$19x+13y = 390$$
$$y = \frac{390-19x}{13}$$

In dieser Formel ist es sehr leicht, x zu bestimmen. Die Aufgabe verlangt nämlich für x, y und z ganze und positive Werthe. Ist aber y, oder $\frac{390-19x}{13}$ positiv, so muß 19x kleiner als 390 und x kleiner als 390 : 19 sein, kann also, da es eine ganze Zahl bedeutet, nicht größer sein, als 20.

Ist ferner y, oder $\frac{390-19x}{13}$ eine ganze Zahl, so muß 390—19x durch 13 ohne Rest theilbar sein. Da nun 390 durch 13 ohne Rest theilbar ist, muß 19x dies sein; und da 19 durch 13 nicht ohne Rest theilbar ist, so muß x es sein. Mithin ist x eine durch 13 ohne Rest theilbare Zahl unter 20, d. i. 13 selber.

Substituirt man diesen Werth in der obigen Formel für x, so erhält man

$$y=\frac{390-19.13}{13}=11$$

und z ist also 46—13—11=22.

13 Kronenthaler, 11 bayerische und 22 preußische Thaler sind 46 Stück und betragen in Summa 100 fl. rh.

Richtige Auflösungen gingen ein von: Jos. Neuburger, M. Bacharach, L. Thalheimer, E. J., F. Eisenheis, Rosa Theilheimer, Julius Wagenhöfer, W. D. . . . r, Seifchab, L. W., Rupert Gärtner von hier; Isaak Heilmann in Burghaßlach, Sigmund Honacker in Memmingen.

Auflösung des Buchstaben-Rebus in Nr. 32.

Ein durchgebrannter Kaufmannsdiener.

Richtige Auflösungen gingen ein von: W. Reichmann und W. D. . . . r von hier.

Eigenthum, Druck und Verlag von Albrecht Schröder. — Verantwortlicher Redacteur: L. Pfisterer.

Digitized by Google

Das Novellenbuch.

Unterhaltungsblatt zum „Fortschritt" („Fürther Abendzeitung").

Nro. 35. Montag, den 30. April 1866. 2. Jahrgang.

Der Mönch.

(Fortsetzung.)

Fünfzehntes Capitel.

Die vorherrschende Idee.

Wir haben bereits gesagt, daß Dom Claude von dem Wunsche beseelt war, eine Familie des h. Benedict nach alt classischem Muster zu gründen. Hätte er nicht die letzten Stufen des menschlichen Lebens erreicht besessen, hätte er die Erfahrungen eines Mannes gehabt, der mit vorurtheilsfreiem Blicke das Leben beobachtete, so würde er nicht verkannt haben, daß sein Ideal nur eine Chimäre und zur Bevölkerung solcher Klöster, wie er sich träumte, Heilige einer andern Welt nöthig; die Ehrgeizigen, Narren, Faullenzer und Phantasten, die er geworben hatte, aber durchaus unbrauchbar seien. Mit dieser ersten fixen Idee Dom Claude's hing eine andere, nicht weniger abenteuerliche zusammen, die Sitten und Gebräuche der fernsten Jahrhunderte seines Ordens wieder einzuführen. Nicht allein, daß das halbe Jahrhundert, das seit der Aufhebung der Abtei verflossen war, für ihn nicht bestand; er dachte in allem Ernste, sechs bis sieben Jahrhunderten der Geschichte ein Dementi zu geben und die goldene Zeit des Mittelalters wieder erscheinen zu lassen, in der der Mönch allmächtig und kein Beamter des Reichs, kein Graf, kein Fürst, kein König selbst das Recht hatte, sich in die innern Angelegenheiten dieser mönchischen Oasen zu mischen.

In diesem Puncte war Dom Claude entschlossen, kein Haar breit nachzugeben. Mit der weltlichen Autorität sollte sein Haus keine Berührung haben. Die unsern Ideen, unserer Gesittung widersprechendsten Bestimmungen des elften und zwölften Jahrhunderts blieben in seinen Augen ewig gültige Vorschriften. Kaum hatten daher die Erdarbeiten begonnen, als er mit größtem Eifer nach dem alten In pace suchen ließ, indem er behauptete, daß alte Privilegien der Abtei eine von jedem weltlichen Richter unabhängige Gerichtsbarkeit garantirten. Allein die Spuren des Gefängnisses der alten Abtei waren, wie es schien, nicht mehr aufzufinden und obwohl Dom Claude auf ein solches Besitzthum seines Reiches nicht verzichten mochte, nahm er doch Anstand, ein neues Gefängniß erbauen zu lassen, weil es leicht die Aufmerksamkeit der bürgerlichen Obrigkeit auf ihn gelenkt hätte und es vorläufig ihm gerathen schien, jede Berührung mit dem kaiserlichen Procureur und dessen Functionen zu vermeiden.

Allein, welch ein Glück! Während die Arbeiter damit beschäftigt waren, die Fundamente eines der fünfeckigen Thürmchen auszuwerfen, welche das von Dom Claude niedergelegte „Haus des Abts" zierten, stießen sie auf ein unterirdisches, nach Norden verlaufendes Gemäuer, das weit älter zu sein schien, als der darüber aufgeführte Bau. In etwa zwei Meter Entfernung entdeckten die Arbeiter den Winkel eines Gebäudes und bei weiterm Graben etwa drei Meter unter der Oberfläche des Bodens eine mit losen Steinen ausgefüllte Thüre, die in ein altes, etwa vier Meter im Quadrat haltendes Kellergewölbe führte. Die Arbeiter fuhren entsetzt zurück, denn mit Schauder erblickten sie auf dem Steinpflaster dieses unterirdischen Gemaches zerstreute menschliche Gebeine, Trümmer von irdenen Krügen, Fetzen von wollenen Geweben und in einer Ecke ein vollständiges Menschenscelett. Dom Claude hatte das Resultat dieser Entdeckung in fieberhafter Spannung abgewartet. Er rief die Arbeiter zurück.

„Leute, das ist geweihter Grund und Boden. Tretet nicht ein! Rührt nichts an!"

Er ließ ein altes Thor einsetzen, dieses mit starken Eisenbanden und Schlössern versehen und steckte triumphirend den Schlüssel zu sich.

Unter Strafe einer Todsünde wurde den Arbeitern verboten, von dieser Entdeckung zu sprechen. Mehr wie das, bestimmte diese die Furcht, Dom Claude's guten Tagelohn zu verlieren, die Sache geheim zu halten.

Das fürchterliche In-pace war gefunden!

Digitized by Google

Sechszehntes Capitel.

Die Heilquelle.

Dom Boissier an Se. Ehrw. P. Athenagoras.

Tausend mal Dank für Deine letzten Briefe, mein lieber Freund. Ich kann mich nicht entschließen, in Dir den ehrwürdigen Pater Capuziner zu sehen. Für mich bist und bleibst Du das unter der bescheidenen Hülle eines Vicars verborgene Talent, das damals von seinen Obern vergessen war und heute, Dank meiner heroischen Verordnung, gehätschelt und geliebkost wird von Deinen Capuzinern, als ob in Deinem Kehlkopfe der ganze Zukunftsruhm des Ordens steckte. Ich zolle Dir, oder vielmehr den Capuzinern, die Dich begriffen, meine Anerkennung. Aber gestehe, daß ich Recht hatte, Dir den Rath zu geben, in einen Orden zu treten.

Hier zu Charroux fange ich an Wurzeln zu schlagen. Unser guter Guillart hat sich über das Archiv hergemacht und wird in kurzer Zeit einen starken Band noch ungedruckter Manuscripte aus dem Mittelalter veröffentlichen, unter dem Titel Specilegium Charrofense. Er wird sein Buch Dir, dem großen Kanzelredner unserer Tage, dediciren.

Meine große Arbeit ist, mir die Neigung Aller zu verschaffen. Ich gründe meine Zukunft. Dom Claude wird wahrscheinlich an dem Tage, wo er unsere Abteikirche von den Baugerüsten frei erblickt, vor Freude sterben. Nach hiesigen Bestimmungen wird der Abt gewählt und es ist Niemand außer Guillart und mir, auf den die Wahl fallen könnte. Guillart aber erstrebt eine andere Würde, zu der sein Specilegium ihn auch bald empor heben wird.

Du siehst, wir schlafen hier nicht.

Dom Claude ist nur von Einer Seite her beizukommen. Man muß seinem Aberglauben Rechnung tragen. Dem guten Manne kann geholfen werden!

Neulich hatten wir einen interessanten Beleg für diesen Aberglauben. Vor drei Tagen fand seine solenne und officielle Installation statt. Unter andern Vorbereitungen zu dieser Feier wurde der Boden unseres Chors, oder vielmehr der Centralkuppel geebnet. Nun aber befindet sich in diesem Chor ein kleiner Brunnen, der sein Wasser aus dem Merdenson erhält. Dieses Wasser soll Wunder wirken und seit acht Jahrhunderten pilgert man zehn Stunden in der Runde zu dieser Pfütze, die alle Krankheiten ohne Ausnahme heile. Nun hatte der Bauführer durch seine Leute das häßliche Loch, wie er es nannte, verschütten lassen, weil es die Feuchtigkeit anziehe und dem Mauerwerke nachtheilig werden könne. Der Sacristan Blaise, der diese Entdeckung zuerst machte, brachte die Schreckenskunde Sr. Ehrwürden mit den Worten:

„Hochwürden, wir sind verloren, total ruinirt!"

Dom Claude glaubte, das Kloster stände in lichten Flammen.

„Was, Bruder Blaise?"

„Die Quelle, die Quelle!"

„Was sagt Ihr, Blaise?"

„Keine Quelle mehr da, keine Quelle mehr!"

Guillart und ich hörten das Zetergeschrei bei unserer Archivarbeit und eilten, ein Unglück vermuthend, hinzu.

„Was gibt's, was gibt's?"

„O, mein Gott, wir sind verloren!"

Und Bruder Blaise, aus dem vor lauter Verzweiflung kein Wort mehr hervorzubringen war, zerrte uns zum Chor und starrte voll Entsetzen die Stelle an, wo wir uns erinnerten, früher eine etwa 1½ Meter tiefe Grube gesehen zu haben.

„Keine Quelle mehr, keine Wunder mehr!"

Uns wurde Alles klar.

Dom Claude nahm die Sache eben so ernst, wie Blaise.

„Welcher Elende hat diese Entweihung begangen? Eine in ganz Aquitanien berühmte wunderthätige Quelle zu verschütten! Augenblicklich, der Bauführer soll herkommen!"

Dieser kam, die Mütze in der Hand.

„Was gibt's?"

„Unglücklicher, Sie haben die Wunderquelle verschütten lassen!"

„O, wenn's weiter nichts ist!"

Und zwei Arbeiter rufend:

„Reinigt die Grube bis auf den Grund!"

Damit entfernte er sich.

Dom Claude schien sich zu beruhigen.

„Wissen Sie, sagte er uns, daß es ein großes Unglück sein würde, die ganze Umgegend dieses Wassers zu berauben, das seine Berühmtheit unzähligen Wundern verdankt?"

Digitized by Google

„Ausgezeichnet gegen Kinderkrankheiten!" fügte Blaise hinzu.

„Die Gottesleugner unserer Zeit wollen nicht glauben, daß Gott oder die hl. Jungfrau, was ganz dasselbe ist, gewissen Quellen wunderwirkende Kräfte gewähre. Gleichwohl ist's unbestreitbare Thatsache, wenn man nicht absichtlich die Augen den zahllosen wunderbaren Heilungen derartiger Quellen verschließen will."

Es blieb nichts übrig, als beizustimmen und mit dem Anschein felsenfester Ueberzeugung sprach ich laut:

„Ew. Hochwürden könnten die h. Brunnen von Salette und Lourdes erwähnen, deren Wunderkräfte heut zu Tage nur von Atheisten und Protestanten bezweifelt werden."

„Wie oft habe ich," ergänzte Blaise, wenn ich früh Morgens den Angelus läutete, gesehen, daß Mütter mit ihren Kleinen hier die Nacht zugebracht hatten, nachdem sie weit hergekommen waren und diese angekleidet, wie sie waren, in das Wasser tauchten. Wurde das Kind gesund, so schwammen die Kleider auf der Oberfläche; im andern Falle war der Tod gewiß."

„Vielen andern Quellen hat die Gnade Gottes diese Kraft zugetheilt, aber keiner im Maaße, wie dieser, die nach alten Documenten, die darüber existiren, alle Uebel heilt."

„Das ist ein großer Vorzug, Ew. Hochwürden."

Zur Antwort erhielt ich ein sehr verbindliches Lächeln.

Du siehst, wo wir augenblicklich stehen. Das gestern weggefegte Spinngewebe steht heute morgen wieder am selben Orte in derselben Form da. Mönche und Spinnen können nur Aberglauben und Netze stricken und immer von derselben Art.

Leb wohl, mein lieber Freund. Guillart, der diesen langen Brief gelesen hat, zankt mit mir, weil ich so einfältigem Zeuge so viel Wichtigkeit beilege. Wirf's in's Feuer, wenn Du's gelesen hast.

Adressire Deine Briefe auch ferner an Madame Simon, Charroux. Sie ist die Schwägerin unseres Simon und ganz eingeweiht in meine Interessen.

Leb' wohl, braver Capuziner, und Durate et vosmet rebus servate secundis! Adieu."

(Fortsetzung folgt.)

Berliner Verein zur Förderung der Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geschlechts.

Unter diesem Namen hat sich in Berlin ein Verein gebildet, dessen Aufgabe zunächst darin besteht, die der Erwerbsthätigkeit der Frauen entgegenstehenden Vorurtheile und Hindernisse zu beseitigen, Lehranstalten zur Heranbildung derselben für einen gewerblichen und commerciellen Beruf zu gründen, zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmerinnen zu vermitteln, für billige Wohnungen und Beköstigung der selbstständig beschäftigten Personen weiblichen Geschlechts zu sorgen und sie dabei vor jeder Benachtheiligung in sittlicher und wirthschaftlicher Beziehung zu schützen, schließlich angemessene Verkaufs- und Ausstellungslocale für weibliche Handarbeiten und künstlerische Erzeugnisse zu beschaffen. Trotz seines kurzen Bestehens hat dieser Verein, welcher unter dem besonderen Schutz und Protectorat der Frau Kronprinzessin steht, bereits eine Bildungsschule mit sechs Freistellen für unbemittelte Mädchen ins Leben gerufen und ihr in der Person des Herrn Professor Clement einen geeigneten Director gegeben. Zugleich ist es bereits gelungen, einer Anzahl von Frauen und Mädchen eine lohnende Beschäftigung nachzuweisen und sie in verschiedenen Ateliers unterzubringen. Unter Anderen hat sich der bekannte Verlagsbuchhändler Herr Otto Janke erboten, in seiner Buchdruckerei Personen weiblichen Geschlechtes zu Setzerinnen heranzubilden und beschäftigen. Nach den Statuten des Vereines bleiben jedoch alle eigentlichen Fabriksarbeiten von seiner Thätigkeit ausgeschlossen, um den Männern keine Concurrenz zu machen und die Frauen auf die ihnen angemessene Sphäre zu beschränken. — Ein anderer Verein, der sich seit Kurzem hier gebildet hat, beabsichtigt durch Sammlung der abgeschnittenen und bisher meist weggeworfenen Cigarrenstumpfe und Verkauf derselben zur Bereitung von Schnupftabak ein Capital zu wohlthätigen Zwecken zu sammeln. Wie bedeutend der Ertrag dieser scheinbar nutzlosen Abfälle ist, beweist der Umstand, daß in der Provinz die Unterhaltung von 26 Waisenmädchen daraus jährlich bestritten wird.

Digitized by Google

Zum ersten Mai.

Die Lerchen jubiliren in der Luft,
Von allen Wiesen steigt der Frühlingsduft;
Weiß überdeckt mit Blüthen mit sich der Strauch,
Regt alle Zweige frisch im Lenzeshauch!
Ganz leise wiegt auf zartem Silberflügel
Die Käferschaar sich leicht im Blumenhügel,
Und die Kastanie, wie ein Weihnachtsbaum,
Streckt Blüthenkerzen hoch im Himmelsraum;
Die Nachtigall beginnt ihr erstes Lied,
Die ganze Erde duftet, klingt und blüht.

Und du, mein Freund, blick' auf zum blauen Himmel;
Schau' um dich her im fröhlichen Gewimmel:
Hier hast du nichts zu sorgen, nichts zu klagen,
Du hast nur all' die Herrlichkeit zu tragen,
Hast nichts zu thun, als alle dumpfen Schmerzen
Und jeden Frost zu bannen aus dem Herzen,
Vertrauend, freien Blicks gradaus zu schreiten
Und Gott zu schaun im Nahen und im Weiten!

Die Lerchen jubiliren in der Luft,
Von allen Wiesen steigt der Frühlingsduft;
Der Aether leuchtet hier und wunderbar,
Geheimnißvoll und doch so traulich klar.
Du eile, dich in Sonnenschein zu baden,
Im reinsten Hauch der höchsten Himmelsgnaden,
Und trinke ganz und tief mit voller Brust
Die ewig neue, süße Frühlingsluft!

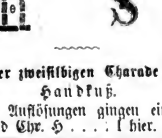
Allerlei.

Abnahme in der Drehungs-Geschwindigkeit der Erde. Dieselbe ist jüngst durch den Mathematiker Adams nachgewiesen und diesem hiefür eine der höchsten wissenschaftlichen Auszeichnungen, die goldene Medaille der astronomischen Gesellschaft in London, verliehen worden. Noch eine der ersten Autoritäten des 18. und 19. Jahrhunderts glaubte durch Beobachtungen über die Unveränderlichkeit des Eintreffens des Monden in bestimmten Puncten seiner Bahn zu der Annahme berechtigt zu sein, daß sich die mittlere Dauer eines Tages seit 2000 Jahren nicht um das Hundertstel einer Secunde verändert habe, also als unveränderlich gelten müsse. Prof. Adams aber — der gleichzeitig mit Leverrier die Nothwendigkeit der Existenz des Neptun an jener Stelle berechnete, wo Encke in Berlin ihn wirklich fand — hat das Gegentheil des Laplace'schen Satzes nachgewiesen. Bereits ein Jahrhundert vor Laplace hatte man nämlich entdeckt, daß die Bewegung des Mondes, allerdings nur genessen nach der Dauer der Erdentage, geschwinder werde; Laplace erklärte diese Beschleunigung daraus, daß die Bahn der Erde um die Sonne sich der reinen Kreisform anzunähern suche und daß nach dem Newton'schen Gravitations-Gesetze deßhalb der Mond rascher um die Erde laufe. Adams aber berichtigte nun diese, wie gesagt, von der Dauer der Erdentage abhängige Berechnung dahin, daß die Beschleunigung des Mondlaufes nur theilweise eine wirkliche, durch seine eigene raschere Bewegung, theilweise aber nur eine scheinbare, durch die Verlängerung des Erdentages, d. h. durch eine geringere Drehungsgeschwindigkeit der Erde hervorgebrachte sei, und zwar daß nur die Hälfte der beobachteten Mondbeschleunigung der Erdbahnveränderung zuzuschreiben sei. Was aber die Verminderung der Drehungsgeschwindigkeit der Erde betrifft, so läßt sie nach Adams Rechnung darauf hinaus, daß der mittlere Erdentag jetzt um zwölf Tausendstel einer Secunde länger ist als vor 2000 Jahren: Der Tag nimmt also um 0.01197 Secunden in 2000 Jahren, um 0.000006 Secunden in einem Jahre und um den sechzigmillionsten Theil einer Secunde im Tage zu. Der Astronom ist danach berechtigt, den allerdings in unendlicher Zeit vor uns liegenden Zeitpunct voraus zu ziehen, wo die Erde ihre Axendrehung ganz einstellen oder vielmehr — wie der Mond jetzt in einem Monat — nur Eine Drehung im Jahre ausführen und stets nur eine und dieselbe Hälfte der Sonne zukehren wird. — (Bis dahin ist jedenfalls die deutsche Frage glücklich gelöst.)

Ein Talismann. Bei einer kürzlich in Berlin verhafteten Taschendiebin wurde auch eine Maulwurfspfote vorgefunden. Dieselbe sollte als Talisman ihre Besitzerin vor den Armen der Gerechtigkeit schützen. Das Mittel hat sich jedoch nicht bewährt.

Frisch, fromm, fröhlich, frei! Das Losungswort der deutschen Turner: „Frisch, frei, fröhlich, fromm" ist weit älter, als gewöhnlich angenommen wird. Auch dürfte die verkürzte Form: „Frisch, fröhlich, fromm" (vom Jahre 1627) wohl schwerlich für die ursprüngliche zu erachten sein, da die erweiterte Form sich bereits im 16. Jahrhundert vorfindet. Nach einem handschriftlichen Liederbuche vom Jahre 1574 lautet der Spruch also: „Frisch, fromm, fröhlich, frei ist aller Studenten Geschrei." Mit anderm Reime ebenfalls aus dem 16. Jahrhundert: „Frisch, frei, fröhlich, frumb, ist der Studenten Reichthumb." Und aus dem Volksmund damaliger Zeit: „Frisch, fröhlich, fromm und frei! das ander Gott befohlen sei."

Buchstaben-Rebus.



H . . . . l.

Auflösung der zweisilbigen Charade in Nr. 33.

Handkuß.

Richtige Auflösungen gingen ein von: H. Hellmann und Chr. H . . . . l hier.

Eigenthum, Druck und Verlag von Albrecht Schröder. — Verantwortlicher Redacteur: K. Pfisterer.

Digitized by Google

Das Novellenbuch.

Unterhaltungsblatt zum „Fortschritt“ („Fürther Abendzeitung“).

Nro. 36. Donnerstag, den 3. Mai 1866. 2. Jahrgang.

Der Mönch.

(Fortsetzung.)

Siebzehntes Capitel.

Die Reliquienkästchen.

Dom Boissier hatte sich durch richtiges Verständniß, tactvolles Benehmen und kluge Leitung übernommener Geschäfte nicht nur in der Abtei, sondern auch außerhalb derselben große Achtung und allmählich das unbedingte Vertrauen des Abtes erworben. Am Vorabende des Frohnleichnamsfestes war die Bevölkerung von zehn Stunden in der Runde in großer Anzahl nach Charroux geströmt. Die wunderthätige Quelle und die Kunde, daß die alte Abtei wieder erstanden sei, hatten fromme Pilger in Masse angelockt. Ein Laienbruder stand mit einem Schöpfgefäße zur Seite der Grube und füllte die ihm zugereichten Flaschen der ihn umdrängenden Pilger. Natürlich stand ihm gegenüber der Opferteller zur Empfangnahme der Sous. Das Geschäft ging an diesem Tage ausgezeichnet. Die Sous mehrten sich in den Säckeln und die Säckel mit ihnen. Die Pfütze lieferte zuletzt nur noch eine schlammige, übelriechende Flüssigkeit. „Gebt uns! Her damit!“ riefen die Pilger. Nur die weit vorgerückte Nacht konnte dem ungestümen Andrang ein Ziel setzen.

Der Bruder schleppte die Sousſäcke in die Wohnung des Abts, bei dem sich Dom Boissier befand.

„Lassen Sie uns die Einnahme von heute feststellen!“

„Der Tag war gut.“

Der boshafte Boissier verbiß ein spöttisches Lächeln, als er diese Handwerksphrase zur Antwort gab, aber Reverendissimo machte sie unendliches Vergnügen. Niemand liebt's, allein an *seinem* Leibe den Aussatz der Gemeinheit hervorbrechen zu sehen und Dom Boissier spielte seine Rolle als Mönch vom alten Schrot und Korn so gelungen, daß die dünne Rinde der Zurückhaltung, welche Claude bis dahin noch gegen ihn bewahrte hatte, von seinem Herzen vollends wegschmolz.

„O, mein Sohn, wie reicher würden wir heute sein, besäßen wir noch unsere Reliquien.“

„Die alten?“

„Ja; die Sainte-Bertu. Es ist ein unersetzlicher Verlust.“

„Und diese Reliquie bestand nirgend sonst?“

„Nirgend. O, die Ungeheuer, die Hugenotten! Wer weiß, was sie damit gemacht haben mögen!“

„Silberne Reliquienschreine haben sie gewöhnlich sehr in Ehren gehalten.“

„Ich meine nicht die Kasten, die sie wahrscheinlich eingeschmolzen haben werden. Die Elenden!“

Während dieses Gesprächs hatten sich die Sous auf dem Tische des Abts in langen Zeilen geordnet. Der Anblick dieses, dem Aberglauben des Volkes abgeschwindelten Geldes machte ihm größeres Vergnügen, als irgend ein anderer. Der Mönch ist der wahre Lump. In unserer Zeit blickt ein ehrenhafter Mann nur mit tiefer Scham auf das Almosen, das er der Hülflosigkeit seiner Lage verdankt; der Mönch schämt sich des Bettels nicht. „Geben Sie mir kein Almosen; ich kann's nicht nehmen, ohne mich zu schämen; geben Sie mir Arbeit!“ Dieses schöne Wort des Arbeiters des 19. Jahrhunderts kehrt der Mönch, dieser hinter den Ideen seiner Zeitgenossen zurückgebliebene Epimenides, stets um und sagt: „Gebt mir ein Almosen. Es ist mein Stolz; es macht mich besser, macht mich zum Heiligen. Würdet mir keine ehrliche Arbeit auf; ich schäme mich ihrer; sie erniedrigt mich!“

Dom Claude betrachtete die erbettelten Sous mit dem Vergnügen, das dem Geizhalse der Anblick seiner Chatoulle bereitet. Dies Kupfer, das seine Finger besudelte, roch ihm, wie ein todter Feind.

Dom Boissier fand das Metier weniger nach seinem Geschmack. Gleichwohl fuhr er fort, mit Dom Claude Sous zu schichten und seine Klagen über den Verlust der Reliquienkästchen anzuhören.

Digitized by Google

Plötzlich legte er die Hand an die Stirn. Eine Erinnerung erwachte in ihm, vag und unfaßbar, wie alle Erinnerungen an längst vergessene Dinge, die während des Pariser Lebens in flüchtiger Hast an uns vorüberrauschten. Er sah das Geschäft des Zählens beinahe beendigt, bat sich zurückziehen zu dürfen und schied mit dem Segen des Greises. In der Thür blieb er stehen.

„Ehrwürdiger Vater, ich habe eine Ahnung, als ob wir unsere Reliquien noch wiederfinden würden."

„Sie glauben, es sei nicht sorgfältig genug nach ihnen gesucht worden?"

„Man muß von Neuem suchen."

Mit diesen Worten entfernte er sich und schrieb an seinen Freund, den Capuziner zu Paris:

„Ich habe einen sehr wichtigen Auftrag für Dich, den Du sofort ausführen mußt. Im Schaufenster eines Antiquitätenhändlers, Quai Voltaire, in der Nähe vom Pont du Carousel habe ich einst zwei kleine Reliquienkästchen von vergoldetem Silber gesehen, mit einem Etiquet, das, wenn ich nicht irre, so lautete: „Aus der alten Abtei von Charroux herstammend." Kaufe diese Kästchen! Bist Du im Besitz des Schatzes, so befrage den Verkäufer um den Namen des frühern Besitzers und schreibe mir darüber. Ich erwarte die Kästchen möglichst bald, gut verpackt, gut verschnürt und gut versiegelt unter der Adresse: „Madame Simon, Charroux bei Civray."

Adieu, mein Freund. Flügel wünsche ich diesem Briefe und Deiner Benachrichtigung, daß ich mich nicht geirrt habe."

Sei glücklich in Deinen Nachforschungen, aber schweige!"

Noch in derselben Nacht verließ Dom Boissier gegen 1 Uhr seine Zelle, stieg vorsichtig, wie ein Fuchs in den Klosterhof hinab. Dünne Wolken verhüllten den Mond, aber verbreiteten eine hinreichende Helle, so daß Boissier in den Mauerresten, welche ehemals diesen Hof eingeschlossen und die gothischen Kreuzgewölbe der umlaufenden Halle getragen hatten, einen Stein auswählen konnte, dessen Aushebung nicht allzu schwierig sein würde. Er fand einen solchen und es gelang ihm nach einiger Anstrengung, ihn heraus zu nehmen. Mit Hülfe eines Meissels erweiterte er die Höhlung, bis er sie groß genug hielt, die beiden Kästchen aufzunehmen. Darauf setzte er den herausgenommenen Stein wieder an Ort und Stelle. In der nächsten Nacht schwärzte er die Höhlung, um die frischen Bruchspuren zu vernichten und erwartete, so vorbereitet, die Ankunft der Kästchen.

Bruder Simon war eingeweiht und hatte den Auftrag, sie nach ihrer Ankunft heimlich in Boissier's Zelle zu bringen. Am nächsten Samstage brachte Simon sie mit andern Postsendungen und Boissier barg sie während der Nacht in dem vorbereiteten Versteck.

Am andern Tage entdeckte Dom Claude, während er das Hochamt celebrirte und den Kelch abdeckte, auf dessen Boden ein blendend weißes, in Kreuzform zusammen gefaltetes Pergament. Der fromme Mann traute seinen Augen nicht und war einer Ohnmacht nahe. Dom Boissier unterstützt ihn und die Messe wird zu Ende geführt. Eine himmlische Freude im Herzen, überzeugt, daß der Himmel selbst ihm eine Botschaft gesandt hat, eilt Dom Claude auf seine Zelle, entfaltet das Pergament und in Zügen, wie sie nur die Hand eines himmlischen Caligraphen ziehen kann, liest er, was wir hier im Original mit Uebersetzung geben:

„Filio devotissimo Claudio. Hominum Salvator, hujus coenobii antiquissimus rex et patronus te monitum esse desiderat carnis et pretiosissimi sanguinis reliquias thecis miraculose servatas in lapideo claustri circuitu degere quaerendasque quantocius."

„Meinem frömmsten Sohne Claudius. Dieses Klosters liebevollster König und Fürsprecher will, daß Du ermahnt werdest, die Reliquien seines kostbaren Leibes, welche in der Umfassungsmauer des Klosters verborgen wurden, aufzusuchen."

Man wagt das heilige Pergament nicht zu berühren. Endlich wirft sich Dom Boissier vor ihm nieder und drückt voll Inbrunst und Andacht seine Lippen darauf. Alle folgen ihm und das Wort „Wunder" fliegt von Mund zu Mund. Charroux vernimmt die frohe Kunde. Man drängt sich zu dem Sprachgitter; man bittet, das heilige Pergament sehen und küssen zu dürfen. Die von Gargilesse gestiftete Schwesterschaft erfährt von ihm die Nachricht. Thränen entstürzen den Augen dieser gott-

Digitized by Google

seligen Jungfrauen und die Superiorin verfällt in Krämpfe, die man Verzückung nennt. „Horcht, sie spricht zum Heilande und zu Engeln!“ Man eilt zur Kapelle und Engelsstimmen, von einem Harmonium begleitet, stimmen ein Te Deum an.

Dom Gargilesse schlug vor, das himmlische Pergament in feierlicher Prozession durch die Straßen der Stadt zu tragen; aber Dom Guillart, der mit sich nicht einig werden konnte, was er von der ganzen Geschichte halten sollte, machte auf den Widerspruch und die Einmischung der weltlichen Behörden aufmerksam und man beschloß, es innerhalb des Tabernakels aufzubewahren.

Wenig fehlte, so hätte sich was Hände hatte, mit Brechstangen und Spitzhacken versehen, um die alten Mauerreste von Grund aus umzuwühlen, aber nicht theologisch gebildete Seelen hätten darin eine Entweihung des Sonntags erblicken können und so blieb das Aufsuchen der Reliquien bis zum kommenden Tage verschoben.

Guillart war von Boissier, dem glücklichen Autor dieses frommen Betrugs, nicht eingeweiht worden, weil dieser von ihm Widerspruch und Mißbilligung seiner Mittel befürchtet hatte.

Nachdem er den Bericht des räthselhaften Vorganges beendigt und in dem Archiv des Klosters niedergelegt hatte, betrachtete er mit kritischen, unbefangenen Augen Pergament und Schrift. Die Dinte war frisch und von derselben Art, wie die, welche er selbst und Dom Boissier brauchte. Das Pergament war blendend weiß und sehr fein, aber nicht unsern heutigen Fabrikaten ähnlich. Es schien mittels eines Messers und Lineals ausgeschnitten worden zu sein. Das Latein, ziemlich rein, konnte möglicher Weise aus dem Paradiese kommen, wenn man dort Latein spricht; aber Guillart mußte gestehen, daß Cicero und Sallust diese himmlische Botschaft weit würdiger stilisirt haben würden. Doch bewies das Alles noch keine Fälschung. Als er aber die in der Bibliothek befindlichen, noch unbeschriebenen Pergamentblätter hervorzog und umschlug, fand er eines derselben frisch durchschnitten. Er legte das vom Himmel gesandte Stück an und überzeugte sich, daß die Stücke zusammen gehörten. Aergerlich, daß man ihn vielleicht absichtlich umgangen und geglaubt hatte, ihn täuschen zu können, suchte er Dom Boissier auf.

„Nein, Boissier, lüge nicht! Du hast das Briefchen fabricirt, das unsern Abt um den Verstand gebracht hat.“

„Das sollte Dir klar sein, lieber Freund.“

„Boissier, das war nicht recht gethan.“

„Was ist denn so Schlimmes dabei?“

„Du hättest mit der Religion keinen Spott treiben sollen. Hätte unser Abt das Pergament in seiner Schublade gefunden, würde er ebenso gut in die Falle gegangen sein und ich hätte darüber gelacht; aber so — gerade herausgesagt: es war nicht schön von Dir.“

(Fortsetzung folgt.)

Erzielung gefüllter Levkoyen.

KD*. Rücksichtlich dieser Erzielung berichte die „Illustr. Gartenztg.“ über ein Verfahren, nach welchem 100 Levkoyenpflanzen 80 gefüllt blühende liefern. Nachdem die Samenträger mit aller Sorgfalt ausgesucht worden sind, werden dieselben im April in ein gegen Osten gelegenes Beet mit trockenem Boden gesetzt. Während der Blüthe wird bei den Blumenzweigen das Einkneipen angewendet; es bleiben nur 10—12 Schoten an den Seitenzweigen. Die kleinen Nebentriebe werden stets sehr sorgfältig entfernt, sobald sie sich zeigen; nur der Haupttrieb mit einigen Nebentrieben, die ebenfalls Schoten tragen, dürfen stehen bleiben. Aller Saft, den eine Pflanze erzeugt, ist zur Nahrung für die Samen bestimmt, und auf diese Weise erhält man 80 gefüllte blühende auf 100 Pflanzen, denn die Schoten sind weit größer, und die Reife der Samen ist viel vollständiger. Beim Enthülsen der Samen wird stets von jeder Schote das äußerste Viertel abgenommen; die Samen dieses äußersten Viertels sind es, welche zur Aussaat verwendet werden und fast nur gefüllt blühende Pflanzen erzeugen.

Allerlei.

Amerikanische Frauen. Man meldet aus Newyork: Am 10. Mai ds. Js. wird hier eine Frauenrechts-Convention für den ganzen Umfang der Vereinigten Staaten abgehalten werden. In dem betreffenden Aufruf heißt es, „daß durch das Verleihen des Stimmrechts an einige Millionen

Digitized by Google

Farbiger die republikanische Idee ihrer Entwicklung um keinen Schritt näher gerückt sein werde, so lange dies schätzbare Privilegium den Bürgern weiblichen Geschlechts vorenthalten bleibe, und solle die Republik eine Wahrheit werden, so müsse aus der Blutstaufe dieser zweiten Revolution das Weib in erneuerter Kraft und Würde hervorgehen, bekleidet mit allen den Rechten, Privilegien und Immunitäten, welche dasselbe zur Erfüllung seiner höchsten Pflichten gegen die Menschheit, das Vaterland, die Familie und sich selbst am besten befähigen." Ob die Frauen sich wirklich dafür entscheiden werden, aus der stillen glücklichen Häuslichkeit auf das stürmische, gefahrvolle Meer der Politik geworfen zu werden, ist noch zu bezweifeln, und grausam wäre es, sie wider ihren Willen politisch selig machen zu wollen.

Emancipirte. Man begegnet seit einigen Tagen auf den Straßen Petersburgs jungen Mädchen mit kurzgeschnittenen Haaren und Brillen, ein rundes Männerhütchen keck auf den Kopf gedrückt, mit einem Pack Bücher oder Noten unter dem Arm. Fragt man die Vorübergehenden: „Wer sind denn diese jungen Mädchen?" so erhält man die Antwort: „Das sind Nihilistchen!" Es hat sich dort ein Verein gebildet, welcher factisch beweisen will, daß das weibliche Geschlecht auch unabhängig sein kann und nicht mehr die Puppe und das zerbrechliche Spielzeug der Männer sein darf. Die russischen Zeitungen verspotten diese Bestrebungen in Schrift und Bild und behaupten, daß die Tendenzen der Priesterinnen des Realismus und Nihilismus sich im practischen Leben keineswegs bewährt haben. Jedenfalls sind diese Emancipationsgelüste ein bedeutsames Zeichen des in der russischen Metropole hervortretenden Zeitgeistes und legen Zeugniß dafür ab, daß wenigstens ein Theil des weiblichen Geschlechts sich der tiefen Versunkenheit eines unsittlichen Lebens zu entreißen bemüht ist.

Die Siamesischen Zwillinge, die mit ihrem in Europa gesammelten Gelde nach Amerika übersiedelten und sich auf eine Pachtung in Nordcarolina zurückzogen, sind durch den letzten Krieg wieder so verarmt worden, daß sie sich von Neuem zur Schau stellen müssen. Sie werden jedoch gegenwärtig von zwei 14jährigen, in Nordcarolina geborenen Negermädchen übertroffen, welche sich in Newyork sehen lassen. Die Verbindung zwischen ihnen ist enger, als bei den Siamesischen Zwillingen, da mehrere Organe bei ihnen gemeinschaftlich sind. Die Verwachsung beginnt unterhalb des Nackens und endet am Ausgange der Wirbelsäule. Berührt man eines dieser Mädchen unterhalb der Verwachsung, so fühlt das andere auch, während eine Berührung oberhalb der Verbindung nur von der Berührten gefühlt wird. Sie können sich aber, jedes für sich, zu gleicher Zeit über verschiedene Gegenstände unterhalten. Sie werden voraussichtlich auch Europa besuchen.

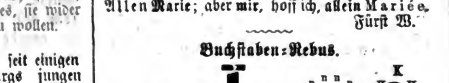
Neulich ist wieder eins von den kleinen **Vorlegeschlössern** zum Vorschein gekommen, welche der unglückliche Ludwig XVI. zu schmieden verstand. Es trug die Inschrift: „Ludovicus XVI. me fecit." Der Finder bezahlte es mit 4 Frcs.; als er es aber am folgenden Tage an einen Herrn im Faubourg Saint-Germain für 2400 Frs. verkauft hatte, war er so großmüthig, dem Trödler die Hälfte dieser Summe zu überbringen.

Fürst und Tänzerin. Die Vermählung des Frl. P. Taglioni mit dem Fürsten von Windischgrätz veranlaßt „Kladderadatsch" zu folgendem Distichon:

An M. T.

„Allen warst du Marie" — so lautet das ehrende Zeugniß.
Allen Marie; aber mir, hoff ich, allein Mariée.
Fürst W.

Buchstaben-Rebus.



S . . . . r.

△ **Auflösung der Rechnungs-Aufgabe in Nr. 34.**

$$\frac{x}{12}=m+\frac{10}{12} \text{ und } \frac{x}{15}=n+\frac{4}{15}$$

Hieraus folgt: $x=12m+10$ (1)
$x=15n+4$ (2)

$12m+10=15n+4$
$12m=15n-6$
$5n-2$
$m=\frac{}{4}$

Weil m eine ganze Zahl ist, muß auch $\frac{5n-2}{4}$ eine ganze Zahl sein. Dies ist nur dann der Fall, wenn n eine der ganzen Zahlen 2, 6, 10, 14 ꝛc., oder 1.2, 3.2, 5.2, 7.2 ꝛc., überhaupt $2(2\alpha+1)$ ist; denn $2\alpha+1$ ist für jeden beliebigen Werth von α eine ungerade Zahl. Also ist

$$m=\frac{5.2(\alpha+1)-2}{4}$$
$$=\frac{20\alpha+8}{4}$$
$$=5\alpha+2$$

Dieser Werth für m, in die Glchg. (1) substituirt, gibt

$$x=60\alpha+34$$

In diesem Resultat kann α jede beliebige ganze Zahl, einschließlich 0 vorstellen. Da aber vorausgesetzt ist, daß x zwischen 100 und 200 liegen soll, so muß $\alpha=2$ angenommen werden und somit ist

$$x=120+34=154.$$

Richtige Auflösungen gingen ein von: Emanuel Ichenhäuser, A. Fr. Goldschmidt, Simon Neuburger, Lippmann Tachheimer, Leopold Hirschmann, M. Lindenbaum, Johann Parricida, Georg Brenner, Eduard Scheideg, Isaak Neuburger, M. Bacharach, Fritz Felsenstein, Chr. H . . . . hier; Dr. Joh. Schlichknecht in Batzenhaus, R. Hinterer in Sadelheim, Heinrich Rothmann in Matzenhof, Lippmann Vogelbaum in Burghaslach.

Eigenthum, Druck und Verlag von **Albrecht Schröder.** — Verantwortlicher Redacteur: **L. Pfisterer.**

Digitized by Google

Das Novellenbuch.

Unterhaltungsblatt zum „Fortschritt" („Fürther Abendzeitung").

Nro. 37. Montag, den 7. Mai 1866. 2. Jahrgang.

Der Mönch.

(Fortsetzung.)

„Was willst Du, theurer Freund? Recht hast Du, tausendmal! aber ich mußte wissen, wie weit der Aberglaube der Mönche des 19. Jahrhunderts geht."

„Die Eulenspiegelei war zu stark."

„O, unserm Dom Claude ist noch lange nicht so übel mitgespielt worden, als jenem Prior, dessen Mönche die Antiphon vom h. Niklas zu singen begehrten."

„Ich weiß nicht, wovon Du sprichst."

„Ein alter Legendenschreiber des 14. Jahrhunderts erzählt die Geschichte in folgender Weise:

Am St. Nicolausabend kamen die jungen Mönche zum Prior und baten um Erlaubniß, das Responsorium des h. Niklas singen zu dürfen. Der Prior antwortete, es sei unstatthaft, von alten Institutionen zu Gunsten neuer abzugehen. Die jungen Mönche huldigten dem Fortschritt und erwiderten: Guter Vater, warum lassen Sie uns nicht das Lied von Monsignor Saint Nicholai singen? Es ist ein so schönes, süßes Lied und wird in der ganzen Welt gesungen.

Die Mönche zweifelten nicht, der Prior werde eine so rührend vorgetragene Bitte gewähren; aber dieser blieb unerschütterlich und erklärte ihnen kurz und bündig, nie sollten die neuen Lieder in seiner Kirche gesungen werden.

Die Fortschrittler mußten, gern oder ungern, die alten Vespern und Matutinen singen und sich schlafen legen.

Auch der Prior begab sich zur Ruhe, aber kaum war er in seinem Bette, da erschien ihm Mesire Saint Nicholai, sichtlich in sehr ungnädiger Laune, schalt ihn einen Verstockten, ergriff ihn bei den Haaren, zog ihn aus dem Bette und gab ihm, wie einem ungezogenen Kinde, die Ruthe zu kosten, die er aus Leibeskräften handhabte und dabei die Antiphon O pastor aeterne! sang. sang.

Der Prior heulte so laut, daß das ganze Kloster davon erwachte, aber er konnte seitdem den Bitten seiner fortschrittlich gesinnten Mönche nicht widerstehen und ließ die Schützlinge von Mesire Saint Nicholai die neuen Lieder singen.

Dom Claude hat keine Hiebe von mir bekommen und ich habe der Abtei die kostbaren Heiligthümer wiedergegeben."

„Das Letzte ist wahr und Deine beste Entschuldigung. Aber sind es die ächten Reliquienkästchen?"

„Ich kann's Dir versichern," sagte Dom Boissier, und las seinem Freunde den Brief des Pater Athenagoras vor, der sie zurückgekauft hatte. Die von jenem und Boissier angestellten Nachforschungen hatten ergeben, daß ein Arbeiter beim Wegräumen eines Gemäuers, das ehemals zur Abtei gehört hatte und später an die Familie Grandmaison übergegangen war, die Kästchen gefunden und einem Sammler, der für den Pariser Antiquar die Provinzen bereiste, verkauft hatte. Diese Angaben waren genau richtig, obgleich dem letzten Besitzer diese Umstände völlig unbekannt sein mußten.

Achtzehntes Capitel.

EXTREMA GAUDII LUCTUS.

Wir übergehen die Beschreibung des „Großen Tages" der Wiederfindung der Reliquien der alten Abtei von Charroux und schweigen von diesen Reliquien selbst, denen der Verfasser, dem wir folgen, ein sehr drolliges Capitel widmet.

In der bigotten Welt war die Aufregung, welche ihre Entdeckung hervorgerufen hatte, ungeheuer. Während Ihr, Männer der Zeit, Gelehrte, Techniker, Publicisten, Statistiker, mit den großen socialen Fragen euch beschäftigtet, welche die Menschheit, diese an Räthseln unerschöpfliche Sphynx, an jeden sinnigen Waller richtet, wurden anderswo ganz andere Hoffnungen rege, ganz andere Pläne entworfen.

Denn Ihr seid die Feinde der Gottheit! Euch gilt es zu bekämpfen. Ihr kamt vor 300 Jahren, jene fürchterliche Waffe handhabend, die man die Presse genannt hat, die alten Ideen auszurotten, die Zweifel

Digitized by Google

an die Stelle des Glaubens zu pflanzen, Mißbräuche zu entschleiern und ehrwürdig gewordenem Aberglauben vor der ganzen Welt die Schalkskappe aufzusetzen. Gegen Euch werden sich von nun an alle Kräfte der orthodoxen Welt verbünden.

Sie hätte sich mit Euch versöhnen können, aber sie wollte nicht; sie hätte den ehrenvollen Kampf der besonnenen Discussion annehmen können und der letzte Sieg wäre dem zugefallen, der das Recht auf seiner Seite gehabt hätte; aber die orthodoxe Welt hat diesen Kampf abgelehnt und die Hoffnungen, daß sie ihn endlich dennoch annehmen werde, sind vernichtet. Denn die Heißsporne, die Klopffechter, die Narren sind aufgetreten und ihr Schlachtruf ist erschollen:

Wehe den Gottlosen! Es lebe der Holzstoß!

Die „wunderbare Entdeckung" verursachte in Rom große Freude. Denn das Rom der geistlichen Cäsaren ahnt seinen Untergang und der Instinct, mit welchem Greise ihre letzte Stunde voraussehen, sagt diesem Rom, daß seine Weltherrschaft für immer dahin ist, seitdem es die Geister nicht mehr in Banden zu halten vermag. Groß war daher sein Jubel, als es vernahm, daß es den geschickten Händen einiger Mönche gelungen sei, eine der zerrissenen Schlingen wiederherzustellen, welche der Aberglauben den Völkern gelegt hatte.

Dom Claude empfing durch Vermittelung der Nunciatur von Paris ein mit dem päpstlichen Wappen versiegeltes Schreiben, nebst einem Breve, das alle Privilegien der frühern Abtei erneuerte und die Aebte von Charroux für immer von der gewöhnlichen Gerichtsbarkeit eximirte und unmittelbar abhängig vom päpstlichen Stuhl erklärte.

So waren also kaum 3 Jahre verflossen, seit jener arme Teufel, dieser vergessene Vicar von Charroux von seinem Bischofe die Erlaubniß erhalten hatte, in den Ruinen der Abtei sich anzusiedeln und nach der Regel des h. Benedict leben zu dürfen und schon erhob diese Abtei ihr Haupt so hoch, daß es von der bischöflichen Jurisdiction nicht mehr erreicht werden konnte. Aber jedes Glück hat seine Kehrseite und je höher der Koloß, desto größer seine Schatten. Alexander sank sterbend in die Kissen, die er der Liebe und der Lust gespreitet hatte, und Karl, den der Deutsche den Großen nennt, er mußte die Schiffe der Normanen sehen, die sein weites Reich verheeren würden. Cäsar fand einen Brutus, Napoleon ein Waterloo. Auch das Glück von Charroux hatte seine Schattenseite.

Den Ertrag der wunderthätigen Quelle, die Wachsspenden, die Meßgelder und einige Geldstücke, die von Zeit zu Zeit aus den eleganten Börsen einiger Damen der Aristokratie von Charroux in Dom Claude's zitternde Hände sanken, hatten natürlich nicht ausgereicht, die gewaltigen Baukosten zu bestreiten.

Die Restauration des Schiffs war in Angriff genommen; die des Chors hatte schrecklich gekostet und bezahlt war bis jetzt Nichts. Mittels der Unterschrift seines reichen Unternehmers und der Empfehlungsbriefe seines Architecten, hatte Claude von den Banquiers ohne Schwierigkeit Vorschüsse erhalten, aber die fortwährend erbetenen Verlängerungen der Zahlungsfristen hatten endlich die Geduld dieser gefälligen Herren erschöpft und nur der außerordentlichen Schlauheit, mit welcher Boissier diese Angelegenheit vermittelte, war es gelungen, eine letztere Verlängerung der Wechsel zu erwirken.

Der Greis sah den Abgrund sich vor ihm aufthun. Was half es ihm, ließ er auch die Arbeiten einstellen? Die Schuld blieb dennoch und welch ein Rückschlag konnte ein solcher Schritt auf die öffentliche Meinung und Erwartung ausüben! Das Specilegium, von Dom Guillart mit Fleiß und Geschick zu Stande gebracht, hatte die Augen der gelehrten Welt auf die Abtei gelenkt, aber kaum die Druckkosten bestritten. Die geistigen Erzeugnisse konnten demnach die Abtei nicht von ihren Schulden entlasten. Die Heiligen blieben übrig; aber diese lassen stets Andere für sich bezahlen und Claude sah kein Mittel, seine Abtei vor dem Hammer zu retten. Er war völlig rathlos.

Boissier, der die schwierigen Unterhandlungen mit den Banquiers zu so unerwartet günstigem Ende geführt hatte, besaß allein sein Vertrauen.

Er öffnete ihm sein Herz.

„Mein Sohn, mein Sohn, wo sind wir hinein gerathen!"

Digitized by Google

„Ich werde darüber nachdenken, Ew. Hochwürden. Schlafen Sie diese Nacht."

Er dachte wirklich darüber nach.

(Fortsetzung folgt.)

Apistisch-Politisches

von J. M. Lotter in Ziegelstein.

Im Norden unseres Vaterlandes existirt ein Bienenvolk, das seit einer langen Reihe von Jahren trotz der verkehrtesten Behandlung auf eine staunenswerthe Weise sich frisch und gesund erhalten hat. Ich will Ihnen hiemit Einiges von seinen traurigen Ereignissen mittheilen, überzeugt, daß Sie Antheil an seinen Schicksalen und sich ein Exempel daran nehmen, wie man Bienenvölker nicht behandeln soll.

Benanntem Volke ist vor ungefähr zwei Jahren sein alter Weisel mit Tod abgegangen. Es hatte sich einen jungen nachgezogen, ein Oberhaupt, das vom ganzen Volke als solches anerkannt und geliebt wurde. Trotzdem ist dasselbe bis heute noch nicht in dem Besitz seines Staates. Und wer verhinderte das, werden Sie fragen? Ach, meine Herren! es ist traurig, daß es in unserer in der Apistik so vorgeschrittenen Zeit noch so viele Bienengüter gibt, die die Natur und die Verfassung ihrer Bienenstaaten so wenig zu achten und zu würdigen wissen, und dadurch ihre Völker bis auf den Tod kränken und verletzen. So hören Sie denn: Der Stock ist Eigenthum des Großgrundbesitzers Michel, eines zwar wackeren, aber äußerst phlegmatischen, alles dem Zufall überlassenden Mannes, mit dem seine Nachbarn und auch seine ungerathenen Söhne gar oft sehr unglimpflich verfahren, und der auch, wenn er in seiner bisherigen Weise fortwirthschaftet, bald durch sie um Hab und Gut kommen muß.

Diese haben ein begehrliches Auge auf den besagten Bienenstock geworfen! denn sie wissen Alle, daß derselbe — wegen seines schönen, fleißigen Volkes — einen besonderen Werth hat.

Zunächst wollten sie ihn nun seinem Besitzer abschwatzen. Das wollte aber bei diesem doch nicht recht verfangen. Nun sannen sie auf eine List. Sie geben vor, der junge nachgezogene Weisel dieses Stockes sei untauglich und der Stock werde ganz eingehen, wenn man ihn nicht mit einem andern vereinige, oder ihm einen bessern Weisel gebe. Besonders mühte sich anfangs Nachbar Hannemann, auf diese Weise dem guten Michel dieses Volk abzudringen. Michel erinnerte sich noch rechtzeitig, daß ein derartiger Versuch mit eben diesem Stocke vor vielen Jahren schon jämmerlich ausgefallen war, indem diese Bienen, um ihre Selbstständigkeit besorgt, die des Nachbars Hannemann fast vernichtet hätten, wenn nicht zu rechter Zeit zwei seiner Söhne nur durch wirksamste Beruhigungsmittel Frieden gestiftet hätten, und er sagte mit Nachdruck „nein" dazu.

Seine phlegmatische Natur konnte es jedoch nicht über sich bringen, seinen zwei größten leider ungerathenen Söhne in ihren Gelüsten nach diesem Volke widerstehen. Er gab ihnen wenigstens zu, daß sie ihm seinen angebornen Weisel in ein Weiselhäuschen bis auf Weiteres einsperren konnten, überließ ihnen überhaupt die ganze Behandlung und den Ertrag dieses Stockes. Hätten sie nicht den Zorn der über die Behandlung ihres Oberhaupts erbitterten Bienen und die Eifersucht ihrer Brüder gefürchtet, so hätten sie vielleicht den angestammten Weisel schon gänzlich beseitigt, um dafür einen andern — ich glaube aber kaum einen italienischen oder egyptischen, wie das jetzt Mode ist, sondern — vielleicht einen oldenburgischen verschrieben, oder aber gar einen alten preußischen. Was sie noch thun, ob sie den eingeschlossenen Weisel wieder frei lassen ob sie das Volk mit ihren Völkern vereinigen, oder es gar verkaufen, das weiß bis zur Stunde noch Niemand. Lange kann der gegenwärtige Zustand nicht mehr gut thun, da das Volk im höchsten Grade erbittert über seine Quälgeister ist, um so mehr, als sich in demselben schon einige Afterweisel eingenistet haben, die sich die Würde und das Ansehen eines Herrschers mit einer grenzenlosen Frechheit anmaßen und an allen Orten des Stockes ihre heillose Drohnenbrut absetzen, welche aus dem Stocke zu schaffen, dem Volke kaum mehr gelingen will.

Ich ersuche Jeden, der solche Völker zu bewachen hat, in seinem eigenen Interesse dieselben nach ihrer Natur, und nicht nach seiner Laune zu behandeln; denn

Die Natur läßt sich nicht zwingen;
Das merkt Euch vor allen Dingen.

Digitized by Google

Allerlei.

Popularitätsschwindel am Kaiserhofe in Paris. Sigmund Kallich schreibt in der „Pariser Chronik" der „N. Fr. Pr.": „Was würde man in den verschiedenen deutschen Ländern dazu sagen, wenn ein kleiner, ein ganz kleiner oder auch ein großer Zeitungsschreiber sich mit folgenden Zeilen an den betreffenden Fürsten wendete:

Sire!

Jeden Tag veröffentliche ich in dem Blatte X einen Artikel unter dem Titel: Münchener oder Dresdener oder Darmstädter ꝛc. ꝛc. „Indiscretionen", und ich wünschte meinen Lesern die Gemächer des königlichen, großherzoglichen ꝛc. ꝛc. Prinzen (des Kronprinzen) zu beschreiben. Wird Euer Majestät mir zur Lösung dieser Aufgabe verhelfen, indem sie mich ermächtigt, die Wohnung, welche Ihr Sohn in den Tuilerien einnimmt, zu besuchen? Indem ich das Belieben Eurer Majestät abwarte, bin ich Ihr sehr ergebener und sehr gehorsamer Diener und Unterthan Y. Z.

Der betreffende Kämmerer, Ceremonienmeister oder sonst ein zur Abnahme ähnlicher Bittschriften Bestellter würde ob dieser rücksichtslosen Einfachheit der Sprache, ob dieser unverschämten Nüchternheit der Form, die sich ein Scribent erlaubt zum mindesten die Hände über dem Kopfe zusammenschlagen und in Verwünschungen der bösen Zeit und ihrer giftigen Früchte ausbrechen; er würde das Schreiben, wie man es ehemals mit Ketzern gehalten, dem Feuertode überliefern und über den Inhalt desselben zur Tagesordnung übergehen.

Und der Schriftsteller?

„Er war nie gewesen."

Das Alles im besten Falle. Wäre der Würdenträger von rechtem Schlag, hinreichend erfüllt und durchdrungen von der Höhe seines Berufes, von der Heiligkeit seiner Pflicht, dann machte er die Sicherheitsbehörde auf die revolutionäre Angefressenheit, auf die Gefährlichkeit des Briefschreibers aufmerksam, damit dessen Thun und Treiben einer heiligsamen Ueberwachung unterzogen und dadurch der Staat vor möglichem Schaden von dieser Seite bewahrt werde.

Mit einem Schreiben, genau in der angeführten Form, von Paris datirt, wendete sich Herr Adrien Marx an Napoleon III., der doch auch ein leidlich mächtiger Herr ist und auch, wie man in Erlässen und Anordnungen lesen kann, von „Gottes Gnaden" herrscht, nur daß der „Nationalwille" als zweiter Ursprung der Gewalt auf gedachten Urkunden sich angegeben findet, was von Niemandem als ein abschwächender Umstand angesehen wird. Wenige Tage nach Absendung der so leichtweg vorgetragenen Bitte, ohne Kniebeugen und ohne Selbstzerknirschung, erhielt Herr Adrien Marx folgende Erwiderung, von dem Privatsecretär des Kaisers, Hrn. P. Pietri unterzeichnet:

„Paris, 6. April.

Wollen Sie die Gefälligkeit haben, mich morgen um zwei Uhr im Tuilerienpalast zu besuchen. Ich möchte Sie von dem Verlangen unterhalten, welches Sie vor einigen Tagen an den Kaiser gerichtet. Genehmigen Sie, mein Herr, die Versicherung meiner ausgezeichneten Empfindungen."

Diese Einladung konnte natürlich nichts Anderes als die Gewährung der gestellten Bitte bezeichnen.

Nun denkt der deutsche Leser, daß der Kaiser Napoleon, der offenbar noch mit einigen andern Dingen sich zu beschäftigen hat, als mit dem Anliegen des Zeitungsschreibers Adrien Marx, sich damit begnügt hat, die verlangte Erlaubniß zu ertheilen, und daß während der Abwesenheit des Prinzen aus seiner Wohnung dem Journalisten die Besichtigung freigestellt wurde. Weit gefehlt! Die Verfügung war so getroffen, daß Herr Marx zuerst von Miß Shaw, der Wärterin, dann von Hrn. Monnier, dem Erzieher des Prinzen, und zuletzt von dem kaiserlichen Knaben selbst mit freundlichstem Entgegenkommen behandelt und demselben die Lösung seiner Aufgabe so leicht und angenehm als möglich gemacht wurde.

Während der wißbegierige Literat, nachdem er sich von Miß. Shaw alle die Einzelheiten der Einrichtung und Anordnung in den Gemächern der kleinen Hoheit hat zeigen und erklären lassen, mit Herrn Monnier in dessen angrenzender Wohnung sich unterhielt, war der Prinz aus der Reitschule in seine Zimmer zurückgekehrt. Bald darauf kam die Wärterin und unterbrach das Gespräch zwischen dem Erzieher und dem Journalisten durch die Meldung, daß sie den jungen Monseigneur ersucht habe, eine der Federzeichnungen, die sie dem Gast gezeigt hatte, für denselben mit seiner Unterschrift zu versehen, worauf der Monseigneur jedoch geantwortet habe, daß er eine Zeichnung eigens für den Besucher fertigen und unterschreiben wolle.

Kaum hatte sie diese Meldung vorgebracht, als der Prinz herbeikam, sich dem Fremden nahte und demselben die Skizze, einen Flötenspieler darstellend, hinter welchem eine Landschaft sich ausdehnt, mit gefälliger Miene und einnehmendem Lächeln überreichte. Der Schriftsteller dankte, und der zehnjährige Prinz sprach mit ihm über Kunst und Geschichte. Zum Abschied reichte der Thronerbe dem Literaten die Hand, welche dieser recht freundschaftlich drückte.

Rechnungs-Aufgabe.

Jemand hatte 100 fl. rh. zu bezahlen. Er bezahlte mit Laubthalern (à 2 fl. 45 kr.), 24-, 12-, 6- und 3-Kreuzerstücken, im Ganzen 100 Stück. Wie viel Stücke gab er von jeder Sorte und wie lassen sich die möglichen Auflösungen der Reihe nach finden?

Auflösung des Buchstaben-Rebus in Nr. 35.

Allgemeiner Aufstand.

Eigenthum, Druck und Verlag von Albrecht Schröder. — Verantwortlicher Redacteur: L. Pfisterer.

Digitized by Google

Das Novellenbuch.

Unterhaltungsblatt zum „Fortschritt“ („Fürther Abendzeitung“).

Nro. 38. Donnerstag, den 10. Mai 1866. 2. Jahrgang.

Die Kunst, alt zu werden.

Die Kunst! höre ich im Geiste mit Erstaunen meine Leser rufen und eifrig hinzusetzen: Was bedarf es da der Kunst? Das Alter kommt natürlich genug, und ohne daß man zu sorgen braucht. Laßt uns die nöthige Zahl von Jahren erreichen und wir sind alt.

Alt, nun freilich; aber zwischen alt und alt ist ein Unterschied. Es gibt ein Alter, das verdrießlich, grämlich, freudlos und dunkel ist. Es ist das stumpfe, öde Alter, das Alter, das nur eine Maske des Todes ist. Von diesem Alter schreibt Kant: „Dahin führt die Kunst, das menschliche Leben zu verlängern, daß man endlich unter den Lebenden nur so geduldet wird, was eben nicht die ergötzlichste Lage ist.“ Dies Alter ist gewissermaßen nur eine dicke, trübe Hefe des Daseins, ein abgestandener Ueberrest, mit dem nichts mehr anzufangen ist.

Aber zum Glück darf dies Alter als keine Nothwendigkeit angesehen werden. Es läßt sich vermeiden und anders gestalten, wenn man es nicht unvorbereitet über sich kommen läßt, wenn man sich darauf einrichtet und es beherrscht.

Das ist es, was wir unter der Kunst des Altwerdens verstehen. Man soll das Alter zu behandeln wissen, man soll sich gewissermaßen zum Virtuosen darin machen.

Das Alter braucht durchaus nicht abschreckend zu sein. „Es giebt eine Jugend, die uns nie entfliegt,“ hat Goethe in Beziehung auf Schiller gesagt. Jean Paul aber erzählt von Menschen, „denen bis ins höchste Alter ungeschwächte Denk- und Behaltkräfte bleiben, und denen man das Alter nur ansehen, nicht anhören kann.“

Die Geschichte liefert schlagende Belege dafür.

Isokrates, der berühmte griechische Redner, Spielgenosse und Freund Plato's, zählte schon sechsundneunzig Jahre, als er seinen „Panathenaikos“ verfaßte. Sophokles ward kurz vor seinem Tode, der im fünfundneunzigsten Lebensjahre erfolgte, von seinem Sohne vor Gericht als schwachsinnig angeklagt; er aber, um sich von dieser Anklage zu reinigen, las den Richtern seine eben beendete Tragödie: „Oedipus auf Kolonos“ vor, durch welche er diese zur höchsten Bewunderung und dem Ausspruche hinriß: der Sohn müsse verrückt sein, der den Geist des Vaters, der ein solches Werk zu schaffen im Stande, für geschwächt erachten könne. Agatharchides, in seiner Geschichte Asiens, rühmt den Hieronymus wegen seines Lebens von ungeschwächten Sinnen, seiner vollkommenen Gesundheit und aufgeweckten Geistesart, trotzdem er 104 Jahre alt war und viele Kriege mitgemacht, große Strapazen erduldet und zahlreiche Wunden empfangen. Plutarch preist den Agesilaus als einen höchst liebenswürdigen Greis, dem alles grämliche, unfreundliche Wesen in Reden und Mienen fremd war, und von Appius Claudius Cäcus, einem der ausgezeichnetsten Männer des alten Roms, wird gerühmt, daß sein Geist wie ein Bogen gespannt und nicht vom Alter bewältigt ward. Cato in Cicero's „Cato Major“ erzählt: „Fast bis auf seine letzte Stunde sahen wir den Cajus Gallus, den Freund deines Vaters, mein Scipio, mit der Ausmessung des Himmels und der Erde beschäftigt. Wie oft überraschte ihn das Tageslicht, wenn er in der Nacht etwas zu zeichnen begonnen, wie oft die Nacht, wenn er des Morgens den Anfang gemacht. Wie viel Vergnügen machte es ihm, uns eine Sonnen- oder Mondesfinsterniß lange im voraus zu verkünden. Andere fanden im Alter an anderen, einen scharfsinnigen Geist erfordernden Beschäftigungen Freude. Mit welcher Liebe arbeitete Nävius an seiner Geschichte des punischen Krieges, und Plautus an seinem „Unfreundlichen“ und an seinem „Phondolus“. Ich habe auch noch den alten Licius gekannt, der sechs Jahre vor meiner Geburt sein erstes Schauspiel herausgegeben und bis an die Zeit meines Jugendalters in solchen Beschäftigungen fortlebte. Was soll ich von dem Eifer sagen, mit welchem Publius Lucinus Crassus und jener

Digitized by Google

Publius Scipio sich sowohl des oberpriesterlichen als des bürgerlichen Rechtes befleißigte? Aber alle die genannten Männer waren schon Greise, als wir an ihnen einen so glühenden Eifer für die Wissenschaften bemerkten. Wie emsig ferner sahen wir den Marcus Cathegus, welchen Ennius mit Recht das Mark der Beredtsamkeit nennt, sich in dieser selbst noch als Greis üben."

Der kranke, fast erblindete Galiläi, ungebeugt von den Jahren und dem Unglück, schrieb noch kurze Zeit vor seinem Tode: „Ich grüble in meiner Finsterniß bald diesem, bald jenem Gegenstande der Natur nach und kann meinen rastlosen Kopf nicht zur Ruhe bringen, so sehr ich es auch wünsche."

Hanns Sachs dichtete bis in sein hohes Alter sehr glücklich. Franklin, der 1790 in seinem fünfundachtzigsten Jahre starb, behielt den lebhaftesten Antheil für alle Vorgänge der Welt. Julie Bondeli, die Schweizerin, schrieb von Rousseau, als er dreiundfünfzig Jahre alt war: „Er ist achtzig, wenn er schweigt, dreißig, wenn er spricht." Hinfällig und leidend, wie er war, vergaß er Alles, wenn er sich in einen Gegenstand vertiefte. Der berühmte Göttinger Naturforscher Joh. Friedr. Blumenbach, der 1752 geboren wurde und 1840 starb, hatte sich die ganze Beweglichkeit seiner Jugend zu bewahren gewußt; hoch betagt, war er von lebhaftem und heiterem Ausdrucke. Von Goethe schrieb Eckermann 1825: „In wenigen Jahren wird er achtzig Jahre alt, aber des Forschens und Erforschens wird er nicht satt. In keiner seiner Richtungen ist er fertig und abgethan, er will immer weiter, immer weiter — immer lernen, immer lernen und gibt sich dadurch als einen Menschen von ewiger, ganz unverwüstlicher Jugend kund."

„Es gibt Menschen, die ihre Jugend erst im Alter erleben," schreibt Jean Paul irgendwo, und daß sich ein Abglanz der Jugend auf das Alter übertragen, sich ihm eine gewisse Helle, ein Lichtschimmer der Seele verleihen läßt, das jedenfalls liegt außer allem Zweifel. Alexander v. Humboldt, Varnhagen v. Ense, die Gräfin Elise v. Ahlefeldt sind uns dafür Beweise, die wir selbst gekannt. Die Letztere hatte sich die ganze Anmuth einer jungen Frau und das Lächeln der unverwüstlichen Grazie bewahrt.

Solche Beispiele beweisen zur Genüge, daß im Menschen etwas Unverwüstliches, dem Geschicke der physischen Aeußerlichkeit nicht Unterworfenes vorhanden. Die Psyche, das Geistige vermag das Irdische zu überstrahlen, kann es mit einem Hauch der Frische und Schönheit umkleiden, welcher nicht zu bewältigen ist.

Freilich muß man dazu etwas thun, sein Leben danach einrichten und besonders für das Alter seine Vorbereitungen treffen. Man darf sich nicht willenlos und blindlings ihm anheimgeben. „Das Alter," schreibt Klencke in seinem jüngst erschienenen „Hauslexicon der Gesundheitslehre für Leib und Seele" — „das Alter erstrebe sich vornehmlich Ruhe und Heiterkeit des Gemüths, erfreue sich am Familienleben, übe und empfange Liebe und Wohlwollen, hänge nicht an kleinen materiellen Rücksichten, verliere nicht das Interesse an der Welt und den öffentlichen Begebenheiten, folge den Zeitungsberichten, den neuen Erscheinungen in seinem Berufe, seiner Wissenschaft, Kunst oder Lieblingsbeschäftigung, hüte sich vor geselliger und geistiger Gleichgiltigkeit, betrachte sich stets noch als ein an der Welt theilhabendes Wesen und — das ist nicht hoch genug anzuschlagen — trage bis an das Lebensende Wünsche und Hoffnungen für die Zukunft in sich. Das erhält das Leben, kettet es an die Welt, treibt es über die enge Gegenwart hinaus und schützt vor Ermattung und Erstarrung."

Als ein Buch, aus dem sich die Kunst, alt zu werden, besonders studiren läßt, sind uns immer die „Briefe von Wilhelm von Humboldt an eine Freundin" (Leipzig, Brockhaus) erschienen. Sie zeigen uns recht deutlich, daß das Alter nicht kleinlich, engbegrenzt, verkümmert zu sein braucht, daß es kein Hinabgehen von der Mittagshöhe des Lebens, sondern ein Höher- und Höhersteigen der Seele, ein Wallen bis vor das Thor der Ewigkeit ist.

„Das Alter ist im Grunde, wo es schön und kräftig empfunden wird," läßt sich Wilhelm von Humboldt vernehmen, „nichts Anderes, als ein Hinaussehen aus dem Leben, ein Steigen des Gefühls, daß man die Dinge verlassen wird, ohne sie zu entbehren, indem man doch zugleich sie liebt

Digitized by Google

und mit Heiterkeit auf sie hinblickt und mit Antheil in Gedanken bei ihnen verweilt."

„Ein Hinaussehen aus dem Leben," wie groß und zugleich wie wahr ist das gesagt! Wie erscheint der betagte Mensch nach diesem Ausspruch auf seinen zurückgelegten Jahren gleichsam wie auf Bergen, die er erstiegen. Die Luft ist reiner, leichter um ihn, die Aussicht weiter, freier, die Welt, wie unter ihm weggesunken, nur noch in ihren großen Umrissen vor ihm, die lichten Gestirne, der Athem Gottes ihm näher.

Es ist ein entzückendes, glückliches Bild, zu dem ganz passend erscheint, was unser Autor später einmal ausspricht, nämlich: „Ich scheue das Alter nicht, und den Tod habe ich durch eine sonderbare innere Stimmung vielleicht von meiner Jugend an, nicht blos als eine so rein menschliche Begebenheit angesehen, daß sie Einen, der über Menschenschicksale zu denken gewohnt ist, unmöglich betrüben kann, sondern eher als etwas Erfreuliches. Jetzt ist meine Rechnung mit der Welt längst abgeschlossen. Ich verlange vom langen Leben weiter nichts, ich habe keine weitaussehenden Pläne, nehme jeden Genuß dankbar aus der Hand des Geschickes, würde es aber thöricht finden, daran zu hängen, daß das noch lange so fortdauere. Meine Gedanken, meine Empfindungen sind doch eigentlich der Kreis, in dem ich lebe und durch den ich genieße; von Außen bedarf ich kaum etwas, und diese Gedanken und Empfindungen sind zu sehr mein, als daß ich sie nicht mit mir hinübernehmen sollte. Niemand kann den Schleier wegziehen, den die Vorsehung gewiß mit tiefer Weisheit über das Jenseits gezogen hat. Aber gewiß kann die Seele nur gewinnen an innerer Freiheit, an Klarheit aller Einsicht in das Tiefste und Höchste, an Wärme und Reinheit des Gefühls, an Reichthum und Schönheit der umgebenden Welt. Ein einziger Blick in die unermeßliche Ferne des Sternenhimmels bringt mir das mit einer inneren Stärkung, von der nur derjenige einen Begriff hat, dem sie zu Theil geworden ist, vor das Gefühl, und so erscheint mir das Ende des Lebens, so lange es von Krankheit und Schmerz frei ist, die ja aber auch Kindheit und Jugend treffen, vielleicht der schönste und heiterste Theil."

Daß Wilhelm v. Humboldt in diesen Aussprüchen nicht zu viel gesagt und sich nicht etwa Ansichten angedichtet, die er nicht besessen, kann uns zur Genüge eine Thatsache belegen, die sein Bruder Alexander von ihm erzählt. Wilhelm kam in seiner Jugend beim Baden in der Leine in Gefahr, zu ertrinken. Beim Untersinken rief er einem Freunde, der ihn nachher rettete, mit beispiellosem Stoicismus zu: „Ich sterbe, aber es thut nichts!"

Wir sehen also, daß er den Tod in der That nicht gescheut, und wenn er demnach seine Jugendstimmung so richtig bezeichnete, so ist anzunehmen, daß er auch die seines Alters nicht irrthümlich angegeben. Wir glauben ihm, wenn er an einer andern Stelle sagt: „Die Vorbereitung zum Tode muß das ganze Leben sein, so wie das Leben selbst, und wirklich von seinem ersten Schritte an, eine Annäherung zum Tode ist."

Man erinnert sich wohl, daß Dante in seinem „Fegefeuer" einmal die Meinung aussprechen läßt: „Leben ist nur ein Eilen zum Tode," und so wahr das ist, so muß uns doch der besonders unglücklich dünken, der auf dieser Flucht zum Grabe sich geistig gewissermaßen den Athem und außer alle Fußstapfen der Ewigkeit hinaus verläuft.

Es ist wieder unser Geleitsmann, der in dieser Hinsicht folgenden Ausspruch thut: „Es gibt denn doch auch hier schon etwas Festes", „einen ruhenden Pol in der Flucht der Erscheinungen", wie es einmal in einem Schiller'schen Gedichte sehr schön heißt. Der Mensch gehört zu einer großen, nie durch Einzelnes gestörten, noch störbaren Ordnung der Dinge, und da diese gewiß zu etwas Höherem und endlich zu einem Endpunkte führt, in dem alle Zweifel sich lösen, alle Schwierigkeiten sich ausgleichen, alle früher oft verwirrt und im Widerspruch klingenden Töne sich in einen mächtigen Einklang vereinigen, so muß auch er mit eben dieser Ordnung zu dem gleichen Puncte gelangen."

(Schluß folgt.)

Allerlei.

Die Trinksucht in Frankreich. Jules Simon, Mitglied des französischen gesetzgebenden Körpers und des Institutes, hat soeben ein Buch unter dem Titel „Le travail" veröffentlicht, in dem er unter Anderem sagt: „Die Schenke vernichtet gleichzeitig das physische und moralische

Digitized by Google

Wohl des Arbeiters. Dicht neben den Fabriken und Werkstätten befinden sich die zahlreichen Alkoholhöhlen, die an Zahltagen von Besuchern überfüllt sind. So lange der Fabrikarbeiter Geld oder Credit hat, besucht er sie, während Weib und Kinder Kälte und Hunger leiden müssen. Sie treiben sich in der Nähe der Schenke herum, hoffend, daß der Blick ihres Versorgers auf sie fallen, daß ein Vater dem Mitleid oder den Gewissensbissen nicht ganz unzugänglich sein werde. Der Mann ist aber nicht mehr Vater oder Gatte. Er ist blos Trunkenbold und die Seinen dürfen noch zufrieden sein, wenn er nicht geschlagen worden ist oder Jemanden geschlagen hat. Es gibt in Frankreich Städte, wo selbst die Weiber mit den Männern als Trunkenbolde rivalisiren. In Lille und Rouen gibt es Weiber, deren Blut mit Alkohol so übersättigt ist, daß ihre Säuglinge die Brust eines nüchternen Weibes nicht mehr nehmen wollen. In den Vogesen trinken sogar kleine Kinder Branntwein und werden hierdurch häufig schwachsinnig und blöde. In den Fabriksstädten muß von Amts wegen gegen die „Cabarets“ eingeschritten werden, die Kindern Branntwein ausschenken.“ Als Veranlassung dieser übermäßigen Neigung zur Trunksucht bezeichnet Simon in erster Reihe die bis zur Erschöpfung verlängerte Arbeit in den Fabriken, in zweiter Reihe die elenden Verhältnisse der Arbeiterwohnungen. Diese will er vornehmlich verbessert wissen.

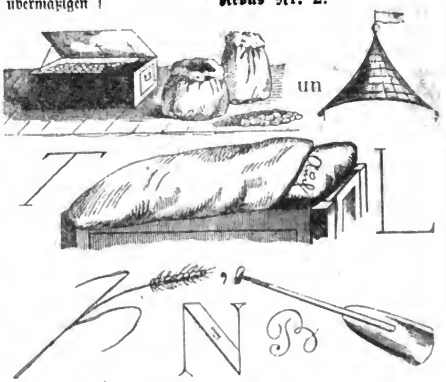
Mode. Die France kündigt eine große Revolution in der — Mode an. Die Kaiserin Eugenie hat beschlossen, einen der wichtigsten Mode-Industriezweige, die Stickerei, zu unterstützen, zugleich aber erklärt, die jetzigen Muster seien zu schwerfällig, die Kleider seien jetzt von Stickereien ganz überladen und würden dadurch so schwer u. schwerfällig, daß die schönsten Stoffe die Elasticität und Leichtigkeit verlören. Der Präfect der Meurthe hat von dieser Absicht der Kaiserin Veranlassung genommen, durch Rundschreiben die geschicktesten Sticker seines Departements aufzufordern, „leichte, feine, elegante Muster herzustellen, die den Kleiderstoff heben und zur Geltung bringen, statt ihn zu entstellen; Muster, welche der Kaiserin im Laufe des Monats vorgelegt werden sollen.“

Ein Curiosum. Das N. Fremdbl. in Wien erzählt: „Neulich erschien eine sehr elegant gekleidete alte Frau im Expeditions-Bureau einer hiesigen Bahnanstalt und stellte die Anfrage, wie viel der Transport einer Leiche nach Stuttgart koste. Der Dame wurde selbstverständlich sofort mit größter Bereitwilligkeit die gewünschte Auskunft ertheilt, zugleich aber erlaubte sich der galante Expeditor die höfliche Frage, ob vielleicht die Leiche schon morgen nach Stuttgart abgehen solle, worauf die Dame lakonisch antwortete: O nein, ich habe mich nur vorsichtshalber erkundigt für meine eigene Person, weil ich gern in Stuttgart begraben werden möchte.“

Diplomatischer Wochenkalender. Die „Rh. Ztg.“ enthält folgenden Witz:

Montag.	Preußen ist entrüstet, daß Oesterreich rüstet, und — rüstet.
Dienstag.	Oesterreich weist mit Entrüstung den Vorwurf der Rüstung zurück und — rüstet.
Mittwoch.	Preußen verlangt, daß das gerüstete Oesterreich entrüste, und — rüstet weiter.
Donnerstag.	Oesterreich, entrüstet über diese Forderung, will nicht entrüsten, so lange Preußen rüstet.
Freitag.	Das gerüstete Preußen fordert, daß Oesterreich zuerst entrüste und entrüstet darüber werde.
Samstag.	Das gerüstete Oesterreich entrüstet. Preußen entrüstet, und das entrüstete österreichische u. preußische Volk zahlt — die Kosten dieses Verfahrens.

Rebus Nr. 2.



Auflösung des Buchstaben-Rebus in Nr. 36.

Manches Kind macht vielen Kummer.

Richtige Auflösungen gingen ein von: Abraham Rohrbach, A. W. Schlegel, Z. . . . Gaustadt, Joh. Döllner, Lippmann Thalheimer, H. Hellmann von hier; Amalie Rohrbach in Möhlesdorf, B. Oestreicher in Treuchtlingen, Georg Kiefer in Lindau.

Berichtigung. In Nro. 37 des „Novellenbuchs“ haben sich in dem Artikel „Apisisch-Politisches“ einige Fehler eingeschlichen; nämlich Zeile 7 vom Anfang des Artikels lese man statt: „Freimissen“ — „**Erlebnissen**“; — Zeile 21 statt: „Bienenguter“ — „**Bienenzüchter**“ und letzte Zeile des Artikels statt: „merkt“ — „merket“.

Eigenthum, Druck und Verlag von Albrecht Schröder. — Verantwortlicher Redacteur: K. Pfisterer.

Digitized by Google

Das Novellenbuch.

Unterhaltungsblatt zum „Fortschritt“ („Fürther Abendzeitung“).

Nro. 39. Montag, den 14. Mai 1866. 2. Jahrgang.

Die Kunst, alt zu werden.

(Schluß.)

An einer andern Stelle führt er das folgendermaßen weiter aus: „Es ist ein wichtiges Naturgesetz, das man nicht aus den Augen lassen darf, ich meine das der Reihe zum Tode. Der Tod ist kein Abschnitt des Daseins, sondern bloß ein Zwischenereigniß, ein Uebergang aus einer Form des endlichen Wesens in die andere. Beide Zustände, hier und jenseits, hängen also genau zusammen, ja sie sind unzertrennlich mit einander verbunden, und der erste Moment des Dort kann sich nur wahrhaft anschließen, wenn der des Scheidens von hier nach der freien Entwicklung des Wesens wahrhaft der letzte gewesen ist.“

Bei einem Autor, der so schreibt, kann es nicht in Verwunderung setzen, wenn wir ihn fortwährend in diesen Briefen an eine Freundin das von ihm erwähnte Hinausschen aus dem Leben ausführen sehen. Seine Mittheilungen sind ein beständiges Erwägen und Erörtern der heiligsten Interessen der Menschheit. Er geht immer auf das zurück, was er Ideen nennt und in deren Beschäftigung er allein ein würdiges Ziel des Geistes erkennt. „Es ist mir immer ein widriger Gedanke gewesen,“ schreibt er einmal, „so bis zum Ende des Lebens an Verhältnissen theilzunehmen, die mit dem Moment des Todes alle gleichsam zu nichts werden, von denen man nichts ins Jenseits mit hinübernimmt. Und doch ist in Geschäften Alles in dieser Art. Ganz anders ist es mit der Beschäftigung von Ideen und Kenntnissen. Auch wenn die letzteren ganz ins Einzelne eingehen, hängen sie doch zuletzt immer mit Ideen zusammen, die, wenn man sie recht verfolgt, ihren Mittelpunct nicht mehr in dieser Welt haben.“

Man sieht also hier, wie Humboldt gleichsam aus der Welt eine Perspective in die Ewigkeit offen erhalten haben will; er will immer, daß wir uns Ziele über das irdische Leben hinaus setzen sollen, und trifft da mit der Philosophie J. J. Engel's zusammen, welcher verlangt, daß wir zum höchsten Punkt unseres Bestrebens die grenzenlose Vervollkommnung und Veredlung der besten Kraft unserer Natur, des Willens, setzen sollen, weil wir uns dann von der Abhängigkeit des Schicksals freimachen und der wahren Glückseligkeit zueilen.

Die Kunst, alt zu werden, wird gewiß auf solchen Grundsätzen fußen müssen, denn das Alter wird immer ängstlich und klein erscheinen, wenn es den Tod wie ein Ende ansieht, mit dem Alles aus sei. Ein solches Ansehen wirft auf seine Tage jene dunkeln Schatten, die Alles trüb und finster darin erscheinen machen und die Sonnen und Sterne des Daseins wie in Wolken und Nebeln vergraben. Ein solches Alter muß voll Verzweiflung und Jammer sein. Es ist die Existenz in der Sackgasse der Endlichkeit: es hat keine Aussicht, keine Zukunft, es muß schreckhaft sein. Sich davor zu wahren, muß die Aufgabe jedes Menschen sein; der Mensch muß also lernen, alt zu werden. Er muß es werden können, ohne verzweifeln zu brauchen.

Vielleicht hat niemand das so sehr empfunden als Schleiermacher, der das Alter nur eine Niederträchtigkeit des Geistes geheißen und in einer begeisternden Dithyrambe sich selber ewige Jugend gelobte. Er sagt darin: „Ein selbstgeschaffenes Uebel ist das Verschwinden des Muthes und der Kraft; ein leeres Vorurtheil ist das Alter, die schnöde Frucht von dem tollen Wahne, daß der Geist abhänge vom Körper. Aber wer wagt es zu behaupten, daß auch das Bewußtsein der großen heiligen Gedanken, die aus sich selbst der Geist erzeugt, abhänge von diesem und der Sinn für die wahre Welt von der äußeren Glieder Gebrauch? Brauch ich, um anzuschauen die Menschheit, das Auge, dessen Nerv sich jetzt schon abstumpft in der Mitte des Lebens? Oder muß, auf daß ich lieben könne, die es werth sind, das Blut, das jetzt schon langsam fließt, sich in rascheren Lauf drängen durch die engen Canäle? Oder hängt mir des Willens Kraft an der Stärke der Muskeln, am Marke der gewaltigen Knochen, oder

Digitized by Google

der Muth am Gefühle der Gesundheit?

„Es betrügt ja doch, die es haben; in kleinen Winkeln verbirgt sich der Tod und springt auf einmal hervor und umfaßt sie mit spottendem Gelächter. Was schadet es denn, wenn ich schon weiß, wo er wohnt? Oder vermag's der wiederholte Schmerz, vermögen es die mancherlei Leiden, niederzudrücken den Geist, daß er unfähig wird zu seinem innersten eigensten Handeln — und auch sie rufen große Gedanken zur Anwendung hervor ins Bewußtsein. Dem Geist kann kein Uebel sein, was sein Handeln nur ändert.

„Ja, ungeschwächt will ich ihn in die späteren Jahre bringen, nimmer soll der frische Lebensmuth mir vergehen; was mich jetzt erfreut, soll mich immer erfreuen, stark soll mir bleiben der Wille und lebendig die Phantasie, und nichts soll mir entreißen den Zauberschlüssel, der die geheimnißvollen Thore der höheren Welt mir öffnet, und nimmer soll mir verlöschen das Feuer der Liebe. Ich will nicht sehen die gefürchteten Schwächen des Alters; kräftige Verachtung gelobe ich mir gegen jedes Ungemach, welches das Ziel meines Daseins nicht trifft, und ewige Jugend schwöre ich mir selbst."

Ewige Jugend sich zu geloben, ist gewiß eines der schönsten, aber auch eines der am schwierigsten zu erfüllenden Gelöbnisse, die es geben kann. Zunächst freilich darf man seinen eigentlichen Sinn nicht mißverstehen. Unter ewiger Jugend ist hier nur Frische des Geistes, Antheil an der Welt, Interesse am Leben gemeint, kurz, gerade das eben, was wir unter der Kunst des Altwerdens verstanden wissen wollen, das helle, glückliche Alter.

„Wer nicht das Wesen seines Alters hat,
Der hat von seinem Alter nur die Plagen,"

singt Voltaire und hat gewiß Recht damit. Ein Greis, der um jeden Preis den Jüngling spielen will, wird die Unzulänglichkeiten des Alters nur doppelt und dreifach empfinden. Zum Glück des Alters gehört: sich seines Alters bewußt zu sein und danach zu leben. Rochefoucauld, der da seufzt: „Wenig alte Leute verstehen es, alt zu sein," erklärt, daß „die Lauheit des Alters dem Wohlsein ebenso schädlich sei, als die Leidenschaften der Jugend." Stumpfheit und Abgelegenheit machen entschieden früher siechen und sterben.

Eine Kunst des Altwerdens hat also besonders dagegen anzugehen. Aeußerlich empfiehlt man hierfür regelmäßige Spaziergänge, überhaupt Bewegung in der freien Luft, Zimmergymnastik, kalte Abreibungen des Körpers, und geistig: Umgang mit der Jugend, selbst mit Kindern.

Wie der junge Mensch sich gewöhnlich an Aeltere gerne anschließt und sich durch diese in die Welt einführen läßt, indem er sie in ihren Verrichtungen, Beschäftigungen und Gedanken begleitet, so soll sich das Alter aus der Welt von der Jugend herausbegleiten lassen. Seine Hoffnungen, seine Wünsche sollen ihm seine eigene Jugend zurückzaubern; denn es ist, wie Dumas Vater sagt, eine wahre Wohlthat der Vorsehung, daß die Jugend strahlend aus der Erinnerung heraus zu uns kommt, wenn wir nicht mehr zu ihr kommen können. Das lebhafte Zurückdenken an sie wirft auf unser Alter jenen rosigen Widerschein der Jugend, jenes Alpenglühen, das die Eisgletscher unserer hohen Jahre vergoldet.

Damit das jedoch geschehen könne, muß das Alter auch danach beschaffen sein. Es muß hoch emporragen über das Irdische und Weltliche: das alltägliche Leben muß nur noch zu seinen Füßen spülen, sein Haupt aber, umstrahlt von leuchtenden Ideen, in die Himmel ragen.

Es ist eine erschütternde Wahrheit, daß der Mensch sein Größestes allein thun muß. In den Tod hinein folgt ihm keine Freundeshand, kein Blick der Liebe, kein Wort der Verehrung. Nur auf sich angewiesen, haucht er den letzten Athemzug aus. Möge er darauf sich vorbereitet haben, möge er sich gewöhnt haben: Alles fahren zu lassen, nur das nicht, was sein eigenstes Innere ausmacht. Die Natur hat ihn gewissermaßen darauf angelernt, sie hat ihm nach und nach die Leidenschaften, die Regungen, die Empfänglichkeit, die Sinne, ja seinen eigenen Körper entzogen. Alles fiel ab von ihm und der Endlichkeit zu: Genossen, Beziehungen, Zeit; nur sein Selbst bleibt ihm bis zuletzt. Entschädige es für Alles!

So nach und nach, so beständig sei es in den Aether der Ewigkeit gestiegen, aus den Dingen und Verhältnissen der Erde gelöst, daß der Tod nur wie ein letzter, längst erwarteter Schritt hinter den Vorhang erscheine, der den Sterbenden unseren Blicken

Digitized by Google

entzieht. Das Sterben muß nicht erschrecken, nicht traurig machen; es muß eine innere Consequenz, eine Concilianz zu Tage legen, die etwas Befriedigendes haben. Man muß in Wahrheit sagen können, daß wieder ein Menschenleben fertig geworden.

Fertig macht es aber nur das Alter, wenn es ein wirkliches, mildes, ruhiges, weises Alter war, ein Alter, das die Natur sozusagen in ein Kunstwerk ausgelebt hat.

(Feodor Wehl in der „N. fr. Pr.")

Der Mönch.

(Fortsetzung.)

Neunzehntes Capitel.

Eine neue Mönchsindustrie.

Dom Boissier war die kritische Lage des Abts nicht entgangen, der gerade so wenig von administrativer Befähigung besaß, als er für mittelalterliche Zustände passionirt war. Von einem unerhörten Glücke unterstützt, war es dem guten Manne gelungen, einem eiteln Pinsel 50,000 Franken abzuschwindeln, doch hatte dasselbe Manöver, anderswo versucht, keinen Erfolg. „Abel Grenier," hatte ihm der Baron de Rocheneau geantwortet, „kann recht gut noch mehr thun, denn er hat keine Kinder und geringe Ausgaben. Ich bin gezwungen, standesgemäß zu leben und meinem Sohne das Erbe seiner Väter zu erhalten."

Dom Claude konnte eine solche Antwort von dem Sprößlinge einer altadeligen Familie nicht begreifen und beklagte auf dem Heimwege den bösen Einfluß der Ideen des 19. Jahrhunderts auf das Herz ehemals so warmer Freunde des Mönchsthums.

Neverendissimus hatte auf Dom Boissier's Rath hin ein wenig besser geschlafen, als die vorhergehenden Nächte und war am Morgen bereit, dessen Vorschläge anzuhören. Der Unterprior trat in die Zelle des Abts mit jenem bescheidenen Wesen, das die Klosterfürsten beanspruchen, verneigte sich tief vor dem Greise, setzte sich dann und nahm das Wort:

Hochwürden erlauben mir freimüthig meine Ansichten zu sagen. Ich habe die kritische Lage der Abtei hin und her überlegt und bin der Ueberzeugung, daß nur ein muthiges Anfassen, eine industrielle und financiel lohnende Unternehmung von der Art derjenigen, welche die reichsten und strengsten Klöster nicht verschmäht haben, uns retten kann."

Der Greis machte große Augen. Er kannte nur zwei nutzbare Objecte innerhalb des Bereichs des Klosters, das Wasser der Grube im Chor der Kirche und die Kalksteinlager und glaubte, Boissier wolle ihm die Errichtung von Kalkbrennereien, oder Lohnfuhrwerkerei empfehlen.

„Kalköfen glauben Sie?"

„Warum nicht gar? 5—6000 Fr. jährlich erzielen! Nein, nein; etwas Besseres. Die Bereitung eines feinen Liqueurs oder süßmundender Pastillen. Schon so lange ich hier bin, gehe ich mit dem Plane um. Sie wissen, daß ich mich ein wenig mit Chemie beschäftige. Als ich diese Gegend kennen lernte und dieses Haus, mein zweites Vaterhaus, fand ich zugleich ein Mittel, sein Glück zu gründen. Erlauben Sie mir einige Bemerkungen meinem Vorschlage vorauszuschicken.

Der Kalkboden unserer Landschaft, in Verbindung mit dem wilden Klima derselben, gibt den Pflanzen jeder Gattung einen eigenthümlichen Vorzug. Keine andere Provinz bringt diese in der ganzen Welt berühmten feurigen Weine der Gironde und die Branntweine der Charente hervor. Ich habe durch Versuche nachgewiesen, daß gewisse Pflanzen von unangenehmem oder zu scharfem Aroma auf unserm Boden, unter unserem Himmel die feinsten und süßesten Aromen liefern. Nun wird ihnen meine Vorliebe für das unscheinbare dürre Kräutchen mit den kleinen gelben Blüthen klar, das ich so sorgfältig im Garten anpflanze. Meine Experimente sind fertig. Dieses Kräutchen liefert mir, wenn es abdestillirt wird, ein Parfüm sui generis, das keine andere Pflanze besitzt und durch keine Mischung und Zusammensetzung geschaffen werden kann. Aus dieser Pflanze bereite ich einen ausgezeichneten Liqueur, der vom Tage an, daß wir das Geschäft großartig betreiben, unserm theuern Kloster eine Quelle des reichsten Segens werden wird. Wissen Sie, daß die Grande-Chartreuse Jahr für Jahr Geschäfte im Betrage von einer Million macht? Keine üble Industrie, nicht wahr?"

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Ach gar so sehr gemüthlich!

Es tönen neue Frühlingslieder
Und Michel hörte sie bereits,
Er trägt sein Lieblingsblümchen wieder
Im Knopfloch seines Sonntagskleids.
Du deutschheste der deutschen Blumen
Im Garten deutscher Herrlichkeit,
Vor Dir muß jedes Lob verstummen
Holdselige Gemüthlichkeit.
Es ist doch recht gemüthlich,
Wenn man so recht gemüthlich ist,
Daß man sein Elend all' vergißt, —
Ach, gar so sehr gemüthlich!

Es hat wohl wieder Langeweile
Der Habsburgaar, der Zollernaar,
Sie spielen mit der deutschen Eule,
Die ehmals auch ein Adler war.
Sie sitzt in ihrem hohlen Baume,
Die „deutsche Zukunft" nennt sie ihn,
Sie däucht sich Adler noch im Traume
Und krächzt holdselig vor sich hin:
Es ist doch recht gemüthlich,
Wenn man so recht gemüthlich ist,
Daß man sein Elend all' vergißt, —
Ach gar so sehr gemüthlich!

Aus ihrem Schlaf sie aufzuwecken,
Spottvögel flattern um sie her.
Doch sie ist nimmer zu erwecken,
Der Traum behagt ihr gar zu sehr.
„Mag ich ein Ziel auch eurer Lust sein,"
Krächzt sie, wird ihr der Haß zu viel,
„Das stolze Nationalbewußtsein,
Erhaben thronts ob eurem Spiel:
Es ist doch recht gemüthlich,
Wenn man so recht gemüthlich ist,
Daß man sein Elend all' vergißt,
Ach gar so sehr gemüthlich!"

„Noch ist es Tag, laßt nur erst kommen
Die Nacht, da Niemand wirken kann!
Die uns allein vermag zu frommen,
Die große That, — die thu' ich dann.
Symbol der Weisheit auserkoren!
Wie schon einmal, 's ist ja bekannt, —
Ich und die deutschen Professoren,
Wir retten dann das Vaterland!"
Es ist doch recht gemüthlich,
Wenn man so recht gemüthlich ist,
Daß man sein Elend all' vergißt,
Ach gar so sehr gemüthlich! —

(Laterne.)

Allerlei.

Kinder die man gerne annimmt. Der berühmten Wiener Schauspielerin Frl. Geistinger, ist letzthin folgende artige Anecdote passirt. Dieselbe kam kürzlich von einer anstrengenden Rolle erschöpft nach Hause. Als sie die Hand nach dem Glockenzuge, der zu ihrer Wohnung führt, ausstreckt, stößt sie einen Schrei aus, der ihre Begleiterin so erschreckt, daß die Arme sich zitternd am Stiegengeländer anhalten muß, um nicht hinabzustürzen. Die Ursache des Entsetzens der beiden Damen stand in Gestalt eines Kinderkorbes, aus dem das holdselige Antlitz eines jungen Staatsbürgers herauslugte, vor der Wohnungsthür. Die Künstlerin befiehlt ihrer Begleiterin, dem nächsten Commissariate die Anzeige von dem „lebendigen Funde" zu machen. Schon wollte die Duenna dem Befehle Folge leisten, als die Künstlerin, welcher es auffiel, daß das Kind sein stereotypes Lächeln gar nicht änderte, sich auch nicht im Geringsten bewegte, dasselbe genauer besichtigte und entdeckte, daß sich in dem Korbe nichts befinde, als eine riesige Puppe mit einem der Natur täuschend nachgeformten Wachsgesichtchen. Das Entsetzen verwandelte sich in laute Heiterkeit, und die frohe Stimmung erreichte ihren Höhepunct, als man eben die nicht unangenehme Entdeckung machte, daß der ganze Körper der Puppe aus den kostbarsten Brüsseler Spitzen zusammengesetzt war. Die Anzeige bei der Polizei unterblieb natürlich, den Nachforschungen der Künstlerin ist es gelungen, den unnatürlichen Vater des weggelegten Spitzenkindes zu entdecken. — „Solche Kinder, soll Frl. Geistinger ausgerufen haben, „adoptire ich herzlich gerne!"

△ **Auflösung der Rechnungs-Aufgabe in Nr. 37.**

$$165w+24x+12y+6z+3(100-w-x-y-z) = 6000 \text{ kr.}$$

$$162w+21x+9y+3z=5700 \text{ „}$$

$$54w+7x+3y+z=1900 \text{ „}$$

Man theile 1900 durch 54; den Rest durch 7, den Rest durch 3 u. diesen letzten Rest durch die Vorzahl von 2, die hier 1 ist. Die durch diese Divisionen gewonnenen Quotienten sind die Werthe für w, x, y und z. Zieht man ihre Summe von 100 ab, so erhält man die Zahl der 3-Kreuzerstücke. Die Quotienten müssen stets so niedrig genommen werden, daß für die Vorzahl der letzten Unbekannten noch ein Dividend übrig bleibt. Ist die Summe der Quotienten kleiner als 100, so geben sie eine richtige Auflösung. z. B.:

w,	x,	y,	z,		
34,	8,	2,	2	und	54.
33,	15,	4,	1	„	47.
32,	20,	10,	2	„	36.
31,	31,	2,	3	„	33.
30,	39,	2,	1	„	28.
29,	47,	1,	2	„	21.
28,	54,	3,	1	„	14.
27,	62,	2,	2	„	7.

Richtige Auflösungen gingen ein von: Samuel Goetz, Chr. H . . . . l, Julius Wagenhöfer, Lippmann Thalheimer, Leopold Hirschmann, K. Krieger, Graf Steyern von hier; Lippmann Vogelbaum in Burghaslach, Hieronymus Pemsel und Joseph Isner in Hüttenbach.

Eigenthum, Druck und Verlag von **Albrecht Schröder.** — Verantwortlicher Redacteur: **K. Pfisterer.**

Digitized by Google

Das Novellenbuch.

Unterhaltungsblatt zum „Fortschritt" („Fürther Abendzeitung").

Nro. 40. Donnerstag, den 17. Mai 1866. 2. Jahrgang.

Grundlose Eifersucht.

Die jungen Eheleute waren eben von Tische aufgestanden, Emilie hatte sich behaglich in ihren Fauteuil zurückgelehnt. Sie und der Mann ihrer Wahl überließen sich dem behaglichen Genuß, für den unsere Sprache nur das rohe Wort Verdauung hat finden können. Doch strahlte in den Zügen der jungen Frau nicht jene edle Zufriedenheit, welche der Magen, den ein berühmter Philosoph einst unser zweites Herz nannte, nach einem feinen Diner über unser ganzes Individuum zu verbreiten pflegt. — Nein, Mißmuth, ein gewisses Unbehagen, Langeweile, Neugier, und wie alle jene Dämone heißen, die Männern böse Tage bereiten können, zuckten um die schönen Lippen, umwölkten die sonst so sinnigen Augen, und zwei schwere Thränen rollten verstohlen wie Flüchtlinge, die jeden Blick scheuen, über die rosigen Wangen.

„Du willst ausgehen, lieber Max?" fragte sie gedehnt.

„Ja, liebes Kind," antwortete er und küßte sie auf die Stirne, „Du weißt's ja, jeden Nachmittag zu dieser Stunde ruft mich ein wichtiges Geschäft von Dir, damit ich dann wieder voll Sehnsucht in Dein Boudoir eile."

„Daß Du zu mir eilst! der zärtliche Ton paßt schön zu dem Mangel an Vertrauen, den Du mich empfinden läßt. — Du hast ein Geschäft, das Dich jeden Tag eine Stunde, eine lange Stunde von mir ruft, schon am Tage nach unserer Hochzeit Dich mir sechzig ewig lange Minuten entzog, und ich darf nichts von diesem Geschäfte erfahren? . . ."

„Ich bleibe ja nur eine Stunde fort, theure Emilie."

„Eine Stunde! Und welche interessante Beschäftigung füllt denn diese geheimnißvolle Stunde aus, und weßhalb klagtest Du neulich gleich über Kopfschmerz, als wir Besuch von der alten Tante Geheimeräthin bekamen, und sie Dich mit den Netzen ihres Gespräches umspann, daß Du nicht fort konntest? Höre mich ruhig an, Max, Du warst noch immer gütig gegen mich . . ."

„Weil ich Dich liebe, mit jedem Tage mehr liebe . . ."

„Du warst immer gern bei mir . . ."

„Weil Du alle Tage schöner wirst . . ."

„Ach! laß die Schmeicheleien und sage mir offen, weßhalb kannst Du, da Du der Liebe zu mir Dein freies Junggesellenleben, Deinen Geschmack am Reisen, Deinen Ehrgeiz zum guten Theil zum Opfer brachtest, nicht auch noch diese Stunde opfern, die Dich Deinem Hause, unserm traulichen Beisammensein, entzieht."

„Gewiß, liebe Emilie, später sollst Du es erfahren, Du weißt recht wohl, habe ich Dir Freiheit des Junggesellen, den Durst nach Auszeichnung hingegeben, so hast Du dies durch Deine Liebe, die mich glücklich macht, erkauft, wie ein großmüthiger Reicher, der eine Waare weit, weit über ihren Werth bezahlt. Auf ewig werde ich dafür Dein Schuldner bleiben müssen. Aber jetzt laß mich nur für eine Stunde. Bedenke, das Glück einer Ehe dauert nur so lange, als die Frau Geliebte, nicht Herrscherin sein will. Wüßtet Ihr Alle die Macht zu benützen, die Gott Euch über der Männer Herz verliehen hat, wolltet Ihr nie andere Waffen anwenden als Sanftmuth, gewinnende Rede, Ihr würdet uns zu Sclaven machen, dem Lächeln Eurer Lippen stets gehorsam." Max schloß diese poetische Wendung seiner Rede mit einem Kusse und eilte schnell aus dem Zimmer.

Kaum hatte er es verlassen, so schellte Emilie heftig. Der Bediente trat ein. „Geh', Wilhelm, geh' dem Herrn nach, merke Dir das Haus in das er tritt, und komme dann rasch zurück. Deine Verschwiegenheit soll Dir belohnt werden." — Als der Bediente ging, warf sich Emilie wieder in ihren Sessel; sie war von reizbarer Phantasie, Alles was sie je von der Untreue der Männer gelesen hatte, flog ihr durch den Sinn, ihr Herz pochte laut, ihre Thränen flossen. „Ach," seufzte sie, „er handelt nicht recht an mir; Er falsch! Er untreu!

Digitized by Google

Und sein Wesen ist doch so offen, er sagte mir zu jeder Stunde so aufrichtigen Tones, daß er mich liebt, daß ich ihn glücklich mache, nein, nein, in seinem Herzen kann nicht noch das Bild einer Andern sein. Aber weßhalb denn diese Heimlichkeit, weßhalb denn diese täglichen Zusammenkünfte mit Unbekannten? . . . Ich will, ich muß es erfahren!"

Unendlich langsam verstrichen ihr die Minuten; da trat der Bediente ins Zimmer, sie überhäufte ihn mit Fragen, ob er den Herrn gesehen, mit wem er geredet, wohin er gegangen sei.

„Gnädige Frau, ich folgte dem Herrn, ohne daß er mich bemerkte, in die Friedrichsstraße, dort ging er ins Haus Nr. 21, das ist ein großes, schönes Haus. Ich wartete lange und dann . . ."

„Und Du hast nicht gefragt zu wem er ginge . . . Wir haben ja in der ganzen Straße keine Bekannten."

„Ja wohl, gnädige Frau. Die Leute unten im Hause sagten mir, der Herr gehe in den dritten Stock in sein Zimmer."

„Und Du gingst in das Zimmer?"

„Bis an die Schwelle, gnädige Frau, weiter konnte ich nicht, denn es war zugeschlossen. Ich horchte nur eine Weile."

„Und was hast Du gehört?"

„O ich habe . . . ich habe nichts gehört," antwortete Wilhelm verwirrt.

„Du hast nichts gehört?" wiederholte Emilie, und ihr zarter Arm faßte den Bedienten kräftig.

„Nein, ach nein, gnädige Frau."

„Morgen will ich selbst ihm nachgehen."

Die Uhr schlug sieben, Max kam eben die Treppe herauf und trat in's Zimmer, als er sie in seine Arme schloß und küßte, sagte sie halblaut: „wenn er doch falsch wäre, wenn er eine Geliebte hätte!"

Am andern Tage eilte Max wieder gleich nach Tische fort. Dieses Mal schlich ihm kein Bedienter nach; Emilie nahm ihren Mantel, hüllte sich tief hinein, und folgte dem rasch dahin Eilenden. Durch viele Straßen, die die Dame sonst nur im raschen Trabe zu durchfahren pflegte, ging der Weg. Es war ein Markttag, betrunkene Bauern verließen die Stadt, Emilie ward gestoßen, angerannt, ein Müllerbursche färbte ihren dunkeln Mantel; nach langem Gehen stand sie vor dem Hause Nr. 21 in der Friedrichsstraße.

Wohnt hier Herr Max von **?" frug sie eine alte Frau unten im Hause.

„Im dritten Stock, links, zu dienen, aber der gnädige Herr verschließt immer sein Zimmer und läßt keine Seele hinein."

Emilie eilte die Stiegen hinan! als sie vor der bezeichneten Thüre stand, war sie sehr bewegt. Endlich, endlich sollte sie jetzt das Geheimniß erfahren, das sie schon so viel verborgene Thränen gekostet hatte.

Doch wie es zu gehen pflegt, daß man oft unwillkürlich zaudert, wenn es eine traurige Entdeckung gilt; Emilie stand eine Weile unschlüssig vor der verhängnißvollen Thür . . . da glaubte sie im Zimmer reden zu hören, sie legte horchend das Ohr an's Schlüsselloch, und richtig, es war ihres Mannes Stimme.

„Sei ruhig, theure Freundin," sagte er, „ich werde Dich gewiß niemals, niemals auf dieser Welt verlassen." — Es war einen Augenblick still im Zimmer, die Horchende draußen war kaum ihrer Sinne mehr mächtig, nur mühsam noch hielt sie sich aufrecht. Max sprach wieder weiter: „Ich habe Dir ja auch versprochen, ich wollte Dich, trotz meiner Heirath, nicht verlassen. An dem einzigen Tage, den ich ganz getrennt von Dir verleben mußte, habe ich nicht minder viel als Du gelitten, und am andern Morgen bin ich ja gleich zu Dir, geliebtes Wesen, zurück geeilt. Dich allein habe ich meiner Frau nicht aufopfern können. Ach, wüßte sie um unsern Bund, es würde sie schreckliche Wuth ergreifen, und Du hättest Alles von ihrem Zorne zu fürchten."

Emilie riß an der Klingel vor dem Zimmer, daß die Schnur ihr fast in den Händen blieb. Max überrascht und meinend, irgend ein Unglück sei im Hause geschehen, öffnete. Da stürzte seine Frau herein, ihre unglückliche Nebenbuhlerin zu vernichten. Sie fand in dem weniger als einfach möblirten Junggesellenzimmer nichts, was einer Geliebten ähnlich sehen konnte. Nur ein furchtbarer Qualm erfüllte das Gemach.

Max eilte, ein Fenster zu öffnen, denn seine Frau, die ihn so unerwartet überrascht, ward von dem Qualm fast ohnmächtig. „Siehst Du," sagte er, und legte seine lange Pfeife weg, „ich wußte es ja

Digitized by Google

wohl, Du kannſt nun einmal den Tabaksrauch nicht vertragen."

„Niemand alſo hier?" ſprach Emilie vor ſich hin.

„Wie, wer ſoll denn hier ſein?"

„Aber mit wem ſprachſt Du denn? An wen verſchwendeteſt Du denn Worte der Liebe, die ich ſelbſt hören mußte, die mich faſt raſend machten?"

„An meine Pfeife," ſagte er ſehr ruhig und ſetzte ſich neben ſie auf dem altmodiſchen Sopha, in den ſie niedergeſunken war. „Sagteſt Du mir denn nicht wenige Tage vor unſerer Hochzeit, der Rauch einer Pfeife ſei Dir ſehr zuwider, und Du ſäheſt es nicht gern, wenn ich als Ehemann dem Tabak noch fröhne?"

„Ja, das ſagt' ich, rief Emilie, ich kann den fatalen Rauch nicht ertragen, ich muß jedesmal huſten, wenn eine Pfeife in meine Nähe kommt."

„Um Dir alſo Rauch und Huſten zu erſparen, und mir die ſchmollende Miene von Dir, die mir meine alte Freundin, die Pfeife, zugezogen haben würde, miethete ich hier im Hauſe meiner alten Amme ein Zimmer, um nach dem Eſſen, wie ich es ſeit Jahren gewohnt war, ein Stündchen rauchen zu können. Jetzt weißt Du das Geheimniß meines Geſchäfts nach dem Deſſert, und Du wirſt mich gewiß jetzt ſelbſt aus dem Hauſe treiben."

„Nein, nein, gewiß nicht, heute zum letzten Male haſt Du Dein einſames Zimmer geſehen; nimm nur Abſchied von ihm."

„Wo ſoll ich denn aber rauchen?"

„In unſerm Hauſe, in meiner Nähe, unter meinen Augen."

„Aber der Rauch?"

„Ich werde mich daran gewöhnen."

Max drückte viele Küſſe auf die Lippen ſeiner Frau. Dann nahm er Pfeife und Tabak und kündigte der alten Frau unten im Erdgeſchoß die Wohnung auf. Emilie aber ſagte halblaut: „Er ſoll lieber in unſerm Hauſe rauchen; mit der Pfeife in der Hand ſcheint er in ſchwärmeriſcher Stimmung, und eine gefällige Nachbarin möchte ſich leicht an den Tabaksqualm gewöhnen. Lieber will ich's ſelbſt verſuchen und etwas, das eine Frau ernſtlich will, kann ſie ja immer."

Wie ſchwer ein Kuß von der „leichten Perſon" wiegt.

Folgendes pikante Geſchichtchen erzählt man ſich gegenwärtig in Wien: Ein armer Schauſpieler — nennen wir ihn Leberecht — kam dieſer Tage mit krankem Weib und hungernden Kindern nach Wien. Vom Unglück verfolgt, ſteht er rathlos in einer Gaſſe. Alle Quellen ſind ihm verſiegt; er ſieht ſich furchtbarem Elend preisgegeben. Da geht auf ihn eine Dame zu; er erkennt in ihr eine ehemalige Collegin aus der Provinz; ſie zankten einſt viel. „Herr Leberecht!" ſprach das Fräulein. „Fräulein!" erwiederte Leberecht. „Geh, ſei ſtad," ſagte die Dame, „und ſprich nicht ſo, unter Collegen gilt das nicht. Wie's Dir geht, frag' ich nicht; ſieh' Dir's an. Weib auch?" Traurig nickte Leberecht. „Siehſt Du, ich hab' nicht mehr bei mir, nimm die 20 fl. vor der Hand; aber heut Abends kommſt zu mir; ich halt' „Bazar;" wird Dir gefallen dieſe neue Maſchine zum „Heißabſieden." Und verſchwunden war das Fräulein. Abends ſtellte ſich Leberecht ein. Es war Geſellſchaft bei ſeiner einſtigen Collegin; ſieben Kunſtfreunde ſaßen um den Tiſch, an dem das Fräulein und eine Bekannte die Hausfrauen machten. Als Champagnerſtöpſel knallten, fragte die Erſtere plötzlich: „Meine Herren, was iſt ein Kuß von mir werth?" „Unbezahlbar!" tönte es zurück. „Nun, meine Herren, wenn ich Ihnen einen unzahlbaren Kuß per Stück um 50 fl. ablaſſe, ſo machen ſie das beſte Geſchäft!" „Gewiß." „Nun, allons meine Herren, der „Bazar" iſt eröffnet." Die Herren waren ſo galant, das Geſchäft reel abzumachen und eine Minute ſpäter händigte die Dame dem erſtaunten Leberecht 350 Gulden ein. „So, jetzt mein lieber Freund, kaufe Deinen Kindern Brod und was dazu und Deiner Alten kauf' ein Kleid oder ſo was; das kurirt bei uns Frauen. Das frohe Lachen der Anweſenden übertönte des glücklichen Leberechts Dankesworte. Die hilfreiche Freundin in der Noth aber war die „alte Schachtel" mit dem immer jungen Herzen — die Gallmeyer.

Digitized by Google

Allerlei.

Die Attentate seit 1850. Gegen die Königin Victoria von England wurde den 28. Juni 1850 von dem entlassenen Husarenlieutenant Robert Pate ein Stockstreich geführt. — Auf den vorigen König von Preußen schoß im Mai 1850 Seisenlauge (Seifelage) unter dem Ruf: „Freiheit für immer." Der jetzige König war den 14. Juni 1861 in Baden den 2 Pistolenschüssen des Rechtsstudirenden Oskar Becker von Leipzig ausgesetzt, mit der Begründung, der König sei nicht im Stande, Deutschlands Einheit zu verwirklichen. — Der Kaiser von Oesterreich erhielt am 28. Februar 1853 von dem 20jährigen Schneidergesellen Libenny von Alba in Ungarn einen Messerstich in den Nacken. — Der Herzog Ferdinand Karl III. von Parma wurde den 20. März 1854 erstochen. Der Dolch des Mörders, der entfliehen konnte, blieb im Unterleib stecken. Der schmerzhafte Tod erfolgte nach 23 Stunden. — Die Königin von Spanien (zweites Attentat) wollte der junge Raymond Fuentes den 28. März 1856 im Wagen erschießen; ein Polizeiagent konnte jedoch demselben zur rechten Zeit in den Arm fallen. — König Ferdinand II. von Neapel wurde den 8. Decbr. 1856 während der Truppenrevue von Agesil as Milano mit dem Bajonnet angefallen. — Gegen Napoleon III. war schon im October 1852 eine mit 1500 Kugeln geladene Höllenmaschine in Marseille gerüstet. Der Mordplan kam jedoch nicht zur Ausführung. Das zweite Attentat gegen ihn geschah am 5. Juli 1853 auf seiner Fahrt nach der Opera Comique. Den 28. April 1855 schoß der Italiener Pianori 2 Schüsse auf ihn ab in der großen Eingangs-Allee der Champs Elysés; 1857 kamen Tibaldi, Bartoletti, Grilli aus England, um den Kaiser zu morden, fielen aber der Polizei in die Hände. Den 14. Januar 1858 schossen Orsini, Gomes, Pieri und Rudio ihre Bomben nach dem kaiserl. Wagen, wobei viele Umstehende verwundet wurden. 24. December 1863 Anschlag der Greco, Trabucco, Imperatori und Scaglioni. — Die Königin von Griechenland, Regentin in Abwesenheit ihres Gemahls, erhielt zu Pferde sitzend einen Schuß von dem 19jährigen Studenten Dosios. — Gegen Victor Emanuel fand 1858 ein Mordversuch statt, von welchem Graf Cavour in der Sitzung vom 16. April des gleichen Jahres im Parlament Anzeige machte. — Präsident Lincoln wurde den 14. April 1865 im Fordtheater zu Washington von dem Schauspieler Booth durch den Kopf geschossen. — Ein Jahr und zwei Tage später — am 16. April 1866 — wurde auf den Kaiser Alexander II. von Rußland im Sommergarten zu St. Petersburg von dem russischen Edelmann Petromitsch ein Pistolenattentat ausgeübt und durch den Bauern Joseph Komisaroff vereitelt.

Ein Uebertölpelter. Ein Brautpaar in Frankreich kam zur Mairie, sich trauen zu lassen. Beim Hinaufsteigen trat der Bräutigam der Braut aus Versehen auf's Kleid. „Tölpel!" versetzte die aufgebrachte junge Dame. Der Bräutigam verneigt sich und Beide steigen die Treppe weiter hinauf. Der Maire ist auf dem Posten, öffnet den Code, setzt die Brille auf und sagt: Herr B., sind Sie gewillt, Jeanne Marguerite A. zur Frau zu nehmen?" — „Bin kein solcher Tölpel!" antwortet der gewesene Zukünftige. Man kann sich die Wirkung des Wortes denken. Die Mütter werden etwas ohnmächtig, die Väter gerathen aneinander, der Maire nimmt die Brille ab und macht den Code wieder zu. Endlich verständigt man sich; der junge Mann erklärt, daß die Heftigkeit seiner Braut ihn wegen etwaiger künftiger Ungeschicklichkeiten in Angst gesetzt, daß er nun als Hagestolz sterben, daß er aber galant sein wolle und ihr die Aufgabe, zurückzutreten, überlasse, damit sie sich künftig verheirathen könne. Man tritt also nach dieser Uebereinkunft wieder zum Maire, der seine Brille wieder aufsetzt, seinen Code noch einmal öffnet und von Neuem fragt: „Herr B., sind Sie gewillt u. s. w." Diesmal sagt der Bräutigam lachend: „Ja!" Als aber die Reihe an die Braut kommt, sagt sie, statt des verabredeten Nein, gleichfalls freundlich und laut „Ja!" Mitten im allgemeinen Erstaunen spricht der Maire: „Im Namen des Gesetzes, Sie sind verbunden!" — „Aber das ist nicht möglich," ruft Herr B., „das ist gegen die Verabredung, das kann nicht Ihr Ernst sein!" — „Hier ist Alles ernst," sagt der Maire, nimmt die Brille ab und schließt den Code, „Comödie wird hier nicht gespielt." — Ob der Gatte wider Willen auf Scheidung klagen, ob das junge Paar sich versöhnen wird, kann man noch nicht wissen.

Selbstmord-Manie. In Breslau erhat sich ein Quartaner, der dreizehnjährige Sohn eines Beamten aus Oberschlesien, am vergangenen Freitag von seinen Verwandten, bei welchen er in Pension war, die Erlaubniß, der Abendmalsfeier seiner älteren Mitschüler beiwohnen zu dürfen, welche Bitte ihm auch gestattet wurde; da es jedoch an diesem Tage außergewöhnlich kühl war, so wurde dem Knaben befohlen, daß er sich mit einem warmen Paletot bekleiden möge, welchem Befehle er sich durchaus nicht unterziehen wollte, er trat vielmehr auf diesem Kleidungsstück mit den Füßen herum und erhielt in Folge dessen eine kleine wohlverdiente Strafe; hierauf entfernte sich der Knabe in voller Bosheit. Von seinen Mitschülern ist er kurze Zeit nachher in der Kirche gesehen worden; später hat er sich nach dem Freiburger Bahnhof begeben, von wo aus er längs des Schienengeleises weitergegangen ist. Als nun kurz vor Schmolz der Nachmittags in Breslau anlangende Personenzug angebraust kam, warf sich der Knabe auf die Eisenbahnschienen, wo ihm von der Locomotive sofort der Kopf vom Rumpfe getrennt wurde.

Auflösung des Rebus Nr. 2.

Schätze und achte auch im Bettler Deinen Bruder.

Eigenthum, Druck und Verlag von **Albrecht Schröder.** — Verantwortlicher Redacteur: **R. Pfisterer.**

Digitized by Google

Das Novellenbuch.

Unterhaltungsblatt zum „Fortschritt" („Fürther Abendzeitung").

Nro. 41. Montag, den 21. Mai 1866. 2. Jahrgang.

Ein unglückliches Abenteuer

während eines Aufenthaltes im Hafen von Montanzes.

Nach den Aufzeichnungen eines amerikanischen Capitäns, erzählt von Dr. Brecher.

Ein spanisches Sprüchwort sagt: „Wer Sevilla nicht gesehen, hat nichts gesehen." In der That ist diese Hauptstadt Andalusiens, das alte Hispalis, mit ihren hundert Thürmen, dem majestätischen Alcazar, umgeben von einem weiten Gürtel würzig duftender Orangengärten und lachender Saatfelder, ein bezaubernder Aufenthalt, wo jeder wünschen muß, seine Tage v rleben zu können; nach meiner Meinung jedoch wäre dieses Sprüchwort richtiger auf Montanzes angewendet: denn Montanzes mit seiner reichen tropischen Vegetation, mit seinem stets klaren durchsichtigen blauen Himmel, seinem herrlichen Klima und seiner zauberhaften Lage, ist gewiß einer der schönsten Orte auf der ganzen Erde. Wenn man zum erstenmal in seinem von der Natur gebildeten Hafen vor Anker geht, und die weißgetünchten Häuser dieser Stadt erblickt, welche auf den terrassenartigen Vorsprüngen der steilen Küste wie übereinandergeschichtet sich erheben: so glaubt man ein phantastisches Zauberbild vor Augen zu haben, wobei nur Alles darauf berechnet war, um unser Erstaunen zu erregen; man muß Montanzes wenigstens einmal sehen, wenn man das alte Spanien auf amerikanischem Boden kennen lernen will; man muß seinen Hafen sehen, wo es von Piroguen wimmelt, die von nackten Negern und sonnenverbrannten Spaniern geführt werden; man muß diese Bevölkerung von Männern sehen, in ihren weißen, gelben, oder blauen Nankingwesten, mit ihren breitgeränderten Strohhüten, ihren Schuhen aus Strohgeflechte, woran große silberne Sporen klirren, und ihren breiten Dolchen, die in der farbigen Binde von Wolle stecken; man muß Montanzes besonders seiner Frauen wegen sehen; dieser wunderhübschen Frauen mit ihren Flammenblicken deren bräunlicher Teint nur geeignet ist, die Anmuth und den Reiz ihrer Züge unendlich zu erhöhen.

Ich habe Montanzes unter Eindrücken gesehen, die mir unvergeßlich bleiben, und die stets mit gleicher Intensität meinem Geiste vorschweben werden. Ein unglückliches Ereigniß fand dort unter meinen Augen statt, und die Person, welche dabei die Hauptrolle spielte, war mein Freund, der Gefährte meiner Kindheit, den ich wie einen Bruder liebte. John und ich waren damals der nordamerikanischen Fregatte „die Constitution" als Officiere zugetheilt, welche der Commodore R . . . l commandirte.

Die Freundschaft, welche uns beide verband, datirte sich schon von langer Zeit her, wir waren miteinander in demselben Erziehungs-Institute in New-York, und schon bei unserer ersten Zusammenkunft fühlten wir uns durch die Macht der Sympathie zu einander hingezogen. John's Gemüthsstimmung zeigte damals mehr einen Hang zur Träumerei, er suchte gern einsame Orte auf, und nahm nur selten an den lärmenden Spielen und der kindischen Unterhaltung der Mitschüler Antheil. Man schrieb diesen Anflug von Melancholie dem Umstande zu, daß er sich für ganz von aller Welt verlassen hielt; denn niemals erschien irgend einer seiner Verwandten im Collegium, um sich nach ihm zu erkundigen, oder ihn zeitweise der ewigen Monotonie, die in unserer Anstalt herrschte, zu entreißen und durch kleine Zerstreuungen, durch Vergnügungen in der Mitte seiner Angehörigen sein Gemüth zu erheitern.

Als wir achtzehn Jahre alt waren, erhielten wir beide das Officierspatent mit der Ordre, uns sofort an Bord der Bundesfregatte „die Constitution" zu begeben. Hier sah John zum erstenmal den Commodore R . . . l, der ihn mit solchen Beweisen einer wahren herzlichen Freundschaft empfing; daß man sehr leicht schließen konnte, dieses freundschaftliche Gefühl müsse schon lange vor dieser Zusammenkunft bestanden haben und ganz außerhalb des persönlichen Interesses liegen, das John einzuflößen ver-

Digitized by Google

mochte. Diese freundschaftliche Theilnahme des Commodore manifestirte sich insbesondere während der ganzen Zeit, bis John sich in seine neue Lebensweise so recht hineingelebt hatte.

Unsere Fregatte hatte seit mehreren Monaten schon an der Einfahrt in den Golf von Mexico gekreuzt, denn unsere Mission war, einige Piratenschiffe aufzujagen, welche damals diese Gegend unsicher machten, und die wiederholt mehreren Handelsschiffen der der Vereinigten Staaten hart zu Leibe gegangen waren. Das sehr lange Kreuzen hatte nicht nur unsere Vorräthe erschöpft, sondern auch auf die Gesundheit unserer Mannschaft einen nachtheiligen Einfluß ausgeübt; der Commodore beschloß demnach im Hafen von Montanzes Anker werfen zu lassen, um dort für die nöthige Proviantirung des Schiffes zu sorgen, und zugleich seiner Mannschaft die ihr nothwendig gewordene Erholung zu verschaffen.

Als wir an einem Nachmittage im Angesichte der Stadt die Ankerboyen einige Klafter von uns schwimmen, und die Fregatte ihre Segel so eng einreffen sahen, daß die Bemastung ganz kahl erschien, wurde uns die Absicht des Commodore erst recht klar, und ein allgemeiner Jubel herrschte auf dem Schiffe. Im Officierszimmer und auf dem Hintercastell war Alles in freudiger Aufregung, die unsinnigsten Projecte und Pläne über die Art, wie man sich am Lande unterhalten und vergnügen wolle, wurden da auf's Tapet gebracht. Am Fuße des Hintermastes standen die Matrosen in Gruppen beisammen und überzählten ihre durch die lange Abwesenheit vom Lande bedeutend angewachsenen Ersparnisse, die sie dann in ihre fettigen Geldbeutel aus schwarzem Leder hineinpreßten.

„Morgen, morgen, theurer Freund," sagte John zu mir, indem er mich ganz überglücklich umarmte, „morgen! begreifst Du auch, welche Reihe von Vergnügungen und Genüssen dieses Wort in sich faßt?"

Unsere Gespräche wurden gegen Abend lebhafter, lärmender; der Anblick der unzähligen Lichtflämmchen, welche durch die Fenster der Stadt zu uns herüber funkelten, schien unserer sonst so aufgeregten Phantasie einen neuen Impuls zu verleihen, und es fehlte nicht an launigen Commentaren, womit unsere muthwilligen Kameraden diesen Lichtschimmer in den erhellten Räumen zu erklären suchten.

Der Commodore hatte unsere Aufregung, welche das Blut in unseren Adern zu schwellen schien, mit aufmerksamem Auge beobachtet; nichts war ihm von unserm Treiben entgangen. Er trat daher ganz unerwartet in unsere Cabine, und näherte sich rasch unserer Gruppe, die ihn aufstehend achtungsvoll begrüßte. „Meine Herren," sagte er mit seiner so klangreichen Stimme, „Sie werden morgen an's Land gehen, und ich glaubte, Ihnen einige Rathschläge nicht vorenthalten zu dürfen."

„Well come Commodore!" tönte es einstimmig aus unserem Munde.

„Ich brauche Ihnen wohl nicht in's Gedächtniß zu rufen," begann der Commodore, „welche Verpflichtungen Ihnen der amerikanische Adler auferlegt, der Ihre Uniform schmückt, und ich will Ihnen nur meine eindringlich: Warnung zurufen, daß Sie sich in dieser verführerischen, trügerischen und treulosen Stadt vor jedem Excesse sorgfältig in Acht nehmen sollen; denn hier ist nicht allein die verheerende Epidemie zu fürchten, welche den Fremden plötzlich überfällt und tödtet, sondern mehr noch der Dolch des spanischen Edelmannes und Liebhabers, der die geringste Antastung seiner Ehre auf eine blutige Weise rächt, und dessen Waffe Sie ungesehen trifft, sei es beim Einbiegen in eine Gasse, vor dem Thore eines Hauses, oder wo immer.

„Vier Dinge gibt es in dieser Stadt, gegen die Jeder nicht genug auf seiner Hut sein kann; sie heißen Frauen, Orgien, gelbes Fieber und Eifersucht, und ich wäre in nicht geringer Verlegenheit, meine Herren, wenn ich Ihnen bestimmen müßte, ob da das gelbe Fieber, oder die Frauen, die Orgien oder die Eifersucht mehr zu fürchten seien. Ich will Ihnen eine kleine Geschichte erzählen, deren Schauplatz eben Montanzes gewesen ist, und deren volle Wahrheit ich Ihnen verbürge; Sie werden daraus die Klippen kennen lernen, die Sie vermeiden müssen, und die Ueberzeugung gewinnen, daß es in dieser Gegend noch etwas Gefährlicheres gibt als die Unmäßigkeit, welche allerdings unmittelbar tödten kann; dieses Etwas aber ist unbestritten ein ernstliches Liebesverhältniß, oder wie man es zu nennen pflegt, eine tiefe Lei-

Digitized by Google

denschaft; hören Sie nun, insbesondere Sie John, denn ich kenne genau das Leichtbewegliche und Leidenschaftliche Ihres Characters.

(Fortsetzung folgt.)

Der Mönch.

(Fortsetzung.)

Dom Clande, der sein ganzes Leben in mönchischen Speculationen verbracht hatte, hörte zum erstenmale von einem Liqueur, den man Chartreuse nannte. Alles, was ihm Boissier sagte, war für ihn eine Offenbarung; aber die Million der Karthäuser von Grenoble war ihm ein Beleg, der ihm unwidersprechlich schien.

„Das ist noch nicht Alles, Hochwürden. Die Mauern der Abtei tragen eine andere Pflanze von großem Werthe. In kältern Klimaten, wo sie wild wächst, ist ihre stärkende Eigenschaft nicht bedeutend, hier unter unserm milden Himmel ist sie ein großes und sehr angenehm schmeckendes Corroborans. Ich habe in meinem kleinen Laboratorium mit ihr Versuche angestellt und Pastillen von ausgezeichneter Heilwirkung daraus bereitet. Man könnte die Pflanze mit geringer Mühe cultiviren."

„Und wie nennen Sie diese Pflanzen?"

„Die erste, die mir zur Bereitung eines Liqueurs dienen soll, hat den wenig bekannten botanischen Namen Gnaphalium, die andere in Schwächezuständen außerordentlich heilsame, ist der Umbilicus, jenes hübsche runde Blättchen, das die ersten warmen Sonnenstrahlen des jungen Jahres auf Mauern und Steinschutt hervorlocken. Die Alten, die überall poetisirten, nannten es Umbilicus veneris, ein Name, der unsern Pastillen nicht zum Schaden gereichen wird."

„Aber, denken Sie, Fabrikanten zu werden!"

„Betrachten Sie die Sache wie sie liegt. Es handelt sich um das Heil und Gedeihen dieses Hauses, dessen Wiedererhebung Ihr Werk ist. Welches Bedenken haben Sie? Die Zeiten ändern sich und auch die Mittel, diese in der Sünde befangene Welt zu überwinden.

„Im Mittelalter, der Zeit, als die religiösen Häuser gegründet wurden, da gab es Grafen, Ritter und Herren, unruhige, kampflustige Gesellen, die 20 bis 30 Jahre ein Leben voll Mord, Raub und Todschlag führten und war endlich der Uebermuth vergohren, einen Theil von dem, was sie mit dem Schwert in der Hand ihren Nachbarn oder Vasallen geraubt hatten, zur Ehre Gottes und zur Rettung ihrer armen Seele den Klöstern schenkten.

„„Ach, gestrenger Herr, Sie wünschen ein Grab in der Vorhalle unserer Hauptkirche? Sehr wohl! Lassen Sie uns darüber etwas Schriftliches aufsetzen.""

Und der Mönch, der allein das Schreiben verstand, ließ sich einen stattlichen Wald, einen Meierhof oder irgend ein anderes aequivalentes Object auf festem, unverwüstlichem Pergament verschreiben.

„„O, Monseigneur, Ihre Seele ist mit schweren Sünden belastet; aber wir werden für deren Heilung beten. Wir werden keinen Tag unterlassen, Gott zu bitten, daß er Ihrer Seele den Frieden und das Paradies verleihen möge.""

„Und der fromme Herr drückte seinen Degenknopf auf eine Urkunde, durch welche er der Abtei pro remedio animae, Fischereien, Mühlen, Wiesen oder sonstige Stücke der freiherrlichen Besitzungen abtrat.

„Heut zu Tage sind die Nachkommen jener kriegerischen Barone die unschuldigsten Geschöpfe auf Gottes Erdboden. Kein Tröpfchen vergossenen Blutes ruht auf ihrer Seele, keine Schramme bezeugt, daß sie jemals auf der Mensur gestanden haben. Was sie allenfalls abzubüßen hätten, sind kleine Jugendsünden, die ihnen ihre Beichtväter, die ehrwürdigen Jesuiten, gegen ein elendes Miserere abnehmen.

„Die Mönche des 19. Jahrhunderts, das sehen Sie ein, sind gezwungen, die alten Batterien ab- und neue aufzufahren. Sehen Sie, unsere Zeit hat keine Furcht mehr vor dem Teufel und kein Bedürfniß unserer De profundis mehr; es ist ein der Sinnlichkeit huldigendes Jahrhundert. Es verweigert uns den Zehnten auf dem Acker, wie im Keller. Was bleibt uns übrig, als sein Vergnügen, seine Genüsse, seine Tafel zu besteuern."

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

So muß es kommen!

Und die Paukerei geht los,
Der Witz ist wahrhaftig groß!
Louis Schneider.

Zwei Burschen stehen auf Mensur
In blankem Waffenwichs. —
„Sie spielen mit den Waffen nur!
Paß auf, sie thun sich nix."

O doch, o doch! Gleich gehn sie los,
Denn furchtbar ist ihr Haß. —
„Wahrhaftig, ja! Doch sag' mir bloß:
Woher, wozu, um was?"

Er hat ihm Einen aufgebrummt;
Das fordert Rache schwer. —
„Die Burschenschaft im Kreis verstummt,
Schon greifen sie zur Wehr."

Sie treten an — schau, welche Wuth!,
Die Klingen kreuzen sich. —
„Noch ein Moment, dann fließet Blut!
O, es wird fürchterlich!"

Was tönt da plötzlich für ein Schrei
Her von des Saales Schwell'? —
„Es naht — laßt sein die Paukerei! —
Der Louis, der Pedell!"

Da faßt die Kämpfer jäher Schreck,
Die Paukerei ist aus;
Da werfen sie die Waffen weg,
Und rasch zum Fenster 'naus!

Zu End' ist plötzlich der Scandal;
Es reichen beide Herrn
Die Hand zum Frieden sich zumal,
Das ist des „Pudels" Kern.

(Kladd.)

Allerlei.

Eiserne Matratzen. Einen ebenso neuen, als, in Betreff der Verwendung des Materials zu diesem Zwecke, höchst interessanten Artikel hat der Tapezirer F. E. Schaefflein in Hamburg eingeführt, nämlich Matratzen von Eisen, welche durch ihre Weichheit und Elastizität jedes Bettpolster übertreffen. Sie bestehen aus einer in Form einer Bettmatratze gewölbten Fläche von spiralförmig ineinander geflochtenem, verzinktem Eisendraht, welcher eine solche Federkraft hervorbringt, daß der Körper, welcher sich mit einiger Heftigkeit auf das Eisenbett wirft, förmlich wieder in die Höhe geschnellt wird. Diese eisernen Matratzen, welche besonders für das heiße Klima zweckmäßig sein dürften, sind ein deutsches Industrieerzeugniß vom Rhein her. Es soll die Absicht der Unternehmer sein, die Fabrik nach Hamburg zu verlegen.

Raffinirter Betrug. Der frechste und in allen seinen Einzelheiten mit der raffinirtesten Schlauheit ausgeführte Versuch, die Lebensversicherungen zu betrügen, der wohl je in Indiana unternommen wurde, ist neuerdings in Richmond zu Stande gekommen. Ein Mann versichert das Leben seiner Frau für 50.000 Doll. Kurze Zeit, nachdem die Versicherung auf ihr Leben effectuirt worden ist, verschwindet sie spurlos. Der Mann zerrauft sich die Haare über den Verlust seiner theuren Gattin, d. h. vor den Leuten. Im Stillen lacht er sich ins Fäustchen, denn er weiß, daß sie in einem entfernten Theile von Ohio bei Verwandten sicher und gut aufgehoben ist. Die Behörden in Richmond suchen vergeblich nach der verschwundenen Frau. Jeder hat Mitleid mit dem Wittwer, dessen Krokodilsthränen nicht versiegen wollen und der fortwährend darüber lamentirt, daß seine drei kleinen Würmer mutterlos geworden sind. Aber auf das bloße Verschwinden der Frau ließ sich die enorme Versicherungssumme nicht erheben. Er hatte aber auch für das Auffinden der Leiche seiner Frau Sorge getragen. Ein Kerl, den er dazu bestach, grub eine Frauenleiche auf dem Kirchhofe aus und versteckte dieselbe bei Richmond im hohen Grase, nebst einigen Artikeln, die der Verschwundenen gehört hatten. Die Leiche wird entdeckt, — Jeder sagt, es ist die fehlende Frau. Der Mann eilt mit Symptomen des wahnsinnigsten Schmerzes nach der Stelle, wo die verwesten Ueberreste liegen, erkennt die neben derselben liegenden Artikel als seiner Frau gehörig an — und zerrauft sich von Neuem die Haare darüber, daß seine theure Gattin ein so schmähliches Ende finden mußte. Jeder condolirt mit ihm, und Alle verwünschen die geheimnißvollen Mörder. Die Versicherungsgesellschaften hätten jetzt die 50,000 D. ausbezahlen müssen, wenn der Helfershelfer, der die Leiche ausgegraben hatte, nicht plötzlich Gewissensbisse bekommen und Alles gestanden hätte. Die ganze Comödie war vergebens gewesen. Der Fall verdient offenbar unter den Curiositäten in der Geschichte der Lebensversicherungscompagnien eine bleibende Stelle.

Ungiltige Ehe. Dem Schweizer „Handels-Courier" wird folgendes Curiosum geschrieben: In der Kirchgemeinde Rüggisberg hat ein Mann die Tochter erster Ehe seiner verstorbenen Frau geheirathet, also seine Stieftochter, so daß eine Ehe abgeschlossen worden ist, welcher ein zerstörendes Ehehinderniß entgegensteht und die deßwegen von Amteswegen als nichtig erklärt werden muß. Es ist unerklärlich, daß trotz dreimaliger Verkündigung keine Gemeindsbehörde, auch nicht der Kirchenvorstand Einsprache erhob, und daß der Geistliche überhaupt die Verkündigung angenommen und die Trauung vollzogen hat. Sogar der Vogt der Betreffenden, welcher doch um die Sache wissen mußte, hat nichts gesagt.

Telegramm aus dem Himmel. Als die Seele des jungen Cohen am 8. d. M. in die Himmelsthüre eintreten wollte, soll Petrus zu ihr gesagt haben: „Wer im Leben so viel gefehlt hat, als Du, kann nicht in den Himmel kommen!"

Eigenthum, Druck und Verlag von Albrecht Schröder. — Verantwortlicher Redacteur: K. Pfisterer.

Digitized by Google

Das Novellenbuch.

Unterhaltungsblatt zum „Fortschritt“ („Fürther Abendzeitung“).

Nro. 42. Donnerstag, den 24. Mai 1866. 2. Jahrgang.

Ein unglückliches Abenteuer

während eines Aufenthaltes im Hafen von Montanzes.

Nach den Aufzeichnungen eines amerikanischen Capitäns, erzählt von Dr. Brecher.

(Fortsetzung.)

„Es mögen nunmehr zwanzig Jahre sein, ich war zu der Zeit noch jung, als ich mit meinem besten Freunde, welcher als Capitän ein Kriegsschiff der Union commandirte, in der Havana stationirt war. Der Capitän war in jeder Hinsicht ein ausgezeichneter Mann. Er gehörte einer höchst geachteten Familie in New-York an, war reich und mit ungewöhnlichen Talenten begabt, und er würde daher bei der Energie seines Characters eine glänzende Carriere haben machen müssen, wenn ihn nicht sein leidenschaftliches Gemüth in ein Liebesverhältniß mit einer Spanierin verwickelt hätte, das für ihn so verhängnißvoll werden sollte.

„An einem unglücklichen Tage lernte er die Creolin Juanita kennen; es wäre wahrlich besser gewesen, wenn ihn an diesem Tage eine Kanonenkugel getroffen hätte; dann wäre er wenigstens in einem ehrenvollen Kampfe für sein Vaterland gefallen.

„Die Creolin hatte ihn bald in ihrem Netze umstrickt, daß er fast keinen Augenblick ohne sie leben konnte; es war eine offenbare Narrheit, purer Wahnsinn. Zu noch größerem Unglücke war in der Liebe Juanita's zu ihm, obgleich ihr sittlicher Character nicht im besten Rufe stand, nichts Falsches, Berechnetes, das Mädchen liebte ihn wirklich mit der ganzen Glut ihrer südlichen Natur, und sie versäumte keine Gelegenheit ihm ihre Liebe auf die unverkennbarste Weise an den Tag zu legen.

„In den ersten Tagen dieser Liebesintrigue, als ihr Geliebter sich noch in dem Stadium der heiligen Schwüre und der glänzendsten Versprechungen befand, pflegte ihm Juanita auf seine Betheuerungen immer zu antworten:

„Schwören Sie nicht, wenn Sie nicht bei sich die innerste Ueberzeugung hegen, daß Sie Ihre Schwüre auch immer halten werden, denn Sie verdrehen mir durch Ihre Worte ganz den Kopf, und wenn Sie mich betrügen, so werde ich wahnsinnig werden.“

„Sie wissen, was man dann einem Mädchen, die so zu uns spricht, zu antworten pflegt; es gibt da eine stereotype Formel, die, wie ich glaube, überall gang und gäbe ist.

„Ein sehr ernster Umstand, der bald darauf eintrat, gab Juanita die erwünschte Gelegenheit, ihrem Geliebten die reinsten Beweise von ihrer wahren Liebe zu geben. Eines Abends nämlich kam ein Kahn rasch auf die Corvette zugerudert, der mir den Befehl brachte, mich sogleich zum Capitän an's Land zu begeben. Ich traf ihn bei Juanita. Ein heftiges Fieber hatte ihn ergriffen, er klagte über rasenden Kopfschmerz; als er mich sah, wollte er mir die Hand reichen, er vermochte es jedoch nicht, so sehr waren seine Kräfte plötzlich gesunken; das waren die untrüglichen Vorläufer des gelben Fieber; bald darauf stellten sich die Symptome des vollen Ausbruches dieser gefährlichen Krankheit mit furchtbarer Intensität ein; er verfiel in heftige Delirien, welche nur während der fast tödtlichen Ohnmachten aufhörten; das Erbrechen von schwarzgelb gefärbten Massen wollte kein Ende nehmen.

„Da hätte man Juanita sehen müssen, ich würde mich vergebens bemühen, Ihnen die heldenmüthige Aufopferung, die sie damals an den Tag legte, mit Worten ausdrücken zu wollen; die zärtlichste, die liebevollste Mutter kann unmöglich mehr für ihr einziges geliebtes Kind thun, als was Juanita für den Capitän gethan hat; sie wachte Tag und Nacht bei ihrem Geliebten, und schlief während seiner ganzen langen Krankheit nicht zwei Stunden; die Aerzte erklärten dem Capitän auch später, daß er sein Leben zumeist nur der außerordentlichen Pflege Juanita's zu verdanken habe, und in der That wüthete das gelbe Fieber damals so furchtbar unter den Europäern, daß von dreihundert Kranken, die von dieser Geißel ergriffen worden waren, nur

Digitized by Google

wenig sich wieder einschifften. Sie werden begreiflich finden, daß diese Erklärungen die Ketten des Capitäns nur noch fester schmiedeten, denn durch ihre aufopfernde Zärtlichkeit hatte sich Juanita nicht nur ein großes Anrecht auf seine Liebe, sondern auch auf seine Dankbarkeit erworben.

„Es war demnach niemand erstaunt, als der Capitän nach seiner Wiedergenesung Juanita öffentlich als seine Geliebte, als seine erkorene künftige Gattin erklärte, man sah sie von nun an auch zusammen auf allen öffentlichen Plätzen und Promenaden; er ließ ihr sogar auf unserer Corvette einen feierlichen Empfang bereiten; alle Matrosen waren in großer Parade aufgestellt, und als sie an Bord kam, wurden ihr fast militärische Ehren erwiesen. Die großen Damen der Stadt, die Frauen der Hidalgo's und der hohen Beamten schrien Zeter über solchen Scandal; denn ich habe Ihnen zu bemerken vergessen, daß Juanita selbst in dieser von braunen und broncirten Spaniern bewohnten Gegend zu der verachteten Classe der sogenannten farbigen Frauen gerechnet wurde, denn ihre Stiefmutter in der dritten aufsteigenden Linie war eine Negerin, ihre Herkunft war daher eine Ursache mehr, daß die Frauen von reinem spanischen Blute ihr die Eroberung eines Mannes nicht verzeihen konnten, der, wenn er auch ein Fremder war, doch schon wegen seiner bedeutenden gesellschaftlichen Stellung die allgemeine Achtung in hohem Grade genoß, aber eben diese Motive machten Juanita nur noch stolzer und glücklicher über ihre Triumphe.

„Eines Morgens ertheilte der Capitän die Befehle, die Corvette segelfertig zu machen, denn sie sollte noch an diesem Tage den Hafen verlassen, und ihre Reise nach dem indischen Ocean antreten. Sie werden leicht errathen, daß die schöne Creolin nicht zurückgelassen wurde, denn wenn man einmal auf einen Irrweg gerathen ist, kann man oft, selbst wenn man schon den Abgrund vor sich sieht, nicht mehr zurückweichen. Ungefähr zehn Monate nach unserer Abreise beschenkte Juanita den Capitän mit einem Knaben; wir befanden uns auf der Höhe von Madras in dem Golfe von Bengalen, als dieses Ereigniß auf unserm Schiffe eintrat, zur großen Befriedigung sämmtlicher Matrosen, welche an diesem Tage eine dreifache Ration des besten Gin's erhielten. Der Capitän war überglücklich, als er sein Kind an seine väterliche Brust drückte. Der Neugeborne, der auf dem Meere selbst seine Taufe erhielt, und seine ersten Zähne an dem harten Schiffszwiebacke versuchte, wurde bald der Liebling aller Matrosen. Juanita liebte ihren kleinen Sohn nicht nur als Mutter, sondern auch als Geliebte, denn er schien ihr für die Beständigkeit eines Mannes, dem sie sich mit Leib und Seele überliefert hatte, die beßte Bürgschaft zu gewähren.

„Nach einer Abwesenheit von fast zwei Jahren lief die Corvette wieder in den Hafen von Montanzes ein. Der Capitän ließ zwar verlauten, er wolle da die unaufschiebbaren Reparaturen an dem Schiffe vornehmen, der wahre Zweck aber war, daß er hier leichter seine beabsichtigte Trennung von Juanita zu bewerkstelligen hoffte.

„Der Capitän hatte nämlich nacheinander mehrere Depeschen und Briefe von unserer Regierung und seinem Vater erhalten, die ihn in nicht geringe Bestürzung versetzten.

„Das Gerücht von seiner extravaganten Liebe hatte längst den Weg über den Ocean nach New-York gefunden, und war noch, wie dies bei Gerüchten immer der Fall ist, bedeutend übertrieben worden; zuverlässig wollte man dem Capitän schaden, und er sah nicht nur seine Stellung als Flotten-Capitän im höchsten Grade gefährdet, sondern es stand auch die Liebe seines verehrten Vaters mit allen Consequenzen für ihn auf dem Spiele, und er durfte nicht länger mehr zögern, dem Scandale, welche diese Liaison allgemein hervorgebracht hatte, ein Ende zu machen.

„Als er mich persönlich zu Rathe zog, wie er bei der Sache zu Werke gehen solle, sagte ich: Geben Sie Juanita einige tausend Dollars, und dann rasch den Cactoss und den breiten Strohhüten den Rücken gekehrt, und nordwärts gesteuert. Er begriff vollkommen, daß ihm nur die Wahl bleibe zwischen einer schmachvollen Absetzung oder einem Bruche mit der Creolin, und war auch zu letzterem entschlossen, aber er hatte das Herz nicht, geradeaus zu gehen, und wollte in seiner Schwäche als Geliebter durch Winkelzüge, durch allmälige Vor-

Digitized by Google

bereitungen zum Ziele gelangen, gerade so wie ein furchtsamer Kranker, der vor dem Messer des Chirurgen zurückschreckt.

(Fortsetzung folgt.)

Der Mönch.

(Fortsetzung.)

„Ich habe Ihnen das Beispiel der Karthäuser, dieses so strengen, so ascetischen Ordens angeführt; ich könnte mich noch auf die Trappisten berufen, die der Chartreuse unter dem Namen Trappistine eine Concurrentin gegeben haben und beide haben ihre Verehrer. Haben wir nicht dazu den Liqueur der Benedictiner von Fécamp? Wir vermehren nur die Auswahl um eine neue Sorte, der wir den Namen Charrofin geben.

Alle diese lieben und heiligen Mitbrüder rühmen sich zwar, zur Bereitung nur ächten Cognac beßter Qualität zu benutzen und ich will kein leichtsinniges Urtheil abgeben, aber ich wünsche, wir hätten jährlich so viel Einkommen, als sie für gemeinen Fusel verausgeben. Jedoch sie sind Handelsleute und preisen daher ihr Fabrikat. Es ist Réclame, nichts mehr und wir werden's ebenso machen. Nur das Eine werden wir vor allen Karthäusern der Welt, allen Trappisten Frankreichs und Algeriens und allen Benedictinern der Normandie voraus haben, Pastillen von dem angenehmen Geschmack und der heilkräftigen Wirkung unserer Umbilicus-Pastillen."

„Mein Gott, seufzte der alte Claude, wenn wir damit reüssiren, verlange ich nicht mehr!"

„Reüssiren, Ew. Hochwürden! So wissen Sie nicht, wie man ganz sicher, unfehlbar, mathematisch gewiß reüssirt?"

„Nein, ich habe keinen Begriff davon."

„Mann Gottes, das ist ein bekanntes Geheimniß. Fragen Sie nur unsere frommen Brüder von Fécamp. Man hat Annoncen, Placate, Reisende.

„Die Annoncen sagen jedem Leser der östlichen und westlichen Halbkugel, daß von allen Liqueuren und Pastillen die anerkannt feinsten und wohlthätigst wirkenden der Charrofin und die Umbilicus-Pastillen sind.

„Die Placate werden von den Ecken der Boulevards zu Paris bis zu denen der Schlupfgassen der 400 Marktflecken Frankreichs in riesigen Lettern und einem schön colorirten Wappenschilde mit dem h. Benedictus, der den Trinkern seines Liqueurs den Segen ertheilt, darüber, sagen, daß der Charrofin der vortrefflichste Liqueur und die Umbilicus-Pastillen das beste Stärkungsmittel seien.

„Vier Reisende, die man ein paar Jahre lang mit den besten Proben ausrüstet, müssen mit der Miene der unverschämtesten Unfehlbarkeit und Zuversicht in Hotels, Kaffeehäusern und Restaurationen, in allen Wirths- und Speisehäusern schwören, daß in Bezug auf Aroma der Charrofin alles bis dahin Dagewesene eclipsire und die Umbilicus-Pastillen, täglich genossen, das Leben bis ins Unendliche verlängerten. Diese drei Hebel angesetzt, ein hochtönender Prospectus dazu und der Erfolg ist unfehlbar!"

„Ich glaube selbst," sagte der Greis. „Sie haben in Paris gewohnt, Pater Subprior. Sie kennen die Welt. Ich hoffe, daß unsere Brüder nach meinem Tode, und ich fühle meine Kräfte rasch dahin schwinden, Sie zu meinem Nachfolger ernennen werden."

„O, hochwürdiger Vater, sprechen wir nicht davon. Sehen Sie hier den Entwurf eines Prospectus!"

„Sie haben bereits an Alles gedacht."

„Man muß eine Sache ganz thun, oder sie liegen lassen. Uebrigens erschrecken Sie nicht über die eine und andere Uebertreibung, die vom Stil geboten ist. Das Publikum kennt das schon und ist nur zu sehr gewohnt, Abzüge zu machen.

„Der feinste Liqueur der Erde!
Die heilkräftigsten Pastillen!"

„Hierunter das colorirte Wappen der Abtei, darstellend den h. Benedict, der in pontificalibus mit Stab und Mitra den Segen ertheilt.

CHARROFIN,
Liqueur der Mönche von Charroux,
Der beste Tafelliqueur.
Der Triumph der organischen Chemie des 19. Jahrhunderts.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Allerlei.

Aus der Polizeichronik von St. Petersburg. New-York ist berüchtigt durch seine Räuberbanden, Paris durch seine Taschendiebe, Petersburg durch seine Gauner und London durch alle drei zusammen. Verhältnißmäßig ist man noch am sichersten in St. Petersburg. Aber man glaube nicht, daß nicht auch hier glänzende Talente derjenigen Classe zu finden wären, die allen ihren Scharfsinn nur darauf richten, sich in den Besitz fremden Eigenthums zu setzen. Ein englischer Gesandter bezweifelte dies vor einigen Jahren und ging mit einem russischen Fürsten eine hohe und sehr originelle Wette darüber ein. Der Fürst parirte ihm, er könne ihm durch Petersburger Gauner alle seine Orden von der Brust nehmen lassen, ohne daß er es merken solle, und zwar am hellen Tage, auf offener Straße. Der Lord sollte sich nur verpflichten, während dreier Tage von 12—1 Uhr einen Spaziergang mit all' seinen Orden zu machen. So gewarnt, und mit dem Entschluß, vor jeder verdächtigen Annäherung sich zu wahren, begann der Lord seine Promenade. Er war noch nicht lange gegangen, als sich ihm ein Arbeiter in den Weg stellte und erklärend in die Höhe wies. Vom Dache hing ein Dachziegel an einem Strick herab, als Anzeige, daß oben Arbeiter beschäftigt seien. Der Lord blickte hinauf, und der Arbeitsmann suchte sich ihm ziemlich ungeschickt zu nähern. Blitzschnell fuhr es dem Engländer durch den Kopf, daß es ein verkleideter Gauner sein könne und er wich aus. In der Miene des verkappten Arbeiters war der Aerger deutlich zu lesen. Lachend ging der Lord weiter, aber nicht lange, so verfolgten ihn bettelnde Kinder, und während er ihnen etwas reichte, kam ihm ein Betrunkener sehr nahe. Der Lord war auf seiner Hut und wich rasch zur Seite. Der Betrunkene taumelte weiter, nahm aber bald einen natürlichen und ruhigen Gang an. Aha, dachte der Lord, das war der zweite Versuch. Nach einigen Schritten sah er einen großen Menschenhaufen, in dessen Mitte ein Droschkenfuhrmann mit einem Herrn über einen kleinen Unterschied des Fahrgeldes stritt. Der Lord mußte sich durchdrängen, und der Herr, auf den Fuhrmann schimpfend, suchte sich dem Briten, wie aus Versehen, zu nähern. Nummer Drei! murmelte dieser und schob ihn bei Seite. Es schlug eins, der Spaziergang war beendet, und der Lord kam mit allen seinen Orden zu Hause an. Am Abend traf er den Fürsten im Englischen Club und erzählte ihm lachend, wie ungeschickt man es angefangen habe, ihn zu berauben. Der Fürst schien betreten und ärgerlich. „Wollen wir sehen, was Sie morgen erfinden," sagte der Lord beim Fortgehen. „Ich sehe wohl, Mylord, Sie sind schwer zu überrumpeln," meinte der Andere nachdenklich. Am anderen Tage sah sich der Lord von allerlei Leuten gefolgt und umgeben. Man umschlich ihn, Entgegenkommende kehrten um und gingen ihm wieder dicht vorbei. Ein Gaunergesicht brachte ein schönes Schnupftuch und meinte sehr höflich, der Lord habe es wohl fallen lassen. Ein blonder hübscher Junge wollte ihm durchaus merkwürdige englische Drucke verkaufen. Der Lord, ein Freund von seltenen Büchern, gerieth in Entzücken, als er die schönen Exemplare sah, aber plötzlich besann er sich und machte lächelnd eine abwehrende Handbewegung. In einer Parterrewohnung zerbrach dicht neben ihm ein Fenster, ein Knabe war in augenscheinlicher Gefahr hinunterzustürzen und erhob ein Zetermordiogeschrei, der Lord sprang erschreckt hinzu, bemerkte aber plötzlich einen Strick (obwohl durch die Fenstergardine geschickt verborgen) am Fuße des Jungen und ließ den kleinen Verräther zappeln, denn die ihn umlungernden Gestalten, die auf das Geschrei ebenfalls herbeistürzten, hätten offenbar den Augenblick benutzt.

„Recht sinnreich," sagte der Lord am Abend seinem Gegner, „recht à propos ausgedacht und dazu hatte der Knabe eine solche frappante Aehnlichkeit mit meinem eigenen Sohne in England — ich hätte wirklich uns Haar meiner selbst vergessen."

„Ich gestehe," sagte der Fürst kleinlaut, „ich gebe die Wette so gut wie verloren; meine Verschworenen haben ihren letzten Trumpf ausgespielt, sie haben vergeblich auf Ihr Steckenpferd, alte Bücher, vergeblich auf Ihr Vaterherz spekulirt! Ich will Ihnen meine Schuld gleich bezahlen." „O nein," sagte der Lord, „die Bedingungen sind noch nicht erfüllt; ich muß noch einmal eine Promenade machen, dann erst kann ich die Wette als regelmäßig gewonnen betrachten." Am nächsten Tage begann der Lord seine letzte Wanderung, aber keins von den verdächtigen Gesichtern wollte sich ihm präsentiren. Er wurde durchaus keiner besonderen Anstalten gewahr, legte seinen Spaziergang ruhig und ungefährdet zurück und war fast schon zu Hause angelangt, als aus einem Thorwege seines Nachbarn, eines vornehmen polnischen Grafen, ein großer Leiterwagen mit Möbeln und Hausrath heranschwankte. Es wehte ein heftiger Wind, ein Bettpfühl war etwas „ofenherzig" und es regnete eine Menge Daunen auf den Lord nieder. An der Thür des Grafen standen zwei gallonirte Diener, die sich sogleich bereitwillig zeigten, den Lord von den Federn zu befreien. „Ist Euer Herr zu Hause?" fragte der Lord. „Ja wohl," antworteten die Diener und säuberten ihn dabei. „Nun so gehe ich gleich hinauf." Als er oben anlangte, fand er Gesellschaft, unter Anderen auch jenen russischen Fürsten, der auf ihn zutrat. „Was?" rief dieser laut lachend, „ohne Orden!" Der Lord sah nieder, stürzte zu einem Pfeilerspiegel — Godd —! I have lost it! fort sind sie! — Aber wer? Aber wie? Aber wo? Ich bin mit keinem einzigen Menschen in Berührung gekommen, außer mit den Livréebedienten des Grafen!" „Ich habe gar keine Livréebediente," sagte dieser lachend. „Beruhigen Sie sich, Mylord, es waren meine ehrlichen Gauner." „Nun! allen Respect! sie haben es wenigstens schlau angefangen, während die von gestern und vorgestern doch wirklich nur Pfuscher und Stümper waren!" „Wie ungerecht," rief der Fürst, „die Leute hatten strengen Befehl, sich plump zu stellen, um Sie, Mylord, desto sicherer zu machen." „Ich habe meine Lection erhalten," sagte der Engländer, „hier bezahle ich Sie und verspreche Ihnen, von nun an besser von den Petersburger Gaunern zu denken."

Eigenthum, Druck und Verlag von Albrecht Schröder. — Verantwortlicher Redacteur: K. Pfisterer.

Digitized by Google

Das Novellenbuch.

Unterhaltungsblatt zum „Fortschritt“ („Fürther Abendzeitung“).

Nro. 43. Montag, den 28. Mai 1866. 2. Jahrgang.

Ein unglückliches Abenteuer

während eines Aufenthaltes im Hafen von Montanzes.

Nach den Aufzeichnungen eines amerikanischen Capitäns, erzählt von Dr. Brecher.

(Fortsetzung.)

„Inzwischen verstrichen mehrere Tage, der Capitän wartete immer auf eine günstige Gelegenheit, oder besser gesagt, er ließ die vielen passenden Momente, da er noch immer vergebens nach der nöthigen Kraft gerungen hatte, unbenutzt vorübergehen. Indessen aber waren seine zunehmende Traurigkeit und die Veränderung, welche sich in einem Wesen bemerkbar machte, Juanita aufgefallen, sie fing an Verdacht zu schöpfen, und da ihr Argwohn einmal erwacht war, so wendete sie alle Künste an, die ihrem Geschlechte so sehr zu Gebote stehen, um die Enthüllung des Geheimnisses herbeizuführen.

„Der Capitän, durch ihre scheinbare Ruhe ermuthigt, setzte ihr nun auseinander, daß er sie verlassen müsse; nun hatte er geglaubt, Juanita werde in Thränen ausbrechen und ihn mit Vorwürfen überhäufen, aber Juanita's Augen blieben trocken; nur ihre Gesichtsfarbe wurde auffallend matter; man brauchte jedoch kein tiefer Kenner des weiblichen Herzens zu sein, um beurtheilen zu können, welch' ein großer Schmerz sie ergriffen haben mußte, als sie mit einem Schlage alle ihre schönen Zukunftsträume vernichtet sah, und sich gerade hier in ihrer Heimath, wo sie sich noch vor kurzem so stolz und glücklich gefühlt, verlassen und verstoßen fand. Bald verließ sie auch ihre scheinbare Seelenstärke; wie eine verwundete Löwin sprang sie von ihrem Sitze auf, und mit tiefgerötheten Wangen, mit Blicken, die Flammen sprühten, schrie sie ihm zu:

„„Also Du willst mich verlassen! und warum? womit habe ich das verschuldet?““

„„Theure Juanita,““ sagte der Capitän, „„Du weißt, wie sehr ich Dich liebe, aber gewichtige Motive, denen ich mich nicht entziehen kann, verlangen gebieterisch dieses Opfer von mir; gewiß das größte Opfer welches mein Herz bringen kann.““

„„Ja, Motive!““ entgegnete sie, „„Lügen! ein eitler Vorwand, mich zu betrugen; nichts als Lügen, damit ich Dich unbehindert abreisen lasse, Du dann ruhig in Deinem Lande ein Weib heirathen und Dich mit ihr über die Thörin, die Creolin Juanita lustig machen kannst, und Du könntest glauben, daß ich mich so werde tödten lassen, ohne mich zu rächen?““ schrie sie, „„o, da hast Du Dich sehr verrechnet! Du willst, ich soll unglücklich sein, nun gut, ich werde es sein: aber ich will es so sein, daß Du Dich nicht darüber sollst freuen können; Juanita verwirft Deine Anerbietungen, sie will nichts von Dir, gar nichts. Diese Frau,““ fuhr sie mit kreischender Stimme fort, „„der Du im Angesichte der ganzen Welt Deine Liebe geweiht, die Du anderen reichen und weißen Frauen vorgezogen hast, und die man an Deiner Seite als Deine künftige Gattin betrachtet hat, Juanita, weiht sich fernerhin einem freiwilligen Elende; denn ich muß leben, ich muß leben für Dein zweites Kind, welches ich unter meinem Herzen trage, und wenn die Leute dann an mir vorübergehen, werde ich sie sprechen hören: Siehst Du, das ist die Juanita, welche der amerikanische Capitän in solches Elend gebracht hat.““

„Aber, das ist ja die Rache einer Wahnsinnigen,“ sagte einer von uns, „ich glaube jedoch, daß sie mit ihren Tiraden nur Beweise ihrer dramatischen Befähigung liefern wollte.“

„Auch wir Alle, nahm der Commodore wieder das Wort, „waren anfangs dieser Meinung, aber es zeigte sich bald, daß Juanita keine Schauspielerin war, und man sprach bald in der ganzen Umgegend von der verlassenen Juanita; man behauptete zwar allgemein, daß sie närrisch geworden war, aber obwohl ihr Verstand ohne Zweifel bedeutend gelitten hatte, so konnte man doch keine förmliche Geisteskrankheit bei ihr constatiren.

„Bis jetzt, meine Herren, war Juanita

Digitized by Google

die Hauptperson in dem kleinen Drama, welches ich Ihnen erzählend vorführe; nun aber kommen wir zur eigentlichen Katastasis, wie unser Professor Fiulay im Collegium zu Manhattenville in seiner scholastischen und pedantischen Ausdrucksweise zu sagen pflegte."

„Wir hören, Commodore, ich bitte, fahren Sie fort," rief John in heftiger Erregung aus.

„Seit dieser furchtbaren Scene zwischen dem Capitän und Juanita, eine Scene, der wir durch unser Dazwischentreten ein Ende machen mußten, hatte der arme Capitän seine Cabine nicht mehr verlassen, denn in Folge der erlittenen heftigen Gemüthserschütterungen verfiel er gleich darauf in eine gefährliche Krankheit. Unglücklicherweise waren an der Corvette noch wichtige Reparaturen vorzunehmen, und wir mußten wie angenagelt im Hafen liegen bleiben, sonst hätte ich es über mich genommen, die Vorbereitungen zur schleunigen Abfahrt treffen zu lassen. Während nun unsere Leute eifrig an der Herrichtung des Takelwerkes arbeiteten, und die Handwerker im Zwischendeck die schadhaften Stellen ausbesserten, hatte ich wiederholt mittelst eines Fernglases auf einer isolirten Brücke am Hafen eine Frau bemerkt, welche mit einer gewissen Aengstlichkeit die Fortschritte der Arbeiten auf unserm Schiffe beobachtete, und ich konnte mir nicht erklären, welche Beweggründe sie haben mochte, um so oft und so regelmäßig an diesem Orte zu erscheinen; war es vielleicht ihre Absicht, ihren Sohn wieder zu sehen, den wir am Bord sorgsam bewachten, oder wollte sie durch ihren Anblick den Schmerz ihres Geliebten wieder wachrufen?

„Der Capitän, welcher sich von seiner glücklich überstandenen Krankheit allmälig wieder zu erholen begann, bestand trotz unserem Bitten und Abrathen darauf, an's Land zu gehen, um über Juanita Erkundigungen einzuziehen. Ich hatte mich wohl gehütet, ihm zu sagen, daß Juanita täglich an der Küste stundenlang stehe und nach der Corvette hinstarre, aus Furcht, daß er bei seiner krankhaften Aufregung in diesem Umstande nur ein Motiv zu Gunsten Juanita's erblicken würde; er hatte aber noch nicht zwanzig Schritte auf dem Deck' zurückgelegt, als er schon die reizenden schlanken Formen seiner Geliebten entdeckte, die hart an der Küste stand und ihre Blicke unausgesetzt auf die Corvette richtete; sie trug eine weiße Robe und ein rother Madras flatterte von ihren Schultern, das Lieblingsgewand des Capitäns, in welches sie sich immer kleidete, als sie noch die Herrscherin auf unserem Schiffe war.

„Der Capitän befahl sogleich einen Kahn auszusetzen, beorderte dazu zwei Männer, und taub für alle unsere Gegenvorstellungen, entfernte er sich rasch vom Schiffe. Ich hatte ihm, von einer unerklärlichen düstern Ahnung ergriffen, schmerzlich die Hand gedrückt, als er in den Kahn stieg, auch sein kleiner Sohn hing sich fest an seinen Hals, als wollte er sich der Abfahrt seines Vaters mit seiner schwachen Kraft widersetzen. Als der Kahn vom Fahrzeuge abstieß, sahen wir, daß Juanita sich rasch von der Küste entfernte, und dann in vollem Laufe floh, so daß sie bald unseren Augen entschwunden war.

„In einer seltsamen Angst, die sich mit jeder Stunde steigerte, war ich auf dem Zwischendeck zurückgeblieben, welches ich mit großen Schritten durchmaß. Die Nacht war wunderschön, eine tiefe Ruhe und Stille herrschte um uns her, die nur zeitweise durch die tactartigen Ruderschläge einiger Barken, die in der Nähe unseres Schiffes vorüberfuhren, und die melancholischen Gesänge ihrer Matrosen gestört wurde. Ich erinnere mich noch lebhaft an alle diese geringfügigen Umstände, weil sie mit der Stunde in Verbindung stehen, und gewissermaßen identificirt sind, welche ich immer als die schmerzlichste meines ganzen Lebens betrachten werde. Meine Vernunft hat sich immer gegen die Theorie von Ahnungen und Vorgefühlen gesträubt, indeß kann ich doch nicht umhin, mit Shakspeare auszurufen:

„Es gehen zwischen Himmel und Erde
Dinge vor, von denen die ganze menschliche Philosophie sich nichts träumen läßt."

„Die Nacht war bereits stark vorgerückt, und der Capitän war noch immer nicht zurückgekommen. Die Feuer am Bord der Schiffe, die in unserer Nähe vor Anker lagen, waren erloschen. Kein Boot, kein Kahn, deren Ruderschläge die leuchtenden Phosphortheilchen des Meeres in Bewegung setzten, war mehr zu erblicken. Plötzlich

Digitized by Google

hörte ich den Knall von mehreren Pistolenschüssen, die an der Küste abgefeuert wurden, darauf das Hilfegeschrei, welches ein Mann von unserer Corvette ausstieß. Ein paar Minuten später landete der Kahn des Capitäns an unserm Fahrzeuge.

(Fortsetzung folgt.)

Der Mönch.

(Fortsetzung.)

„Dieser Liqueur, der vermöge seines lieblichen Parfüm, seiner magenstärkenden und die Verdauung befördernden Eigenschaften, den Chartreuse und die gerühmtesten übrigen Liqueure weit übertrifft, wird durch Destillation einer aromatischen Pflanze (Gnaphalium) gewonnen. Bis heran waren alle Versuche gescheitert, diesen Wildling zu kultiviren und seine von der Wissenschaft und der Erfahrung nachgewiesenen Heilkräfte im Großen zu verwerthen. Erst den Benedictinern von Charroux ist es gelungen, ihn zu acclimatisiren und damit ausgezeichnete Resultate zu erzielen. Auf dem kalkhaltigen Boden ihrer Felder, unter dem gemäßigten Klima Poitou's, das zwischen der zu hohen Temperatur des Südens und der zu tiefen des Nordens eine nirgend sonst so günstig abgewogene Mitte behauptet, gewinnt diese Pflanze ein Aroma und Heilkräfte, deren sie in kältern Himmelsstrichen entbehrt, während in wärmern Klimaten ihr Parfüm zu viel Schärfe besitzt.

„Zur Bereitung dieses Liqueurs wird nur ächter Cognac vorzüglichster Qualität genommen. Kenner werden nichts Feineres, dem Gaumen Angenehmeres finden, wie es andererseits für den Magen und selbst für die reizbarsten Organismen nichts Zuträglicheres, nichts Wohlthätigeres gibt.

„Neben der Fabrikation dieses extrasupra-superfeinen Liqueurs beschäftigen sich die Mönche von Charroux mit der Bereitung wunderbar kräftigend wirkender Pastillen, die den durch Studien, anstrengende Arbeiten und Excesse jeder Art geschwächten Constitutionen nicht dringend genug empfohlen werden können. Diese Pastillen führen den Namen Umbilicus veneris und sind ein ausgezeichnetes, zu jeder Stunde des Tages willkommenes Bonbon. Mit ihrer gelind öffnenden, die Verdauung anregenden Wirkung, verbinden sie die eines unübertrefflichen Tonicum und werden von den allerschwächsten Constitutionen, besonders Kindern, Frauen, Greisen, Financiers, Diplomaten, Gelehrten und Personen jedes Standes außerordentlich gut vertragen.

„Die Benedictiner von Charroux haben, indem sie dieses bewunderungswürdige Corroborans zu einer Zeit in Handel brachten, in der der menschliche Organismus so vielen schwächenden Einflüssen ausgesetzt ist, der Menschheit einen unschätzbaren Dienst geleistet.

„Der Umbilicus veneris wächst wild innerhalb der Mauern der Abtei von Charroux. Die Benedictiner beschäftigen sich sehr angelegentlich damit, diese dem Alterthum so bekannte Pflanze zu veredeln und haben zu diesem Zwecke großartige Anlagen geschaffen.

„Erkennen Sie hier hochwürdiger Vater unsern Retter: Liqueur und Pastillen!"

„Ich begreife; man könnte damit reüssiren. Aber, was haben wir für Mittel, unsere Liqueur- und Pastillenfabrikation anzufangen? Es wäre ein Capital erforderlich; wie das finden!"

„Wir finden's, wir finden's. Sehen Sie vorerst noch meine Calculation!

Ankauf von 5 Hectaren Land im Norden der Abtei, auf der der Sonne ausgesetzten Abdachung zur Gnaphalium-Kultur à 3000 Fcs. macht . . .	15,000	Fcs.
Ankauf von 5 Hectaren Land auf der entgegengesetzten, vor der Sonne geschützten Abdachung zur Kultur des Umbilicus	15,000	„
Zur Einrichtung der Destillerien nebst Utensilien ꝛc. ꝛc.	70,000	„
Betriebsfond	50,000	„
Total der ersten Einlage	150,000	Fcs.

„Damit werden wir jährlich Geschäfte im Betrage von einer Million machen und rechnen Sie den Gewinn zu nur 20%, so haben Sie jährlich 200,000 Fcs. Nettto. Ist die Situation nicht allerliebst?"

„Die Situation wäre brillant," sagte der Greis; „aber auf dem Puncte, wo wir gegenwärtig stehen, sind uns diese 150,000 Fcs. eben so unerreichbar, als die 300,000, die wir den Banquiers bereits schuldig sind."

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Den Mächtigen.

Einmal noch in elfter Stunde, eh' die eh'rnen Würfel fallen,
Möge statt gewohnten Scherzes ernster Mahnung Wort erschallen.
Nächster Tag kann Unheil bringen — was der dritte bringt, wehr ahnt es?
Vor uns liegt geheimnißvoll ein Unbetretnes, Ungebahntes.
Wehe Dem dann, welcher nutzlos Elend über uns verhängt,
Der zuerst mit blut'gem Thau des Frühlings holdes Kleid besprengt!
Nicht zu bannen auf die Scholle,
Die ihn zeugte wie ein Giftkraut, ist der Krieg der unheilvolle.

Der mit eh'rnem Schritt einhergeht auf der Erde grünen Beeten,
Was in Friedens Schutz erblühte, läßt er hinter sich zertreten.
Mit der Axt trifft er die Bäume, wo vordem die Vöglein saugen,
Vor ihm bleicht das Gold der Locken, vor ihm flieht das Roth der Wangen.
Recht und Unrecht, Trug und Wahrheit, wirft er durcheinander höhnend,
Jeden Wohllaut, jede Stimme fleiß'gen Lebens übertönend.
Vor dem Donner des Metalles
Wird das Spinnrad, wird die Sense stumm; es schweigt und zittert alles.

Wem die Götter es gegeben, über Andern hoch zu thronen,
Daß mit starker Hand er lenke das Geschick von Millionen,
Er bedenke, daß der Himmel nichts bestehen läßt, was schlecht ist.
Daß der Fels, auf dem ein mächtig Reich besteht, allein das Recht ist!
Er bedenke, daß auf Erden alle Macht im Tode endet.
Daß schon Mancher starb verlassen, der zum Schwerte griff verblendet —
Der beglückt so wie beglückend
Konnt gebieten, seine Thüre mit des Oelbaums Zweigen schmückend.

Schnell zerstreut sind Friedens Schätze, Ueberfluß wie bald zerronnen!
Mit dem Schweiß der Arbeit, mit dem Blut der Armuth wird gewonnen.
Muß es sein — ein Feigling heiße, wer den Fuß zurücksetzt,
Wer dem Feinde gegenüber nach dem trauten Heim zurücksieht!
Muß es sein — ein Schlechter heiße, wer noch zweifelnd sich bedenket!
Aber eh' das Wort gesprochen, überlegt's, die ihr uns lenket!
Eh' zum Streit ihr hebt die Hände,
Ihr Gewalt'gen auf der Erde, schaut zurück, bedenkt das Ende!

(Klabd.)

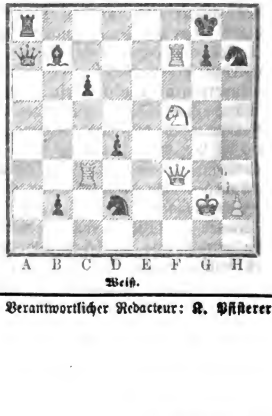
Allerlei.

Benedek's gute Freunde. Ein ehemaliger Militär erzählte vor einiger Zeit in dem Kreise einer ihm befreundeten Familie, daß er in der Schlacht bei San Martino lange Zeit hindurch unmittelbar neben Benedek gestanden habe und in Folge dieses Zufalls mit dem Feldzeugmeister befreundet sei. Da der Mann, welcher eine heiße und ruhmreiche Stunde in der nächsten Nähe des Feldzeugmeisters zugebracht, um die Hand der Tochter des Hauses warb, so wollte sich der künftige Schwiegervater während der gegenwärtigen Anwesenheit des Feldherrn von der Wahrheit der Angabe des jungen Mannes überzeugen; einem leeren Ruhmredner hätte er niemals seine Tochter gegeben. „Beide Männer begaben sich um gestern Vormittags zur Haupttreppe des Kriegsministeriums, welche der Feldzeugmeister jeden Tag zu einer gewissen Stunde passirt. Nachdem die Herren eine zeitlang gewartet, erschien Ritter v. Benedek wirklich und wurde von den ihn Erwartenden in so auffallender Weise angesehen, daß er überrascht fragte: „Was fixiren Sie mich in solcher Weise?“ — Der ehemolige Soldat antwortete aber ruhig: „Ich freue mich, daß Euer Excellenz seit Solferino gar nicht gealtert haben!“ Nun erst faßt der Feldzeugmeister den Sprecher ins Auge, erkennt ihn alsbald, nennt seinen Namen und führt sowohl ihn wie den überglücklichen alten Schwiegervater auf sein Bureau, wo er sich die vorerwähnte Ursache des Besuches der Beiden, mit ihm zusammenzutreffen, erzählen läßt. Nach einer halben Stunde entließ Benedek beide Herren und sagte zum Abschiede: „Es ist mein höchstes Glück, daß meine Soldaten meine guten Freunde sind.“

Schach-Aufgabe Nr. 3.

Weiß zieht an und setzt mit dem sechsten Zuge matt.

Schwarz.



Weiß.

Eigenthum, Druck und Verlag von Albrecht Schröder. — Verantwortlicher Redacteur: A. Pfisterer.

Digitized by Google

Das Novellenbuch.

Unterhaltungsblatt zum „Fortschritt“ („Fürther Abendzeitung“).

Nro. 44. Donnerstag, den 31. Mai 1866. 2. Jahrgang.

Ein unglückliches Abenteuer

während eines Aufenthaltes im Hafen von Montanzes.

Nach den Aufzeichnungen eines amerikanischen Capitäns, erzählt von Dr. Brecher.

(Fortsetzung.)

Eine Indianerin hielt das Steuer, und nur einer unserer Matrosen führte das Ruder; der Capitän und der andere Matrose waren bei der Abfahrt von der Küste unversehens von Spaniern, die in einer schwarzen Pirogue sich befanden, überfallen und durch Pistolenschüsse getödtet worden. Mehr konnte der überlebende Matrose über dieses Ereigniß nicht berichten. Am andern Morgen wurde diese Pirogue auf einer nahen Sandbank gefunden; die elenden Meuchelmörder mußten sich also durch Schwimmen an's Land gerettet haben. Alle Verfolgungen, welche ich sogleich einleitete, um der Mörder habhaft zu werden, blieben vergeblich, und auch unser Consul, den unsere Regierung eigens beauftragt hatte, mit aller Energie vorzugehen, damit den Verbrechern auf die Spur gekommen werde, war nicht glücklicher. Unser Aller Verdacht concentrirte sich auf Juanita, wir hielten sie für die Urheberin und Anstifterin des Mordes, aber wir waren eben nur auf unsere innere Ueberzeugung beschränkt, denn es blieb absolut unmöglich, irgend einen Beweis oder auch nur einen Anhaltspunct gegen sie aufzubringen. Acht Tage später verließen wir diese so verhängnißvolle Gegend.

„Ich schließe nun meine Erzählung,“ sagte der Commodore, „denn das Uebrige ist für Sie ohne Interesse. Ich habe Ihnen diese traurige Erinnerung aus meiner Jugendzeit auch nur in der Absicht mitgetheilt, damit Sie um so besser die Gefahren würdigen, welche ein Liebesverhältniß mit diesen leidenschaftlichen Spanierinen oder Creolinen in der Regel nach sich zieht, und ich empfehle Ihnen besonders eindringlich, sich vor einer zweiten Juanita in Acht zu nehmen.“

Der Eindruck, welchen diese Erzählung auf uns hervorbrachte, stand mit der Verschiedenheit unserer individuellen Character in genauem Rapport. Einige waren sehr bewegt, und schwuren sich zu, die größte Vorsicht am Lande zu beobachten; Andere hingegen bewunderten die dichterische Phantasie des Commodore und hielten das Ganze nur für ein Mährchen von dem ehrenwerthen Commandanten, zu dem Zwecke ersonnen, um sie durch ein recht drastisches Exempel von jeder Unbesonnenheit zurückzuschrecken.

„Und wenn auch wirklich Alles sich einmal ereignet hat,“ sagte einer unserer Kameraden, „muß man daraus schließen, daß dieselben Ereignisse sich immer wiederholen, und daß wir Alle, wie wir hier sind, die Helden eines ähnlichen Drama's sein werden? Lächerlich! was sagst Du dazu, John?“

John antwortete nicht gleich auf die Interpellation, denn seitdem der Commodore zu sprechen aufgehört hatte, war er in ein tiefes träumerisches Sinnen versunken.

„Ich glaube, mein unbesonnener John,“ nahm der Erste wieder das Wort, „Du bist so traurig geworden wie ein kleines Kind, das sich nach der Amme sehnt.“

„Ich kann keine Ursache angeben,“ antwortete John, „aber alles was ich gehört habe, hat mich tief ergriffen.“

„Du bist also wirklich eingeschüchtert, und mit unserer morgigen Partie ist es aus; keine Unterhaltung beim Champagner mehr, keine lustigen Gesänge, keine Tertulia; alle unsere Pläne hat der Teufel geholt?“

„Nein meine Herren,“ sagte John, „ich will das gerade nicht sagen, denn ein für allemal, ich bin Fatalist. Ich glaube, daß alles, was sich ereignen soll, sich auch nothwendigerweise ereignet, trotz unserer eitlen Voraussicht und jener lächerlichen Macht, welche die Menschen Klugheit nennen und womit sie in die vorher bestimmte Ordnung der Dinge eingreifen zu können glauben. Ich bekümmere mich wenig um die Zukunft, ich nehme die Dinge wie sie eben kommen, und lasse mich bei allen Sachen durch meinen Instinct leiten; lassen wir daher den

Digitized by Google

Morgen nur kommen, und wenn ich anders gesund und kräftig bleibe, so sollt Ihr sehen, ob John vor dem Dolche einer Juanita zurückschreckt."

Unsere Kameraden nahmen diese Erklärung John's mit lauten Beifallsbezeugungen auf; ich jedoch, der in die Mysterien seiner Organisation und seines Characters besser eingeweiht war, erkannte schon aus der verschiedenen Betonung seiner Worte, daß er sich noch sehr unter der Wirkung eines gewissen abergläubischen Einflusses befinde, den die Erzählung des Commodore auf ihn gehabt haben mußte.

Man schläft gewöhnlich sehr schlecht in der Nacht vor und nach einem Feste. Die Erwartung der Vergnügungen und Genüsse, sowie die Erinnerung an die eben gehabten angenehmen Eindrücke erwecken beide eine lange Reihe von Gedanken, beide wirken, wie ein galvanischer Reiz stimulirend und aufregend auf unser Nervensystem, und verscheuchen trotz körperlicher Ermattung jeden Schlaf von unseren Augen. Man kann daher leicht denken, daß wir, die Officiere der Bundesfregatte, am andern Morgen uns alle schon auf der Brücke zusammen gefunden hatten, bevor noch die herrliche Sonne von Montanzes ihren Goldstaub abzuschütteln begann, welcher den Luftkreis beleuchtet und erwärmt.

Indeß war im Hafen schon Alles in voller Thätigkeit. Jedes Fahrzeug machte bereits am Bord seine Morgentoilette, das Spielen der Pumpen, das Hinablassen und Wiederaufziehen der Wassereimer, das Herrichten der Segel, der Strickleitern und Mastenwände, das Zusammenrichten des Bootes, welches die nöthigen Lebensmittel vom Lande holen sollte, alles das belebte auf eine eigenthümliche Weise die Bai, wo wir vor Anker lagen, für uns jedoch hatte dies gewohnte Schauspiel nichts Neues und Anziehendes: wir erwarteten mit Ungeduld den Aufgang der Sonne. Endlich erhob sie sich über die Gebirge von Havana, dessen üppige Vegetation in einer zauberischen Beleuchtung zu erglänzen begann; in Montanzes war schon Alles in voller Bewegung, wir sahen die Bewohner kommen und gehen; kaum war die Sonne am Horizonte erschienen, als sich schon zahlreiche große rothe Sonnenschirme zu entfalten anfingen, welche sich in der Nähe der weißgetünchten Häuser, und unter den grünen Tamarinden des Quai's wie eine bunte Flur europäischer Klatschrosen ausnahmen.

Die Yole war voll, wir waren Alle versammelt; John, Mattheus, Thompson, Edwards, Malcolm, Philipp und Pulney, die immer bedächtig dreinschauten, endlich Richard, den wir nur unsern Cato nannten. Wir trugen schwarze, glänzend lackirte Hüte, auf unserer neuen Uniform funkelte der amerikanische Adler; der kleine Dolch mit vergoldetem Griffe und Scheide, schimmerte in den Strahlen der Sonne.

Der Matrose Alexis, John's Liebling, in dessen speciellem Dienste er auch stand, ein hübscher kleiner Junge mit rußigem Gesichte, hatte den Auftrag, die Yole, so lange wir am Lande bleiben würden, zu bewachen.

„Vorwärts!" rief der Mann aus, der das Steuer führte; im Nu erhoben sich die Ruder und senkten sich wieder, und in raschem Tact durchschnitt unser kleines Fahrzeug den glatten Meeresspiegel, und landete kurz nachher an dem bestimmten Landungsplatze.

Die Bevölkerung von Montanzes besitzt, wie alle Südländer, eine große Portion Neugierde; wir waren daher kaum noch auf trockenem Boden, so sahen wir uns schon von einer Menge Menschen aus allen Classen umringt, durch welche sich Händler drängten, die uns Früchte, Amulete und Talismane zum Kaufe anboten, und Gastwirthe, die uns bestürmten, bei ihnen einzukehren, wobei jeder seine Speisen und Getränke als die besten in der ganzen Stadt anpries. Inzwischen war auch ein kleiner Neger in schauerlich rother Weste durch die Menge geschlüpft, er näherte sich geheimnißvoll und übergab uns ein Papier, welches die Worte enthielt:

„Die Sennora Capitta erwartet Sie Abends in ihrer Tertulia, Contrada Joachimo Nr. 17, um 9 Uhr."

„Sage Deiner Sennora," antwortete John, der diese Zeilen gelesen hatte, ohne über die Sache nachgedacht zu haben, „daß die Officiere der Fregatte ihre gastliche Einladung mit Dank annehmen."

„Beim Teufel," fuhr er fort, „unser erstes Debut fängt ja prächtig an, das ist ein sehr spaßiges Abenteuer; Gott verdamme mich, wenn nicht Montanzes die

Digitized by Google

gastfreundlichste Stadt auf der ganzen Erde ist."

(Fortsetzung folgt.)

Rothschild.

Wenn wir den Namen Rothschild nennen, so weiß Jeder, was das bedeutet. Größer als Gideon, größer als Goldschmid, beherrscht das Haus Rothschild nicht nur den Geldmarkt der City, sondern der ganzen Welt. Es war unserm Jahrhundert vorbehalten, die Anhäufung von Reichthümern zu beobachten, gegen welche diejenigen des Crösus sich etwa verhalten mögen, wie die hängenden Gärten der Semiramis und die anderen Wunderwerke der alten Welt gegen, sagen wir nur den Krystallpalast von Sydenham, die Eisenbahn über den Semmering, die Durchbohrung des Mont-Cenis und die submarinen Kabel. Und doch sind es nicht mehr als hundert Jahre, daß ein sehr bescheidenes Männlein in einem sehr bescheidenen Hause und in einem sehr bescheidenen Laden unter dem Zeichen des rothen Schildes in der Judengasse von Frankfurt saß; nicht mehr als 69 Jahre, daß die Franzosen in Frankfurt einrückten und Meyer Amschel sein Gold und Silber nach Kassel flüchtete und dem Landgrafen von Hessen, einem seiner alten Kunden, zur Bewahrung anvertraute; und nicht mehr als 60 Jahre, daß der Landgraf, seinerseits vor den Franzosen flüchtend, sein Gold und Silber dem Frankfurter Geschäftsfreunde anvertraute, und nicht mehr als 54 Jahre, daß dieser, Meyer Amschel Rothschild, welcher sechs Jahre vor Goethe geboren war, in einem Alter von 69 Jahren und mit einer Hinterlassenschaft von zwölf Millionen Gulden starb. Rothschild und Goethe! — das sind zwei Namen, auf welche die Mainstadt wohl stolz sein kann. Denn wenn ich es auch für Blasphemie halten würde, dem Capital nur einen Strahl jener Glorie zu vindiciren, welche allein dem Genius gehört, so glaube ich doch nicht mehr als die Thatsache constatirt zu haben, wenn ich behaupte, daß es auch für das erstere eine Höhe gibt, die wenn sie erreicht ist, demselben eine historische Bedeutung sichert. Und dies, wenn irgendwo, ist bei dem Hause Rothschild der Fall.

Auf dem Todtenbette soll der Gründer des Hauses seinen fünf Söhnen einen Eid abgenommen haben, daß sie sich niemals trennen, sondern das Geschäft in Gemeinschaft fortsetzen, das Vermögen so viel als möglich vermehren, aber niemals theilen wollten. Jedermann weiß, wie gewissenhaft dieser Eid erfüllt worden, und die Folge davon war, daß das Haus Rothschild, mit den Jahren immer wachsend, nicht nur in seinen Reichthümern, sondern eben so sehr in der Zahl seiner Söhne, Schwäger, Neffen und Enkel, zu einer Herrscherfamilie ward, welche die Hauptbörsen der Welt unter sich vertheilte, welche sich an den fremden Plätzen durch ihre Repräsentanten diplomatisch vertreten ließ, und welche endlich auch ihre inneren Angelegenheiten, ihre Heirathen, Mitgift und Erbschaften durch Hausgesetze autonom ordnete. Das Haupt dieser neuen Dynastie war, so lange er lebte, der Londoner Rothschild, Nathan Meyer, der dritte Sohn des alten Amschel.

Nathan Meyer war schon in seinem 21. Jahre gegen Ende des vorigen Jahrhunderts nach England gegangen, mit einem Anlage-Capital von nicht mehr als 20,000 Pfd. St. Er hatte sich zunächst nach Manchester begeben, wo zu dieser Zeit eben das Calicogeschäft einen bisher ungekannten Aufschwung genommen hatte. Der junge Mann wußte seinen Vortheil wahrzunehmen, und während seine bescheidenen Concurrenten sich damit begnügten, entweder die Manufacturisten oder die Verkäufer zu sein, war Nathan Meyer Beides und machte noch dazu den Bankier für Alle. Seine Mühe bezahlte so gut, daß nach sechs Jahren sein Vermögen sich verzehnfacht hatte. Mit diesen 200,000 Pfd. St. begab er sich im Jahre 1803 nach London, diesem Schauplatz kaufmännischer Größe, woselbst er schon nach kurzer Zeit eine solche Figur war, daß Levi Barnett Cohen, einer von den jüdischen Citymagnaten ersten Ranges, ihm seine Tochter gab.

Man sagt freilich, daß dieser fast bereut habe, dem jungen Menschen, dessen Speculationen von Tag zu Tag kühner und gefährlicher wurden, das Schicksal seiner Tochter anvertraut zu haben; aber Nathan Meyer soll ihn beruhigt haben, indem er sagte: „Ihr habt mir nur Eine von Euren Töchtern gegeben; aber, was das anbetrifft, Mr. Cohen, so hättet Ihr kein besseres Geschäft machen können, als wenn Ihr sie mir alle zusammen gegeben hättet."

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Allerlei.

Ein großartiger Schwindel, dem ein junger Hannoveraner zum Opfer geworden, macht nach der „N. H. Z.“ viel von sich reden. Vor Kurzem trat in Hannover nämlich ein sehr eleganter Herr ein, der sich durch Brief und Siegel von der Englischen Regierung als legitimirt ausweis, mehrere junge Leute zu einer Expedition nach Indien zu engagiren. Die Documente sollen den Schein der Echtheit in einem solchen Grade besessen haben, daß mehreren Geschäftstreibenden, denen dieselben mit der größten Bereitwilligkeit zur Prüfung vorgelegt waren, auch nicht einmal die Ahnung von einer möglichen Falschung aufstieg. Ein Hannoveraner, der bereits mehrere größere Reisen gemacht, war über die Gelegenheit erfreut, seinen Wandertrieb befriedigen zu können, und ließ sich als zweiten Secretair der Gesellschaft mit einem Gehalte von 200 Pfd. Sterl. von dem Agenten engagiren. Die sorgsame Mutter stattete ihren Sohn auf das Beste zu der Reise aus, der alsdann mit zwei wohlgepackten Koffern, in Begleitung des Agenten nach London abreiste. Als sie daselbst in einem Hotel Logis genommen, begaben sich Beide in eine Restauration, um dort den Chef der Expedition zu treffen. Als derselbe nach längerem Warten nicht erschien, erklärte der Agent, er wolle denselben abholen, er bitte den Herrn Secretär, sich kurze Zeit allein amüsiren zu wollen. Stunde auf Stunde verstrich, ohne daß der Agent zurückgekehrt wäre; unser Landsmann verließ endlich beunruhigt das Lokal, um in das Hotel zurückzukehren. Nach langen Irrfahrten glückte es ihm endlich, das Hotel spät in der Nacht aufzufinden; auf seine Frage nach dem Agenten wurde ihm jedoch die trostlose Nachricht, derselbe sei bereits vor mehreren Stunden zurückgekehrt, um die Koffer abzuholen, da die Herren sich ja eine Privatwohnung gemiethet hätten. Man kann sich den Schreck des armen Hannoveraners denken; der angebliche Agent war spurlos verschwunden, und es blieb dem „Secretär“ nichts übrig, als dem „perfiden Albion“ den Rücken zu wenden und nach Hannover, um zwei Koffer ärmer, aber um eine Erfahrung reicher, zurückzukehren.

Der Berliner „Bubleift“ erzählt gelegentlich der preußischen Mobilmachung die folgende kleine Anecdote: „Als sich vor einigen Tagen die Mannschaften des 3. Niederschlesischen Infanterieregiments nach dem Freiburger Bahnhof begaben, wurde ein Reservist von seiner Gattin hinausbegleitet. Die kleine kugelrunde Frau ließ es sich nicht nehmen, dem Gemahl Mantel und Muskete zu tragen. Da sieht dieser, kaum zwanzig Schritte vor sich, den Major des Bataillons in einer offenen Droschke angefahren kommen. Seine Bemühungen, der Gattin das Gewehr zu entreißen, sind fruchtlos. Rasch — denn eben fährt die Droschke vorüber — stellt er sich in Positur und macht vorschriftsmäßig Honneur; neben ihm aber steht die kleine kugelrunde Frau sans peur et sans reproche und schultert reglementsmäßig das Kriegsinstrument. Der Major fühlte seine Lachmuskeln in eine bedeutende Aufregung versetzt, ebenso Diejenigen, welche Zeugen dieser Scene waren.

Der Haß der Oesterreicherinnen gegen Bismarck. Der preußische Staatsminister hat seine erbittertsten Feinde unter den Oesterreicherinnen, und vielleicht nur eine von Allen, die Sängerin Lucca ist ihm gewogen. Wie weit das geht, mag folgende von einer verläßlichen Wiener Local-Corr. verbürgte Geschichte darthun: In ein Vorstadt-Postamt kam vorgestern eine alte Frau, welche daselbst einen Brief recommandiren wollte. Als der Beamte die Adresse besah, las er: „An den abscheulichen Grafen Bismarck, Minister in Berlin.“ Die Frau auf das unsinnliche dieser Adresse aufmerksam machend, gab ihr der Postbeamte den Brief zurück, worauf diese jedoch unangenehm überrascht meinte: „Wie man gegen einen so abscheulichen Menschen, der ganz Oesterreich verderben wolle, nur noch einige Rücksicht haben könne. Schicken's den Brief nur ab,“ schloß die Frau, „innen ist er noch ganz anders. Ich hab' ihm ordentlich die Leviten gelesen.“ Es war schwer genug, der Frau begreiflich zu machen, daß Herr v. Bismarck durch solche Briefe nicht zu bessern sei. „An den Spiegel hätte er sich den freilich nicht gesteckt,“ meinte die Frau seufzend und ging.

Frühlingsgabe.

Sind die Winterstürme fortgezogen,
Weh'n um mich des Frühlings linde Lüfte,
Gleicht die Flur dem Meer mit grünen Wogen,
Hauchet Blatt und Blüthe seine Düfte.

Und ich wandle hin durch das Gefilde,
Seh' die Lerche singend sich erheben,
Und dann endlich unterm Lied voll Milde
Wieder in das Saatfeld nieder schweben.

O! da heißt's mich stille steh'n und fragen:
Mensch, hast du dein Bildniß schon gesehen
In dem Spiegel, den dir hergetragen
Jüngst der Frühling hat im linden Wehen?

Ja, ein Feld, wo reiche Aehren wogen,
Bist auch Du, o Herz! voll edler Triebe.
Auch bei Dir im Lenz ist eingezogen
Eine Lerche, die Du nennst die Liebe.

Die, ob Blize zucken, Donner rollen,
Und die Halme sich zur Erde beugen,
Nicht vermag der Sturm mit seinem Grollen
Je aus ihrer Wohnung zu verscheuchen.

Bis der Schnitter streckt die Saat darnieder,
Und mit ihr auch alles ist genommen: —
Freudig schwingt sie sich empor, kehrt wieder
In die ferne Heimath, wo sie hergekommen.

C. Weiß.

Arithmetisches Räthsel.

A. hat an B. 13 fl. 3 kr. zu bezahlen, hat aber nur Kronenthaler und B. nur preußische Thaler. Wie viel Kronenthaler hat A. B. zu bezahlen, und wie viel preußische Thaler hat B. herauszugeben, um diesen Posten auszugleichen?

Eigenthum, Druck und Verlag von Albrecht Schröder. — Verantwortlicher Redacteur: K. Pfisterer.

Digitized by Google

Das Novellenbuch.

Unterhaltungsblatt zum „Fortschritt" („Fürther Abendzeitung").

Nro. 45. Montag, den 4. Juni 1866. 2. Jahrgang.

Ein unglückliches Abenteuer

während eines Aufenthaltes im Hafen von Montanzes.

Nach den Aufzeichnungen eines amerikanischen Capitäns, erzählt von Dr. Brecher.

(Fortsetzung.)

Wenn man zum erstenmal in eine Gegend oder in eine Stadt kommt, fühlt man einen unersättlichen Drang, alles zu sehen und kennen zu lernen, den man auch auf alle mögliche Weise zu befriedigen sucht. Wir hatten erfahren, daß wir die elegante Männer- und Frauenwelt erst am Abende in der sogenannten „Fächerpromenade" zu sehen bekommen werden, und da eine Stadt wie Montanzes sehr bald nach allen Richtungen durchkreuzt ist, so durchstrichen wir ihre nächste Umgebung; die Felder der Stadt stoßen fast bis an den Hafen, und hier bieten sich dem Fremden erst die eigenthümlichen und überraschenden Momente dar: Menschen, Pflanzen, Bodencultur, alles gewährt da einen feenartigen Anblick.

Nach allen Seiten kreuzen sich hier die schwarzledernen schwerfälligen Karren, welche mit Zuckerrohr und Mais beladen sind, hinter welchen Neger, ihre bizarren, heimathlichen Lieder singend, einhergehen; dann kommen die Montaneros, auf feurigen Pferden mit weißen Teppichen überdeckt reitend, welche die Sclaven überwachen. Wir waren kaum zweihundert Schritte fortgeschritten, als wir an kleinen niedlichen Hütten vorüberkamen, die mitten unter Citronenbäumen und Lianen stehen; wir begrüßten sie durch lauten Zuruf, denn unter ihren Dächern von Bananenblättern werden die köstlichen Havanacigarren verfertigt, die das lieblichste Aroma ausströmen und in allen Gegenden der Erde so gern um theures Geld gekauft werden. Hübsche Mädchen mit länglichen Fingern, welche durch stete Uebung eine wunderbare Gelenkigkeit erlangt haben, rollen diese Cigarren; ihr ganzes Leben verfließt unter dieser sich täglich wiederholenden mechanischen Beschäftigung, und sie finden ebenfalls nur des Abends eine Erholung, wo sie mit ihren Freundinnen und ihren Geliebten im dichten Schatten der Caffeebäume oder in den Lichtungen der buschreichen Baumwollstanden zusammenkommen, und in traulicher Unterhaltung sich die Stunden kürzen.

Als sie uns erblickten, senkten sie ihre niedlichen Köpfchen zur Erde, und getrauten sich nur einen verstohlenen Blick aus ihren sammetartigen Wimpern auf uns gleiten zu lassen, denn sie wußten, daß ihre Geliebten ganz nahe von ihnen auf den Feldern beschäftigt waren, welche Messer, Dolche, Stilete in ihrem Gürtel trugen.

Gegen Mittag mußten wir wegen der unerträglich gewordenen Hitze, die in diesen Klimaten mit dem stereotypen klaren Himmel an der Tagesordnung ist, unsere Excursion beendigen. Wir setzten uns daher vor einem Caffeehause unter einem schattigen Zeltdache, und stützten ermattet die Ellbogen auf den langen Tisch, der mit Erfrischungen aller Art besetzt wurde. In unserer Nachbarschaft saßen Seeleute aus allen Ländern, ihren mit Rosen und Ambra parfümirten Tabak rauchend, und dazwischen fleißig den in Eis gekühlten Punsch leerend. Auf einer anderen Seite machten Sensale und Kaufleute verschiedene Handelsgeschäfte ab. Käufe und Verkäufe wurden geschlossen, wobei es mitunter stürmisch zuging; so war der Abend herangekommen.

Nun begann eine immer dichter werdende Menge die öffentliche Promenade zu füllen, und erinnerte uns unwillkürlich an die Kirchengänge in den vereinigten Staaten, wo die Gläubigen schaarenweise hinzuströmen.

Die „Fächerpromenade," der Lieblingsspaziergang der Bewohner von Montanzes, ist ein großes, von hohen Tamarinden umschlossenes Parallelogramm, welches Abends von einer azurfarbenen Kuppel mit Tausenden von schimmernden Goldflittern überwölbt zu sein scheint. Unter den grünen Bäumen wogten eine Menge Capuzen, Mäntel, Resillen u. s. w. auf und ab, Alles raucht da, sucht sich auf, weicht sich aus,

Digitized by Google

schwimmt Intriguen an und verbreitet einen Duft von Muscat und Ambra, aber auch einen so durchdringenden Geruch von Knoblauch, dem Lieblingsgewürze der Spanier und Mexicaner, daß man zu ersticken glaubt.

„Sei doch klug!" sagte Richard zu John, der unter der Menge wie närrisch umherlief und die Frauen mit seinem Geschwätze und seinen Blicken neckte. „Vorsichtig John!" wiederholte Richard, „hier schwebt der Dolch über unserem Haupte, und geht, uns unbewußt, an unserer Seite."

Auf einmal entstand ein Lärm hinter uns, man stellte sich zu beiden Seiten auf, um zwei Damen vorübergehen zu lassen.

„Himmel, welch' ein herrliches Wesen!" rief John begeistert aus.

„Das ist die Sennora Capitta mit ihrer Tochter Florida," flüsterte ihm ein nahestehender Mann zu.

Wir erkannten in demselben Momente die scharlachrothe Weste des kleinen Negers, der seiner Herrin folgte. Im Vorübergehen grüßten wir sie und John redete sie an.

„Sie haben also meine Einladung erhalten?" fragte die Sennora.

„Ja," antwortete John, „und wir werden uns zur Ehre anrechnen, sie annehmen zu dürfen."

„In diesem Falle können Sie uns folgen, es schlägt eben auf der Kirche del carmen Neun Uhr."

Das Haus schien zu unserem Empfange eingerichtet, die Tische waren mit Krystallflaschen voll köstlicher Weine und mit Erfrischungen aller Art überladen, reichgekleidete Diener und Dienerinnen gingen ab und zu. Gleich bei unserem Eintritte begrüßte uns die Sennora mit spanischer Emphase.

„Mein ganzes Haus," sagte sie, „steht zu Ihrer Verfügung, legen Sie allen Zwang ab und betrachten Sie sich nicht als Fremde. Meine Einladung muß Sie befremdet haben," fuhr sie lächelnd fort, „aber zur Erklärung derselben muß ich Ihnen sagen, daß ich überhaupt Ihre Nation sehr liebe, insbesondere aber die Officiere Ihrer Flotte achte, weil ich die Ehrenhaftigkeit ihres Characters kennen gelernt habe; da ich nun die Ankunft Ihrer Fregatte im Hafen erfuhr, und voraussetzte, daß Sie an's Land kommen, beschloß ich, mir das Vergnügen Ihrer Gesellschaft für diesen Abend zu verschaffen."

Wir unterließen natürlich nicht, der schönen Sennora für ihre Güte unsern Dank in den verbindlichsten Worten auszudrücken.

Mittlerweile hatte sich John der reizenden Florida genähert, seine anfangs abgebrochenen Worte schienen sich allmählig in eine begeisterte Rede zu verwandeln und das Feuer, welches dabei aus seinen Augen leuchtete, die tiefe Glut seiner Wangen ließen über den Inhalt derselben keinen Zweifel; es war offenbar, daß eine heftige Liebe sein leidenschaftliches Herz erfaßt habe, und nach dem anmuthigen Lächeln und dem öfteren Erröthen Floridas zu urtheilen, mußten seine Geständnisse einen nicht ungünstigen Widerhall in ihrem Herzen gefunden haben.

Man setzte sich zu Tische, es wurden die köstlichsten Gerichte aufgetragen, wobei der feurige Inhalt der Flaschen reichlich geleert wurde. Die Wirkung der genossenen geistigen Getränke blieb nicht lange aus, wir begannen die Regeln des Anstandes außer Acht zu lassen, wir lärmten, sangen und tobten, es war ein wirres Durcheinander. Capitta und Florida hatten sich während des begonnenen Tumultes unbemerkt entfernt. Bald artete unser bachanalisches Mahl in eine wahre Orgie aus; die geleerten Gläser wurden zu Boden geschleudert, wüste Gesänge wurden angestimmt, und es fehlte wenig, so hätten wir uns einander selbst angefallen. Endlich sanken wir betäubt, halb wahnsinnig nacheinander in einen lethargischen Schlaf.

Die Sonne stand schon in der Mittagshöhe, als wir am andern Tage aus unserer Betäubung erwachten und wir uns zu unserer nicht geringen Beschämung auf den Matten des Fußbodens im Zimmer umherliegen fanden. Was war mit uns vorgegangen. Hatte man uns absichtlich in diesen Zustand versetzt, um uns als Officiere des Bundesstaates in unseren Augen selbst zu erniedrigen und zu demüthigen, oder war der Exceß nur unserem jugendlichen Leichtsinne zuzuschreiben?

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Rothschild.

(Fortsetzung.)

Das große Ereigniß für Nathan Meyer und sein Haus war der Befreiungskrieg. Indem er zuerst als Nebenbuhler über das damals noch souveräne Haus Goldsmid auftrat, erwartete er die Restauration der Bourbons. Er berechnete, daß für das Glück der Rothschilds der letzte Tag der Revolution ebenso entscheidend sein würde, als der erste Tag derselben für das Glück der Goldsmids gewesen. Er setzte sich in Kriegsbereitschaft bei Gelegenheit jener Regierungsanleihe von 1810, in Folge welcher die beiden damals größten Bankhäuser Gideon und Baring stürzten, respective erschüttert wurden. Hierauf eröffnete Nathan Meyer seine Campagne: er kaufte die Wechsel auf, welche Wellington damals, mitten im spanischen Kriege, discontirt, und welche das englische Gouvernement zu bezahlen kein Geld hatte. Durch die Prolongation dieser Wechsel accreditirte sich Nathan Meyer bei der Regierung und machte zugleich ein gutes Geschäft für sich. Ein directes Verhältniß zwischen ihm und der Regierung kam nun zu Stande; sie fand ihn sehr brauchbar wegen seiner continentalen Connexionen und bediente sich seiner vielfach als ihres Agenten. Durch seine Hand gingen die Gelder an die Armeen, die Subventionen an die verbündeten Mächte. Mit den besten Nachrichten, welche zu haben waren, durch seine Brüder vom Continent bedient, erfuhr er zugleich durch seine Beziehungen zu dem englischen Ministerium mehr von der innern und äußern Politik desselben, als irgend ein anderer Mann in England. Und er blieb nicht hinter der Gelegenheit zurück. Plötzlich ward er Taubenzüchter. Seine Bekannten, welche bukolische Neigungen an dem starren Geldmann bisher nicht wahrgenommen, erstaunten; aber der Grund dieser Sache war, daß Nathan Meyer Couriertauben abrichtete. Bald flogen seine Tauben nach Süd und Ost, während schnellsegelnde Boote auf den kürzesten Routen, die er selbst mit Hilfe von Seekarten ausgesonnen, seine Sendboten und Geldsäcke zwischen den Küsten von Deutschland, Frankreich und England hin- und herrugen. Es macht dem Scharfsinne dieses merkwürdigen Mannes nicht wenig Ehre, daß die Courierdampfer, welche heute zwischen Folkestone und Boulogne fahren, genau denselben Weg für die kürzeste Seereise gewählt haben, welchen Nathan Meyer einst für seine Segelboote ausfindig gemacht.

Während in dieser Weise Nathan Meyer seine Bewegungen machte, machten die großen Armeen die ihrigen; die Siegesfeuer von Leipzig, der Einzug der Alliirten in Paris, Elba, die hundert Tage — dies Alles drängte Wellington und Blücher, aber auch Nathan Meyer zur Entscheidung: zur Schlacht von Waterloo. Dieser Schlacht wohnte Nathan Meyer in Person bei. Aus einem Versteck, in der Nähe des Schlosses von Houguemont, folgte er den Schwankungen des 18. Juni mit nicht weniger Spannung, als Wellington und Napoleon. Als er aber gegen Abend vernahm, daß die Preußen da seien, und auf den Höhen von Alliance sah, wie Blücher und Wellington sich bei Sonnenuntergang grüßten, da sagte er: „Das Haus Rothschild hat die Schlacht gewonnen!“ und bestieg ein Pferd, welches während des ganzen Tages für ihn gesattelt und bereit gestanden hatte. Er ritt die ganze Nacht durch und kam früh am Morgen nach Ostende. Die See war so stürmisch, daß kein Bootsmann sich hinauswagen wollte. Zuletzt gelang es ihm, einen Fischer zu bewegen, für 80 Pfd. St. den Versuch zu machen. Am Abend war er in Dover, am 20. Juni Früh in London und auf der Börse. Gerüchte der trübsten Art hatten sich hier inzwischen verbreitet, und Nathan Meyer hütete sich wohl, dieselben zu zerstreuen. Im Alleinbesitz des Geheimnisses, war er nebst seinen Agenten ebenso eifrig zu kaufen, als alle Anderen sich drängten, zu verkaufen. Als am 21. Juni die Börse schloß, da waren die Papierschränke Nathan Meyer's in St. Smithinn's Lane gefüllt; und eine Stunde später traf der Regierungs-Courier mit den Depeschen vom Schlachtfelde ein. Ganz London klang von Siegesjubel, und am anderen Morgen eröffnete die Börse mit fabelhaften Preisen. Auf einem englischen Kriegsschiff fuhr der gefangene Kaiser, dieser gigantische Sohn der Revolution, nach seinem Felsenkerker von St. Helena. Ludwig XVIII. bestieg noch einmal den Thron der Bourbonen, und um eine Million Pfund Sterling reicher stand Nathan Meyer unter seinem Pfeiler in der südlichen Ecke des Börsengebäudes von London.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Mahnung des Rheines.

Hinwandert' ich am grünen Strom,
Ein Sturm ging durch die Maiennacht,
Hoch ragt' empor der alte Dom
Und hielt am deutschen Ufer Wacht.
Mir war die Seele voller Pein,
Das Herz in tiefem Jammer schwoll,
Da rauschte plötzlich auf der Rhein,
Des Unmuths und des Zornes voll:

„O armes, armes deutsches Land!
Schon wieder Zwietracht, Haß und Streit,
Schon wieder drohet Mord und Brand
Rings zu verheeren das Gebreit!
Wirst du denn stets des Friedens satt,
Wenn dir der volle Segen quillt,
Wenn, kräftig wachsend, Dorf und Stadt
Von schier zu großem Reichthum schwillt?

„Trägt dir zu goldne Frucht das Feld,
Zu süßen Trank des Weinbergs Pracht,
Die Herd', ist sie zu gut bestellt?
Gibt dir zu viel Metall der Schacht?
Hast du in langen Friedens Gunst
Dir allzu reiches Gut gerafft?
Blüht dir zu schön die holde Kunst?
Ist dir zu klar die Wissenschaft?

„Warum der Grimm, warum die Wuth?
Umsonst lauscht' ich nach Antwort aus.
Und doch schürt ihr der Fackeln Gluth,
Zu schleudern sie ins eig'ne Haus!
Wenn sonst die Sippen sich entzwei'n,
Sind sie auch noch so wuthentbrannt,
Sie sehn zuletzt ihr Unrecht ein
Und reichen friedlich sich die Hand.

„Noch ist es Zeit, auch zu verstehn:
Denkt an den alten deutschen Feind,
Der, euer Kampfspiel anzusehn,
Am Gränzpfahl gierig schon erscheint.
Wenn erst der blut'ge Streit beginnt,
Dann bringet neuen Raub der Krieg,
Und ihr verliert, ob ihr gewinnt,
Zur Niederlage wird der Sieg.

„Erwägt Vergangenheit im Haupt,
Lenkt auf die Zukunft euren Sinn!
Warum ist Lothringen geraubt,
Warum das schöne Elsaß hin?
Es riß sich längst der Schweizer los,
Der Niederländer trat zurück,
Soll von dem Reiche herrlich groß
Im Streit sich lösen Stück um Stück?

„Verrath! Die Sage geht durchs Land: —
O welcher Schimpf, o welche Noth! —
Wan rufe her an meinen Strand
Den Feind, der allzeit mich bedroht.
Wer ist so schamlos, so verrucht,
Daß er ein deutsches Land verrieth,
Geächtet wär' er und verflucht,
Verloren bis ins siebente Glied!

„Laßt keinen Franzmann mir herein,
Der sich im Glanz der Waffen naht,
Es tränke me im deutschen Rhein
Sein Roß der Ungar und Croat!
Dein Heil ist nicht in Ost und West,
Mein Volk, es ist in deiner Hand!
Durch Freiheit mach' die Einheit fest!
Gott schirm' das heil'ge Vaterland!"

Allerlei.

Ein Wiener Arzt als Schlangenbeschwörer. In einer Sitzung der Gesellschaft der Aerzte zu Wien fand neulich eine jener seltsamen Productionen statt, von denen wir sonst nur — in Reisewerken über Indien lesen, mit dem Unterschiede, daß hier das gefährliche Experiment im Interesse der Wissenschaft gemacht wurde und daher jede Täuschung ausgeschlossen blieb. Dr. Heinzl, der sich schon seit Jahren mit dem Studium der giftigen Reptile und Insecten befaßt und selbst durch den Umstand, daß er eines Tages von einer Viper gebissen wurde und in Folge dessen eine gefährliche Krankheit zu überstehen hatte, von diesen Forschungen nicht zurückgeschreckt wurde, machte die Gesellschaft der Aerzte in der neulichen Sitzung mit einigen Resultaten dieser seiner Forschungen bekannt und erhärtete seine Behauptungen durch Experimente, welche in der Versammlung großes Interesse hervorriefen. Herr Dr. Heinzl ließ zwei lebende Vipern, von denen die eine mitteleuropäischen Ursprungs ist, während er die andere aus Syra hatte kommen lassen, zu wiederholten Malen über seine entblößten Arme laufen, um zu beweisen, daß diese Thiere niemals beißen, wenn sie nicht an irgend einer Stelle ihres Körpers gequetscht oder auf sonstige Art gereizt werden. Außerdem hat Herr Dr. Heinzl sich von einer aus Süd-Italien hergeholten Tarantel in den linken Arm stechen lassen und bewies durch die kleine Doppelwunde, welche fast gar nicht mehr entzündet war, daß alle Berichte von den fürchterlichen Folgen des Tarantelstiches in das Reich der Fabel gehören.

KD*. **Kirschflecke aus Tischwäsche.** Man wasche sie sogleich in lauem Wasser mit Seife, dann tauche man die Flecke in Milch, so daß die Milch ganz darüber steht, lasse solche eine Nacht darin stehen und man wird den andern Tag keine Spur mehr von dem Flecke sehen.

Auflösung der Schachaufgabe Nr. 3.

1) S. F 5 — E 7 †. . . . . 1) K. G 8 — H 8.
2) S. E 7 — G 6 †. . . . . 2) K. H 8 — G 8.
3) D. F 3 — D 5 . . . . . 3) S. H 7 — F 6.
(A) (B)
4) T. nimmt S. F 6 † aufgeb. 4) C 6 nimmt D.
5) S. G 6 — E 7 †. . . . . 5) K. G 8 — H 7.
6) T. C 3 — H 3 † und Matt
(A) 3) S. H 7 — G 5.
4) T. F 7 — F 8 † † . . . 4) K. G 8 — H 7.
5) T. C 3 — H 3 † . . . . . 5) Beliebig.
6) D. gibt auf H 5 oder F 5 † und Matt.
(B) 3) C 6 nimmt D.
4) T. C 3 — C 7 und im nächsten Zuge Matt.

Eigenthum, Druck und Verlag von Albrecht Schräder. — Verantwortlicher Redacteur: K. Pfisterer.

Digitized by Google

Das Novellenbuch.

Unterhaltungsblatt zum „Fortschritt“ („Fürther Abendzeitung“).

Nro. 46. Donnerstag, den 7. Juni 1866. 2. Jahrgang.

Ein unglückliches Abenteuer

während eines Aufenthaltes im Hafen von Montanzes.

Nach den Aufzeichnungen eines amerikanischen Capitäns, erzählt von Dr. Brecher.

(Schluß.)

Indeß beschlossen wir uns Gewißheit zu verschaffen; aber weder Sennora Capitta mit ihrer Tochter, noch sonst eine Person waren im ganzen Hause zu finden; das Landhaus war wie ausgestorben. Wir brachten unsere Personen so gut es anging wieder in Ordnung, und schickten uns an, das Haus zu verlassen, aber John, der die ganze Zeit verstört und in sich gekehrt auf dem Sessel gesessen war, auf welchem er die ganze Nacht zugebracht hatte, erklärte, daß er nicht mit uns gehen wolle: „Ich muß diesen Engel wiedersehen,“ rief er mit einem Gesichtsausdrucke aus, der uns erschreckte; „ich muß sie wiedersehen, und sie wahrscheinlich nicht mehr zu verlassen.“ Alle unsere Vorstellungen, unsere Bitten waren vergebens, und wir mußten uns entschließen, ohne ihn abzureisen.

Der Commodore, dem wir unser Abenteuer der vergangenen Nacht getreulich berichteten, machte uns darüber gerechte Vorwürfe; John's Betragen aber schien ihn tief zu bekümmern. Diese Besorgnisse riefen uns wieder die lebhafte Theilnahme in's Gedächtniß, welche er unserem Kameraden namentlich bei seinem Austritte aus dem Collegium bewiesen hatte.

Als John am andern Abende noch immer nicht zurückgekehrt war, wuchs die Angst des Commodore mit jeder Minute und war auf seinem Gesichte auch deutlich zu lesen. „John, John,“ rief er zu wiederholten Malen, „was ist mit ihm vorgegangen?“

Dann nahm er mich bei Seite und sagte zu mir: „Führen Sie mich in das Haus, wo Sie ihn verlassen haben.“

Wir fuhren ab und nach einer halben Stunde schon befanden wir uns am Hausthore der Sennora Capitta. Der kleine Neger öffnete uns.

Als wir in das Zimmer traten, lag John rauchend auf einer Matte, den Arm auf ein Kissen gestützt, in der nachlässigen Haltung eines verweichlichten Asiaten. Seine Blicke ruhten mit leidenschaftlicher Glut auf den reizenden Formen Florida's, die in seiner Nähe saß und mit einer weiblichen Arbeit beschäftigt war; es mußten also in diesen zwei Tagen bestimmte Erklärungen stattgefunden haben und ein gemeinsames Uebereinkommen getroffen worden sein.

Ich blieb fast entsetzt bei diesem Anblicke stehen; auch der Commodore schien tief ergriffen.

„So muß ich Sie wieder treffen, John?“ sagte der Commodore mit vorwurfsvoller, fast zitternder Stimme.

John, erschrocken über das unerwartete Erscheinen des Commandanten, hatte sich rasch erhoben, eine tiefe Schamröthe bedeckte seine Wangen, aber im nächsten Momente begann der heftigste Zorn in seinem Herzen zu gähren, daß er sich im Angesichte des Mädchens, welches er wahnsinnig liebte, sich so gedemüthigt sehen mußte.

Er sah den Commandanten mit festen Blicken an und rief ihm zu: „Wer hat Ihnen die Erlaubniß gegeben, hier einzutreten, was wollen Sie hier?“

„Sie zu Ihrer Pflicht zurückführen, Sir John,“ antwortete der Commodore mit traurigem Ernste, „ich verlange, daß Sie mir augenblicklich folgen.“

„Ich werde nicht von hier weggehen.“

„Um Gotteswillen, John!“ sagte ich leise zu ihm, „gehorche dem Commodore.“

„Wer wagt es in ein fremdes Haus einzudringen!“ schrie eine Frauenstimme im nahen Corridore, ruft die Wache; la guardia! la guardia!“

„Unglücklicher John!“ fuhr der Commodore fort, ohne dieses Schreien zu beachten, „willst Du also wie Dein Vater durch den Dolch eines ehrlosen Weibes fallen? . . .“

„Mein Vater?“ fragte John entsetzt.

„So höre denn, weil Du mich dazu zwingst. Sir Barrington, der Capitän der

Digitized by Google

Corvette, welcher in Montanzes getödtet wurde . . .“

„Nun, Commodore? . . .“

„Er war Dein unglücklicher Vater!“

„Und Deine Mutter . . .“

„Vollenden Sie, Commodore,“ schluchzte John, vor ihm auf die Kniee sinkend.

„War Juanita, John! ja sie, Juanita,“ schrie der Commodore mit vor Zorn bebender Stimme.

Als der Commodore diesen Namen ausgesprochen hatte, hörte man im nahen Corridore einen durchdringenden schrecklichen Schrei ausstoßen; einen Schrei der Verzweiflung, einen Schrei, der aus dem Herzen einer Mutter kam.

„Entsetzlich! entsetzlich! Juanita hier in diesem Hause, und dieses Mädchen ihre Tochter!“ rief der Commodore, empört beim Anblicke der Capitta, welche bewußtlos auf den Matten des Corridors hingestreckt lag.

Bei den letzten Worten des Commodore war John in sich zusammengesunken, er sah und hörte nichts mehr.

Als er wieder zur Besinnung kam, befand er sich am Bord unseres Schiffes im Zimmer des Capitäns, die Fregatte durchschnitt mit vollen Segeln die Wogen und hatte die Küste schon längst aus dem Gesichte verloren.

Ich saß traurig an seiner Seite.

Er reichte mir die Hand und sah mich fragend an. „Beruhige Dich, John,“ sagte ich zu ihm, „niemand am Bord weiß von der stattgehabten Scene und von dem unglücklichen Ausgange Deiner wahnsinnigen Liebe.“

Er drückte mir herzlich die Hand und schien befriedigt, aber der trostlose Ausdruck in seinem Gesichte war durchaus nicht geeignet, mich über ihn zu beruhigen.

Unsere Fregatte hatte sich mit einigen andern Fahrzeugen unserer Flotte vereinigt, und eines Abends bekam eine Goëlette, die zu unserem Geschwader gehörte, den Befehl, einen spanischen Seeräuber zu bekämpfen, den man am Abende früher an der Küste der Havannah gesehen hatte.

John bat, an dieser gefährlichen Expedition theilnehmen zu dürfen, und der Commodore glaubte ihm seine Bitte schon aus dem Grunde gewähren zu müssen, weil er dadurch Gelegenheit fand, die Erinnerung an sein sträfliches Betragen durch einige muthige Thaten zu verwischen.

John und ich blieben bis zu dem Momente auf der Brücke, wo das Boot von der Fregatte abstieß, um sich mit der Goëlette zu vereinigen. Ich folgte ihm lange mit den Augen, und er winkte mir noch aus der Ferne wiederholt seine Abschiedsgrüße zu. Die Sonne war bereits untergegangen, kein Lüftchen bewegte das Meer und man konnte noch die Ruderschläge hören, als das Boot schon längst in der zunehmenden Dunkelheit der Nacht verschwunden war.

Ich brachte die nächsten Stunden in heftiger Aufregung zu; meine Angst steigerte sich, als sich bald eine heftige Kanonade hören ließ und wir nicht mehr zweifeln konnten, daß sich der Kampf mit dem Piraten entsponnen habe.

Am nächsten Morgen vernahmen wir ferne schwache Ruderschläge, und bald bekamen wir unser Boot in Sicht, welches kräftig auf die Fregatte zusteuerte. Ich eilte nach dem Steuerborde und meine Blicke suchten John ängstlich auf dem Posten, den er einnehmen mußte, aber ein Anderer stand an seiner Stelle . . . Armer John! er lag unter den Verwundeten . . . Als man ihn in das Spitalszimmer trug, erkannte er mich an seiner Seite und seine Blicke drückten die Freude aus, die er über mein Wiedersehen empfand.

Seine Wunde war tödtlich, man legte ihn auf ein Leidensbett, wo er schon nach wenigen Minuten verschied.

Als die Aerzte seine Wunde untersuchten, erklärten sie, daß der Schuß ihn auf eine sehr nahe Distanz getroffen haben mußte, und doch wußte man mit Gewißheit, daß die Goëlette das Piratenschiff nicht habe entern lassen . . . .

Rothschild.

(Schluß.)

Von diesem Tage an datirt der eigentliche Glanz des Hauses Rothschild. Unternehmungen von mäßigerem oder vielleicht schlechtem Erfolg (wie die englische Anleihe von 1819 oder die französische von 1823) wurden mehr als aufgewogen durch andere Unternehmungen, welche, wie die Erwerbung der Gruben von Almaden in Spanien und von Idria in Illirien den ganzen europäischen Quecksilberhandel zu einem Rothschild-

Digitized by Google

schen Monopol machten. Nach und nach wurde das Haus der Agent fast aller Regierungen und die großen Anlehen wurden zum größten Theil durch seine Vermittlung abgeschlossen. Dabei hielten die Brüder, eingedenk des Eides, den sie dem sterbenden Vater geleistet, treue Gemeinschaft, und dadurch, daß Cousins und Cousinen fast ausnahmslos untereinander heiratheten, blieb auch über die zweite Generation hinaus das colossale Vermögen in unverminderter, stets sich durch sein eigenes Gewicht mehrender Masse zusammen. Wie reich Nathan Meyer für seinen eigenen Theil gewesen, weiß Niemand. Einige schätzten ihn auf drei, Andere auf zehn Millionen Pfund Sterling. Aber beide Vermuthungen sind wahrscheinlich noch unter der Linie geblieben. Seiner Wittwe hinterließ er eine Rente von 20,000 Pfd. St. das Jahr, nebst einer Residenz in London und einem Landgute bei London; jeder seiner vier Söhne hatte, sobald er majorenn geworden, 25,000 Pfd. St. erhalten und sollte ferner 75,000 Pfd. St. bei der Verheirathung bekommen. Seinen drei Töchter, außer den 25,000 Pfd. St., welche jede mit dem Eintritt der Majorennität erhielt, vermachte er letztwillig noch 100,000 Pfd. St., die Hälfte als Hochzeitsgeschenk, die Hälfte um im Geschäft zu bleiben und mit vier Percent verzinst zu werden. Es war am Hochzeitstage seines ältesten Sohnes Lionel, welcher im Jahre 1836 zu Frankfurt eine seiner neapolitanischen Cousinen heirathete, daß Nathan Meyer plötzlich krank wurde. Wenige Tage später, am 28. Juli, starb er, nicht ganz 60 Jahre alt, und am folgenden Morgen wurde durch Zufall eine seiner eigenen Couriertauben, welche über Brighton flog, geschossen. Sie sollte die Nachricht seines Todes nach London bringen. An ihrem Halse fand man einen Zettel mit diesen drei Worten: „Il est mort.“

Der Sohn Nathan Meyer's, Lionel, der gegenwärtige Chef des Hauses und Vertreter der City im Parlament, ist, wie man weiß, der erste Jude, welcher im Jahre 1858, nachdem durch beharrlich fortgesetzte Agitation die Eidesformel für Nichtchristen abgeändert worden, seinen Sitz unter den Commoners von England eingenommen. Sein Rang in der großen Gesellschaft von London ist ebenso unbestritten, als sein Pfeiler in der Royal Exchange. Die Baronesse Rothschild, seine Gemahlin — die Freundin Disraeli's und die muthige Opponentin Mylady Palmerston's — die Wohlthäterin zahlloser Armen, die Mutter anmuthiger Töchter und wohlerzogener Söhne, ist eine ebenso geistvolle als liebenswürdige Wirthin. Ihre stattliche Residenz in Piccadilly, anstoßend an Wellington-Haus, dem Park und Buckingham Palace gegenüber, sieht während der Saison die Crême der parlamentarischen, literarischen und Finanzwelt von London und dem Auslande. Während des Herbstes und Winters begibt sich die Familie nach Gunnersbury bei Acton, einem Park und Schloß, zwei bis drei Meilen von London, welches Nathan Meyer, der sorgliche Ahnherr, einst aus dem Gewinne eines seiner gelungensten Staatsanlehen für etwas wie 700,000 Thlr. kaufte. Nichts Schöneres, als dieser stille, träumerische Park mit seinen grünen Rasenflächen, seinem dunklen See, seinen mächtigen Cedern, seinen zur Beschaulichkeit einladenden Buchengängen. Aus den tiefen Fenstern des Salons hat man einen Blick auf die herbstliche Schönheit der Natur, während an einer von den Wänden des Wohnzimmers der berühmte Murillo hängt und in einem anderen ein Modell von Jerusalem zu sehen ist. Ein ausgesucht schönes Bibliothekzimmer vollendet den Luxus von Gunnersbury Hall; schwere Teppiche bedecken den Boden, Schreib- und Lesetische, mit Grün ausgeschlagen, bequeme Sessel und ringsum in geschnitzten Eichenschränken und gepreßter Reihe jene kostbaren Bände in Leder und Gold, bilden für den Freund des Nachdenkens und der Ruhe vielleicht die größte der Verführungen. Von draußen herein werfen die hohen, dunklen Baumwipfel ihren Schatten, und durch die schlanken Stämme schimmert das grün des echtenglischen Rasens, auf welchem man in früheren Jahren um die Mittagsstunde die Herrin von Gunnersbury erblicken konnte, damals in der Fülle ihrer südlichen Schönheit, während vor ihr, auf munteren Ponys ihre beiden Töchter sich fröhlich tummelten, damals zwei junge Mädchen, noch halbe Kinder, heute herangereift, verheirathet, und in eigener Häuslichkeit nicht weniger schöne Frauen und liebenswürdige Wirthinnen, als ihre Mutter gewesen und noch immer ist.

(Julius Rodenberg in der N. fr. Pr.)

Digitized by Google

Allerlei.

Kindermord als Geschäft. Charlotte Winsor, eine Frau von etwa 50 Jahren, ist zu Exeter schuldig befunden, eine Anzahl kleiner Kinder getödtet zu haben. Mehrere Frauen und Mädchen aus den südlichen Grafschaften hatten der Winsor ihre neugebornen Kinder gebracht, deren sie sich entledigen wollten. Der Preis, den sich die nichtswürdige Verbrecherin zahlen ließ, betrug 5 Pfd. St. Wenn die Clienten zu arm waren, that sie es auch billiger, wie sie vor Gericht eingestand. Die Zahl der von der Winsor getödteten Kinder ist noch unbekannt. Bis jetzt hat man von fünf Fällen die sicheren Beweise. Sie erstickte die Kinder mit Kissen, und dies zuweilen im Beisein der unnatürlichen Mutter, welche nicht bezahlen wollte, ehe sie von der Vollführung des Verbrechens überzeugt war. Dann schnitt sie die Leiche in Stücke und warf diese in den Fluß, der bei ihrer Hütte vorbeifloß. Der Proceß wurde ein Jahr lang von Tribunal zu Tribunal geschleppt. Alle verurtheilten sie; aber ihr Advocat fand immer einen Formfehler, der die Sentenz ungültig machte. Endlich wurde sie in der letzten Woche von dem Gerichtshof zu Exeter zum Tode verurtheilt, aber die Strafe ist, auf Empfehlung des Ministers des inneren Angelegenheiten, jedoch zur Mißbilligung des Publikums, in Zwangsarbeit auf Lebenszeit gemildert worden.

Ein Doppelgänger Bismarck's. Der Director des Thalia-Theaters, Herr Höller, theilt folgende Geschichte mit, für deren Wahrheit natürlich der Einsender bürgt: Neulich kam in die Kanzlei des Thalia-Theaters ein Mann, der eine auffallende Aehnlichkeit mit dem preußischen Premier hatte, und bat den Director, ihm für nächsten Sonntag in Schiller's „Räuber" die Rolle des Schusterle zuzutheilen. „Als ihm bemerkt wurde, daß man bei seinem Erscheinen Demonstrationen befürchte, die man vermeiden wolle, antwortete der „große" Mime: „Ach, Sie meenen von wegen der Visage? Nur unbesorgt; der Schusterle bleibt und den Jrafen schminke ich mir weg. Was gäbe Berlin darum, wenn es sich den Jrafen auch wegschminken könnte."

Ländlich — sittlich. In den Theatern zu Madrid herrscht eine Sitte, mit der sich unsere von jedem Lüftzug womöglich afficirten Sänger und Sängerinnen, die man oft, um ihrer für eine Vorstellung ganz gewiß zu sein, am liebsten unter eine Glasglocke setzen möchte, wohl niemals befreunden würden. Sobald nach einem Actschluß der Vorhang gefallen wird hinter den Coulissen, auf dem Schnürboden, in den Garderobezimmern und Kellern geraucht. Primadonna, erster Tenor und Baß ziehen, so wie sie ihre Arie beendet, die Cigarren aus dem Etui und bitten den nächsten Beleore oder Figaro um Feuer. Wenn sich dann die Gardine wieder hebt, sieht man vor lauter blauem Dunst und Qualm oft kaum den Hintergrund der Bühne. Doch bei der allgemeinen Rauchluft der Spanier verzeiht man den Darstellern diese poetische Freiheit.

Die Anwendung der Locomotiven auf den Landstraßen nimmt in Frankreich eine immer größere Ausdehnung an. Bald wird es dort nicht mehr heißen: „Johann, spann ein!" sondern „Johann, heize!" Unsere Nachkommen werden, bemerkt der Berichterstatter, Dampfkessel in ihren Ställen haben. Man wird Flachrennen, vielleicht Rennen mit Hindernissen mit Locomotiven veranstalten. Es müßte allerdings ein Schauspiel von eigenthümlichem Reize sein, eine Maschine von 30,000 Kilogrammen im Gewicht über eine Barriere springen zu sehen. — Inzwischen ist bereits eine ministerielle Verordnung erschienen, welche den Verkehr der Locomotiven auf den Landstraßen regelt.

Ein merkwürdiger Diamant. In der Sitzung der pariser Akademie der Wissenschaften vom 7. Mai wurde ein sehr merkwürdiger Diamant von 4 Grammen Gewicht, Eigenthum des Herrn Halphen, vorgelegt, welcher in der gewöhnlichen Temperatur licht-gelblich ist, aber beim Erhitzen rosenroth wird und diese Farbe mehrere Tage behält, sie jedoch nach und nach verliert und die gelbliche Farbe wieder annimmt. Ein gewöhnlicher Diamant von jenem Gewicht würde 60,000 Frcs. werth sein. Wäre er aber permanent rosenroth, so hätte er den dreifachen Werth.

Ein Gesetzbuch für Frauen. Die Frauen in Hindostan besitzen so gut wie die Männer ihr eigenes Gesetzbuch, worin ihre Rechte schwarz auf Weiß verzeichnet stehen. Sieben weise Frauen Hindostans sind, einer Notiz in der „Didaskalia" zufolge, die Verfertiger dieses Codex. Danach werden sämmtliche Mannschaften oder Männer in drei Classen getheilt: in „Anständige", in „Halbe" und in „Hulpul-Hupla". Unter den „Anständigen" versteht man solche, die im Stande sind, eine Frau anständig zu ernähren. Die „Halben" vermögen dies nicht, und ihre Frauen müssen selbst mit Hand anlegen, das tägliche Brod zu erwerben. Sie können also auf gleichen Respect, wie die „Anständigen", keinen Anspruch machen. Die Frau, wenn sie von dem „Halben" geschlagen wird, hat das Recht, wieder zuzuschlagen; auch darf sie dem Manne Haare aus dem Barte zupfen. Am schlimmsten freilich haben es die „Hulpul-Huplas". Die Frauen derselben können zehn Tage lang aus dem Hause bleiben, und die Männer dürfen sich nicht einmal erkundigen, wo sich die Frau Gemahlin während der Zeit aufgehalten hat.

Trank und Drang.

Ein Wiener Trank zu jeder Frist,
Das Mittel zur Beruh'gung ist.
Doch Wiener Drang dagegen, treibt
Daß man nicht in der Ruhe bleibt.
Trank so wie Drang hat stets zum Ziel:
Daß wiederum man wird mobil.

Eigenthum, Druck und Verlag von Albrecht Schröder. — Verantwortlicher Redacteur: A. Pfisterer.

Digitized by Google

Das Novellenbuch.

Unterhaltungsblatt zum „Fortschritt“ („Fürther Abendzeitung“).

Nro. 47. Montag, den 11. Juni 1866. 2. Jahrgang.

Ein vergessener Kämpfer.

Mit theilweiser freier Benutzung einer amerikanischen Erzählung von Marie Morgenstern.

Herr Anton Nadel war ein glücklicher Schneider und hatte in seiner Gattin eine tüchtige Gehülfin in dem ehrsamen Gewerbe, bis der verunglückte Schuß einer Kanone ihn zu einem Politiker machte und Frau Barbara zu der Inhaberin einer Garküche zweiten Ranges erhob. Es war eine merkwürdige Fügung des Schicksals, der nun einmal nicht zu entrinnen war; denn Herr Anton, den die Fügsamkeit seines Gemüthes zu einem wahrhaftigen Schneider machte, der seiner Gattin gegenüber nie eigenen Willen gehabt, oder, wenn er ihn gehabt, ihn wenigstens nie äußerlich kund gethan, hatte mit wahrhaft anerkennenswerther Hartnäckigkeit darauf bestanden, der Enthüllung des Blücherdenkmales beizuwohnen, um so mehr, da man höheren Ortes die Rücksicht genommen, besagte Festlichkeit auf Montag, diesen halben Feiertag des Handwerkerstandes, zu verlegen. Herr Anton Nadel hatte seinen Willen durchgeführt, dies einzige Mal nür in seinem Leben, und dies einzige Mal war sein Verhängniß geworden — wahrscheinlich des Exempels wegen. Er war offenbar aus seiner Bahn gewichen, und wie jede Abweichung, so hatte sich auch diese gerächt. Die Strafe war ihr auf dem Fuße gefolgt. Es war hart, aber es war nun einmal so. Sein Eifer hatte ihn dicht vor die Mündung der Kanone geführt, die bestimmt war, den Dankgefühlen Ausdruck zu geben, bevor noch die eigentliche Feier des Tages ihren Anfang genommen. Es war etwas ganz Natürliches, durch seine Stellung Hervorgerufenes, daß der Schuß sein Gesicht streifte und ihm die Sehkraft eines Auges nahm. So sah er nichts von der Feier, die zu sehen er sich so angestrengt hatte. Aber das Schicksal, das ihn so hart mitgenommen, hatte ein Palliativmittel für ihn in Bereitschaft; es machte ihn, durch ein wunderbares Zusammenwirken der Umstände, zum Wächter des Ministerialgebäudes und gelegentlich zum Boten der Herren, die Sitz und Stimme in demselben hatten; zu einer Art Thürhüter und Thürschließer, der den Aus- und Eingang bewachte und durch rechtzeitiges Schließen und Öffnen der Thüren erleichterte; zu einer Art Pagen, der nach und nach das Thun und Treiben sowohl vor als hinter der Scene mit seinem einen übrig gebliebenen Auge durchschauen lernte. Sein Amt gab ihm täglich Gelegenheit zu kleinen Gunstbezeugungen oder Entziehungen, und die Art, wie er diese Gelegenheiten zu benutzen verstand, war nicht gerade unvortheilhaft für ihn selbst, denn sie versah den Tisch von Frau Barbara's Garküche mit täglichen Gästen in Gestalt sämmtlicher Schreiber und des respectablen Vorzimmerpersonals des wichtigen Gebäudes. Herr Anton Nadel und Frau Barbara, seine Gattin — Beide hatten sich mit Würde in den Schicksalswechsel gefunden, und derselbe hatte sie so merkwürdig inspirirt, daß Beide die Stelle ausfüllten, die ihnen so unerwartet zugefallen war.

Jahre waren seit jenem denkwürdigen Augenblick verstrichen. Das würdige Paar saß am Frühstückstisch, um sich durch eine consistente Magenversorgung für die Pflichten und Lasten des heraufziehenden Tages zu befähigen. Die Weihnachtsferien waren vor der Thür, und Herr Anton verkündete dieses Ausruhen von der alltäglichen Berufsarbeit in der theatralischen Weise, die er sich seit seiner Erhebung angeeignet hatte. Er sagte, daß der gesetzgebende Staatskörper des Landes sich einem Meilenstein nähere und daß die Postkutsche der Politik die einzelnen Glieder derselben alsbald in den behaglichen Lehnstühlen und an den besetzten Tafeln des häuslichen Lebens absetzen werde. Und als er dann eine Stunde später in der Vorhalle des großen Ministerialgebäudes auf und nieder wanderte, sich die Hände rieb und die Worte überdachte, mit denen er einen neuangestellten Unterpedell, dessen Ankunft er erwartete, in seine Funktionen einführen wollte, da hob er das Haupt und schob den Oberkörper vor, als ob die ganze Last eines Atlasgebirges auf seinen Schultern

Digitized by Google

ruhe, da erschien er wie die personificirte Landesregierung selbst, da schaute er mit gewichtiger Selbstgefälligkeit zu der Minerva empor, die in den mittleren Bogen der großen Halle schwebte und ihre kräftige Hand über die Häupter Aller ausstreckte, die unter demselben sich hin und her bewegten. Es lag eine stark ausgeprägte Herausforderung in der Art, wie Herr Anton aufblickte, es war, als fordere er allgemeine Anerkennung seiner Gewichtigkeit und Würde. Das Unterpersonal wagte nur scheu zu ihm aufzublicken. Der neu einzuführende Unterpedell, der sich jetzt nahte, sollte das sogleich herausfinden.

„Wie konnten Sie sich erdreisten, mich warten zu lassen, junger Mann?“ herrschte der Gestrenge.

Der Angeredete fuhr zusammen unter dem Blicke des Auges, das mit einem Ausdruck auf ihn geheftet war, als besitze es die Kraft, die geheimsten Falten seines Innern zu ergründen.

„Mir begegnete ein Herr, der sich mir als einen Schreiber des Ministeriums vorstellte, mich fragte, ob ich ein Unterpedell sei, und auf meine Bejahung meine Dienste in Anspruch nahm. Er gab mir ein Packet und befahl mir, es nach dem nächstgelegenen Hotel zu tragen. Es seien Documente, sagte er, aber ich ließ es fallen, der Umschlag ging entzwei, und ich sah nur unbeschriebene Papiere.“

„Mensch der Sie sind! Warum sagten Sie ihm nicht, daß Sie noch nicht eingeführt seien in Ihr Amt, noch nicht vor der Scene auf dem Welttheater? Und ob schon eingeführt oder noch nicht, wie können Sie sich erdreisten, Ihr Auge in das Innere eines Packets Documente blicken zu lassen, Sie Mensch!“

Der Gescholtene zog sich furchtsam in möglichst kleine Dimensionen zusammen.

„Richten Sie sich darnach, und, und —“

Herr Anton räusperte sich, that einen Schritt vorwärts, steckte die Finger der linken Hand in seine Brusttasche, strich sich mit der Rechten über die Stirn und begann seine Einführungsrede.

„Merken Sie meinen Rath,“ sagte er mit erhobener Stimme, „und Sie auch, junger Herr,“ rief er einem in einiger Entfernung stehenden Boten zu, der sogleich pflichtschuldigst näher trat. „Seien Sie pünctlich und zuverlässig im Großen und im Kleinen, und so gewiß wie der Tag der Nacht folgt, so gewiß werden Sie ein würdiges, wenn auch kleines Theilchen werden in dem kunstvollen Räderwerk der großen Staatsmaschine. Vergessen Sie nicht, daß dünne Schuhe wenig Geräusch machen, daß vorsichtiges Gehen das Geräusch des Auftretens dämpft. Halten Sie die Augen offen, die Zunge gebunden, die Ohren gewärtig. Vermeiden Sie Alles, was Schwätzerei heißt, nach Außen und nach Innen. Denken Sie bei der Wahl Ihrer künftigen Gattinen, daß Zungengeläufigkeit beim weiblichen Geschlecht wenig Garantie für Verschwiegenheit gewährt, oder — weihen Sie sich ganz dem Cölibat. Seien Sie bereit, einem Jeden zu dienen, der Sie darum anspricht — nota benein diesem Gebäude — und kommen Sie jeden Sonnabend Abend nach sieben Uhr zu mir — Nr. 8 im rechten Hinterflügel — um Ihren Lohn zu fordern und gegen Quittung in Empfang zu nehmen. Und vor Allem erinnern Sie sich stets der großen Thatsache, daß Sie Diener des Vaterlandes sind, desselben Landes, dem der gewaltige Blücher, der größte Mann unseres Jahrhunderts, nach meinem geringen Dafürhalten wenigstens,“ — und Herr Anton spreizte sich bei den drei letzten Worten ganz gewaltig — „angehörte. So, Sie sind entlassen. Beherzigen Sie, was ich Ihnen gesagt habe, und gehen Sie durch jene Thüre rechts, melden Sie sich bei dem Oberpedell, und begeben Sie sich auf die Posten, welche derselbe nicht verfehlen wird, Ihnen anzuweisen.“

Ein dunkler Schatten kreuzte und verdeckte die Schatten der in Gnaden Entlassenen, deren Zurückweichen ein so plötzliches war, daß man hätte vermuthen können, sie seien durch heimlich sich auftuende Fallthüren verschwunden. Es war der Minister selbst, der durch die Eingangsthür schritt und dessen Figur den Schatten warf. Er unterließ es nie, im Vorbeigehen einige freundliche Worte an Herrn Anton zu richten, der sein ganz besonderer Günstling war.

„Guten Morgen, Nadel,“ sagte er, und fügte dann scherzhaft hinzu: „Wie steht der Barometer der Stimmung dadrinnen, niedrig oder hoch? Sollen wir jene nutzlosen Auswüchse der Verwaltung, die wir Boten oder Unterpedelle nennen, beschränken, oder seid Ihr im Begriff, sie zu vervielfältigen?“

Digitized by Google

Der Minister blickte mit komischem Ernst auf die Stelle, wo die eben Eingeführten ihre Lection empfangen hatten.

„Eine Zuordnung, nicht mehr und nicht weniger, Excellenz. Beschränkung haben wir für andere Branchen der Verwaltung nöthig. Diese Leute gehören zu unserer Farbe."

Der Minister lächelte.

„Ist der Aktensaal geöffnet?"

„Noch nicht, Excellenz," antwortete Nadel mit dienstfertigem Eifer.

„Natürlich noch nicht," sagte der Minister, „ich hätte die Frage sparen können. Es ist zehn Uhr, gerade die Frühstücksstunde der Aktenherren!"

Er zog das Gesicht in Falten, winkte dem Pedell und schritt voran dem Aktensaale zu.

Je weiter der Zeiger der großen Uhr über der Eingangsthür in seinem Rundlaufe vorrückte, desto mehr füllte sich die Halle. Es war ein unaufhörliches Kommen und Gehen.

Das dadurch verursachte Geräusch drang von allen Seiten und nach allen Richtungen hin und fiel in gedämpften Tönen so eigenthümlich zusammen, daß es einen gewissen feierlichen Ernst in der ab- und zugehenden Menge hervorzurufen schien. Jedenfalls verwirrte es einen alten Mann, der seitwärts an einem Pfeiler lehnte und ein Wandgemälde betrachtete, während ein zottiger Hund, der zu seinen Füßen lag, einen eigenthümlichen Laut ausstieß und den Schwanz einzog, als fürchte er ein Unglück für denselben.

Der alte Mann blickte auf das gemalte Schlachtgetümmel mit einer Aufmerksamkeit, die ihn von der ihn umwogenden Menge trennte, und der Hund sah zu dem Gesicht seines Herrn mit jener treuen Anhänglichkeit empor, die seinem Geschlechte so eigen ist. Der Alte war der Grenzscheide nahe gekommen, die der Psalmist dem menschlichen Leben gezogen. Er stützte sich auf den Knopf eines derben Krückenstockes, ließ das Kinn nach und nach auf die Brust hinabsinken, und nahm die mit rothem Flanell gefütterte Kappe von dem Haupte, dessen dünne weißen Locken und gefurchte, aber friedliche Stirn zu dem Herzen Desjenigen sprechen mußten, der sich die Mühe nahm, sein Auge auf dasselbe zu heften. Die hohe Stirn war durch eine breite Narbe gleichsam in zwei Hälften getheilt, und die im Allgemeinen schnell wechselnde Färbung bildete für Diejenigen, welche den Alten kannten, gleichsam den Thermometer seiner Empfindungen.

„Courage, Muscher, Courage! In einigen Monaten werden wir das Feld gewinnen, mein alter Freund, wenn wir Ausdauer haben, Du und ich," flüsterte der Alte, indem er den Blick von dem Gemälde auf den Hund fallen ließ.

Das Wort war der Zauberspruch, der das treue Thier augenblicklich aus seiner Lethargie erweckte. Es rieb die Schnauze einen Augenblick an den Beinen seines Herrn und sprang dann mit freudigem Gebell auf das Wandgemälde zu, das die Aufmerksamkeit des Alten ihm entzogen hatte.

„Heda, Sie Herr!" schallte eine Stimme hinter dem Pfeiler hervor, „Hunden ist der Zutritt verboten. Entfernen Sie das Thier oder —"

Die Stimme gehörte einem der Wächter an, der alsbald hervortrat, als er aber den alten Mann gewahrte, der seinen Knotenstock beschützend über das Thier streckte, veränderte sich der Ausdruck seines Gesichtes.

„Herr Hauptmann Thiele, sind Sie es?" fragte er freundlich; „Sie haben freilich ein stillschweigendes Privilegium, aber halten Sie den Hund ruhig, des Beispiels wegen."

„Wie nannten Sie den Alten?" fragte ein in der Nähe stehender Herr, nachdem der Veteran mit dem Hunde zu dem nächsten Pfeiler getreten war, wo die Schlacht bei Leipzig bald Beide in lautlose Stille versetzte.

„Hauptmann Thiele, Herr. Er ist einer jener alten Freiheitshelden, die ihre Jugend dem Vaterlande widmeten, und in ihrem Alter von der Erinnerung leben. Wie es zugeht, weiß ich nicht, aber er ist nicht pensionirt. Er selbst sagt, es sei ein Vergessen, und er hofft, dasselbe gut gemacht zu sehen. Er hat manchen Tag hier in der Halle verbracht in dem vergeblichen Bemühen, das Schicksal seines Gesuches zu erfahren, das er im letzten Frühjahre eingegeben. Aber das ist zweifelhaft. Einige Stimmen erhoben sich zu seinen Gunsten, aber wichtigere Sachen hatten die Vorhand. Es ist zu wünschen, daß etwas geschieht. Das lange Harren schon sollte gekrönt werden."

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Kreuzzug.

Die Liebe zum Vaterlande, die Heiligkeit des Rechtes und die Gemeinschaft der Freiheit sei mit uns Allen.

Du sollst uns nicht, du Lügenbrut,
Zum Fanatismus hetzen!
Wir aber wollen Gut und Blut
An diesen Glauben setzen!
Ob Katholik, ob Protestant,
Wir glauben Eine Dreiheit:
Ein einig deutsches Vaterland,
Ein Recht und Eine Freiheit.

Ob Preußen protestantisch ist, —
Es hat sein Fegefeuer
Am Bismarck seinen Antichrist
Sammt Höllenungeheuer.
Ob Oesterreich katholisch glaubt, —
Es hat nach seinen Rechten
Die freie Forschung sich erlaubt,
Trotz Papst und Kirchenmächten.

Des Preußen protestant'scher Sinn,
Er klagt der benedeiten,
Erhabnen Himmelskönigin,
Der Freiheit, seine Leiden.
Und Oesterreich's katholischer Sohn
Der wünscht im höchsten Grade
Sich eine Reformation
In seinem Kaiserstaate.

Und Heil'ge und Martyrerthum
Hat Jeder aufzuweisen:
Durch Oestreich starb der Robert Blum,
Der Trützschler starb durch Preußen.
Und Katholik und Protestant
Sie glauben unverdrossen,
Daß dieses Blut für's Vaterland
Nicht ward umsonst vergossen.

In dieses Glaubens Zuversicht
Sind Eins wir alzusammen!
Wir glauben auch ein Strafgericht
Die Sünder zu verdammen.
Auch einen Kreuzzug pred'gen wir,
Er werde groß und größer!
Und „Freiheit!" strahl' auf dem Panier,
„Für Freiheit, den Erlöser!"

Ein andrer Kreuzzug aber wird
In Deutschland nicht verfangen,
Da habt ihr Herrn euch stark geirrt,
Die Zeiten sind vergangen!
Wir glauben all' an einen Gott
Und die gerechte Sache,
Und trotz des Teufels List und Spott
An einen Tag der Rache!

(Latern.)

Allerlei.

Ein Herr mit weiten Taschen. Vor einiger Zeit stand vor dem Polizeigerichte von Bowstreet ein junger Gentleman, Namens Finnay, der mit seinem Vater, einem Major in der Garde, im Albion-Hôtel gespeist hatte, hier in Verdacht gerathen war, einen silbernen Löffel eingesteckt zu haben, deßhalb von einem geheimen Polizisten in Obacht genommen, auf seinen Wanderungen durch die Hauptstadt verfolgt und schließlich von einem Regenschirmfabrikanten am Strand, aus dessen Laden er sich einen Gehstock angeeignet hatte, in Haft gegeben wurde. Im Polizei-Gerichtshof ersucht, seine Taschen auszuleeren, zog er daraus hervor: 2 Börsen mit ungefähr 5 Pfd. Lstr. in Gold und Silber; einen silbernen Zahnstocher mit Etui; ein Tafelmesser mit elfenbeinernem Griff; ein Paket mit 6 Zahnbürsten; Zündbüchse; Tabaksbüchse; 19 Schlüssel; 2 Paar getragene Handschuhe; 1 Pomadenpot in Schachtel; 3 Fläschchen mit Wohlgerüchen; 1 Pot Mundpomade; 1 Topf Fleisch-Extract; 2 Töpfchen eingemachter Früchte; eine leere Blechschachtel; ein Pfundpaket Tabak; 2 Pakete Zahnpulver; 1 Paket Schminke; 14 Kämme; 1 Dessertmesser; 3 Paar neue Handschuhe; 1 seidenes Damenhaarnetz in Schachtel; einen elfenbeinernen Hammer; 3 Handschuhspanner — und einen silbernen Löffel mit dem Stempel „Albion-Hotel". Sein Advocat machte geltend, daß schon diese vielseitige Sammlung heterogener Gegenstände, alle in drei Taschen gepackt zur Genüge beweise, wie sein Client an einer „Verwirrung der Grundsätze" leide, an dem unwiderstehlichen und wahnsinnigen Gelüste, alle möglichen unnützen Dinge zusammenzutragen, geistesverwirrt und unzurechnungsfähig sei. Das Blatt, dem wir diese pikante Geschichte entnehmen, unterläßt mitzutheilen, ob die Richter auf diese psychologische Erklärung eingegangen.

Palindrom.

Es steh'n zwei Städte vor dem Geistesauge,
Wenn das Wort man vor- und rückwärts spricht,
Doch ist's zweite nicht im Schreibgebrauche,
Wenn ein Zeichen doppelt setzt man nicht.
In der ersten sieht das Auge Wunder,
Sie erglänzt in bunter Mährchenpracht,
In der Zweiten hat ein Fürst einst munter
Einem Werkmann lange Zeit gemacht.

Buchstaben-Rebus.

L. M. N. T.

Chr. H . . . . l.

Auflösung des arithmethischen Räthsels in Nr. 44.

A. zahlt 31 Kronenthaler = fl. 91. 48 kr.
B. gubt heraus 45 Preußenthaler = fl. 78. 45 kr.
fl. 13. 3 kr.

Richtige Auflösungen gingen ein von: L. W. in Fürth; Joseph Isner und Hieronymus Pemse in Hüttenbach.

Eigenthum, Druck und Verlag von Albrecht Schröder. — Verantwortlicher Redacteur: K. Pfisterer.

Digitized by Google

Das Novellenbuch.

Unterhaltungsblatt zum „Fortschritt“ („Fürther Abendzeitung“).

Nro. 48. Donnerstag, den 14. Juni 1866. 2. Jahrgang.

Ein vergessener Kämpfer.

(Fortsetzung.)

Der Wächter schritt weiter in dem stolzen Selbstgefühl, wohl gesprochen zu haben, und der Herr dessen Frage ihm Gelegenheit gegeben, so gut zu reden, näherte sich dem Veteranen und grüßte achtungsvoll.

„Ihr Diener, Herr,“ sagte der Alte dankend, und der Hund wedelte zustimmend mit dem Schwanze.

„Sie sind ein alter Soldat, wie ich höre,“ begann der Fremde, „haben das Vaterland befreien helfen. Ich freue mich, Sie kennen zu lernen, denn ich achte und ehre die alten Veteranen, die in den Tagen der Noth und Erniedrigung Gut und Blut und Leben in die Schanze geschlagen für ihre Fürsten und ihre Freiheit.“

Der alte Krieger neigte das weiße Haupt, und die breite Narbe auf seiner Stirn färbte sich höher und höher, wie in zunehmender Befriedigung über die unerwartete Anerkennung.

„Ich höre zu meinem Bedauern,“ fuhr der Fremde fort, „daß das Vaterland Ihr Schuldner blieb. Ich habe Kindesrechte an demselben, erlauben Sie mir mein Schuldtheil abzutragen, indem Sie als ein Zeichen meiner Verehrung für ihre Tapferkeit diese Börse nehmen.“

Er streckte die Hand dem Alten entgegen, welche die Börse hielt, aber der drückte seine flanellgefütterte Kappe mit solchem Ungestüm auf das Haupt, daß die eben noch flammende Narbe ihre Färbung verlor, und ließ den Stock, der ihn gestützt, zur Erde fallen. Der Hund, der die Symtome zu deuten verstand, brach in ein dumpfes Geheul aus.

„Herr,“ rief der Alte zornig, „dürfen Sie es wagen, einen alten Soldaten zu beleidigen?“

Der Hund heulte dumpfer; der Veteran stampfte mit dem Fuße.

„Nein Herr, mein Vaterland ist langsam, etwas langsam — nur langsam, nicht vergeßlich,“ sagte er zitternd vor Bewegung.

Der Fremde war zu erstaunt oder zu verwirrt, um gleich ein Wort der Erwiederung zu finden. Mechanisch hielt er die Börse in seiner Hand, und der Hund blickte mit einem Ausdruck auf dieselbe, als sei sie, und sie allein die Ursache der Erregung seines Herrn.

„Ist es so weit gekommen,“ klagte der Alte, „daß ein alter Soldat, der seinem Vaterlande gedient, zu einem Gegenstande der Mildthätigkeit für den ersten Besten wird, der die glorreichen Tage desselben nur vom Hörensagen kennt? O, General, General, was würdest Du sagen, wenn Du es erlebt hättest!

Und er wandte sich zu dem Wandgemälde, als wolle er dort Trost suchen.

„Wenn mein Wort Sie versichern kann, daß ich fern davon war, Sie zu beleidigen, daß ich Sie vielmehr von ganzem Herzen schätze, daß ich Sie reuevoll um Entschuldigung für mein unberufenes Einschreiten bitte, dann verzeihen Sie mir,“ sagte der Fremde wohlmeinend.

Der Alte beachtete die Worte nicht. Er war versunken in dem Anschauen des Schlachtgetümmels auf der Leinwand vor ihm.

„Jener da — bin ich,“ sagte er, die Umgebung vergessend, indem er mit dem Stock auf die Figur deutete.

„So stand ich an dem äußersten Ende der rechten Flanke der preußischen Truppen. Wie jung ich damals war — — wie jung, blühend und kräftig! Noch nicht dreißig und schon Hauptmann!“

Die Gegenwart war ihm in der Vergangenheit entschwunden. Der Fremde blickte noch einmal bewundernd zu ihm auf, schob die verschmähte Börse in die Tasche seines Rockes, schien eine Secunde lang ungewiß, ob er noch etwas sagen sollte, überzeugte sich aber, daß der alte Held ganz versunken in den Gedanken war, welche die Vergangenheit in ihm erweckt hatte, und entfernte sich endlich leise aus dem Bereiche des wieder heulenden Hundes.

Aber er kehrte noch einmal zurück, weckte den Alten durch eine leise Berührung aus

Digitized by Google

seinen Träumen und reichte ihm die Hand. Der Veteran schlug ein.

„Ihr Diener, Herr, Ihr Diener," sagte er, und fügte dann, sich der Gegenwart erinnernd, hinzu: „Sie kannten noch keinen alten Soldaten, der die Schlachten für die Freiheit mitgeschlagen. Er kann nur bitten um, und nur nehmen, was das Vaterland ihm giebt."

Der Fremde verlor sich in der Menge, und der Alte schritt einem der Seitenflügel zu. Sein Hund folgte ihm pflichtgetreu, nachdem er einen ärgerlichen Abschiedsblick auf das Gemälde geworfen, als stehe dasselbe in Verbindung mit der Erregtheit seines Herrn.

Hauptmann Thiele hatte bald die Thüre des Zimmers erreicht, welches er suchte. Auf sein Klopfen folgte ein freundliches „Herein." Er öffnete die Thür und schritt langsam über die Schwelle. Es war ein Vorzimmer. Zwei junge Männer saßen gemächlich an einem Tisch und ließen sich ihr Frühstück schmecken. Der eine derselben, der das „Herein" gerufen, war ein noch junger Schreiber, der erst vor Kurzem in Dienst gekommen war; der andere hatte schon seit einer Reihe von Jahren gedient und sich durch seine Treue ausgezeichnet.

„Ich bitte um Entschuldigung," sagte der alte Soldat auf den servirten Tisch blickend, „ich habe mich geirrt. Meine alten Augen betrügen mich mitunter. Ich glaubte, dies sei das Zimmer, in welchem Ansprüche jeglicher Art erhoben werden dürfen. Ich bitte um Entschuldigung." — Er trat zurück.

„Einen Augenblick, Herr," entgegnete der junge Mann, indem er dem Hunde ein Stück Käse zuwarf. Aber das Thier ließ sich kaum herab, denselben zu beschnüffeln; es sah zu seinem Herrn empor, als wolle es sich zuvor vergewissern, ob dies ein Platz sei, in welchem dergleichen Vertraulichkeiten entgegen genommen werden dürften.

„Zügle Dich, Robert," sagte der ältere Schreiber, indem er sich ernst zu seinem Gefährten wandte, „dies ist Hauptmann Thiele, ein alter privilegirter Besucher dieses Gebäudes."

„Ihr Diener, Herr," grüßte der alte Krieger nähertretend. Der Hund wußte das sogleich zu deuten. Er näherte sich auch, beschnüffelte den ihm zugeworfenen Käse und verzehrte ihn.

Der Veteran setzte sich in den Sessel, den der ältere Schreiber ihm entgegen schob, fuhr mit der Hand über die Stirn und sagte:

„Ich wünsche den Minister zu sprechen."

Der junge Schreiber lachte.

„Wünscht den Minister zu sprechen, College. Wir haben denselben Wunsch, nicht wahr? Und dieser Haufen Akten auch. Aber der Minister ist beschäftigt, er hat keine Zeit, Jedermann zu sprechen, der solche Wünsche hegt."

Der ältere Schreiber winkte seinem jungen Collegen Schweigen zu.

„Sie wollen ihn wegen Ihres Gesuches sprechen, nicht wahr, Herr Hauptmann?" fragte er artig.

„Ich sprach den Sekretär," entgegnete der Veteran, „er sah die Papiere durch, die in seinem Zimmer lagen, und rieth mir, den Minister selbst zu sprechen."

„In diesen Tagen werden verschiedene alte Sachen zur Erledigung kommen, ich wünsche, daß Ihre Angelegenheit dazu gehören möge," sagte der Schreiber.

„Es hat lange genug gewährt," fiel der Alte verdrießlich ein.

Die Stimme klang erschöpft, sie erregte in Robert ein Gefühl der Gastlichkeit, dem er freundlich Gehör gab.

„Trinken Sie, Herr Hauptmann," sagte er, ein gefülltes Glas in die Hand des Alten drückend, „es ist Vierundzwanziger, und er ist an demselben Strom gewachsen, den Sie passirten, als Sie die Franzosen aus dem Lande jagen halfen."

„Ich danke Ihnen, Herr. Ihre Gesundheit — und die Ihrige," versetzte der Veteran von dem Einen zu dem Andern blickend; „und das Vaterland soll leben, dem der Blücher diente," setzte er mit funkelnden Augen hinzu.

„Und die Gesundheit Aller, die in diesem Hause arbeiten," rief der junge Schreiber.

„Und eine glückliche Erledigung Ihres Gesuches," fügte sein älterer Kamerad hinzu.

„Ich danke Ihnen," sagte der Veteran, sein Glas niedersetzend. Er zog ein weißes Taschentuch hervor, um den alten Schnurrbart zu trocknen.

Das Tuch war fein und sauber und trug den Namenszug des Besitzers in der einen Ecke. Die Augen beider Schreiber hefteten auf dem Tuche.

Digitized by Google

„Er ist der Großvater des hübschen Mädchens welches allsonntäglich in St. Jacobi zu singen pflegte," flüsterte der ältere dem jüngern zu.

„Wirklich?" stieß der Letztere hervor, sprang herab von der Lehne des Sessels, auf der er sich nachlässig geschaukelt hatte, schritt auf den Alten zu, als sei er erst jetzt in das Zimmer getreten, schüttelte ihm die Hand und streichelte den zottigen Hund, der die Aufmerksamkeit mit dumpfem Geheul entgegen nahm. Ein wenig verlegen zog sich der Jüngling zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Die drei Baumeister von der St. Lorenz-Kirche in Nürnberg.

Zu St. Lorenzen heißt ein Thurm: der alte. Wie derselbe alte Thurm im Bau begriffen war, hatten ihrer zwo Meister d'ran zu schaffen und vorerst schon einem andern Meister die Arbeit abgejagt. Nachdem nun Der beseitigt war, loderte in ihnen Beiden grimmiger Haß und Zorn empor, und beschlossen, sich einander zu verderben. Damit es aber Niemand ahne, thaten Beide desgleichen, als wären sie sich überaus geneigt. D'rüber verlief etliche Zeit, bis sie eines Tages hinaufsteigen mußten, so weit der Thurm gebaut war. Da nun der Eine an's Fenster trat und hinaus sah, packte ihn der Andere und wollte ihn hinabschleudern. Der Erste aber, so ein Gleiches vorgehabt hatte, hielt sich fest an ihn und riß ihn mit sich hinaus. Also stürzten sie Beide hinab und zerschmetterten sich alle Knochen. Dabei stand der Dritte unten, nicht eine Hand breit entfernt, denn er hatte schier hart am Thurm hinaufgeschaut. Als das der Rath erfuhr und der Baumeister, so am Leben geblieben war, erzählte, wie sie ihm mitgespielt hatten, da er Ihnen doch nie was Leids gethan, war des Rathes Bescheid: Des Werkes weiterer Bau gebühre ihm, denn gleich wundersam habe Gott die zwo Bösen vernichtet und ihn aus Todesgefahr errettet — stehe ihm auch frei, ein Wahrzeichen zu setzen. D'rauf sagte der Baumeister: „Das sey ferne von mir! Eher will ich der argen That Spur ganz verwischen!" D'rauf war sein Erstes, daß er das Fenster zumauerte. Die Sage aber konnt' er nicht vertilgen.

Allerlei.

KD* Hopfen-Extract. Prof. Kletzinski in Wien hat gefunden, daß sämmtliche Nutzstoffe des Hopfens durch Glycerin extrahirt werden. Die Extraktion erfolgt am schnellsten bei Luftabschluß in Vakuum und erhält man so nicht nur den Gerbstoff des Hopfens, den Bitterstoff und das Hopfenharz, sondern auch das ätherische Hopfenöl.

KD* Die Zahl der Elephanten, die jährlich getödtet werden muß, um der Welt ihren Bedarf an Elfenbein zu liefern, ist größer, als die Meisten sich wohl vorstellen. Sheffield allein verbraucht jährlich so viel Elfenbein, als nur 20,000 Elephanten liefern können, und Sheffield ist doch wahrlich nicht die einzige Stadt, welche diesen Artikel verarbeitet. Das Walroß und der Narwal, die ebenfalls sogenanntes Elfenbein liefern, thuen dies in geringen Quantitäten, und da bisher kein anderes entsprechendes Surrogat entdeckt worden ist, dürfte dem Elephantengeschlechte ein baldiges Ende geweissagt werden. Das beste Elfenbein kömmt aus Afrika, denn wenn auch nicht so schön weiß als das asiatische, behält es seine Farbe länger, ist durchsichtiger, hat weniger Sprünge und nimmt eine schönere Politur an. Das rührt daher, daß in ihm die animalischen und mineralogischen Bestandtheile gleichmäßiger gemischt sind, während die Letztgenannten im asiatischen überwiegen. Was aus Rußland ausgeführt wird, ist meist Zahnknochen ausgestorbener Elephanten- und Mammutharten, die sich an den Flüssen Nordsibiriens, oft wunderbar erhalten, finden. Die Trockenheit und Sprödigkeit solchen alten Elfenbeins läßt sich durch Kochen in einer gelatinösen Lösung beseitigen, wie andererseits durch Lösung eines Theiles der Mineral-Bestandtheile, dem Elfenbein, unbeschadet seiner Consistenz, ein höherer Grad von Elasticität ertheilt werden kann. Sogenanntes vegetabilisches Elfenbein (gewonnen in Central- und Süd-Amerika) hat sehr untergeordneten Werth, und die vielfachen bisher angestellten Versuche, das ächte Elfenbein durch ein Kunstprodukt, z. B eine Mischung von Kautschuk und Guttapercha, zu ersetzen, haben noch zu keinem befriedigenden Versuche geführt.

KD* Gelb gewordene Wäsche schnell zu bleichen. Als Mittel, das Bleichen gelb gewordener Wäsche an Licht und Luft zu unterstützen, empfiehlt das „Hamburger Gewerbeblatt" das Terpentinöl, weil dieses stark bleichende Eigenschaften hat. Wird zu dem letzten Spülwasser, welches die Wäsche passirt, etwas Terpentinöl gesetzt, so hängt sich ein wenig von dem letztern an die Fasern des Zeuges, und es findet bei dem Trocknen desselben zugleich ein ziemlich energisches Bleichen statt. Man mengt in einem Glase 1 Theil Terpentinöl und 3 Theile starken Spiritus; ein Eßlöffel dieser Mischung genügt auf 1 Eimer Wasser. Die Wäsche wird in diesem Wasser eingeweicht, gut ausgerungen und zum Trocknen an die freie Luft gehangt. Das Zeug ist nach dem Trocknen gebleicht und riecht durchaus nicht nach Terpentinöl, wenn dasselbe gereinigt war und nicht im Uebermaß angewendet wurde.

Digitized by Google

Mutterliebe. Auf einer kleinen Eisenbahnstation in Böhmen, unweit der mährischen Grenze, hatten die Bahnbeamten in der letzten Zeit häufig ein altes Mütterchen bemerkt, das sich zu jedem vorüberfahrenden Militärzuge einstellte und so lange geduldig wartete, bis der letzte Waggon wieder die Station verließ. Niemand kannte die alte Frau, und da sie mit Niemandem sprach, kümmerten sich auch die Leute nicht weiter um sie. Vor wenigen Tagen hatte sie sich auch wieder auf ihrem Posten eingefunden. Ein Militärzug brauste heran. Plötzlich ertönt aus einem der Waggons ein Schrei, die alte Frau antwortet, ein junger Soldat erscheint an einem Wagenfenster, schwingt sich auf die Brüstung und springt, während der Zug in ein langsameres Tempo übergeht, mit einem mächtigen Satze auf den Bahndamm hinab. Im nächsten Augenblick lagen sich Mutter und Sohn schluchzend in den Armen. 10 Meilen Weges hatte die alte Frau zu Fuß gemacht, um ihr Kind — zwei Minuten lang sehen zu können. Der Mahnruf des Schaffners schreckt den wackern Jäger aus den Armen seiner Mutter. Noch einen langen Kuß, noch eine Umarmung, der Soldat springt wieder in seinen Waggon und der Zug setzt sich in Bewegung. Mit Aufgebot aller Kräfte läuft die alte Frau eine Weile neben dem Waggon ihres Sohnes her, dann sinkt sie in die Knie, streckt laut schluchzend die Arme wie segnend nach dem enteilenden Train aus und verweilt in dieser Stellung, bis der letzte Wagen ihren Blicken entschwindet.

Characteristik der Redeformen. Die W. Kirchenzeitung bringt folgende Notiz: Die Redeformen eines Volkes können oft als Belege seiner Begriffe, seiner Gesinnung oder seiner Geschichte dienen. So brauchen die Perser den Ausdruck königliches Verfahren für Unterdrücken oder das Recht verletzen. Will Jemand einen Perser berauben oder Gewalt an ihm verüben, so ruft Letzterer ihm zu; „Bist du denn der König?“ Selbst wenn er sich vor dem Richter über eine Beleidigung, die ihm ein Anderer zugefügt hat, beklagt, so sagt er: „Er hat als König an mir gehandelt.“ Vide persische Geschichte, und der Ursprung dieser Redensart ist aufgeblieb. Es ist aber auch bei ihnen das Distichon üblich: „Werde durch das Zulächeln des Königs nicht stolz, denn es ist eigentlich kein Lächeln, sondern er will dir nur zeigen, daß er ein Löwengebiß hat.“ In diesem Sinne sagte einer der ersten Höflinge zu Chardin: „So oft ich vom Könige komme, fühle ich, ob mir das Haupt noch auf dem Rumpfe steht, und zu Hause ist das Erste, im Spiegel zu sehen, ob es noch da ist.“

Eine Dame, verheirathet mit einem Gelehrten, dem nichts über seine Bücher ging und der über dem Umgange mit diesen seine Frau sehr vernachlässigte, sagte eines Tages: „Wollte Gott, daß ich ein Buch wäre, dann würdest Du Dich mehr mit mir beschäftigen!“ — „Ja,“ gab der Bücherwurm zur Antwort, „dann möchte Gott aber auch geben, daß Du ein Almanach wärest, damit ich Dich jedes Jahr neu bekäme!“

Ein Zwillingsehepaar. Vor einigen Tagen, so schreibt man aus Berlin, hat sich hier ein gewiß seltener Fall ereignet. Ein Brüderzwillingspaar hat sich nämlich mit einem Schwesterzwillingspaar verlobt. Die glücklichen Brüder sind vermögend und beide stattliche Gestalten. Die Schwesternbräute von der Mutter Natur ebenfalls reichlich bedacht. So wie die Brüder, sehen sich auch die Schwestern täuschend ähnlich, und die Kleidung ist bei jeden Zwillingspaaren ganz gleich, so daß dieses Zwillings-Brautpaar bei seinen Spaziergängen durch die Stadt allgemeines Aufsehen erregt. (Wenn da nur nicht einmal unliebe Verwechselungen vorkommen).

In Paris ist jetzt der künstlerische Nachlaß des verstorbenen Lecarpentier verkauft worden, und unter demselben auch der berühmte Kirschkern, welcher im vorigen Jahre auf der Exposition rétrospective im Palais auf den Elyseischen Feldern so sehr bewundert worden. Dies kleine Wunderwerk der Kunst und der Geduld ruht auf einem kleinen Gestell und trägt auf der Vorderseite ein scharf geschnittenes, höchst lebendiges Basrelief, einen Reiterangriff. Dieses mikroskopische Kunstwerk trägt das Monogramm F. R. und stammt aus der Pilardschen Sammlung in Mailand. Es ist mit 920 Frcs. verkauft worden und kam mit den Kosten auf 1000 Frcs. zu stehen. Anwesende Statistiker berechneten sofort, daß ihrer 1000 auf ein Pfund gehen und dies folglich 4 Millionen Frcs. kosten würde!

Nur practisch. Wie man in Berlin abgeschnittene Spitzen von Cigarren zu einem wohlthätigen Zwecke sammelt, so hat sich in Neustadt-Eberswalde ein Comité gebildet, welches beabsichtigt, nicht mehr brauchbare „alte Stahlfedern“ zu sammeln und aus dem Erlös ein Bürgerhospital zu bauen. In einem Aufrufe des Comité's heißt es: „Durch die Veräußerung dieser sonst fortgeworfenen Stahlfedern hoffen die Unterzeichner, da sie auch in den weitesten Kreisen um Sammlungen öffentlich ersuchen werden, mit der Zeit ein Capital zu einem Asyl für alte, dürftige Einwohner zu beschaffen. Also: Werft die alten Stahlfedern nicht mehr fort, sondern laßt sie einem der Comitémitglieder, die sämmtlich zur Empfangnahme bereit sind, franco zukommen! Das Bewußtsein, etwas, sei es auch noch so wenig, zu einer guten That beigetragen zu haben, möge dafür lohnen.“

Zahlen-Räthsel.

Das Wort hat acht Buchstaben. Gibt man jedem derselben den Zahlenwerth seiner Reihenfolge im Alphabet, so erhält man im Ganzen die Summe von 94.

Der 2te ist um 5 größer als der erste;
„ 3. „ um 3 kleiner als der zweite;
„ 4. „ 3 mal größer als der erste;
„ 5. „ um 1 größer als der vierte;
„ 6. „ um 3 kleiner als der vierte;
„ 7. „ um 10 größer als der sechste;
„ 8. „ so groß als der 4. u. 5. zusammen.

Das Wort ist der Name einer Stadt.

Eigenthum, Druck und Verlag von Albrecht Schröder. — Verantwortlicher Redacteur: K. Pfisterer.

Digitized by Google

Das Novellenbuch.

Unterhaltungsblatt zum „Fortschritt" („Fürther Abendzeitung").

Nro. 49. Montag, den 18. Juni 1866. 2. Jahrgang.

Ein vergessener Kämpfer.

(Fortsetzung.)

„Es freut mich, daß Sie sich für mein Gesuch interessiren," sagte der Veteran, indem er den freundlichen Händedruck mit seinen Gedanken verband, „und ich freue mich, daß es in Ihrem Verwahrsam liegt."

„Thut es das?" fragte der junge Schreiber flüsternd.

Sein College schüttelte den Kopf. „Es gehört nicht in unser Departement," sagte er.

Der Veteran schien das Wort aufgenommen zu haben.

„Ich wurde im Jahre 1830 von der Pensionsliste gestrichen," sagte er. „Der Gerichtsanwalt Flügel, der meine Tochter heirathete, stritt für meine Sache. Sie sagten, es habe ein Irrthum stattgefunden, und versprachen denselben wieder gut zu machen. Flügel ist todt, seit langen Jahren schon, und meine Tochter ist auch todt; nur Molly lebt noch, meine Molly. Das Geld will ich für sie erringen — und Sie werden mir helfen, so viel Sie können. Wollen Sie?" Er blickte vertrauensvoll zu den beiden Männern auf und fuhr fort:

„1832 kam ich wieder mit einem Gesuche, da sagte mir — " er stotterte, sprach unzusammenhängend und leerte das Glas, welches Robert abermals gefüllt hatte.

Die beiden Schreiber flüsterten mit einander.

„Herr Hauptmann," begann der Aeltere nach längerem Schweigen, „wenden Sie sich direkt an den Minister. Ihre Angelegenheit liegt in seinen Händen, er wird Ihnen sagen, was Sie zu erwarten haben."

Der Alte fuhr aus seiner Lethargie empor.

„Ihr Diener, meine Herren," sagte er, die Hand an seine Mütze legend. „Ihr Diener, und meinen besten Dank. Ich will heute noch zu ihm gehen."

„Aber lassen Sie lieber den Hund zurück," rief ihm der junge Schreiber nach, den der Gedanke an die schöne Großtochter rücksichtsvoller machte. „Es würde Anstoß geben, wollten Sie ihn mit sich nehmen."

Der Veteran schloß die Thür und überließ die beiden Schreiber ihren Geschäften und ihren Privatgenüssen, die sie zu Zeiten trefflich zu vereinigen verstanden.

Der Minister war ein im Dienste ergrauter Mann. Er genoß großes Ansehen, hatte sich manche Verdienste erworben, war ein treuer, gewissenhafter Beamter. Aber er hatte auch seine Fehler. Er hatte sich mühevoll emporgearbeitet; hatte die Höhe, auf welcher er stand, erst nach langen Kämpfen, nach unabläßiger Anstrengung erklommen, die er nicht vergessen konnte, und deren Erinnerung ihm eine gewisse Herbigkeit verlieh. Er hatte eine hohe Meinung von sich selbst und machte dieselbe geltend, wo sich ihm Gelegenheit dazu bot. Die Entbehrungen seiner Jugend, deren Alldenken er hegte, machten ihn zu einem sparsamen Haushalter in der Verwaltung der eigenen, wie auch der staatlichen Finanzen. Daher kam es denn auch, daß sein Urtheil zuweilen ein wenig enge, daß sein von Natur gutes Herz von seinem Kopf beeinflußt wurde. Zwischen beiden fanden oft harte Conflikte statt. Er war nie verheirathet gewesen, aber Leute, die ihn in seiner Jugend gekannt hatten, wollten wissen, daß er tief und innig, aber unglücklich geliebt habe, und daß er dieser Liebe, der Frühlings-, Sommer- und Herbstesblume seines Lebens treu geblieben sei. Die weichen Gefühle, welche ihm von dieser Liebe geblieben, hatte er auf den einzigen Sohn seiner Schwester übertragen, den er adoptirt und sorgfältig erzogen hatte, und von dem er hoffte, daß er seinen Fußstapfen folgen werde. Archimbald Schädtler, der adoptirte Sohn, kannte keinen Vater, als den adoptirten, er liebte und ehrte denselben von ganzem Herzen. Er hatte eine gute Erziehung genossen, war preisgekrönt von der Landesuniversität entlassen, war als neubestellter Secretär der Zweig-Administration beigegeben, an deren Spitze sein Pflegvater stand, und lebte wie sein Kind in dem Hause desselben.

Digitized by Google

„Er wird ein zweiter Pitt werden, denn er ist von seiner Wiege an zum Staatsmanne erzogen worden," flüsterte der Pflegvater ganz im Geheimen sich selbst zu, wenn er auf den jungen Sekretär blickte, und gewiß war es nicht unnatürlich, wenn er in solchen Augenblicken sich selbst für den ersten Pitt hielt.

Aber die liebsten Hoffnungen des Menschen sind oft nur bunte Seifenblasen, die ein Augenblick in Nichts auflöst. Der Minister freute sich an einer solchen. Sein Amtseifer hatte das Wachsthum seines Weinstockes forcirt, die zu frühzeitig angesetzte Traube wollte nicht reifen. Archimbald hatte gewissenhaft seine Zeit genützt, aber es lag etwas in seiner Natur, das sich gegen den Geschäftszwang auflehnte; eine gewisse Poesie, deren Blüthen unter dem Windhauche der altbackenen Gesetzesprosa bleichten und kränkelten. So kam es denn, daß er mit fünfzig Jahren, gerade in dem Alter, indem der Minister so muthvoll bergan gegangen war, einen gründlichen Widerwillen gegen Jurisprudenz, Politik und Alles fühlte, was mit derselben in Verbindung stand. Es war ein harter Kampf in seinem Innern. Er wußte sehr gut, was sein Pflegvater von ihm erwartete, und er gestand ihm das Recht zu, etwas erwarten zu dürfen. Er rief sich in das Gedächtniß, was derselbe für ihn gethan — aber diese Erinnerung änderte den Thatbestand nicht, sie mahnte ihn nur zur Schonung, sie trieb ihn zu einer Verheimlichung seiner Gedanken und Gefühle. Er fühlte Liebe und Dankbarkeit für den Mann, der so viel für ihn gethan, der ihm ein so treuer Vater gewesen und noch war, und er zögerte mit dem Geständniß hervorzutreten, das, wie er sich selbst sagte, eine tödtliche Wunde herbeiführen würde. Der Conflikt in seinem Innern machte ihn unglücklich und mißmuthig, bis er nach und nach ganz unbemerkt sich gewöhnte, die Sache leichter zu nehmen, bis er sich selbst bedauernswerth erschien, und nach Trost spähte.

Die Amtspflichten des Ministers und die strenge Art, in der er dieselben erfüllte, ließen ihm wenig Zeit, die Beschäftigung und die Lebensweise seines Lieblings zu kontroliren. Sein Vertrauen zu demselben ließ ihn nicht einmal an eine Controle denken. Er hatte den jungen Mann auf die unterste Sprosse der großen Staatsleiter gehoben und er zweifelte nicht an der Kraft und dem Willen desselben, höher und höher zu klimmen.

Das Leben Archimbald's schien ihm nur ein anderer, aber ein geebneter Weg, als sein eigener gewesen war. Er glaubte denselben auf der Wanderung von der Bibliothek zu dem Aktensaale, er wähnte ihn am Schreibtische oder im Geschäftszimmer, in stufenmäßiger aber erfolgreicher Nachahmung der großen Männer der Geschichte, vorzüglich des großen Pitt, der ihm stets als ein leuchtender, der Nachahmung würdiger Stern erschienen war, in dessen Nachfolge er selbst Trost für das Welken seiner Passionsblume gefunden hatte.

Archimbald tummelte sich in dem wechsel- und genußvollen Leben der Residenz. Er besuchte das Theater, fand sich als Musikkenner und Enthusiast in den Concerten ein, studirte die Kunstsäle, und zähmte sein Roß, dessen muthvolle Sprünge dem kühnen Reiter angenehme Erregung verursachte. Es war sein größtes Vergnügen, die Kraft zu zügeln, die seine eigene hervorrief, und dann dahin zu fliegen auf dem Rücken seines Thiers — ein Vergnügen, dem er sich täglich ergab.

Sein Lieblingsweg ging über Berg und Thal, und dann zurück durch die alte Kastanienallee, welche das Lustschloß des Landesfürsten mit der Residenz verband. Sein Ritt wiederholte sich täglich zu gewissen Stunden. Nach und nach hatte ihm die Scenerie einige Aufmerksamkeit abgewonnen, er hatte sogar die Menschen beachtet, auf welche er von seiner Höhe auf dem Rücken des Hengstes hinabschaute. Ein junges Mädchen war ihm aufgefallen, dessen feine anmuthige Gestalt ihm nach und nach Interesse eingeflößt hatte. Täglich zur bestimmten Stunde hatte er sie getroffen, und täglich war sie unter der Thür einer großen Erziehungsanstalt verschwunden. Sie mußte Schülerin oder Lehrerin sein. Ein neidischer Schleier hatte ihm ihr Gesicht verborgen und seiner Phantasie Raum gegeben, es mit edlen Reizen auszustatten, die je ein Mädchengesicht geziert. Ohne es zu wissen, hatte sein Blick sie gesucht, und seine Hand das Roß gezwungen, gleichen Schritt mit ihr zu halten. Diese Begegnung war ihm ein Bedürfniß geworden, obgleich er sich hütete, sich das zu gestehen, und die Glücksgöttin lächelte ihm begünstigend zu. Sie

Digitized by Google

spielte ihm auf ganz natürliche Weise die Gelegenheit einer nähern Bekanntschaft in die Hand. Es war Jahrmarkt in der Stadt, der Weg war belebt von lustigen Burschen, die sich gütlich thaten, und sich in Seitensprüngen gefielen. Zwei derselben verfolgten die junge Dame und vertraten ihr den Weg, aber bevor sie noch zu Worten kommen konnten, war Archimbald vom Pferde gesprungen, und trieb die Verwegenen mit erhobener Reitpeitsche in die Flucht.

Es ist eine alte Geschichte, die sich zu allen Zeiten und in allen Verhältnissen wiederholt. Bei Arm und Reich, bei Vornehm und Gering, bei Mann und Weib kommt eine Periode, in welcher der Boden bereit ist, das Samenkorn der Liebe aufzunehmen, sobald es fällt. Es ist eine alte Geschichte, die sich tausend und aber tausend Mal wiederholt hat, und die sich wiederholen wird bis an das Ende der Welt; eine Geschichte die sich stets gleich bleibt, wie verschiedenartig auch ihre Einzelnheiten klingen mögen. Hat sie deßhalb ihre Anziehungskraft verloren? Ach nein, — sie spielt, sobald sie in Ton gesetzt wird, in allen Variationen die ganze Tonscala aufwärts, ach, und auch abwärts, je nach den Umständen.

Archimbald's Herzensleier ertönte in einem mächtigen Adagio, das sein ganzes Wesen durchklang. Etwas davon zitterte in seiner Stimme nach, als er zu dem jungen Mädchen sprach, und gab den beruhigenden Worten eine eigenthümliche Eindringlichkeit. Sie schlug den Schleier zurück und zeigte ein Gesicht, das von Dankbarkeit glühte; ein Gesicht, das die kühnsten Phantasiegebilde übertraf, in denen sich Archimbald im Stillen vergnügt hatte; ein Gesicht, dessen Züge, dessen Ausdruck ihm unheilbaren Schaden verursachten, denn sein Herz, das bis dahin so gesund und verständig geschlagen, wurde von einer Heftigkeit erregt, deren plötzlicher Angriff ihn gänzlich der Gefangenschaft anheimgab. Von neuen Gedanken und Gefühlen, von süßen Hoffnungen und Wünschen beseelt, betrat er das stille Haus, das er, seit er lebte, mit dem Oheim bewohnt hatte, das ihm nun, wie durch Zauberspruch verwandelt, so groß und weit und leer vorkam, dessen Luft ihm einen Druck verursachte, der ihm die Brust zusammenschnürte.

Er fühlte sich verpflichtet, selbst nachzusehen, wie die junge Dame den Schreck überwunden habe. Er kannte ihre Wohnung, denn er hatte sie bis zur Thüre derselben begleitet, und kaum war der folgende Morgen weit genug vorgerückt, um einen Besuch zu gestatten, als er sich schon auf dem Wege zu derselben befand. Als er die Hand auf die Klinke der schweren Eichenthür legte, wurde dieselbe von innen geöffnet, und sie trat heraus, die er gesucht, die zu sehen er gekommen war. Sie war im Begriff, ihren täglichen Spaziergang, der zugleich ihr Berufsweg war, anzutreten. Er hielt es für seine Pflicht, sie zu begleiten, und sie war so verwirrt in dem Augenblick, daß sie gar nicht daran dachte, ihn von der Erfüllung dieser Pflicht frei zu machen. Er mußte zu ihr sprechen, als sie dahin gingen, die gewöhnliche Höflichkeit forderte das; und so kam es denn, daß er, ehe sie noch das Haus erreicht, das den Zielpunkt ihrer täglichen Wanderungen bildete, wußte, daß sie Molly Flügel heiße, daß sie eine Waise sei, bei ihrem Großvater, einem alten Soldaten, lebe, daß sie um die Kosten ihres beiderseitigen Unterhaltes zu bestreiten, Lehrerin in dem Erziehungsinstitute vor dem Thore der Stadt geworden sei, und sie sonntäglich von dem Chore der St. Jacobi-Kirche singe.

Ja, sie war die Großtochter des Veteranen-Hauptmanns Thiele. Eine kleine Rente reichte kaum aus, die Nothwendigkeit für seine Person zu bestreiten. Aber die junge Molly war geistig wie körperlich gut ausgestattet. Ihre süße Stimme war eine Erwerbsquelle, sie ergänzte, was dem Großvater fehlte; so wurden die Kosten ihres gemeinsamen Unterhaltes bestritten. Sie hätte es bequemer haben können, hätte sie das Anerbieten der Vorsteherin annehmen und in dem Institute wohnen können, aber solch ein Gedanke kam bei ihr gar nicht in Frage. Wie konnte sie den alten schwachen Mann verlassen, der ihr einziger Verwandter war, den sie von ganzem Herzen liebte, und der, um ihr das Leben leichter zu machen, und um ihren Pfad zu ebnen, that, was er für seine Person nicht gethan haben würde, — der Gesuch um Gesuch eingab, um das Vaterland zu mahnen, daß er in seiner Jugend ihm dienstbar gewesen und daß es für diese Dienste noch sein Schuldner sei.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Fragen vom Rhein.

„Sagt, wo sind die Schützen hin,
Die so freudig knallten,
Die von Niederland und Wien
Hin nach Bremen wallten?"
— Ach, in's Feld will man nicht bald:
Schöner ist's im grünen Wald! —

„Sagt, wo sind die Turner hin,
Die so lustig klettern,
Auf Bastei und Ravelin
Fliegen, stürzen, wettern?"
— Deutscher, ach, es wettert sehr!
Diese Wetter sind nicht mehr.

„Sagt, wo die Apostel sind,
Die auf allen Bahnen
Umgewirbelt, wie der Wind,
Mit den deutschen Fahnen?"
— Ach, im dürren Chausseestaub
Wirbelt, raschelt dürres Laub!

„Sagt, wo jetzt der Ausschuß sitzt,
Der der Sechsundreißig,
Drin sich Deutschlands Gipfel spitzt,
Der uns führt so fleißig?"
— Ach, er blieb zum Troste doch:
Wo er saß, da sitzt er noch.

„Sagt, die ihr am Ruder steht!
Und so sehr verachtet,
Schutz- und Turner- und Prophet,
Was ihr fertig brachtet?"
— Staaten, Throne — ha, wer lacht? —
Fertig habt ihr sie gemacht!

„Sagt, wo sind die Preußen hin,
Die auf Blücher pochten
Und uns mit Franzosensinn
Gerne trumpfen mochten?"
— Er, in Frankreich geh'n sie fort'n,
Und der Brautschatz ist der Rhein!

„Sagt, wo sind die Preußen hin
Dann in wenig Jährchen?
Denn von Jena nach Berlin
Geht es, wie im Mährchen.
Ein vergessnes Mährchen scheint's,
Wie's nach Jena geht von Mainz." —

(Latern.)

Allerlei.

Der Freitag ist im Glauben vieler Völker ein Unglückstag, und zwar nicht blos bei den Christen, welche den Charfreitag als Jesu Todestag haben. Die Muhamedaner glauben, daß ein Freitag für den Beginn ihrer Religion unheilbringend sein werde, und dieser Glaube erleichterte den Franzosen einst die Einnahme des starken Constantine, weil sie den Angriff am Freitag unternahmen. Constantine aber war das letzte Bollwerk, auf dem die Hoffnung der Stämme Algiers beruhte. In Spanien beginnt man nichts Wichtiges am Freitag, unternimmt keine Reise. Viele ziehen sogar kein neues Kleid Freitags an. Dickens erwähnt dieses Aberglaubens auch aus seiner Jugend, und Göthe sagt: „Für Voltaire war ein Freitag auch nicht der beste," freilich nicht der Tag, sondern der preußische Resident Freitag in Frankfurt a. M., der ihn auf Befehl Friedrichs II. vom Magistrate requirirte. Heinrich IV. dagegen kannte keinen schönern Tag, als den Freitag, an dem er einst die Marquise von Vermeuil kennen gelernt. Papst Sixtus V. liebte den Freitag gleichfalls, weil er an diesem Tage zum Cardinal gewählt worden. Auch Franz I. von Frankreich versuchte sein Glück gern an Freitagen.

Ein Weinhändler bezeichnete seine Weinsorten als so rein und unverfälscht, wie die Thränen eines Weibes über den Verlust ihres Gatten.

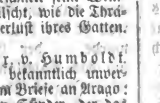
Seltsame Ansicht Alex. v. Humboldt. Der große Forscher, welcher bekanntlich unverheirathet blieb, schrieb in einem Briefe an Arago: „Ein Narr und noch mehr ein Sünder, der das Joch der Ehe auf sich nimmt. Ein Narr, weil er damit seine Freiheit von sich wirft, ohne eine entsprechende Entschädigung zu gewinnen; ein Sünder, weil er Kindern das Leben gibt, ohne ihnen die Gewißheit des Glückes geben zu können." Daß es Humboldt, welcher übrigens meint, daß unsere Nachkommen noch weit unglücklicher sein werden als wir," mit seiner pessimistischen Lebensanschauung völliger Ernst war, erhellt wie aus vielen andern Stellen auch aus der in einem Schreiben an den Herausgeber seiner Memoiren: „Kein Anblick erfüllt mich mit größerer Wehmuth, als der eines unschuldigen Kindes. Ich kann mich nicht erwehren, dabei jedesmal an die Leiden zu denken, denen es entgegenreift. Das ganze Leben ist der größte Unsinn . . . das größte Glück ist noch das, als Flachkopf geboren zu sein."

Der Congreß.

Er starb, eh' er das Tageslicht erreicht!
Und doch, o Wandrer, stehe still und weine;
Sein Grab wird uns bezeichnet einst vielleicht
Durch hunderttausend Leichensteine!

(Kladd.)

Buchstaben-Rebus.



Chr. H . . . t.

Auflösung des Palindrom in Nr. 47.

Mädras. — Saardam.

Auflösung des Buchstaben-Rebus in Nr. 47.

Elemente.

Eigenthum, Druck und Verlag von Albrecht Schröder. — Verantwortlicher Redacteur: K. Pfisterer.

Das Novellenbuch.

Unterhaltungsblatt zum „Fortschritt" („Fürther Abendzeitung").

Nro. 50. Donnerstag, den 21. Juni 1866. 2. Jahrgang.

Ein vergessener Kämpfer.

(Fortsetzung.)

Dies Alles und noch viel mehr hörte Archimbald bei seinen wiederholten Besuchen in der bescheidenen Wohnung des Veteranen, die eine Treppe höher als die Garküche der Frau Barbara, in demselben Hause war. Dem alten Soldaten fiel es in der Unschuld seines Herzens gar nicht ein, zu fragen, wie sein Besucher heiße oder welche.n Stande er angehöre. Er wußte, daß derselbe freundlich gegen seine Großtochter gewesen, daß er sie aus einer unangenehmen Situation befreit habe, und das war ihm genug. Herr Anton Nadel, der würdevolle Hüter des Ministerialgebäudes, war stolz darauf, daß der Neffe des großen Ministers sein Haus betrat und es sogar gelegentlich nicht verschmähte, sich in Frau Barbara's Speisesalon die eine oder andere Erquickung reichen zu lassen, eine Herablassung, die dem ganzen Etablissement einen eigenen Glanz gab; deshalb enthielt er sich aller Fragen in seinem Privathause, unterließ alle Berichterstattungen höhern Ortes, und begnügte sich damit, seine eigenen Betrachtungen über das Thun und Treiben des jungen Mannes zu hegen.

„Wenn die Excellenz es wüßte, daß sein Erbe in Gefahr schwebe, sich in die Großtochter eines alten Veteranen zu verlieben, oder daß diese Gefahr möglicher Weise schon gezündet habe, daß der junge Mann die „Rosenhecken der Liebe" anziehender finde, als die dornigen Pfade der Politik, es möchte ihm eben nicht angenehm sein, dann —"

Ueber dieses „dann" ging Herr Anton nie hinaus, sondern begnügte sich jedes Mal, wenn seine Gedanken sich an dem Wörtchen stießen und Raum für einen langen Gedankenstrich gaben, mit einer Grimasse, die eben so theatralisch war, als seine Bilder von Rosenhecken und dornigen Pfaden.

Molly war ein argloses, unschuldiges Kind; sie war so unbekannt mit der Welt und ihren Meinungen, wie ihr altersschwacher Großvater selbst. Sie wußte nur, daß Archimbald freundlich besorgt für sie war, daß er einen reichen Oheim habe, der ebenso gesinnt gegen ihn sei; sie fühlte sich glücklich, wenn er in ihrer Nähe weilte, und vermißte ihn, wenn er fern war. Sie verdankte ihm ein gewisses Etwas, das sie nicht erklären konnte, das aber ihrem Leben eine Färbung gab, die es früher nicht gehabt hatte. Sie fühlte sich glücklich und gab sich dem Gefühle hin.

Und Archimbald? — Er sah klar genug in der Sache. Er kannte die Natur des Gefühles, welches das junge Mädchen ihm einflößte, sehr genau, wußte sehr wohl, daß in demselben die Quelle seines künftigen Glückes oder Unglückes ruhe; aber er schloß die Augen vor diesem Wissen und seinen Consequenzen; er verheimlichte die neue Bekanntschaft geflissentlich vor dem strengen Oheim, er gab sich dem Augenblicke, dem köstlichen hin, und hoffte, es werde sich Alles wohl fügen.

Hätte der Minister Augen und Ohren für etwas anderes, als für seine Amtsgeschäfte gehabt, er würde vielleicht eine Veränderung in der Stimmung seines Pflegesohnes bemerkt, oder auf die Weise, wie derselbe seine Zeit verbrachte, aufmerksam geworden sein; jedenfalls würde er die Verklärung wahrgenommen haben, die wie Sonnenschein auf seinem Gesichte weilte, wenn in dem Sonntagmorgen-Gottesdienst die weiche süße Sopranstimme das Halleluja von dem Chore schmetterte.

Die Bekanntschaft der jungen Leute und des alten Großvaters war so weit gediehen, daß Archimbald's Besuche zu den täglichen Vorkommnissen gehörten. Des Morgens schon, wenn der Minister in Akten vergraben an seinem Schreibtische saß, wiegte sich Archimbald behaglich in dem alten Lederstuhle des Veteranen, oder schlürfte eine Tasse Chokolade an Frau Barbara's Tisch, und lauschte auf den Tritt der kleinen Sängerin, um sie zu dem Institute zu begleiten, einen Weg, der sich so gefährlich erwiesen, daß er ihr

Digitized by Google

unmöglich gestatten konnte, ihn ohne Begleitung anzutreten.

Seine Gedanken fanden ihren Centralpunkt immer und immer wieder in dem Bilde des jungen Mädchens, dessen wirklichen Reizen er doch diejenigen beigesellte, die seine Phantasie ihr andichtete. Die Dinge selbst, welche sie berührte, hatten ihren Zauber für ihn. Das Haus, das sie bewohnte, wurde ihm lieb. Ihre ordnende Hand offenbarte sich in dem dürftigen Gemach, welches sie mit dem Großvater bewohnte. Hier hob eine Blume einen seltsamen Contrast hervor, dort verdeckte ein Arbeitskörbchen oder ein kleiner Zierrath eine schadhafte Stelle des Möbelstückes. Es lag ein verschönernder Hauch über den altväterlichen Geräthschaften, der Archimbald eigenthümlich ergriff, denn er wußte, es war ihr Werk. Und wenn er sie spät Abends, nachdem ihr Großvater schlafen gegangen, sich in dem kleinen Raume dachte, der noch eine Treppe höher in dem Erker des Hauses lag, und den sie mit so süßem Selbstbewußtsein „mein Zimmer" nannte, wenn der Schein ihrer Lampe seinem stillen Auf- und Niedergehen wie ein Stern leuchtete, zu dem er aufschaute, bis er erlosch; wie malten dann seine Träume das kleine Zimmerchen aus! Er meinte, es müsse ein Tempel sein, von dessen Wänden Heilige niederblickten auf das junge Mädchen, dessen fleißige Hände thätig waren, um dem alten Großvater einen Leckerbissen zu schaffen; Engel müßten über ihrem Haupte schweben und segnend auf ihre Arbeit schauen! — Ach, was er so ausmalte, war in Wirklichkeit nur ein kleiner Raum, dessen schadhafter Boden stellenweise durch die Ueberbleibsel eines verblichenen Teppichs bedeckt war, dessen Möbeln sich noch älter und verbrauchter erwiesen, als die, welche in dem Wohnzimmer waren. Die Wände waren kahl und weiß getüncht, und die Thüren sehnten sich umsonst nach einem verschönernden Anstrich. Aber die weißen Mullvorhänge des kleinen Erkerfensterchens, die Sauberkeit und Nettigkeit, welche jeden Zollbreit des Zimmers überhauchte, gab dem Ganzen ein gewisses Etwas, das an den ersten Schneefall erinnerte, der ja auch so eigenthümlich verschönernd über die kahlen Ruthen der Gesträuche sich breitet, und auf den Beschauer einen so eigenen rührenden Eindruck macht. Und die Hyacinthe, welche neben der Camelie auf dem Fenstersims stand, goß ihren Wohlgeruch durch den kleinen Raum. Eine Epheuranke schlang sich in anmuthiger Ungezwungenheit hinter der Fenstergardine hervor, um dem zerbrochenen Rahmen des kleinen Spiegels eine schöne Umhüllung zu geben. Das Ganze war von jener Atmosphäre der Verfeinerung durchweht, die sich nur empfinden, nicht beschreiben läßt, die aber heimisch zu sein scheint in den Zimmern zarter Frauen. Sie ist eben das Werk jener kleinen anmuthigen Fee, welche die reine Weiblichkeit in Dienst genommen hat.

Das Schönste, was Molly's Zimmer zierte, war aber das Bild, das der epheuumrankte Spiegel zurückwarf: der Widerschein ihrer eigenen holdseligen Lieblichkeit, wie sie gerade das blaue Band des runden Strohhutes unter dem Kinn zu einer Schleife vereinigte. Wie würde Archimbald sie bewundert haben, hätte er sie in diesem Augenblick sehen können! Das blaue Band hob die zarte Wange, die der Rosen nie entbehrte, anmuthig von der hellbraunen Lockenfülle hervor, die sich nur zurückdrängen, aber nicht verbergen ließ, und deren leichte Ringeln den schlanken Hals umwallten! Wie Archimbald die Augen liebte, deren tiefe Bläue mit dem Blumenbüschel auf dem schmalen Rande des kokettisch kleinen Hutes harmonirte! Diese Augen die, wenn sie von dem Chore der Kirche herab in die Ecke des Pfeilers blickten, in der er zu stehen pflegte, ihm wie zwei Sterne erschienen, die unter den sanftgebogenen Brauen wie aus feinen Nischen hervorleuchteten, und deren langgefranf'te Wimpern die Vorhänge bildeten, die oft, wenn er es nicht gerade wünschte, immer aber in so bezaubernder Weise zu fallen pflegten!

Aber Molly's Hutschleife war bald gebunden, sie hüpfte die Treppe hinunter und fand ihren jungen Beschützer der mit stürmischem Eifer ihre Hand ergriff, und dem es sicherlich gar nicht so unangenehm gewesen wäre, wenn ein neuauftaucheuder Straßenbelästiger ihm Gelegenheit gegeben hätte, auf's Neue zu ihrer Befreiung herbeizuspringen.

„Guten Morgen, Molly."

„Guten Morgen."

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Der Mönch.

(Fortsetzung.)

„Sie führen mich im Kreise herum, mein guter Subprior, und ich bin noch ebenso rathlos, wie vorhin."

„So will ich aus dem Kreise heraustreten. Sie haben hier 50,000 Frcs. los zu machen vermocht, mit denen Sie die Restauration der Abtei unternahmen; und diese wurden Ihnen rein geschenkt. Warum sollten Sie nicht 150,000 Frcs. als Anlehen erhalten können? Und wir brauchen sie nur geliehen."

„Reden Sie selbst mit Abel Grenier, der seinen Großmuth schon bitter genug bereut. Ob er Ihnen die 150,000 Frcs. leihen wird?"

„Vielleicht!"

„Nimmermehr!"

„Vielleicht doch, Ew. Hochwürden. Sie schmeichelten damals seiner Eitelkeit mit dem glänzenden Namen eines Stifters. Wüßten Sie eine ebenso, oder noch empfänglichere Seite seines Herzens in Schwingung zu versetzen, Sie würden noch einmal bei ihm reüssiren."

„Welche, welche?"

„Ew. Hochwürden sprachen mehrmals davon daß ....."

Als das Collegium auf diesem Angelpunkte der ganzen Angelegenheit angelangt war, rief die Glocke den Reverendissimus in den Kapitelsaal.

„Wenn das Kapitel beendigt ist, möchte ich Sie weiter hören;" sagte er zu Dom Boissier.

Zwanzigstes Kapitel.

Die Unterhaltung, welche durch die Klosterglocke so unangenehm unterbrochen worden war, fand ihre Fortsetzung in der Zelle des Reverendissimus.

„Sie sprachen davon, Dom Boissier, einer andern Eitelkeit unseres lieben und frommen Stifters zu huldigen. Ich habe während der ganzen Zeit darüber nachgesonnen und vermuthe, Sie wollen auf jene dumme Phrase speculiren, die wir einst von ihm zu hören bekamen: Ich gäbe meinen kleinen Finger für die Partikel Von vor meinem Namen."

„Ganz richtig. Von dieser Seite her kann er gefaßt werden."

„Sehr wohl; aber unsere Privilegien ermächtigen uns nicht, den Adel zu ertheilen."

„Ihre Vollmacht geht im Gegentheil viel weiter. Für Grenier sowohl, als für jeden Andern, der sich diese Partikel wünscht, besitzen Sie die Stammbäume fix und fertig."

„Ich verstehe Sie nicht."

„Aber Sie wissen doch, wie man Stammbäume aufstellt?"

„So ziemlich; ich bin nicht ganz fremd in solchen Dingen."

„Man sucht ähnliche oder gleiche Namen und verfährt damit lege artis. — Pierre de la Charte von 1520 ist nothwendig der Sohn von Pierre de la Charte von 1492 und in dieser Weise auf- und abwärts steigend, erhält man einen Stammbaum so gut als Einer."

„Freilich man ist oft genug gezwungen, so zu verfahren, denn Kriege, Feuersbrünste, und selbst die Sorglosigkeit einzelner Familienglieder bewirken in den Genealogien Lücken, die nicht anders auszufüllen sind. Aber was hat das mit unserm Freunde Grenier zu thun?"

„Warum sollte es auf ihn weniger Anwendung finden, als auf Andere? Vorerst ist der Name Ranierus, Granierus, Grenierus u. s. w. in alten Urkunden nicht selten. Alle diese Ranier's, Granier's, Grenier's haben Nachkommen gehabt. Warum sollte der brave Abel Grenier nicht einer davon sein?"

„O, ich habe nicht die Absicht es zu bestreiten."

„Ein einigermaßen geübter Genealogist entwirft unserm Grenier einen Stammbaum mit derselben Leichtigkeit, mit der vor 200 Jahren die Genealogisten die Stammbäume achtbarer Familien ergänzten, denn nur ein paar Ahnenfelder fehlten, um hoffähig zu sein. Es war damals ein Akt der Nächstenliebe und würde es auch heute sein. Dann aber würde es die Ruhe Europa's erschüttern, wenn unser Wohlthäter sich De Grenier nennen dürfte?"

„Sagen Sie's kurz, Dom Boissiers; Sie haben den Stammbaum unseres würdigen Stifters bereits in der Tasche."

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Allerlei.

KD* **Holzpapier.** Die Nothwendigkeit, einen Ersatz für die zur Papierfabrication erforderlichen Hadern zu finden, hat zu vielfachen Versuchen Veranlassung gegeben, welche das Holz als einen trefflichen und wohlfeilen Ersatz für Hadern haben erkennen lassen. Von den verschiedenen Holzarten geben Fichten- und Tannenholz das verfilzungsfähigste, Espen- und Lindenholz das weißeste Zeug. Brauchbar sind auch Kiefern- und Pappelholz, in Belgien werden auch Birken- und Buchenholz benutzt, obgleich diese Arten kürzere Fasern liefern. Die Verjendung des Holzzeugs geschieht in neuerer Zeit im trockenen Zustande in Form von Pappen und Papier. Das dargestellte Holzzeug kann je nach der Güte des Hadernzeuges und des anzufertigenden Papiers der Hadernmasse in Mengen von 15—80 Procent zugesetzt werden, unbeschadet der gleichzeitigen Anwendung von Caolin, Annaline, Blanc fixe u. s. w. — Die größte Schwierigkeit besteht zur Zeit noch darin, das Bleichen des Holzzeugs billig zu bewirken. Dessen ungeachtet ist das Holzzeug von der theilweisen Mitverwendung für Papiere von höherer Weiße nicht ausgeschlossen, indem eine schwache Beimischung der vorgenannten Füllmittel, als Caolin ꝛc. gute Dienste leistet. Der Centner gutes lufttrockenes Holzzeug kostet 4⅓—6⅔ Thlr. und ersetzt Hadernzeug im Werth von 8½—10 Thlr. Die Erzeugungskosten belaufen sich auf 2½—3⅓ Thlr. beim Centner. — Das Verfahren ist dem Herrn H. Völter patentirt.

Eine neue Art Luftballon. In Newyork werden jetzt Versuche mit einer neuen Art Luftballon angestellt, dessen Erfinder, ein Dr. Salomon Andrews, vermittelst einer besonderen Construction die Aufgabe, an der man sich bis jetzt vergeblich versucht hatte, nämlich wider den Wind zu steuern, gelöst zu haben glaubt. Das neue Luftschiff unterscheidet sich in mehreren Beziehungen von den bisher üblichen. Statt der gewöhnlichen birnenförmigen Gestalt hat der Ballon mehr die einer langen Citrone mit scharfen Spitzen an beiden Enden. Dieselbe schwebt horizontal in der Luft und trägt vermöge eines starken, den ganzen Ballon umgebenden Netzes das aus Weidengeflecht bestehende wiegenförmige Schiffchen von 8 Fuß Länge u. 2 Fuß Breite. Ein starker Lederriemen, welcher den Ballon der Länge nach umgibt und mit Stricken angezogen wird, bildet auf seiner oberen und unteren Seite eine tiefe Rinne. Vermöge seiner Gestalt wird sich der Ballon am leichtesten in der Richtung seiner Länge bewegen und demnach, wie der Erfinder hofft, durch Neigung der vorderen oder hinteren Spitze sich nach Belieben heben und senken und vorwärts treiben lassen. Der Ballon, mit welchem der erste Versuch gemacht wurde — welcher, beiläufig gesagt, noch nicht gelungen ist — mißt 86 Fuß in der Länge und hat in der Mitte einen Umfang von 42 Fuß. Er nimmt gegen 60,000 Cubikfuß Gas auf und soll im Stande sein, ein Gewicht von 1800 Pfund zu tragen.

Ausbruch eines Vulkans. Der Vulcan Mauno Loa auf Hawaii (der größten der Sandwich-Inseln) war unlängst die Scene eines gewaltigen, alle bisher bekannten übertreffenden Ausbruches. Ein neuer Krater öffnete sich in einer Höhe von 10,000 Fuß, nahe dem Gipfel des Berges (gegen 12,500 Fuß hoch), und ein Lavastrom ergoß sich während dreier Tage den nordwestlichen Abhang hinab. Es erfolgte dann eine Ruhe von 36 Stunden, worauf sich ein anderer Krater auf der Ostseite öffnete. Wie es scheint, hatte die Lava von der Spitze einen unterirdischen Canal gefunden, denn auf dem halben Wege den Berg hinunter, wo sich ein Hinderniß entgegenstellte, durchbrach sie die Oberfläche und schoß vertical empor in einer Stärke von 1000 Fuß Höhe und gegen 100 Fuß Durchmesser. Der Ausbruch, welcher 20 Tage dauerte, war von furchtbaren Erschütterungen der Umgegend begleitet, das Getöse war 40 engl. Meilen weit zu hören. Der Kegel des Kraters erhob sich in wenigen Tagen zu einer Höhe von 300 Fuß. Aus der Oeffnung ergoß sich mit furchtbarer Schnelle ein Feuerstrom den Berg hinab, füllte Becken und Schluchten, stürzte über Abgründe hinweg, brach sich durch Felsen Bahn, bis er die Waldung am Fuße erreichte, durch die er sich einen feurigen Weg bahnte. Ganz Ost-Hawaii war ein Flammenschein und die Nacht zum Tage umgewandelt. Seelente sahen den Schein in einer Entfernung von 200 engl. Meilen. Bei Tage war die Atmosphäre über eine Fläche von Tausenden von Quadratmeilen mit einem dunklen Nebel erfüllt, durch welchen die Sonne nur ein bleiches Licht ergoß. Die Feuerströme aus dem Krater flossen ungefähr 35 engl. Meilen weit bis circa 10 Meilen von Hilo; hätte der Ausbruch zehn Tage länger angehalten, so würden sie wahrscheinlich das Meer erreicht haben.

„Ich ärgere mich über Dich noch halb todt!" keifte eine zänkische Frau mit ihrem Manne. „Das ist ja eben Dein größter Fehler," antwortete der Mann, „daß Du Alles nur halb thust!"

Als Field in seiner letzten Krankheit von einer Dame gefragt wurde: „Sind Sie Fatalist oder Calvinist?" antwortete der Künstler lächelnd: „Madame, ich bin Pianist."

Auflösung des Zahlenräthsels in Nr. 48.

Chemnitz.

Und zwar nach folgender Analyse:

1 C = 3			3
2 h = 8	3 + 5 =		8
3 e = 5	8 — 3 =		5
4 m = 12	3 + 9 =		12
5 n = 13	12 + 1 =		13
6 i = 9	12 — 3 =		9
7 t = 19	9 + 10 =		19
8 z = 25	12 + 13 =		25
	94		94

Richtige Auflösungen gingen ein von: Joseph Isner in Hüttenbach; Isaak Hellmann in Burgbaßlach und Karl Baier in Volkersbausen.

Eigenthum, Druck und Verlag von Albrecht Schröder. — Verantwortlicher Redacteur: K. Pfisterer.

Digitized by Google

Das Novellenbuch.

Unterhaltungsblatt zum „Fortschritt“ („Fürther Abendzeitung“).

Nro. 51. Montag, den 25. Juni 1866. 2. Jahrgang.

Ein vergessener Kämpfer.

(Fortsetzung.)

Was liegt in den Worten, wenn wir sie schwarz auf weiß haben? Kann die Feder, welche die schwarzen Striche zieht, den Ton wiedergeben, der sie hervorbrachte?

Waren es die einzigen Worte, welche auf den Wegen nach und von dem Institute gefallen, die einzigen, in denen die Pulsschläge der jungen Herzen zu vibriren schienen? Und wenn es die einzigen waren, lag in ihnen nicht die Macht, Alles auszudrücken, was gesagt werden sollte, durfte? — Ein Blick auf die Färbung des Gesichtes unter der schmalen Hutkrämpe konnte beweisen, daß all' jene Worte, welche eine ganze Colonne in dem Wörterbuche der Liebe füllen, überflüssig waren; daß ein Morgengruß, ein Aussprechen des Namens — der von so Vielen gesprochen, doch nur von den Lippen der einen Person einen herzdurchdringenden Zauber gewinnen — genug war, völlig genug, um Beredsamkeit zu bergen und zu leihen, dem, der sprach und der, die hörte.

So war es seit den drei Monaten gegangen, Tag für Tag, und der Zauber war geblieben, der Eindruck hatte sich vertieft. Heute sollte die Conversation eine Aenderung erleiden.

Erst, wie gewöhnlich eine Pause, in der die Augen allein das Wort führten, dann ein leichter Seufzer, ein Räuspern, und endlich die Worte von Molly:

„O, gehen Sie nicht weiter. — Bitte, kehren Sie um. — Ich kann allein zurückkehren. — Gewiß ich kann. — Bitte, unterlassen Sie — künftig —“

„Sie zu begleiten? Warum?“

Sie gingen weiter — einige Schritte. Sie blieb stehen und knüpfte ihr Hutband auf's Neue. Die Schleife mußte sich gelöst haben.

„Sie künftig nicht begleiten?“ fragte er noch einmal mit Tönen, die von dem Schlußaccord eines Bethovenschen Walzers entlehnt zu sein schienen.

„Ja,“ sagte sie schüchtern. „Die Vorsteherin hat die alte Vorschrift neu erinnert, der zu Folge sowohl Schülerinnen als Lehrerinnen des Instituts auf ihren Wegen zu oder von demselben männliche Begleitung zurückweisen müssen, es sei von Verwandten, und das,“ fügte sie stotternd hinzu, „das — das — sind Sie mir doch nicht. Und — und — ich bin mit Ihnen gesehen worden, mir hat die Einschärfung der alten Vorschrift besonders gegolten, und — und ich habe mein Wort gegeben. Aber — aber es ist nur auf dem Wege, daß — daß — — kommen Sie zu Großvater, er wird Sie ungern vermissen. Kommen Sie heute Abend, wie Sie gewohnt sind zu thun. Nun — aber — bitte, Adieu. Ich muß mein Wort halten, schon des Beispiels wegen.“

Sie eilte fort, bevor er ihr antworten konnte. Verwirrt blickte er ihr nach. Was sie gesprochen, so unschuldsvoll es an und für sich auch war, erregte eine Revolution seiner Gefühle, die sich wie ein heißer Blutstrom zu seinem Herzen drängte und in allen Pulsen pochte. Was würde der Oheim gesagt haben, hätte er seinen Adoptivsohn und Erben in diesem Augenblicke gesehen? Das unsanfte Erwecken aus den Träumen von Größe und Glanz und brillanter Verheirathung, welche der alternde Mann für den jungen träumte, würde ihn vielleicht der Worte beraubt haben, seiner Enttäuschung Luft zu machen. Aber er sah ihn nicht, er saß in seinem Kabinette am Schreibtische und arbeitete, um träumen zu können; er sollte sich an seinen Lieblingsträumen vergnügen, ein Weilchen noch. Das Erwachen sollte sich noch ein wenig verzögern, erspart konnte es ihm nicht werden, ihm so wenig, wie jedem andern Träumer in dieser Welt, in der nun einmal Schlafen und Träumen und Erwachen so gänge und gäbe sind. Erwachen auch: — denn wie könnte es ein Verhältniß geben, sei es welches es wolle, das nicht ans Licht gezogen würde? Wie könnte ein Mensch das süße Vergißmeinnicht hegen und pflegen wollen, ohne daß es gesehen und besprochen würde von einer

Digitized by Google

sprachseligen Elster, die hart nebenbei ihren Sitz gehabt?

Es war Abend. Die Nähe des Weihnachtsfestes hatte ihre Stille in die Geschäftslokale eingeführt. Die geschäftigen Arbeiter in hoher oder niederer Stellung hatten ihre Geschäftszimmer verlassen, um in den nun beginnenden Ferien zu vergessen, was ihre Aemter Schweres oder Belästigendes für sie haben mochten; sie fühlten sich geschäftsfrei, glücklich in ihren Privatwohnungen, und wenn sie sie hatten, in ihren Familien; sie ruhten aus von ihrer Arbeit.

Nicht so der Minister. Jene geschäftslose Vorfeier des schönen Festes war ausgeschlossen aus den Räumen, welche er mit seinem Adoptivsohne bewohnte. Sie war nicht eingedrungen in das Arbeitszimmer, in welchem der alte Herr an dem Schreibtische saß und das von einem Haufen Akten beschwert wurde, gerade wie an jedem andern Tage auch. Sein Schreibtisch war mit einer Menge Bücher und Hefte belastet, die er consultirte oder besichtigte, prüfte und mit Randbemerkungen versah. Endlich legte er die Bücher auf einen Stuhl neben sich, häufte Heft auf Heft in dem Repositorium, das auf dem Schreibtische ruhte und sich bis zur Decke erhob, seufzte, streckte die müden Glieder, schob den Sessel zurück und stand auf. Aber die innere Geschäftslosigkeit wollte der äußern nicht sogleich folgen. In tiefe Gedanken versunken, schritt er auf und ab, trat noch einmal an den Schreibtisch, um einen Gedanken zu notiren, und ging dann auf das Fenster zu. Vor seinem Geiste wogte eine Menge auf und ab, wie in der Straße, auf welche er mechanisch hinabsah, aber die Menge, welche sich da unten in bunter Mannichfaltigkeit hin- und hertrieb, trug dort eine ernste Gleichförmigkeit. Colonne an Colonne marschirten sie an seinem geistigen Auge vorüber. Sie sollten nach dem Osten des Landes entsandt werden, wo sich ein Gewölke zusammenzog, das für den Frieden bedenklich war. Noch schwebte die Wage zwischen Krieg und Frieden, aber sie hatte eine bedenkliche Neigung nach jener Seite; der Himmel des Vaterlandes war bewölkt.

Es war ein ernstes Bild, das die Gedanken des Ministers gefangen nahm. Er hatte den Befehl zu unterzeichnen, der den Gatten von der Gattin trennen sollte, und den Vater von den Kindern. Sollte, konnte er Allen nicht erst ein glückliches Weihnachtsfest lassen, in ruhiger Ungewißheit einer Trennung, die für Viele verhängnißvoll werden konnte?

Der Minister war ein Mensch mit menschlichen Empfindungen, menschlichem Mitgefühl, wie wenig ein oberflächlicher Beobachter das auch erkennen mochte; und er war dem Kriege abgeneigt und Allem, was mit demselben zusammenhing. Eben stand er überlegend vor der Frage, als ein Klopfen an der Thür ihn störte. Sein Diener kam, ihm eine Karte zu übergeben.

„Hauptmann Thiele," las der Minister.

„Ein Veteran, der einen Hund bei sich hat, einen alten zottigen Hund, von dem er sich nicht trennen will," sagte der Diener.

„Behalte den Hund bei Dir und laß den Herrn herein," entgegnete der Minister lakonisch.

„Ein Veteran, der die Regierung ansprechen will", brummte er eben nicht glückverheißend für den Bittsteller. „Könnte ich meine Privatmeinung durchführen," dachte er wieder auf- und niederschreitend, „es sollte anders werden, ganz anders im Lande. Ich bewahrte Frieden, müßte es selbst mit Opfern sein. Aber ich werde durchdringen mit den Jahren, durchdringen hier, wie in so Manchem schon. Warum dieses Blutvergießen? Die Zeiten haben sich geändert; der Handel macht die Staaten blühen, die der Krieg aussaugt; er ist Diplomat von Haus aus, denn er verfechtet seine eigenen Rechte. Ich will sein Fürsprecher sein, und wenn es mir und meiner Partei nur erst gelungen, das im Osten lagernde Unwetter abzulenken, so werde ich durchdringen und dem Volke Millionen ersparen."

Er ging mit schnellen Schritten hin und her, seine Gedanken lichteten sich immer mehr; sie formten sich zu einer Rede über Staatssparsamkeit, als die Thür sich öffnete und der alte Vaterlandskämpfer in das Zimmer trat.

„Sorgen Sie für den Hund,'" sagte er ohne an Ceremoniel zu denken, mit ganz natürlichem Rückblick auf den Kammerdiener, als er auf der Schwelle stand. „Schlagen Sie ihn nicht, er wird ihren Worten gehorchen und sich niederlegen. Er ist zuverlässig."

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Der Mönch.

(Fortsetzung.)

„Das nicht; aber die Materialien dazu hab' ich. Guter Wille und Geduld wird das Uebrige thun. Uebrigens, sprechen Sie als Casuist! Darf man sich nicht eine an sich unschuldige, in ihren Folgen unschädliche Sache erlauben, wenn sie einem Freunde Vergnügen macht, in der Erwartung, daß dieser Freund seine Börse ziehen, oder, was dasselbe ist, seine Unterschrift geben wird, uns den geleisteten Dienst zu belohnen?"

„Ich finde es durchaus nicht unrecht."

„Nun so hören Sie! Unter den zahlreichen Urkunden, die Dom Guillart und ich mit einander ordneten, fanden sich viele, in denen die Namen Ranieri, Grenieri, Granieri u. s. w. vorkommen. Wir haben diese gesammelt und sie bieten uns Material genug, um einen Stammbaum aufstellen zu können. Das vorzüglichste Stück ist ein Theilungsact vom Jahr 1560. In demselben ist gesagt, daß die Granieri im Gefolge der Katharina de Medicis von Florenz nach Frankreich kamen und sich in Poitou niederließen, wo sie mehrere Güter kauften. Etwas später nennen sich die Granieri Granier, einigemale Grenier. Unter diesem Namen fand ich Urkunden vom Jahr 1708, 1751 und 1754. Freilich sind hier Lücken auszufüllen, aber das, glaub ich, wird sich machen und Abel Grenier wird nicht zu starke Beweise fordern."

„In der That, sagte der Greis, man könnte in dieser Sache dem braven Grenier zu Hilfe kommen, wenn er's annehmen würde."

„Versuchen Sie's; machen Sie den Versuch!"

„Wollen sehen."

Mit diesen Worten nahm der Greis seinen Stock und begab sich in das Kloster der Damen von La Sainte-Vertu, wo die Schwester von Abel Grenier, Hermance Octavie Grenier Oberin war. Die Frau ist stets die Brücke auf dem Wege der Mönche.

„Ehrwürdige Mutter, ich komme Sie über eine Sache zu Rathe zu ziehen, die für uns Alle von der äußersten Wichtigkeit ist, von der die Existenz der Abtei und folglich Ihre eigene Existenz und Ansehen in diesem Lande abhängt. Denn Sie geben zu, daß Sie ohne uns, blos auf die Hilfe zweier armer Pfarrgeistlichen beschränkt, ein trauriges Dasein führen würden."

„Heilige Jungfrau! mein guter Vater, Sie erschrecken mich. Nein, es ist unmöglich, Gott wird uns nicht verlassen."

Dom Claude erwartete eine solche Sprache.

„Wir dürften binnen kurzer Zeit eine Unterstützung nöthig haben. Nicht in klingender Münze, denn die frommen Spenden reichen hin unser Leben der Armuth und Entsagung zu fristen, aber einer achtbaren Unterschrift bedürfen wir ein Anleihen machen zu können, das uns in den Stand setzen soll, nach dem Vorgange unserer Brüder Kapuziner und Trappisten eine lucrative Beschäftigung zu beginnen, um aus deren Ertrag die Kosten unserer Bauten zu decken. Und er erzählte, wie Dom Boissier's Studium zur Entdeckung des Charrosin's und der Umbilicus-Pastillen geführt hätten. Glauben Sie, fuhr er fort, nachdem er Dom Boissier's Prospect vorgelesen hatte, glauben Sie, daß ihr edelmüthiger Bruder, dem wir schon so Vieles verdanken, sich wird bewegen lassen, für 150,000 Frcs. unser Bürge zu werden?"

Die Ziffer schien Hermance etwas hoch. Sie hatte außerdem schon die Börse ihres Bruders zur Stiftung ihres Convents und einer Kapelle in Anspruch genommen. Sie zögerte.

„Vielleicht. Versuchen Sie's."

Den Greisen ermuthigte der langsame, verlegene Ton dieser Worte wenig; jedoch entschlossen, den Versuch nicht aufzugeben, erwiederte er:

„Wir könnten dagegen ihrem guten Bruder einen Dienst leisten, der ihn mehr, als alles Andere freuen würde."

„Wirklich! Und welchen Dienst?"

„Verehrte Mutter, wie mir das Wohl unseres h. Ordens am Herzen liegt, so liegt mir auch Alles das am Herzen, was die Ehre und den Ruhm Ihrer Familie betrifft. Und geben Sie zu, daß es ein schöner Tag sein würde, an dem Madame Grenier ihrem Erstgebornen den alten Namen ihrer Familie geben kann? oder wo ihr Bruder als Nachkomme eines erlauchten Florentiner Geschlechtes, das sich zur Zeit der Verbindung unserer Könige mit dem Hause Medicis in Frankreich niederließ, sich de Grenier nennen darf?"

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Zur Abstimmung!

O schwaches Zaudern, unerträglich
Das jeden Lebensnerv uns lähmt,
Du feiges Lungern, das uns kläglich
Schon vor der ganzen Welt versehmt, —
Wann wird zur Flamme sich erheben
Der Funke, der so schwächlich glimmt,
Sei es zum Tod, sei es zum Leben,
Wann wird denn endlich abgestimmt?

Ob lange noch auf hellen Gassen
Darf straflos wandeln der Verrath,
Ob unser Fluchen, unser Hassen
Sich wandeln wird zur Mannesthat,
Ob eine Scholle deutscher Erde
Der prahlerische Räuber nimmt,
Ob wir ihn züchtigen mit dem Schwerte,
Wann wird denn endlich abgestimmt?

Ihr Turner, die ihr so behende
Das wohlgefüllte Trinkhorn hebt,
Ihr Schützen, die ihr ohne Ende
Im schwarz-roth-goldnen Dusel lebt;
Ihr Schwätzer, die in Schänkenstuben
In seichtem Redebier ihr schwimmt,
Was seid ihr, Männer oder Buben?
Wann wird denn endlich abgestimmt?

Ob wir ein Spielzeug ewig bleiben,
Ein ganzes Volk der Willkühr Knecht,
Ob selber das Gesetz wir schreiben,
Nach dem wir schlichten unser Recht;
Ob diese Zeit, gleich dem Saturne,
Die eignen Kinder frißt ergrimmt,
Werft Eisenloose in die Urne,
Wann wird denn endlich abgestimmt?

Ihr Streiter, in den Kampf gerufen,
Ob ihr zu eurem Volke steht,
Ob unter eurer Rosse Hufen,
Von euren Schwertern hingemäht,
Des eignen Vaters heil'ges Leben,
Des Wahnsinns Opfer, matt verglimmt,
Ob wir das Schlimmste bald erleben,
Wann wird denn endlich abgestimmt?

(Latern.)

Allerlei.

Das gerade während einer Vorstellung verschüttete Theater in Pompeji, welches nun völlig ausgegraben ist, wurde kürzlich mit einer Opernvorstellung wieder eröffnet. Die Ankündigung des Direktors lautete: „Das Theater in Pompeji wird wieder eröffnet, nachdem unter Direktion des Herrn Quintus Marcius zuletzt „Die Trojanerinnen", Trauerspiel von Seneca, gegeben worden und seitdem die Vorstellungen mehr als 1900 Jahre suspendirt waren. Ich bitte daher, die meinem Vorgänger geschenkte Gunst auch auf mich zu übertragen, da ich mich nach Kräften bemühen werde, mein Repertoir würdig dem seinigen anzureihen."

Ein blutiger „Kalauer." Die Berliner Montags-Zeitung erzählt: Der nachfolgende blutige Kalauer ist nicht, wie man glauben sollte, erfunden, sondern wirklich passirt. Ein biederer schlichter Bürger, der vor einigen Tagen sein jüngstes Töchterchen taufen lassen wollte, hatte als Vornamen, welcher demselben gegeben werden sollte, „Kriegsrike" aufgeschrieben, und als ihn der darob verwunderte Prediger auf die Eigenthümlichkeit und Unstatthaftigkeit dieses Vornamens aufmerksam machte, ließ sich der Taufvater also aus: „Ja, ich weeß! Des Wurm sollte ooch eijentlich nach meine Mutter: Friederike heeßen, aber . . . Friede soll ja nich sind, weder drinnen noch draußen, un ich . . . ich will mir nich uflehnen!"

Der Franzose, wenn er ein hübsches Mädchen sieht, ruft: „Diable!" der Deutsche: „Göttlich!" Wenn aber das Mädchen häßlich ist, so sagt der Franzose: „Mon Dieu!" und der Deutsche: „Pfui Teufel!"

Benedek-Anekdote. Aus dem Leben des Armee-Commandanten FZM. Ritter von Benedek im Hauptquartier theilt man der „Neuen Zeit" folgende hübsche Episode mit: Der General erwies kürzlich mehreren verdienten Wachtmeistern und Feldwebeln die Ehre, sie an seine Tafel zu ziehen. Er sprach mit allen in sehr herablassender Weise, besonders aber zog ein Uhlanen-Wachtmeister seine Aufmerksamkeit auf sich. „Wie lange dienen Sie?" fragte der Feldherr. „Emundzwanzig Jahre," war die Antwort. „Und Sie sind nicht Officier?" fragte der Feldherr weiter, „wie kommt dies?" Der Wachtmeister wußte wohl auf diese Frage keine rechte Auskunft; der Feldherr riß ihn übrigens schnell aus seiner Verlegenheit. Er wendete sich an dessen Obersten, und da er erfuhr, daß die Conduite des Wachtmeisters eine vorzügliche sei und daß er nur durch den Umstand am Fortkommen verhindert wurde, daß er verheirathet und seine Frau nicht cautionsfähig sei, fügte er hinzu: „Ich bitte, den Wachtmeister sogleich zur Beförderung einzugeben." Der überraschte Unterofficier empfing sogleich von mehreren Seiten Glückwünsche und dürfte wohl nicht lange auf seine Beförderung warten müssen.

Rechnungs-Aufgabe.

Ein Tarokspieler hatte die vier Aß und Zehner, außerdem noch von der Farbe Herz den König, die Sieben und Sechse. Anstatt des gehofften Durchmarschs verliert er sein Herz-Solo um 1 Point, da er nicht am Ausspielen ist. Wie sind bei diesem Spiel die Karten vertheilt gewesen?

Auflösung des Buchstaben-Rebus in Nr. 49.
Deutsches Parlament.

Richtige Auflösungen gingen ein von: J. W. und H. R.

Eigenthum, Druck und Verlag von Albrecht Schröder. — Verantwortlicher Redacteur: R. Pfisterer.

Digitized by Google

Das Novellenbuch.

Unterhaltungsblatt zum „Fortschritt“ („Fürther Abendzeitung“).

Nro. 52. Donnerstag, den 28. Juni 1866. 2. Jahrgang.

Ein vergessener Kämpfer.

(Fortsetzung.)

Die eingebrochene Dämmerung beherrschte das Zimmer, es war noch kein Licht angezündet, und der Eindringling hatte den Herrn, den er zu sprechen begehrte, noch nicht wahrgenommen.

„Beunruhigen Sie sich nicht wegen des Hundes mein guter Freund,“ sagte dieser, „unsere Unterredung kann nicht lange währen, meine Zeit gehört dem Vaterlande, und das erlaubt mir keine Unthätigkeit?“

„Nicht?“ fragte der alte Soldat scharf, indem er das Gesicht nach der Gegend drehte, aus welcher die Stimme kam. „Erlaubt das Vaterland keine Unthätigkeit?“

Lichter wurden gebracht. Der Mann der Regierung und der alte Soldat standen sich gegenüber.

„Ihr Diener, mein Herr,“ sagte der Alte grüßend, indem er sich seiner Vergeßlichkeit erinnerte.

Der Minister neigte dankend das Haupt.

„Ein Bittsteller,“ flüsterte er sich selbst zu.

„Ein strenges Gesicht,“ dachte der Soldat.

Er setzte sich in den Sessel, der am Tische stand und den ihm der Minister mit einer Handbewegung anwies. Der Tisch war mit Büchern bedeckt, ein aufgeschlagener Atlas lag oben auf.

„Das Vaterland ist groß und mächtig und reich,“ begann der Veteran, auf die Karte deutend. „Es war nicht so, als ich jung war, das —“

„Was führt Sie zu mir?“ fragte der Minister, der sich unruhig in dem Sessel bewegte und der den Besucher nicht nur als unberufenen Eindringling in seine Dämmerungsphantasien, sondern auch als lästigen Störer seiner dem Vaterlande gewidmeten Gedanken und Sparsamkeitsplänen zu betrachten begann.

„Dies,“ sagte der Veteran, und zeigte auf die Stirnnarbe, die bei den Worten des Ministers hochroth auflammte, „und dies,“ fügte er nach einer Sekunde hinzu, indem er ein Papier aus der Tasche zog, es entfaltete und dem Minister entgegenhielt.

„Hm,“ dachte der, „ein Bittgesuch für sich selbst und für seine Familie nach ihm. Hm!“

„Wenn Sie als Hauptmann in den Freiheitskriegen mitgefochten, wie kommt es denn, daß sie auf der Pensionsliste fehlen?“ fragte er laut und im gleichgiltigen Tone.

„Ich wurde von der Pensionsliste gestrichen. Ein Versehen sagten sie. Wollten es gut machen, als Flügel für mich gesprochen; aber Flügel starb, und sie vergaßen das Gutmachen und das Versehen dazu. Hatte Niemand, der für mich handelte, als Flügel nicht mehr war. Mich hörten sie nicht. Sandte Gesuch auf Gesuch, kam selbst unabläßig hieher — wurde nicht vorgelassen — gehöre ins Herrenhaus, sagten sie. Es ist eine gute Sache, eine gerechte Sache, für die ich streite, Herr; eine eben so gute, als die, für welche ich stritt, als ich jung war, Herr; aber damals war ich jung und jetzt bin ich alt, kann nicht streiten, Andere müssen es für mich thun, wie ich es für das Vaterland that. Sie müssen es thun, Herr, Sie haben die Macht und —“

Der Minister drehte sich unruhig auf seinem Sessel hin und her und trommelte mit den Händen.

„War immer der Ersten einer,“ fuhr der Alte fort, ohne sich stören zu lassen, „der Ersten einer, wenn die Trommel ertönte, Herr, darf nicht der Letzte sein, nun meine Ohren geschwächt sind und meine Glieder steif. Sie müssen handeln für mich, unverzüglich, Herr. — Die Ferien sind nahe, ich bin alt, über die Siebenzig hinaus, habe vielleicht nicht mehr viele Weihnachten zu erleben —“

„Ueber die Siebenzig hinaus?“ fragte der Minister mechanisch. Seine Sparsamkeitspläne leuchteten in ihm auf und machten ihn mißtrauisch.

„Diese Veteranen leben ewig. Freund Hein schien sie vergessen zu haben, streckt seine Hand lieber nach den Jungen aus, die keine Ansprüche haben an die Vaterlandskassen, die nützen können,“ dachte er verdrießlich.

Digitized by Google

„Sagten Sie, Sie hätten die Befreiungskriege mitgemacht?“ fragte er gedankenlos.

„Ich sage es nicht,“ entgegnete der Alte, „aber diese Narbe sagt — nein, sie bestätigt es. Diese Narbe und diese Glieder und dieses Haar,“ — und wie er die einzelnen Theile nannte, berührte er sie mit der vor Erregung bebenden Hand.

„Steife Glieder und weißes Haar sind die gewöhnlichen Attribute des Alters, und Narben lassen sich auch in Straßengefechten erwerben.“

„Ganz recht, in Straßengefechten. Es war auch ein Straßengefecht, das mich so zierte.“

Der Minister wurde ungeduldig.

„Ich war ein junger Mensch. Ich sollte einen Befehl zu den Vorposten bringen. — Es war eine kalte Nacht. — Ich besann mich nicht; ich lief durch den Regen. — Ich richtete den Befehl aus und kam zurück zu dem Eingang des Dorfes an dessen Ende mein Bataillon lag. — Ich hörte einen Schuß fallen — ein Reiter kam durch die Dunkelheit gesprengt. — „Gut Freund?“ fragte er. — „König und Vaterland!“ entgegnete ich. — „Zum Henker!“ schrie er. „Her mit dem Gewehr!“ — Ich vertheidigte mich. — Er hieb nach mir — einem halben Knaben, unbewaffnet dazu — ich sprang über das nahe Gehege, das mir ein Blitzstrahl zeigte und fiel zu Boden — verwirrt, besinnungslos. Das Blut träufelte aus der Wunde — hier, hinter dem Ohre. — Das war die Bluttaufe, die mich einverleibte in die große Armee des Vaterlandes, mich anwarb für das glorreiche Unternehmen. — Die Stunde machte mich zum Manne, zum Soldaten.“

Während der Alte sprach, schien seine Jugend zurückzukehren. Ein Geräusch drang aus dem Vorzimmer herein, ein Bellen, dann ein Kratzen an der Thür.

„Es ist Muscher,“ sagte der Alte mit einer Naivetät, die etwas Rührendes hatte, „Muscher. Er muß herein, Herr. Er kennt die Geschichte so gut wie ich — weiß, daß ich sie jetzt erzähle — will zugegen sein und zuhören.“ —

Er sprach gleichsam zu seiner Rechtfertigung, stand auf, öffnete die Thür und ließ den Hund ein, der sich sogleich unter den Büchertisch zurückzog, dicht zu den Füßen des erstaunten Wirthes.

„Ich war in Moskau entkommen mit großer Noth in Rußland — betrat die Brücke welche die Leichen meiner Brüder über die Berezina bildeten — focht in der Völkerschlacht bei Leipzig —“

Wieder ein Geräusch im Vorzimmer — Fußtritte, die sich näherten. Die Thür wurde geöffnet und der Neffe des großen Mannes trat mit Büchern und Mappen beladen in das Zimmer. Der Hund schnoberte, erkannte sogleich den Freund, sprang ihm entgegen und begrüßte ihn mit freudigem Gebell.

„Heda, Muscher, wie kommst Du hieher?“ fragte der junge Mann, indem er verwundert das zottige Fell streichelte. Er legte seine Last auf einen Seitentisch, blickte um sich und erkannte den alten Hauptmann. Die Erkennung war gleich- und gegenseitig, ein Entrinnen unmöglich. Sein Herz schlug fast hörbar.

„Du kennst den Hund und vielleicht auch seinen lästigen Herrn?“ fragte der Oheim, der aufgestanden war und sich nun an dem Nebentisch zu thun machte.

„Ob er den alten Soldaten kennt und den Hund?“ fragte der Veteran, der das Wort aufgefangen. „Gewiß, er kennt Beide und Molly auch. Nicht wahr, Herr Archimbald?“ fügte er vertraulich zu demselben sich wendend hinzu.

Der Alte wurde neu belebt. Die Aussicht, hier so unerwartet einen Verbündeten zu finden, stärkte seine Hoffnung auf Erfolg. Er blickte abwechselnd auf den verwirrten Neffen und den verwunderten Oheim und sagte entzückt:

„Herr Archimbald schützte Molly vor Beleidigung. Im Frühjahre war es, glaube ich, seitdem sind wir Freunde. Aber Sie kennen vielleicht Herrn Archimbald nicht, Herr?“

„Ich meine doch, daß ich ihn kenne,“ sagte der große Mann stolz und streng, „er ist mein Neffe und Adoptivsohn.“

„Dann wird er ihnen die Geschichte erzählt haben,“ fuhr der Alte eifrig fort. „Aber warum,“ fragte er seinen jungen Freund, „warum erzähltest Sie uns nicht, daß Sie der Neffe des Mannes sind, der über mein Gesuch zu verfügen hat?“

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Mord durch Verbrennen.

Die „Zeitschrift für Gesetzgebung und Rechtspflege des Königreichs Bayern“ mit allerhöchster Genehmigung unter Aufsicht und Mitwirkung des kgl. Justizministeriums erzählt folgenden Criminalfall, von dem merkwürdigerweise in der Presse bisher wenig die Rede war: Wenn es auch an zahlreichen Beispielen darüber nicht fehlt, daß Menschen vorerst ermordet, und dann zur Verheimlichung des Verbrechens ihre Leichen verbrannt wurden, so ist doch unter den Todesarten, zu welchen der Mörder als Mittel zu greifen pflegt, diejenige eine seltene, da ein Mensch lebend den Flammen übergeben wird. Demnach dürfte es von allgemeinerem Interesse sein, einen derartigen bei der zweiten unterfränkischen Schwurgerichtssitzung v. J. 1865 zur Verhandlung gelangten Fall zu veröffentlichen. Läßt sich auch bei dem Umfange der einschlägigen Beweiserhebungen und mit Rücksicht auf den in dieser Zeitschrift gebotenen Raum keine ausführlichere Mittheilung geben, so werden doch die folgenden wesentlichen Züge zur Darstellung des thatsächlichen Bildes hinreichen.

In dem im Spessart gelegenen Dorfe Krommenthal lebten die wenig bemittelten Bauersleute Thomas und Clara Haun mit ihren Kindern Christina, Catharina, Josepha, Romuald und Sylvester, und bewohnten ein ihnen eigenthümlich gehöriges Haus, das am äußersten Ende des Dorfes zunächst der von Aschaffenburg nach Lohr führenden, auf einem hohen Damme vorüberziehenden Eisenbahn liegt, auf der Rückseite von einem Bache umflossen, und von den übrigen häuslichen Anwesen des Dorfes ziemlich isolirt ist. Mit der Tochter Christina Haun knüpfte der ledige Bauer Johann Adam Englert aus Krommenthal, ein angehender Fünfziger, Bekanntschaft an, erzeugte auch mit ihr ein außereheliches Kind, das in Bälde wieder starb. Englert, der mehrere Jahre in Amerika gewesen und von da aus unbekannten Gründen wieder in seine Heimath zurückgekehrt war, hatte sich Grundstücke in schuldenfreiem Werthe von 1000 fl. angeschafft, hielt sich Rindvieh, Schafe und Schweine, war fleißig und sparsam. Er wohnte im Hause seiner Geschwister, da er selbst keines besaß und hatte sein Vieh in der Haun'schen Stallung untergebracht, sowie seine Lebensmittelvorräthe in das Haun'sche Haus geschafft. Indessen war Ehefrau Haun gegen die Bekanntschaft ihrer Tochter Christine mit Englert. Denn wenn auch die Vermögensverhältnisse des Englert eine Heirath zuließen, so genoß er doch in seiner Heimath keinen günstigen Ruf, war von Jugend auf als ein roher, boshafter, hartherziger und gewaltthätiger Mensch bekannt, und schon mehrfachen Untersuchungen und Strafen unterlegen. Ehefrau Haun drang darauf, daß ihre Tochter Christine die Bekanntschaft mit Englert abbreche, und es wurde derselben jeder Verkehr mit Letzterem verboten, auch sollte Englert sein Vieh und seine Vorräthe aus dem Haun'schen Hause entfernen. Ueber diese Wendung war Englert sehr erbost und ließ sich namentlich gegen Ehefrau Haun, in der er seine Hauptgegnerin erkannte, bedrohlich aus.

Am Sonntag den 16. Februar 1862 ging nun Clara Haun Nachmittags in das 1 kleine Stunde entlegene Dorf Neuhütten auf Besuch, machte sich jedoch noch bei guter Tageszeit von da auf den Rückweg, welchen sie über den Brückenberg einschlug. Allein sie kam nicht mehr nach Hause, sondern bei Gelegenheit einer von dem durch ihr Verschwinden geängstigten Ehemann Haun angeordneten Streife wurde sie am 17. Februar todt in dem jenseits und links von der Eisenbahn fließenden damals vom Regen angeschwollenen Aubach aufgefunden, an einer Stelle, welche mit ihrem Heimwege in keinem Zusammenhange stand, vielmehr hievon durch Bergabhänge, Schluchten und den sehr hohen Eisenbahndamm gänzlich getrennt war, so daß sie offenbar auf ihrem Heimwege gewaltthätig angefallen, an jenen entfernten Bach geschleppt und dort hineingeworfen worden sein mußte. Es richtete sich der Verdacht gegen Englert, daß er, da er wußte, daß Ehefrau Haun sich damals in Neuhütten auf Besuch befand, ihr aufgepaßt und sie aus Rache wegen ihres Widerstrebens gegen seine Bekanntschaft mit ihrer Tochter Christine auf eine Weise aus der Welt geschafft hat, welche ihren Tod etwa auf Rechnung eines zufälligen Verunglückens im Bache fallen lassen sollte. Er wurde in Untersuchung und Haft gezogen, wollte aber von dem Vorfalle nichts wissen; wegen Unzulänglichkeit der Beweise wurde das Verfahren eingestellt und er auf freien Fuß gesetzt.

Die Haun'sche Familie wurde im Verlaufe der Zeit noch von wiederholten schweren Schlägen betroffen. Der Wittwer Thomas Haun, seit dem Tode seiner Frau trübsinnig, wurde im Mai 1863 auf seinem Speicher erhängt gefunden, die Tochter Christine, welche in einen auswärtigen Dienst getreten war, wurde im September 1864 im Walde bei Partenstein ebenfalls erhängt gefunden, beide unter Umständen, welche auf Selbstentleibung deuteten. Nachdem nun auch die Tochter Catharina sich auswärts verheirathet, und der Sohn Romuald in Krommenthal als Knecht in Dienst sich begeben hatte, war im Haun'schen Hause nur noch die Tochter Josepha, 19 Jahre alt, welche mit ihrem jüngsten Bruder Sylvester, 13 Jahre alt, zusammen wohnte. Sie war ein fleißiges, rüstiges Mädchen, und erwarb für sich und ihren jüngeren Bruder den nöthigen Unterhalt durch Taglohnsverdienst. Sie hatte von einem früher in Krommenthal stationirten Bahnwärter ein außereheliches Kind, das sich bei ihr befand und etwa ein Jahr alt war.

Mit Josepha Haun knüpfte nun Englert im Herbste 1864 auch Bekanntschaft an, und beabsichtigte sie, wie früher ihre Schwester Christine, zu heirathen. Für ihn, der kein eigenes Haus besaß, hätte dies den Vortheil gehabt, allenfalls das Haun'sche Haus zu übernehmen, wenngleich dies sehr klein, nur einstöckig war und im Erdgeschosse keine weiteren Gelasse enthielt, als eine Wohnstube nebst Kammer, Küche und Vorplatz. In Aussicht dieser Heirath hielt er sich bereits viel im Haun'schen Hause auf, aß dort, hatte seine Lebensmittelvorräthe dahin geschafft und sein Vieh im dortigen Stalle untergebracht. Indessen wurde der Josepha Haun vom Dorfleuten abgerathen, den Englert zu heirathen, indem ihm auch dieses mal sein Ruf nachtheilig entgegenstand. Sie trat wirklich von der Heirath zurück, und sollte er sein Vieh und Vorräthe wieder aus dem Hause schaffen, worüber Englert sehr unwillig wurde, und

Digitized by Google

seinen Unwillen in verschiedenen Aeußerungen zu erkennen gab. Gleichwohl kam er noch in's Haun'sche Haus, insbesondere am 9. November 1864.

An diesem Tage traf Sylvester Haun, als er aus der Vormittagsschule heimkam, den Englert anwesend. Sylvester Haun machte sofort Feuer im Ofen an. Dieser runde eiserne Ofen steht in der Wohnstube, reicht mit seinem Halse durch die Wand in die Küche, und wird von der Küche aus geheizt. Das Schürloch ist nur mittels eines schmalen Raumes zwischen dem Küchenherde einerseits und einem als Anrichte dienenden Mäuerchen andererseits zugänglich. Sylvester Haun setzte einen Hafen voll Kartoffel zum Ofenfeuer und als diese gahr waren, verzehrte er sie als Mittagsmahl gemeinsam mit seiner Schwester, die mit ihrem Kinde am Tische saß, worauf Sylvester Haun, während Englert noch anwesend blieb, sich wieder in die Schule begab, nachdem er nochmals den Ofen mit Holz versorgt hatte.

Nach etwa einer Stunde wurde dem Sylvester Haun in der Schule gemeldet, daß das kleine Kind seiner Schwester so arg schreie, er ging deshalb nach Hause, fand aber in der Stube außer dem Kinde Niemanden. Er suchte nunmehr seine Schwester, und fand dieselbe — im Ofenloche steckend, todt, am ganzen Leibe brennend. Der Oberleib steckte im Ofen, nur die Beine waren außerhalb zwischen dem Heerde und der Anrichte, und ihr Rock hing theilweise zum Schürloche heraus. Entsetzt eilte er in's Dorf und machte Lärm, worauf herbeigekommene Männer den verbrannten Leichnam aus der Ofengluth zogen und in die Stube niederlegten. Die Lage des Leichnams, die Räumlichkeiten, überhaupt alle Umstände führten zu dem Ergebnisse, daß, wenn es auch hier darauf abgesehen sein mochte, den Tod der Josepha Haun als einen zufälligen hinzustellen, kein bloßer Unglücksfall vorwalten könne, sondern daß Josepha Haun von einem Dritten vergewaltigt und in mörderischer Weise in den Ofen geschoben worden sei, um sie dem Feuertode zu überliefern, und auch diesmal konnte sich der Verdacht gegen Niemand erheben, als gegen Englert. Der mit dem Gesichte nach abwärts in dem Ofen gelegene Leichnam, 4 Schuh 9 Zoll lang, an den Schultern 11 Zoll, an den Hüften 12½ Zoll breit, war mit Brandwunden bedeckt, welche vom Schädel bis an die Beine sich verbreiteten, namentlich war der ganz vorne im Ofen und in der Gluth gelegene Kopf auf der Stirnseite bis in den Knochen hinein verbrannt, die Brustseite stark verkohlt. Die Arme lagen über der Brust unschränkt, und nur mit vorher verschränkten Armen konnte sie so tief und bis ganz vorne in den Ofen geschoben worden sein, weil ihr Körper durch den engen Ofenhals sonst keinen Durchgang hätte finden können, indem das Schürloch am Eingange nur 1 Schuh 3 Zoll, und vorwärts 11 Zoll 2 Linien, und der Ofenhals selbst nur 10 Zoll Weite hat, die ganze Länge des Ofens bis zum Eingange des Schürloches 3 Schuh 1¾ Zoll beträgt, es also nur dadurch möglich war, den Körper auf eine solche Länge bis ganz vorne in den Ofen zu zwängen, daß die Arme verschränkt, und der Körper in der Diagonale durch den Ofenhals ein- und vorgeschoben wurde. Der Befund an dem Leichnam ließ auch keinen Zweifel, daß Josepha Haun noch lebend in das Ofenfeuer geschoben wurde, sie also den Tod des Verbrennens erlitt, wenn gleich eine aufgefundene Kopfverletzung darthut, daß sie vorher muthmaßlich durch einen Schlag auf den Kopf mißhandelt und dadurch betäubt oder widerstandsunfähig gemacht worden sei. Es zeigten sich nämlich am Schädel 6 Fissuren, ausgehend von einem Centrum, dem entsprechend an der inneren Partie der Schädelknochen ein bedeutendes Blutextravasat von 4—6 Unzen vorhanden war.

Englert wurde deshalb in Untersuchung und Haft genommen, wollte aber von dem Tode der Josepha Haun nichts wissen. Die Analogie, welche sich übrigens in den auf den Tod der Tochter Josepha und der Mutter Clara Haun bezüglichen Thatsachen kundgab, denen Englert jedesmal ein Alibi entgegenzusetzen suchte, das sich aber in beiden Fällen als ein der Zeit nach verschobenes herausstellte, führte auch zur Wiederaufnahme der Untersuchung wegen des Todes der Clara Haun. Die Untersuchung gelangte endlich zu dem Resultate, daß durch Erkenntniß des kgl. Appellations-Gerichtes von Unterfranken und Aschaffenburg v. 4. März 1865 gegen Englert Anklage beschlossen wurde,

wegen Verbrechens des Mordes, dadurch verübt, daß er in der Absicht die Clara Haun zu tödten, am 16. Februar 1862 mit überlegtem Entschlusse rechtswidrig deren Tod dadurch verursachte, daß er sie auf dem Wege nach Krommenthal vergewaltigte und auf der linken Seite des Dammes der von Aschaffenburg nach Lohr führenden Eisenbahn in den damals sehr angeschwollenen Aubach warf; dann

wegen eines weiteren Verbrechens des Mordes, dadurch verübt, daß er in der Absicht, die Josepha Haun zu tödten, mit überlegtem Entschlusse am 9. November 1865 um die Mittagszeit den Tod derselben rechtswidrig dadurch verursachte, daß er sie in ihrer Wohnung zu Krommenthal vergewaltigte, sie insbesondere durch einen Schlag oder Stoß auf den Kopf mißhandelte, dieselbe hierauf von der Küche aus in das Schürloch des in der Haun'schen Wohnstube stehenden Ofens, worin sich Feuer befand, in der Art hineinschob, daß der Oberkörper der Jos. Haun bis zu den Beinen im Ofen und Schürloch steckte, und Kopf, Oberkörper und Arme verbrannten. —

In der schwurgerichtlichen Verhandlung wurde die Schuld des Englert wegen beider Reate zur vollen Ueberzeugung festgestellt und derselbe durch Erkenntniß des Schwurgerichtshofes v. 28. Mai 1865 zum Tode verurtheilt, welche Strafe im Gnadenwege in lebenslängliches Zuchthaus gemildert wurde.

Eine Dame war so wenig zufrieden mit ihrem Verlobten, daß sie das Verhältniß löste. Der Verschmähte drohte, sich durch Veröffentlichung ihrer Briefe zu rächen. „Ich brauche mich keines Theiles meiner Briefe zu schämen," antwortete die Dame ruhig, „außer der Adresse."

Eigenthum, Druck und Verlag von Albrecht Schröder. — Verantwortlicher Redacteur: K. Pfisterer.

Digitized by Google

Das Novellenbuch.

Unterhaltungsblatt zum „Fortschritt“ („Fürther Abendzeitung“).

Nro. 53. Montag, den 2. Juli 1866. 2. Jahrgang.

Ein vergessener Kämpfer.

(Fortsetzung.)

„Willst Du mir dieses Gewäsch erklären, mein junger Herr?“ fragte der Minister mit seinem schärfsten Ton, während der Hund fortfuhr, Archimbald mit seinen Liebkosungen in die fernste Ecke des Zimmers zu treiben.

Der Veteran war dem Hunde gefolgt. Die Gruppe befand sich eben in der Nähe der Eingangsthür. Archimbald, der sehnlichst wünschte, den Alten und seinen Hund außerhalb derselben zu wissen, öffnete sie, streckte seine Hand dem alten Herrn entgegen und sagte:

„Gute Nacht, Herr Hauptmann. Gehen Sie jetzt, ich werde Ihre Sache betreiben. Gute Nacht. Gute Nacht,“ und er pfiff dem Hunde.

„Dank, junger Freund, Dank!“ sagte der Alte und ließ sich dann vertrauensvoll durch das Vorzimmer, über den Corridor und die Treppe hinunter bis an die Hausthür geleiten.

Der junge Mann sah ihm eine Weile in Gedanken versunken nach, und ging dann zurück zu dem Oheim. Eine Erklärung mußte gegeben werden, er wollte sie sogleich geben. Der Wendepunkt in seinem Schicksal war gekommen. Kämpfen wollte er, und kämpfen mußte er. So erzählte er die Wahrheit, die volle Wahrheit; kein Titelchen wurde zurückbehalten. Der Oheim hörte die Geschichte ohne Unterbrechung. Erstaunen und Aerger stritten sich um die Oberhand in ihm. Der Letztere errang den Sieg. Der große Herr, der in Allem, was er sagte, so gemessen, so wählerisch war, der sich so viel auf seine Gemessenheit zu Gute that, der nie die Fassung verlor, kam aus dem Gleichgewicht. — Er ließ seiner Entrüstung freien Lauf und die war eben nicht wählerisch in ihren Aeußerungen, auch nicht wortarm. Die Garküche der Frau Barbara, der alte Veteran, der Neffe und das junge Mädchen — Alle bekamen ihr Theil wechselweise, sogar Muscher und Herr Anton Nadel wurden nicht vergessen.

Der Mann der Regierung hatte sich in eine wahre Wuth hineingearbeitet, die seinen Körper beben machte. Er maß das Zimmer mit großen Schritten, focht mit den Händen, hielt dem Neffen die grenzenlose Undankbarkeit seines rücksichtslosen Betragens gegen ihn, seinen Wohlthäter, mit scharfen Worten vor; sagte, welche Pläne er für das Wohlergehen desselben gehabt, welch eine glänzende Zukunft er ihm durch die Vermittlung einer passenden Heirath hatte schaffen wollen. Nun waren seine Pläne gescheitert, seine Hoffnungen vernichtet. Zu Seifenblasen ward geworden, was er seit Jahren erstrebt, genährt hatte. In Seifenblasen zerronnen seine Träume von einer neuen Jugend für sich, den alternden Mann, der in dem Neffen und Adoptivsohne zum zweiten Male hatte leben wollen. Welche Undankbarkeit, welche Heuchelei! Aber — wie konnte er nur so thöricht sein, der Sache Bedeutsamkeit beizulegen? Archimbald hatte geschwärmt, wie die Jugend es thut, nun war er erwacht, und sollte es seine, des Oheims, Sorge sein, ihn wachend zu erhalten. — Wie konnte ein armes Mädchen, das in einer Garküche dritten Ranges wohnte, das die Enkelin eines bittstellenden alten Soldaten war, berücksichtigt werden, wenn es sich um die Lebensstellung seines Neffen so ernst handelte? Absurd, die Sache nur genommen zu haben. — Sein Neffe sollte sich verheirathen, natürlich, aber nur zwischen zwei Bräuten sollte, durfte er wählen — zwischen dem Vaterlande und der Tochter aus einer der mächtigsten, reichsten, höchsten Familien. So recht in das Herz der Aristokratie des Landes hinein sollte sein werbender Blick fallen.

Der Minister sank erschöpft in einen Sessel. Aber die äußere Ruhe weckte die innere Unruhe zu neuem Ausbruch. Liebte Archimbald die junge Person, oder vielmehr — o! der Thorheit! — bildete er sich ein, sie zu lieben? Hatte er ihr von dieser Einbildung, falls sie stattfand, gesagt? Hatte

Digitized by Google

er um sie geworben, das ominöse Wort „Heirath" ausgesprochen? Hatte er ihr geschrieben? Wie weit hatte er sich kompromittirt?

Diese und eine Menge ähnlicher Fragen überstürzten Archimbald wie eine Sturmfluth.

„Nein," sagte er endlich, „kein Wort ist über den Gegenstand gefallen. Wir lieben uns gegenseitig und wissen es Beide. Das ist Alles."

„Also, das ist Alles, Herr Römer?" höhnte der Minister. „Wir lieben uns, — wirklich, thun „wir" das?" —

Der vornehme Mann, der sich durch eigene unablässige Anstrengungen emporgearbeitet hatte zu seiner Stellung, hinein in seine Vornehmheit, verschanzte sich hinter dem Bollwerk derselben. Spott schien ihm das Beste. In Spott konnte seine Hitze verdampfen, und Spott war die schlagendste Waffe dem jungen Manne gegenüber. Er lachte unbändig und in immer neuen Ausbrüchen, bis er sich erschöpft hatte und in das Tragische überging.

„Archimbald," sagte er, „bei der Erinnerung an Deine Mutter, deren letzter Gedanke auf dem Sterbebette Dir galt, deren letztes Wort Dich mir übergab, versprecht mir, daß Du das Mädchen nicht wiedersehen willst."

Archimbald hatte schweigend Alles über sich ergehen lassen. Die gewaltsame Aufregung des Oheim hatte ihn ruhig gemacht. Seine Zornesausbrüche hatte er austoben lassen, ohne ihn zu unterbrechen. Nun trat er näher, erhob das tiefe Auge ruhig und ernst zu dem Gesicht des Mannes, der ihm ein Vater gewesen bis zu dieser Stunde und fragte in ruhigem, leisen Tone:

„Hast Du nie geliebt, Onkel?"

Die Frage berührte eine Saite in dem Herzen des Oheims, die stumm gewesen, so lange sie unberührt geblieben, die nun aber mit einem langen süßen Klang den Akkord zu einem Liede anstimmte, das durch die ganze Herzensorganisation des gestrengen Herrn vibrirte, das die Musik bildete, unter deren Tönen sich die camera obscura seiner Vergangenheit in Thätigkeit setzte und ihm das süße, süße Bild seiner ersten und einzigen Liebe zurückrief, das unter der Schale, die ein geschäfts- und arbeitsvolles Leben gebildet, wohl hatte verborgen, aber nicht vernichtet werden können.

Der Staatsmann sank in seinen Sessel zurück, lüftete seine Atlaskravatte, winkte dem Neffen, sich zu entfernen, und zog sich dann, ohne den Erfolg seines Befehles abzuwarten, schnell in sein Schlafzimmer zurück, das am andern Ende des Zimmers lag, und schloß die Thür.

Der Neffe blieb allein zurück.

„Arme, liebe Molly," murmelte er zärtlich, „Du wirst mich erwarten und ich — kann nicht kommen."

Ja, sie erwartete ihn. Sie lauschte am Fenster auf seinen Fußtritt, bis der Großvater kam und ihr erzählte, daß nun Alles gut, daß ihr junger Freund der Neffe des Mannes sei, von dessen Entscheidung das Schicksal seines Gesuches, und damit sein eigenes und das ihrige abhänge.

Molly hörte die Eröffnung, und so jung und unerfahren sie auch war, eine Empfindung, eine wunderliche unerklärliche Empfindung sagte ihr, daß „Alles nicht gut sei," daß sich etwas ereignen, zutragen werde, etwas Unbestimmtes, Namenloses, das sie beklemmte. Sie sorgte für den Großvater, dachte an jede Bequemlichkeit für ihn mit der gewohnten zärtlichen Umsicht, und suchte dann ihr eigenes kleines Zimmer auf, um ihre unbestimmten Befürchtungen und Gefühle in einem kindlichen Gebete ausströmen zu lassen.

Und während sie in ihrer Unruhe dahin flüchtete, von wo allein ihr Ruhe kommen konnte, saß der Minister, der noch vor Kurzem so gewaltige Pläne gehegt und dann einen so gewaltsamen Schiffbruch erlitten hatte, in seinem Cabinette. Sein Secretär war geöffnet, ein geheimes Fach war erschlossen, das seit Jahren nicht das Licht gesehen, dessen Existenz der geschäftsreiche Mann fast vergessen hatte — das Departement der Vergangenheit.

Mit zaubernder Hand berührte er leise und zart ein Bündelchen Briefe und zog ein Miniaturgemälde hervor. Und seine ehrgeizigen Bestrebungen traten zurück, seine glänzenden Träume störten ihn nicht; der Staatsmann wich von ihm, in diesem Augenblick war er nur ein einfachfühlender, seinem Herzen gehorchender Mann. Der Anblick des kleinen Gemäldes verwischte die Strenge aus seinen Zügen, glättete die Furchen, welche sein Ehrgeiz und die Sorgen der Welt gezogen, und etwas von der Weichheit und Gemüthstiefe früherer Jahre nah-

Digitized by Google

men ihren Platz ein. Und als er auf das Bild blickte, da glaubte er die Frage auf der reinen Stirn zu lesen, glaubte sie wieder und wieder von den süßen Lippen des lebensfrischen Mädchengesichtes, das der enge Rahmen gefangen hielt, aussprechen zu hören.

(Fortsetzung folgt.)

Der Mönch.

(Fortsetzung.)

Die Namen Florenz, Medicis, Könige von Frankreich machten auf den Geist der Priorin von Sainte-Bertu, die nicht weniger ehrgeizig war, als ihr Bruder, einen Eindruck, den wir nicht wieder zu geben wüßten. Die Bürgschaft schien ihr seit diesem Augenblicke nicht mehr ganz unerreichbar. Sie rief eine Laienschwester, flüsterte ihr einige Worte zu und zehn Minuten später erschienen Monsieur und Madame Grenier auf Einladung der Priorin zu einer wichtigen Berathung. Die Schwester empfing ihren Bruder mit strahlenden Blicken.

„Komm, mein Bruder, es handelt sich um eine wichtige Sache."

„Um was denn?"

„O, wenn Du wüßtest, was alte Urkunden, die Dom Claude besitzt, über unsre Familie enthalten!"

„Nachrichten von unsrer Familie in alten Urkunden?"

Grenier hielt sich bereits für einen Montmorency.

„So ist's, geehrtester Gönner."

„Ja, sagte Mutter Hermance. Ehrwürden haben mir darüber Einzelnheiten gesagt, die wahrhaft entzückend sind. Unter Katharina de Medicis sind unsre Vorfahren von Florenz nach Poitou übergesiedelt. Ihr Wappen führte eine goldene Kuh in himmelblauem Felde. Ein hübsches Wappen, nicht wahr? in hohem Grade alterthümlich!

„Ja, ja! sagte Claude, Gold und Himmelblau! Die Kuh gold, das Feld himmelblau!"

„Aber liebe Schwester, fiel Rosa-Silphia ein, welch glückliche Entdeckung."

„Sie begreifen, sagte Dom Claude, es ist eine wichtige Sache und es erfordert einige Zeit, Ihren Stammbaum aufzustellen; aber die Materialien sind vorhanden, die Urkunden existiren."

Abel Grenier, den wir mit gutem Gewissen nur noch M. de Grenier nennen können; glaubte sich in eine andere Welt versetzt. Vor seinem Geiste standen die schönen Paläste von Florenz und alle Episoden aus der Geschichte der Valois gingen vor seinen Blicken über die Bühne der Geschichte. An diesem glänzenden Hofe also hatten seine Voreltern gelebt. Dort hatte er selbst existirt, wie die Eiche schon vorgebildet ist und existirt in der Eichel.

„Was können wir für Sie thun, unser väterlicher Freund, sprach Rosa-Silphia voll Dankbarkeit und Glück."

„Verfügen Sie über mich, Ew. Ehrwürden," sagte Abel.

„Theuerster Pater, zu wie großem Danke sind wir Ihnen verpflichtet, sagte Hermance. Meine Neffen verdanken Ihnen ihre einstige Stellung. Lieber Bruder und Schwester, es ist aber nicht genug unserm Freund sagen: „Was können wir für Sie thun?" „Verfügen Sie über uns!" Wir müssen unsre Dankbarkeit thatsächlich bewähren.

Dom Claude und Dom Boissier haben ein großes Projekt. Es handelt sich darum, der Abtei ein großes Einkommen zu sichern; aber es ist dazu eine erste Kapitaleinlage erforderlich."

Abel Grenier schwieg. Rosa-Silphia bemerkte die Zögerung.

„Versteht sich, Herr Gemahl! Sie unterstützen Se. Ehrwürden."

„O, gewiß! Nach einem solchen Dienste . . . ich werde nicht undankbar sein.

„Und es ist nicht einmal Geld dazu nöthig, sagte Hermance, es handelt sich nur um eine Bürgschaft."

„Wer bürgt, der zahlt. Das ist selbstredend, liebe Schwester, antwortete der weise Abel, der Nachkomme des edeln florentinischen Hauses der Grenieri."

„Recht so, mein Gemahl, erwiederte Rosa-Silphia; Sie werden die Fonds flüssig machen. Ich seh's lieber so; es ist unser würdiger; es ist nobler."

„Sehr gut gesagt, allein ich muß noch den Betrag wissen."

„Dom Boissier, antwortete schüchtern Reverendissimus bedarf nur einer Bürgschaft über 150,000 Frcs."

Grenier verzog dießmal sein Gesicht ziemlich bedenklich.

„Man findet eine solche Summe nicht auf der Straße." (Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Dem Volk die Freiheit und sein Recht.

Jetzt spielt die Trommel auf zum Reigen;
Der Kanonier'e Lunte brennt! —
Jetzt sollt ihr euch als Männer zeigen,
Die ihr euch deutsche Männer nennt!
Jetzt tretet zu den Fürstenthronen
Und, wie es Männern ziemet, sprecht:
Trotz allem Donner der Kanonen —
Dem Volk die Freiheit und sein Recht!

Wie habt ihr, Sänger, frisch gesungen
Von Recht und Freiheit manch' ein Lied!
Jetzt wird der Säbel hoch geschwungen,
Des Friedens fromme Taube flieht.
Jetzt singt der Krieg die wilden Lieder,
Doch ihr, ihr Sänger recht und ächt,
Singt nur das Eine immer wieder:
Dem Volk die Freiheit und sein Recht!

Ihr, Turner, habt mit Reck und Hantel n
Der jungen Muskeln Kraft erprobt.
Wollt ihr verschämt im Dunkel wandeln,
Dieweil der Kampf der Völker tobt?
Empor! Zu aller Throne Stufen
Dring' deine Ford'rung jung Geschlecht!
Mit allen Männern sollt ihr rufen:
Dem Volk die Freiheit und sein Recht!

Ihr Schützen in den grauen Joppen,
Ihr Helden an dem Scheibenstand,
Wie brüllet ihr beim guten Schoppen
Das Hoch auf's deutsche Vaterland!

Seid ihr in buntgeschmückten Hallen
Daheim nur, wo man jauchzt und zecht?
Ruft mit uns aus, ruft mit uns Allen:
Dem Volk die Freiheit und sein Recht!

Ihr Männer rings in Blous' und Jacken,
Ihr Bauern mit der schwiel'gen Faust,
Die Stirnen hoch und hoch die Nacken!
Der Sturm durch unsre Gauen braust.
In Südlands und in Nordlands Marken
Erheb' die Stimme Herr und Knecht:
Gebt, wollt ihr unsern Arm, den starken,
Dem Volk die Freiheit und sein Recht!

Ihr Volksvertreter in den Kammern,
Euch ist ein hohes Amt vertraut!
Ihr habt gehört der Armuth Jammern,
Ihr habt die Noth im Land geschaut.
Ob man euch schlimm, ob gut begegne,
Nicht disputirend Silben flecht;
Ob's Dornen oder Lorbeern regne,
Dem Volk die Freiheit und sein Recht!

Und jenen, die da Scepter halten,
Sei dieses eine Wort gesagt:
Weh, wer in Deutschland, tief zerspalten,
Aus Selbstsucht heut zu kämpfen wagt!
Im Volke murrt's mit dumpfem Grolle!
Nur der ist Sieger im Gefecht,
Der Freiheit giebt, die ganze, volle,
Dem Volk die Freiheit und sein Recht!

Emil Ritterhaus.

Allerlei.

Mittel gegen Schnarchen. Gegen das Schnarchen hat man in Leipzig ein vortreffliches Instrument erfunden. Es ist nach Art der Sprachrohre eingerichtet, so daß es den Schall verstärkt. Dem Schnarchsüchtigen wird es beim Schlafengehen unvermerkt vor den Mund gebunden, das Endstück aber mündet in das Ohr. Sowie nun das Schnarchsolo beginnt, dringt es zehnfach verstärkt an das Trommelfell des Schläfers, dermaßen, daß dieser erschreckt aufwacht und seine Musik einstellt.

In Paris wird man nächstens Fiaker ohne Pferde im Gange sehen. Ein Erfinder aus Bordeaux hat sich dort eingefunden, um den Polizeipräfekten um die Ermächtigung zu ersuchen, ein sehr sinnreiches System von Wagen, welche durch die Kraft der Elektrizität bewegt werden, zu probiren. Vermittelst eines Mechanismus, der sich in einer Kiste befindet, die ihre Stelle da hat, wo gewöhnlich der Kutscher sitzt, soll man ohne übertriebene Kosten eine Schnelligkeit von sechs Kilometer per Stunde erhalten. Der Apparat soll stark genug sein, um 4 Personen befördern zu können. Die ersten Versuche sollen auf der Militärstraße, welche um die Festungswerke herumführt, vorgenommen werden, aus denen sich herausstellen wird, ob die Ermächtigung, solche Wagen in den Straßen in Dienst zu setzen, ertheilt werden darf.

Nachahmungswerth. In Litthauen ist es in den niederen Ständen Sitte, daß junge, ehelustige Mädchen einen grünen Strauß vor ihr Wohnhaus hängen, um dadurch kund zu geben, daß sie sich zu verheirathen wünschen.

Saphir sagt: „Der Mensch ist all' sein Lebtag Todtengräber: zu 12 Jahren begräbt er seine lachende Kindheit, zu 18 Jahren begräbt er seine rosige Jugend, zu 20 Jahren begräbt er seine erste Liebe, zu 30 Jahren seinen Glauben an die Menschheit, zu 40 begräbt er seine Hoffnungen, zu 50 begräbt er seine Wünsche, zu 60 begräbt er nach und nach seine Sinne, das Hören, das Sehen u. s. f. und so gräbt der Mensch stets ein Grab und denkt doch nie an den Tod, und jede Erinnerung an sein Alter erschreckt ihn, und die Frage: „Wie alt sind Sie?“ scheint ihm nichts als die Frage: „Wann werde ich das Vergnügen haben, mit Ihrer Leiche zu gehen?“

Auflösung der Rechnungs-Aufgabe in Nr. 51.

Von den beiden Spielern hatte jeder (mit Ober und Unter) 2 Trümpfe, jedoch Renonce in einer Nebenfarbe, wozu König und Ober in der Hand des Andern standen und angespielt wurden. Sonach gingen für den Solospieler je 28 in einer Nebenfarbe und 5 Points an Trumpf, im Ganzen 61 verloren.

Richtige Auflösungen gingen ein von: L. G.; J. H. aus Spielhausen und Ch. Lippert.

Eigenthum, Druck und Verlag von Albrecht Schröder. — Verantwortlicher Redacteur: R. Pfisterer.

Digitized by Google

Das Novellenbuch.

Unterhaltungsblatt zum „Fortschritt“ („Fürther Abendzeitung“).

Nro. 54. Donnerstag, den 5. Juli 1866. 2. Jahrgang.

Ein vergessener Kämpfer.

(Fortsetzung.)

Die Frage, die ihn so erschüttert, die ihm das Weltkleid ausgezogen, die die Kluft übersprungen hatte, welche ihn von jener Zeit trennte, in welcher er dem Impuls seines Herzens gefolgt war — die Frage: „Hast Du nie geliebt, Onkel?“

Und immer und immer wieder tönten die Worte in seine Ohren, in seinem Herzen, und er wurde es nicht müde, hinabzublicken auf das kleine Bildchen.

So saß er lange noch in jener Nacht, lange nachdem Molly beruhigt auf ihrem Lager schlummerte; lange nachdem Archimbald den hoffnungsvollen Schlaf der Jugend schlief, und der alte Veteran unter der Leitung des Traumgottes die Schlachten der Vergangenheit noch einmal schlug, den grausigen Weg über die Berezina geradeu Weges zu dem komfortablen Zimmer machte, in dem Molly ein behagliches Leben führte, das eine glückliche Entscheidung auf sein Gesuch ihr geschaffen, uud in dem der treue Huud ein glückliches Alter auf dem Kissen in der Ofenecke verträumte.

Wie groß aber auch der Sieg des Herzens über den Verstand in der mitternächtlichen Stunde war, der Verstand wußte die Niederlage auszugleichen. Kampfgerüstet, mit neuen Hilfstruppen, die er Argumente nannte, versehen, trat er am andern Morgen sofort die langersehnte Herrschaft wieder an und schüchterte das Herz zurück in den Hintergrund, wie einen Feigling, der nie eine Anstrengung gewagt. Was sollte auch das Herz in dem Geschäftszimmer, dessen Atmosphäre dem Lebensodem des Verstandes allein zuträglich war; — eine Atmosphäre, deren Einwirkung Wunder that, von denen das Herz ein für alle Mal nichts wußte; die Empfindungen und Gefühle verbannte, oder sie in die Alles verschlingende Macht verwandelte, die Ehrgeiz heißt, und die selbst den geringsten Schreiber mit der Hoffnung beseligen kann, daß die Sonne ihn eines Tages als Minister bescheinen werde. War es da zu verwundern, wenn der Mann, der um Mitternacht das Geschäftsgewand abgestreift und der Erinnerung gehuldigt hatte, sich wieder fester in dasselbe hüllte und dem Treiben der Welt gehorchte, wie er gewohnt war?

Herr Anton Nadel, der Schneider von vormals und der gewichtige Kastellan des Ministerialgebäudes nun, stand wie immer in gewohnter Würde in der Vorhalle und hing seinen erhabenen Gedanken nach, als der Minister eintrat und der großen Treppe zuschritt. Aber das herablassende Lächeln, das Herr Anton als seinen ihm gebührenden Morgengruß zu empfangen pflegte, fehlte heute.

Der Minister heftete seinen strengen Blick auf den Kastellan und verschmähte es nicht, ihn mit Worten dafür zu züchtigen, daß er es gewagt habe, ihm zu verheimlichen, daß sein Neffe die Garküche besucht, ja, daß er ihm vielleicht sogar behilflich gewesen sei, ein Liebeln mit der Großtochter eines kindischen alten Soldaten, der die Mildthätigkeit des Staates erstürme, zu unterhalten.

Aber Herr Anton hatte auch seinen Stolz. Er war es nicht gewohnt, sich in dieser Weise mit Vorwürfen überhäufen zu lassen, und dazu zu schweigen. Selbst dem Minister gegenüber nicht. Die Kastellanswürde und das Gefühl, daß er selbst ein großer Politiker und unerläßlich zum Wohle des Landes sei, hatte seine ehemalige Schneidernatur längst ausgetrieben und ihm die Courage eines Helden gegeben; und der Minister, der sich an dem theatralischen Stolz des guten Mannes vergnügt, der durch seine Leutseligkeit und durch gelegentliche sarkastische Bemerkungen, die jener auf seine Weise gedeutet, denselben genährt hatte, mußte sich nun eine Gegenrede gefallen lassen.

„Excellenz,“ sagte Herr Anton in seinem pomphaftesten Stile, „mein Amt hat mich gelehrt zu sehen und nicht zu sehen, zu hören und nicht zu hören. Die Politik, die ich verfolge, gebietet mir zu schweigen über Alles, was nicht mich selbst und meine eige-

Digitized by Google

nen Angelegenheiten betrifft. Die junge Dame ist schön und wohlerzogen, obgleich sie für Geld singt und Singen lehrt. Die Verhältnisse des jungen Herrn kenne ich nicht; ich glaube, er ist alleiniger Herr seiner Handlungen und Gefühle, und die Garküche meiner Frau ist ein respektables Etablissement, das eben auf liberalen Grundsätzen beruht, die Jedermann den Zutritt gewähren. Wie hätte ich mich erdreisten können, den Lauf einer Neigung hemmen zu wollen, die wie ein lieblicher Strom zwischen Blumengefilden zu gleiten schien, wie hätte ich die spiegelglatte Oberfläche durch das Hineinwerfen kleiner impertinenter Kieselsteine trüben können?"

Der Minister konnte ein gewisses Kräuseln seiner Oberlippe nicht ganz verhindern; er bemühte sich umsonst, durch einen strengen Blick die erhabene Ruhe des selbstbewußten Kastellans zu vernichten. Er schritt schweigend vorüber, zog sich in sein Zimmer zurück und schloß die Thür, und Herr Anton Nadel maß das Schlachtfeld mit Schritten, welche von dem Selbstgefühl zeugten, das seine Seele erfüllte.

Molly saß in ihrem Zimmer und fragte sich immer von Neuem, ob Archimbald kommen werde, und was ihn gestern fern gehalten haben könne. Gewiß, er wußte es, daß heute die Unterrichtsferien begonnen hatten, daß sie zu Hause sei.

Aber statt seiner kam Frau Barbara. Die geschäftige Frau hatte beim Mittagessen die Unterredung ihres Gatten mit dem Minister erfahren und wußte Zeit zu finden, sie weiter zu vermelden. Bemerkungen und Rathschläge fehlten nicht. Aber Molly hatte kein Ohr für dieselben. Mit äußerer Freundlichkeit und innerer Ungeduld erwartete sie das Ende des Besuches und ging dann zum Großvater, um sich von demselben die Scene berichten zu lassen, die Tages zuvor in dem Zimmer des Ministers stattgefunden.

Der Alte wurde aufmerksam. Die blassen Wangen des sonst so blühenden Gesichtes entgingen ihm nicht.

„Liebst Du ihn, Molly?" fragte er einfach wie ein Kind. Und wie ein Kind antwortete sie ihm. Sie flüchtete an seine Brust, schlang die Arme um seinen Nacken und weinte. Ihre Thränen fielen heiß und schmerzend in sein altes Herz.

Und auch der, um den diese Thränen flossen, hatte seinen Kampf. Es war nicht leicht für ihn, zu einer Entscheidung zu kommen. Alles was er war, schuldete er der Liebe, der unablässigen Fürsorge des Oheims, der ihm von seinem frühesten Erinnern ein Vater gewesen war. Er wußte, wie empfindlich er denselben getroffen, wie er die Pläne, die Bestrebungen eines ganzen Lebens vernichtet hatte. Er bebte zurück, da wehe zu thun, wo er so viel verdankte, wo er so kindlich liebte und verehrte.

Und auf der andern Seite war Molly und mit ihr Alles, was ihm das Leben werth machte, seine heiße, innige Liebe, die ganze große Leidenschaft seines Herzens — sein eigenstes Selbst.

Er hatte sein Versprechen gegeben, sie nicht aufsuchen zu wollen. Zwei lange qualvolle Tage waren seitdem verstrichen mit nimmer endender Langsamkeit. Der dritte Tag brachte das Weihnachtsfest.

Sollte er sie wiedersehen?

Er wußte, wo. Er hatte das Versprechen gegeben, daß er weder zu ihr gehen, noch ihr schreiben wolle. Eine Einstellung seiner Besuche ohne jegliche Erklärung, meinte der Oheim, werde das beste Mittel sein, das junge Mädchen von den Grillen zu heilen, welche der tägliche Verkehr mit seinem Neffen ihr in den Kopf gesetzt. Archimbald hatte sein Ehrenwort gegeben, diesem Versprechen gemäß handeln zu wollen, und er hatte es gehalten. Aber war es denn ein Bruch, wenn er in die Kirche ging, in der sie sang, um sie singen zu hören, oder sie vielleicht gar aus der Ferne zu sehen? Hatte er versprochen auch die Kirche meiden zu wollen? Bewahre. Es war dem gestrengen Herrn, der ihn bevormundete, gar nicht in den Sinn gekommen, ein solches Versprechen zu fordern, denn er hatte keine Ahnung davon, daß ein Kirchenbesuch solche Gefahren des Sehens und Hörens einschließen könne. Vivat! Es lebe der Scharfsinn! der Scharfsinn der Liebenden.

Der Christmorgen sandte seinen Schimmer in das Zimmer des jungen Herrn, der früher als er sonst zu thun pflegte, seine Toillette besorgte, der sich kaum Zeit nahm, dem Kaffeetisch die übliche Aufmerksamkeit zu bezeigen, um einer der ersten Kirchengänger zu sein, die St. Jacobi zupilgerten. Mit klopfendem Herzen betrat er das heilige Gebäude, ohne sich nur einmal zu be-

Digitized by Google

kennen, daß seine Gedanken und Gefühle ihn zu einem sehr ungeeigneten Gliede der Andächtigen machen, die sich in ruhiger Sammlung mehr und mehr anhäuften. Er stellte sich hinter einen Pfeiler, der ihn verbarg, ihm aber zugleich den Blick auf das Chor gewährte, von welchem die süße Stimme, die zu hören er gekommen, das „Halleluja" der versammelten Gemeinde entgegenschallte, wie er es noch nie gehört zu haben glaubte. Ja, die Stimme kam ihm lieblicher vor als je, obwohl weniger kräftig. Er wähnte ein gewisses Leid herauszufühlen, ein Leid, das ihre Macht und Fülle beeinträchtigte, aber vielleicht gerade deßhalb eindringlicher machte, ein Leid, das sie der Erde zu entrücken und dem Himmel zu nähern schien.

(Fortsetzung folgt.)

Der Mönch.

(Fortsetzung.)

„Aber, mein Gott, fiel Rosa-Silphia ein, ist das ein würdiges Bedenken für einen Sprößling der Granieri von Florenz? Abel, Sie schaffen Dom Claude 150,000 Frcs.; ich will's."

„Leihweise, wohlverstanden!"

„Nur als Vorschuß, theuerster Wohlthäter!"

„Wir müssen sofort Postchaste stechen lassen."

„Goldene Kuh, himmelblauer Grund!"

„Lassen Sie doch sofort das Wappen auf unsern Kutschenschlag malen! Die vornehmen Damen von Charroux werden vor Aerger die Schwindsucht bekommen."

„Gewiß, Madame."

Abel brannte bereits vor Ungeduld die Dokumente über die Familie der Granieri zu besitzen und bat Dom Claude um möglichste Beschleunigung. Man kam überein, Dom Boissier zu beauftragen, die Archive des Departement zu consultiren, um die Lücken in der Genealogie ausfüllen zu können und Dom Claude kehrte triumphirend nach Hause.

Die Charrofin- und Umbilicus-Pastillen-Fabrik war gesichert, damit die Möglichkeit, die Lieferanten und Unternehmer zu bezahlen und die unternommenen Bauten zu beendigen. Gott unterstützt wunderbar die Söhne des h. Benedictus! —

Einundzwanzigstes Kapitel.

Gustavi paululum Mellis.

Es war Samstag Nachmittag.

Dom Boissier war seit Anfang der Woche zu Poitiers, um in den dortigen Archiven zur Ergänzung der Genealogie der Grenier dienende Notizen zu excerpiren.

Abel Grenier hatte sich aus Interesse am Resultat dieser Forschungen nicht zu halten vermocht und war am Abend des vorigen Tages noch unter dem Vorwande einige Besuche machen zu müssen, Dom Boissier nachgereist. Zu Rosa-Silphia hatte er gesagt, er werde den Sonntag in der Stadt verbleiben und erst Montag zurückkehren.

Dom Gargilesse hatte den ganzen Abend in der Kapelle der Dame von Sainte-Bertu zugebracht, um die Beichte der weißen Taubenseelen anzuhören, welche gewöhnlich seinen Stuhl umlagerten. Es war im Monat Mai. Der Abend kam. Die Glocke rief die Mönche zum Gebet und von da zur Ruh in ihre Zellen. Dom Gargilesse war zum Abendgebete nicht erschienen; aber es kam Samstag häufig vor, daß die Menge der Beichtenden ihn bis zum Einbruch der Nacht aufhielt. Man beunruhigte sich deßhalb nicht. Die Thore der Abtei wurden sorgfältig geschlossen, weil man wußte, daß Dom Gargilesse zu einem Nebenthor den Schlüssel besaß, so daß er ohne den Schlaf der Brüder zu stören in seine Zelle zurückkehren konnte. Dom Claude und sämmtliche Bewohner der Abtei hatten nie besser geschlafen, als in dieser Nacht. Als sich die Mönche zur Matutin in der Kirche versammelten, fehlte Dom Gargilesse. Ohne Zweifel war er unwohl.

Reverendissimus beschied den Bruder, dem die Pflege der Kranken oblag und trug ihm auf, sich nach dem Befinden des Paters zu erkundigen.

Der Bruder geht und klopft an. Keine Antwort. — Er klopft wieder und stärker; Alles still! — Sollte Dom Gargilesse nicht zurückgekommen sein? Unmöglich. Vielleicht ist er ohnmächtig.

Der Bruder öffnete entschlossen die Thür und tritt ein. Welch ein Anblick! In Mitten einer Blutlache ein mit dem Tode ringender Mann, der den Bruder mit seelenlosem Blick anstarrte und ihm mit halberstickter Stimme sagt: Gustavi paululum mellis et ecce morior. (Ein wenig Honig hab ich gekostet und sieh! ich sterbe. Jonathan im Buch der Könige.) (Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Allerlei.

KD* Gesetz der Stürme. In Berlin bei Reimer ist die 3. Auflage des Werkes von Dove „Das Gesetz der Stürme“ erschienen. Verf. geht darin von dem von ihm entdeckten Drehungsgesetz aus. Jeder Wind gehört entweder dem Polar- oder dem Aequatorialstrom an; vermöge der Axendrehung der Erde werden nun die Aequatorialströme nach Westen, die Polarströme nach Osten zu abgelenkt; also sind auf der nördlichen Halbkugel die Winde zwischen N. und O. der Polarstrom; S. und W. der Aequatorialstrom; O. und S. der Uebergang vom Polar- zum Aequatorialstrom; W. und N. der Uebergang vom Aequatorial- zum Polarstrom. Daraus ergiebt sich, daß der Wind sich im Mittel überall in demselben Sinne dreht, wie die Sonne; auf der nördlichen Halbkugel springt er zwischen S. und W. und zwischen N. und O. häufiger zurück, als in den beiden anderen Quadranten. Auf der südlichen Halbkugel hat man nur N. und S. mit einander zu vertauschen. Beachtet man ferner den Unterschied zwischen stetigen und wirbelnden Winden, so findet man, daß stetige Winde bei ihrem Fortschreiten die Fahne stets mit der Sonne drehen; dagegen drehen die Wirbelwinde bei ihrem Fortschreiten die Fahne stets mit oder gegen die Sonne, je nach der Seite, auf welcher das Wirbelcentrum vom Beobachtungsorte aus vorbeigeht; treffen endlich verschieden gerichtete stetige Winde zusammen, so erfolgen z. B. auf der nördlichen Halbkugel Drehungen mit der Sonne, wenn auf der Westseite der Windrose der folgende Wind nördlicher als der vorhergehende ist, und wenn auf der Ostseite der folgende Wind südlicher als der vorhergehende ist, Drehungen gegen die Sonne in den entgegengesetzten Fällen. An diese allgemeinern Untersuchungen schließen sich specielle Untersuchungen über die verschiedenen Winde an, erstens über die beständigen Passatwinde, dann über die jährlich periodischen Monsoons und endlich über die veränderlichen Winde. Es zeigt sich, daß die hierher gehörigen Erscheinungen in den Tropen am einfachsten auftreten, die Erscheinungen in den gemäßigten Zonen sind aber nicht als verkümmerte Modificationen, sondern als die allgemeinen Formen der Luftbewegung aufzufassen. Auf diese Vorbereitungen folgt dann der Hauptttheil des Werkes, die Untersuchung der Stürme.

KD* Ameisen zu fangen. Man wäscht einen Schwamm rein aus und trocknet ihn, so daß die Zellen weit offen sind. Alsdann bestreut man den Schwamm mit weißem Zucker und legt ihn dahin, wo die Ameisen sind. Sie sammeln sich bald auf dem Schwamm und kriechen in die Zellen. Alsdann braucht man den Schwamm nur in heißes Wasser zu thun, und die Ameisen fallen tausendweis todt aus den Zellen.

Die Macht der Einbildung (der Phantasie, des Glaubens, der — Hin-ein-bildung!) ist wirklich wunderbar, sofern sie unter eben diesem Namen der „Wunder“ so viele verrichtet hat zu allen Zeiten. Wer wußte noch nicht wie die Einbildung, krank zu sein oder zu werden und sterben zu müssen, erkranken und sterben machen, und wie, umgekehrt, sie auch genesen lassen kann. Auf Rechnung der Einbildungskraft ist denn auch der Erfolg manch' jener sogenannten systematischen Kuren zu bringen, bei denen ein anderer Einfluß nicht vorhanden sein kann. — Wie jener Delinquent, welchem das Leben geschenkt wurde unter der Bedingung, daß er sich zu ärztlichen Versuchen in ein Bett lege, in welchem soeben ein Cholerakranker gestorben sei, wirklich unter allen Erscheinungen der Cholera starb, obgleich in jenem Bette en Cholerakranker gar nicht gelegen hatte, so, umgekehrt, thaten an Hundswuthskranken in den Händen von Laien manche Mittel Wunder, die, hiernach von Aerzten und in Krankenhäusern geprüft, sich als völlig unwirksam erwiesen, eben wohl nur — wie auch Professor Dr. Richter meint — „weil der mächtige physische Eindruck auf den Kranken fehlte.“ — Wie jener Schüler Boerhavn's, welcher das Studium der Medicin aufgeben mußte, weil er alle krankhaften Zustände, die der beredte Lehrer mit lebensvollen Farben malte, an sich selbst zum Vorschein kommen sah und nach und nach sämmtlich durchmachte, unter dem Einflusse seiner Einbildungskraft litt; gleichwie jener pariser Kellner, der, während er in einer Zeitung die Schilderung vom Tode eines von einem wüthenden Hunde gebissenen Menschen las, von der Wasserscheu befallen wurde; so machte die Einbildung jenen an Zungenlähmung leidenden, lange erfolglos behandelten Mann gesund, von welchem Feuchtersleben erzählt, daß derselbe in dem frohen Glauben, das ihm, zunächst nur zur Untersuchung der Temperatur, unter die Zunge gebrachte Taschen-Thermometer sei bereits das neuerfundene Instrument, welches der Arzt an ihm versuchen wollte, diesem plötzlich entzückt versichern konnte, daß er geheilt sei.

Die größte Farm der Welt besitzt ein Herr Sullivant in Champaign County, Illinois. Dieselbe ist 70,000 Acres groß, wovon 23,000 A. unter dem Pfluge sind. Der größte Theil der Arbeit wird durch Maschinen gethan. Herr Sullivant cultivirt Mais mit Maschinen, sägt, gräbt und pflanzt mit Maschinen, so daß seine Arbeiter ihre Arbeit fahrend verrichten können. Er beschäftigt 200 Menschen und braucht zur Arbeit 200 Pferde und eine große Anzahl von Ochsen.

Rechnungs-Aufgabe.

Eine Zahl zwischen 1000 und 2000 läßt, durch 3 dividirt, zum Rest 2, durch 5 zum Rest 1. Vermindert man sie um 6 Einheiten, so läßt sie, sowohl durch 7 als durch 11 dividirt, zum Rest 3. Wie heißt die Zahl?

Buchstaben-Rebus.

N t.
F

Chr. H . . . . l.

Eigenthum, Druck und Verlag von Albrecht Schröder. — Verantwortlicher Redacteur: K. Pfisterer.

Digitized by Google

Das Novellenbuch.

Unterhaltungsblatt zum „Fortschritt" („Fürther Abendzeitung").

Nro. 55. Montag, den 9. Juli 1866. 2. Jahrgang.

Ein vergessener Kämpfer.

(Fortsetzung.)

Auch der Minister hatte sich an diesem Morgen früher erhoben als gewöhnlich. Er war es gewohnt, einen Theil der Nacht hindurch zu arbeiten und die Morgenstunde zu verschlafen. Heute hatte er eine Ausnahme gemacht, die Niemand mehr in Erstaunen setzte, als ihn selbst, und die seinem Bedienten, der die Gewohnheit seines Herrn angenommen, eben nicht süß mundete. Seine Nachtruhe war seit jener Scene mit seinem Neffen nicht gewesen, wie sie sonst war. Seine Träume hatten immer nur eine Richtung genommen, immer eine Färbung gehabt. Das kleine Miniaturgemälde hatte sich immer und immer wieder zwischen den Schlafgott und ihn gedrängt. Immer und immer wieder hatte er die gedämpften Töne in sein Ohr fallen hören, die ihn so weich, so bedeutsam, so zum Herzen dringend gefragt hatten: „Hast Du nie geliebt, Onkel?"

Die ganze Nacht über hatte es ihn beschäftigt, dies eine Thema, dem er sich längst entrückt glaubte. Mißmuthig hatte er beim ersten Schimmer des Christmorgens das Lager verlassen, und ohne zu wissen was er that, vielleicht um sich selbst zu entfliehen, war er dahin gegangen, wo er so lange nicht gewesen — in die Kirche. Und wie sich jedes Versäumniß rächt im Leben, so hatte sich auch diese Unterlassung seiner Christenpflicht an dem Minister gerächt — denn er war der Menge gefolgt, die an seinem Hause vorüber, sich ihrem Ziele zubewegte, und befand sich nun plötzlich da, wo er noch nie zuvor gewesen — in St. Jacobi, in der Kirche, in welcher die Singlehrerin des unter ihrer Obhut stehenden Institutes, die junge Molly, vom Chore zu singen pflegte. Er wurde sich erst des begangenen Irrthums bewußt, als es zu spät war; es blieb ihm nichts übrig, als ruhig sitzen zu bleiben. Da klang das „Halleluja" vom Chore herab. Er fuhr zusammen. Welche Stimme! Befand er sich innerhalb eines Zauberhaines? Verfolgte eine magische Gewalt ihn sogar bis in die Kirche, um ihn zurück zu führen, durchaus zurück in Jahre, die vergangen waren, lange vergangen? In Jahre, die ihn anders gesehen, als die Gegenwart ihn sah? Jahre in deren Verlauf er der gefährliche leidenschaftliche Jüngling gewesen, der der von Empfindungen gelebt, der geträumt, der geliebt hatte mit jedem Pulsschlage seines Herzens? War es wirklich die Macht jener Töne, war es die Stimme, die ihn zurücktrug zu einer Zeit, deren Erinnerung er längst erstorben gewähnt? War es Zauber, ein mächtiger Zauber, der seine Sinne berückte, oder war die Todte auferstanden, um zu ihm zu reden? —

Er wußte es nicht. Frage drängte sich an Frage; Alle machten denselben Kreislauf in seinem Innern, ohne eine Antwort zu finden. Er sah, er hörte nichts — der schöne Gottesdienst ging ihm verloren, — nichts, als die Eine Stimme, und er fühlte, er dachte nichts, als was von derselben heraufbeschworen wurde aus dem verborgenen Dunkel seines Herzens.

Der Gottesdienst war zu Ende. Die Gemeinde erhob sich, um zu gehen. Er folgte dem Zuge. In der Kirchenthür traf er mit seinem Neffen zusammen. Es war ein erstaunter Aufblick von beiden Seiten, dem aber keine Worte gegeben wurden. Sie gingen zusammen über den Kirchhof, der die Kirche umgab.

„Archimbald," fragte der Onkel mit der alten Stimme, die er stets für den Neffen gehabt, „warst Du je früher in dieser Kirche?"

Der junge Mann fuhr zusammen. Sein Erschrecken bejahte die Frage. Der Oheim verstand die wortlose Bejahung und fuhr fort:

„Wer ist die Sängerin?"

„Es ist — es ist — die Großtochter des alten Soldaten," sagte Archimbald. Seine Stimme war nicht ganz so fest als gewöhnlich.

Der Oheim schwieg. „Soll die Thorheit siegen?" fragte er sich selbst. „Soll der Verstand dem Herzen weichen?"

„Ich erwarte Dich in einer Stunde am Frühstückstische, Archimbald, jetzt verlasse

Digitized by Google

mich, ich wünsche allein zu gehen," sagte er dann.

„Dann werde ich sie nicht sehen," seufzte Archimbald innerlich. „Er wendet sich, um durch die Seitenstraße zu gehen, und ich darf ihm nicht folgen. Dort wird sie sein."

Mit schwerem Herzen ging er nach Hause. Gerade, wie er es sich gedacht hatte, geschah es. Molly und ihr Großvater kamen aus der Nebenthür, die vom Chore herabführte und in die Nebenstraße mündete. Der Minister begegnete Beiden. Der alte Veteran erkannte ihn, schwenkte seine Mütze und gab seinen gewohnten Gruß:

„Ihr Diener, Herr! und ein fröhliches Weihnachtsfest," setzte er hinzu, „denken Sie an den alten Veteranen. Erinnern Sie sich an den Uebergang über die Berezina, an das Schlachtfeld bei Leipzig, Herr, und vergessen Sie nicht, daß meine Jahre gezählt sind, Herr. Ich werde am Neujahrstage meinen Geburtstag feiern — so Gott will. Ihr Diener, Herr!"

Molly hatte den Schleier zurückgeschlagen und zu dem Manne aufgeblickt, dem ihr Großvater eine so lange Rede widmete. Ein schmerzliches Lächeln schwebte um ihre Lippen. Der Minister hatte den Bittsteller sogleich erkannt, der ihm so viel Unruhe verursacht. Er wollte keine Notiz von ihm nehmen und hochmüthig vorüberschreiten, als aber sein Blick auf das junge Mädchengesicht mit dem Lächeln fiel, faßte er mechanisch nach dem Hute und hemmte seinen Schritt. Einen Augenblick nur. — Wie kam das unschuldsvolle liebliche Gesicht mit mit dem Kindesblick und dem Kindeslächeln unter diesen Hut?

„Es ist der Minister, Kind, Archimbalds Oheim," flüsterte der Großvater der Kleinen zu. Sie fuhr zusammen. Tiefe Röthe überhauchte ihr Gesicht. Etwas, wie eine Bitte, und Etwas, das einem gewissen Stolz ähnlich sah, mischte sich in ihren Zügen, jenem Stolze, der aus verletzter Würde entspringt. Aber es zog vorüber, nur die Bitte blieb.

Der Minister grüßte noch einmal, ohne es zu wollen und ehrerbietiger als ihm bewußt war, und schritt vorüber — wie im Traume.

Wie war ihm denn? Bewegte er sich wirklich unter einem Zauber? Sollte sich Täuschung an Täuschung reihen? War das Gesicht, dessen Abbild er auf dem Miniaturgemälde in dem verborgenen Fache seines Secretairs aufbewahrte, lebendig geworden? War es aus dem beengenden Rahmen hervorgetreten, um Fleisch und Blut anzunehmen?

Nicht möglich! — Das Original des Bildes war eine Beute der Verwesung seit vielen, vielen Weihnachtsfesten schon. Was er heute Morgen gehört, gesehen zu haben glaubte, war eine Sinnestäuschung, nicht mehr. Das Zurückgehen in eine Vergangenheit, die vor vielen Jahren einmal Gegenwart, süße, berauschende Gegenwart gewesen war, die Wiedererweckung einer Welt, die längst in Trümmern lag, taugte zu nichts; sie verwirrte, sie schwächte ihn — ihn, den strengen Mann der Verwaltung, den Anhänger einer andern, glänzenderen Welt, in die er eingegangen war durch sein eigenes Verdienst. Sie, deren Gesichtszüge das Bildchen ihm aufbewahrte, war nicht mehr — sie hatte nichts zu schaffen mit der Gegenwart, nichts mit dem Manne, der er geworden in andern Verhältnissen. Aber das Mädchen, welches Archimbald ihm als die Großtochter des Veteranen bezeichnet hatte, das Mädchen mit der Stimme, die ihn so ergriffen, mit dem Gesicht, das ihn so berückt hatte — wer war sie? Hatten Großvater und Neffe sich verbunden, seinen Verstand zu besiegen? Welche Gewalt besaßen sie, auf sein Herz zu wirken, sein Herz, dessen Dasein er vergessen hatte?

Thiele? — Thiele? — Nie hatte er den Namen gehört, nie mit Jemand in Berührung gestanden, der diesen Namen geführt.

Nie? — Wie wurde ihm denn, als er sich die Stirn rieb, um seinem Gedächtniß aufzuhelfen? Nie? — Ei, freilich!

Thiele? Wer hat so geheißen? Jemand von ihrer Familie?

Bewahre, nein. — Und doch — ja! Einer. — Und er? Nun, er war todt, auch todt — war unverheirathet gestorben. O, er erinnerte sich, er wußte es genau, ganz genau. Nun er einmal an sein Gedächtniß appelirt hatte, hatte sich dasselbe treu bewiesen. Er wußte es ganz genau und — ja, — ganz genau. Keine Beziehung — keine. Nichts, gar nichts, Sinnestäuschung — eine Falle, die seine eigene Phantasie, diese Dienerin der Erinnerung, oftmals eine Gaucklerin, ihm zu legen versucht hatte. Aber er wollte sie! —

Das waren seine Gedanken, seine Gefühle, nachdem er das Paar in der Seiten-

Digitized by Google

gasse verlassen. Aber Beruhigung fand er nicht. Uebelgelaunt und mißmuthig kehrte er in sein Zimmer zurück. Die Weihnachtspredigt war ihm verloren gegangen; der Weihnachtssonne hatte er sein Herz verschlossen; Unbehagen und Verdrießlichkeit den Zugang geöffnet, und — Beide waren eingezogen, ihn zu quälen, ihn, und seine Umgebung durch ihn. Das Weihnachtsfest, dem er vergessend den Rücken gekehrt, floh fort mit seinem Frieden, seiner Freude, seiner beglückenden Botschaft — fort von ihm, um da einzukehren, wo es die Thore geöffnet und die Wege geebnet fand!

(Fortsetzung folgt.)

Der Mönch.

(Fortsetzung.)

Entsetzt eilte der dienende Bruder dem Reverendissimus die schauerliche Nachricht zu bringen.

Der Chorgesang verstummte; die Patres stehen wie zu Stein erstarrt; die Brüder schluchzen laut auf. Alle verlieren den Kopf, Dom Claude zuerst.

Man geht zur Zelle des unglücklichen Paters, der bereits aufgehört hatte mit dem Tode zu ringen. Man trägt die Leiche hinaus und untersucht die Wunden. Dom Gargilesse hatte drei Dolchstiche in die Seite und den Unterleib erhalten.

War während der Nacht ein Mörder in die Abtei eingedrungen? Man untersucht die Thore. Keine Spur, daß sie geöffnet worden seien; keine Fensterscheibe zerbrochen. Sollte der Mörder innerhalb der Klostermauern wohnen? — Entsetzlich! Was kann, was muß geschehen? — Natürlich werden die dienenden Brüder verhört. — Sie haben nichts gesehen, nichts gehört.

Dom Gargilesse war mit Keinem verfeindet. Seine große Sorge war einzig und allein den frommen Schäfchen zugewandt, welche die jungfräuliche Heerde der Schwestern der Sainte-Vertu bildeten. Sollte der fromme Pater in einem Anfall von Gehirnfieber selbst Hand an sich gelegt haben?

Kein Instrument, daß diese Wunden hätte geben können, befand sich in seiner Zelle.

Dom Rügetau, der Umsichtigste von allen, studirte die Mienen der Patres und Brüder, ohne eine schuldbewußte Stirne unter ihnen erkennen zu können.

Reverendissimus war völlig rathlos und Niemand sprach ein Wort, Niemand, selbst nicht der Verständigste hatte eine Ansicht, eine mögliche Erklärung.

Was sollte Dom Claude thun?

Nach einem Arzte schicken? Es war zu spät, der Tod hatte bereits seine Beute davon getragen.

Die Justiz in Kenntniß setzen? Wie aber, wenn der Schuldige dem Kloster angehörte. War's rathsam, eine Sache von solcher Tragweite den weltlichen Gerichtshöfen anheim zu geben? Und die Regel gebot, keinen Angehörigen der Abtei, wie schuldig er immer sein mochte, der Entscheidung des weltlichen Richters zu unterwerfen. Dom Claude kannte in diesem Punkte keine Nachgiebigkeit. Die von den Concilien und Päpsten garantirten kirchlichen Immunitäten waren ihm unantastbare, unveräußerliche Güter, in deren Vertheidigung er bereit war zu siegen, oder zu sterben.

Nachdem der erste, schrecklichste Eindruck ein wenig vorüber gegangen war und der Gedanke an die Immunität des Klosters ihn aus seiner Bestürzung aufgerüttelt hatte, ließ er die Leiche in eine leere Zelle bringen, zwei Wachskerzen zu beiden Seiten derselben aufstellen, befahl zwei Patres in dem Gemache zu beten und berief die ganze Genossenschaft in den Kapitelsaal. Das Resultat der Berathung war:

1) Ueber den Vorfall ist das strengste Stillschweigen zu beobachten; unter keinen Umständen ist es den Patres, oder Brüdern erlaubt, diesen Vorfall betreffende Fragen zu beantworten, wenn die verhörende Autorität eine andere sein sollte, als die des Reverendissimus, der kraft seiner, durch die Privilegien der Abtei garantirten und vom römischen Stuhl erneuerten Vollmachten mit der hohen und niedern Justiz betraut, unter heutigem Datum einen Gerichtshof einsetzt.

2) Im Namen des unterzeichneten Abtes sollen die zur Feststellung des Thatbestandes und zur Ermittlung des muthmaßlichen Mörders des Dom Gargilesse geeigneten Untersuchungen geschehen.

Zu diesem Zwecke wurde eine aus drei Patres bestehende Kommission ernannt, die auch sofort ihre Befugnisse antrat und ein visum reperti aufnahm.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Frisch auf!

Frisch auf, mein Volk, aus diesen Nächten
Wird der ersehnte Tag ersteh'n,
Nun gilt's für Heiligstes zu fechten,
Und was geschehn muß, wird geschehn.

Es säe höhnend Blut und Eisen
Der gottvergess'ne Junkerhauf',
Und ihren Wahnwitz zu beweisen,
Geht Blut und Eisen rächend auf.

Wohl müßt ihr diesen Krieg verdammen,
Der euch erschreckt, wie Sturmgebraus,
Doch herrlich steigt aus seinen Flammen
Der Zukunft Phönix auch heraus.

Die Freiheit will ein Opfer haben! —
Wenn ihr in dieser Tage Noth
Den alten Schwachsinn könnt begraben,
Keimt sie empor aus Blut und Tod.

Ihr bangt, weil rings von tausend Wehren
Das Land unruhig blitzend starrt,
Mich dünkt's ein Feld fruchtschwerer Aehren,
Das seiner reichsten Aernte harrt.

Wohl wirst du Manchen von den deinen
Hinsinken sehn im Todesschmerz,
Wohl manches Vaterherz wird weinen
Und bluten manches Mutterherz.

Fragt denn der Schnitter, der am Morgen
Die Halme mäht Schritt vor Schritt,
Ob er, im tiefen Korn verborgen,
Der Wachtel heimlich Nest zerschnitt?

Fragt denn die Wolke, die in Fülle
Hernieder rauscht in's durst'ge Thal,
Ob sie die Hütte, arm und stille,
Vernichtet mit eines Blitzes Strahl?

Drum ob auch aus des Lebens Kranze
Mag manche Blüth' im Wind verwehn,
Den Blick gerichtet auf das Ganze,
Müßt ihr den Riesenkampf bestehn.

Und ist der volle Sieg erstritten,
Und naht ihr dem ersehnten Strand,
Dann denket: „all', was wir gelitten,
War für's geliebte Vaterland."

Doch weh' euch, wenn ihr wahnverblendet
Die Waffen leget aus der Hand,
Eh' ganz der stolze Bau vollendet
Und ausgelöst das letzte Pfand!

„Noch ist kein Fürst so hochgefürstet,
— So sang ein achter deutscher Mann —
Daß, wenn die Welt nach Freiheit dürstet,
Er sie mit Freiheit tränken kann."

Ihr selber müsset rastlos dringen
Zum Quell der Freiheit und des Rechts,
Ihr selber müßt den Preis erringen
Zum Wohl des kommenden Geschlechts.

Erst brauche muthig deine Waffen,
Du Volk, dem keins an Treue gleicht,
Dem Rechte freie Bahn zu schaffen,
So weit die deutsche Erde reicht.

Dann aber fort're hochgemuthet
Die Freiheit, deines Lebens Kron',
Für die du hoffend hast geblutet
Und stolz getragen Noth und Hohn.

Ja, leg' das Schwert nicht aus den Händen
Eh dich, zum ew'gen Bund vereint,
Die deutsche Sonne aller Enden,
Als einig freies Volk bescheint.

Drum Muth, ob rings von tausend Wehren
Das Land unruhig blitzend starrt,
Mich dünkt's ein Feld fruchtschwerer Aehren,
Das seiner reichsten Aernte harrt!

(Latern.)

Allerlei.

Die päpstliche Tafel. Ein Preuße schreibt aus Rom: Als Cardinal Roberti an der Staats-Tafel im Schlosse zu Castel-Gandolfo zum letzten Mal den Vorsitz führte, zählte man 40 Gäste, darunter weniger Fremde, als höhere Beamte, Militärs, Celebritäten der Kunst oder Wissenschaft aus der Stadt. Der Papst speist bekanntlich stets an einem besonderen Tischchen allein, unterhält sich aber von dort aus mit seinen Gästen an der Staats-Tafel. Wie mit ein zur Tafel eingeladener Freund mittheilte, war er sehr heiter und gesprächig, wobei er sich besonders für die Tagesneuigkeiten aus Florenz interessirte. Wie gewöhnlich, war sein Mahl das einfachste: Suppe, Rindfleisch, Braten und Früchte und dazu wenige Gläser Orvietowein. Die Gäste wurden mit aller Freigebigkeit bewirthet, es gab acht Schüsseln, vier Weine (Graves, Lunel, Bordeaux u. Champagner). Im vorigen Sommer waren für die Tische des Papstes und des Hofpersonals täglich 500 Scudi ausgesetzt, diesmal werden auf den ausdrücklichen Wunsch Sr. Heiligkeit nur 300 dafür verausgabt.

Abneigung gegen Frauen kommt verhältnißmäßig gewiß nicht eben häufig vor. Doch fehlt es in alter und neuerer Zeit nicht an Fällen, in denen solche stattfand bei Männern welt- oder culturgeschichtlichen Namens. Wie Lessing und Tischbein eine Idiosynkrasie gegen Musik hatten, so Newton und Kant gegen Frauen. Auch die „heiligen" drei Könige Eduard, Heinrich und Ludwig mochten nichts von den Frauen wissen. Aus alter Zeit sind Xenokrates, Ikkos von Tarent, Constantius, unter Anderen als Solche zu nennen, die einen angehornen, unbesiegbaren Abscheu vor dem weiblichen Geschlechte hatten. Johann II. von Mokau soll sogar in Ohnmacht gefallen sein, sobald er ein Frauenzimmer sah.

Arithmetische Aufgabe.

Der Name einer Stadt besteht aus drei Buchstaben. Bezeichnet man die Buchstaben durch die Zahlen, welche ihre Stelle im Alphabet angeben, nämlich a durch 1, b durch 2 u. s. f., so ist die Summe des ersten und zweiten = 45, die Summe des ersten und dritten = 32, die des zweiten und dritten = 27. Wie heißt also diese Stadt?

Eigenthum, Druck und Verlag von Albrecht Schröder. — Verantwortlicher Redacteur: K. Pfisterer.

Digitized by Google

Das Novellenbuch.

Unterhaltungsblatt zum „Fortschritt" („Fürther Abendzeitung").

Nro. 56. Donnerstag, den 12. Juli 1866. 2. Jahrgang.

Ein vergessener Kämpfer.

(Fortsetzung.)

Das Frühstück wurde schweigend eingenommen. Beide, Oheim und Neffe, waren still, verdüstert. Einige Anstrengungen, eine Unterhaltung in Gang zu bringen, scheiterten an dem Trübsinn Beider und arteten in wenige Höflichkeitsphrasen und Bemerkungen über Wetter und dergleichen aus. Die Conversation, wie der Appetit, waren gleich matt und wollten sich nicht beleben lassen.

Beide Herren waren zu einem glänzenden Mittagsmahle geladen. Archimbald erklärte sich durch Kopfweh verhindert, der Einladung zu folgen. Der Oheim hatte Verständniß für das Kopfweh und ging allein. Seine Laune kehrte wieder, als er sich in dem glänzenden Kreise befand, und als einige Gläser Champagner ihn aufgerüttelt hatten. Er war der Unterhaltendsten, der Fröhlichsten Einer in der Gesellschaft. Die Atmosphäre, welche die hohen eleganten Räume durchwehte, war die für ihn passende, seine eigentliche Lebensluft, sie erleichterte ihm das Athmen und machte seine Brust frei und leicht. Die Cabinetsmitglieder, Diplomaten und Officiere umgaben ihn. Uniformen mischten sich mit feinen Hoftleidern. Orden schimmerten auf mancher Brust. Die vornehme Damenwelt war zahlreich vertreten. Das Fest war glänzend, und als die Korke sprangen und die Unterhaltung wie ein Silberstrom von Mund zu Mund fluthete, da fühlte der stolze Mann, der durch eigenes Verdienst in diesen Kreis gekommen, der einer der Ersten, der Gesuchtesten in demselben war, sich zu Hause, in seinem Lebenselemente; da streifte er die beschwerende Alltäglichkeit mit ihren Plackereien, ihren Kleinigkeiten von sich ab; da floh die Erinnerung mit ihrem Miniaturgemälde, mit Allem, was sie heraufbeschworen, zurück in die verborgenste Kammer seines Herzens, und verschanzte sich hinter Schloß und Riegel.

Und der Minister, der noch eben ihr Opfer gewesen, lächelte nun selbst über seine Schwäche, triumphirte über seinen Sieg und wunderte sich ganz im Geheimen darüber, daß Archimbald, der Mann den er erzogen, so thöricht sein könne, und fragte sich, wie lange es währen werde, bis derselbe die Täuschung von seinen Sinnen geschüttelt, bis er die Großtochter eines bittstellenden, alten Soldaten, aus seiner Erinnerung getilgt haben werde, bis er, wenn er nun einmal heirathen wolle und heirathen müsse, um seinen Ehrgeiz zu fesseln, unter der glänzenden Damenwelt der hohen Aristocratie des Landes sein Idol suchen und finden, und ihm, dem Oheim, zuführen werde?

Der Minister war der Fröhlichsten Einer; er, genoß die Gesellschaft und belebte sie, und berauscht von ihrem Schimmer, suchte er spät Abends seine Wohnung wieder auf. Aber als er in seinem Sessel saß, in der behaglichen Nische neben seinem Schreibtisch, da verschwand die ganze Herrlichkeit wieder, da löst'te sich die dustige Seifenblase wieder in Dunst auf und verschwamm in der Dämmerung, welche das Zimmer mehr und mehr einhüllte, da trat die Täuschung wieder in ihr Recht; da sprengte die Erinnerung, die einmal geweckt, sich nicht sogleich wieder vergraben lassen wollte, in neckischer Geschäftigkeit wieder Thor und Riegel und zog leise und unmerklich wieder auf vor dem in träumerischer Ermüdung geschlossenen Auge des Weltmannes. Die Stimme, die vom Chore der Kirche herab das „Halleluja" gesungen, das süße Gesicht mit dem schmerzvollen Lächeln, das er neben der Kirchenthür gesehen, der alte verwitterte Held aus den Befreiungskriegen, der ihm gesagt hatte, er möge sich an den russischen Fluß und an Leipzig erinnern, der Mann, der geduldet, gekämpft und gesiegt hatte für das Vaterland — das Alles, und mehr, viel mehr noch, tönte und leuchtete von dem Banner der Erinnerung herab und fiel wieder in das Herz zurück, aus dem es vor Kurzem erst so triumphirend verdrängt worden war.

Digitized by Google

Diese Gedanken und Gefühle mischten sich mit der heitern Stimmung, welche das Festmahl zurückgelassen. Jenes behagliche Gefühl, das sich nicht beschreiben läßt, das in träumerischem, unbewußtem Nichtsthun die Sinne gaukelnd umfängt, das alles Denken und Empfinden gleichsam zu einem süßen Schlummerliedchen macht, dessen leiser Zauber den Geist gefangen nimmt, umstrickte ganz unversehens den sonst so rastlosen Geschäftsmann und wirkte doppelt durch den Reiz der Neuheit. Und wie er sich diesem Reize hingab, da dachte er nicht, er sah vielmehr, wie in einem überhauchten Spiegel, süße, angenehme Bilder vorüber ziehen.

Das Wohlbehagen, das die Gesellschaft hinterlassen, das Schöne und Anmuthige, das ihn in den luxuriösen Räumen umgeben, zog in heiteren Nachtlügen an ihm vorüber.

Schattenbilder der Vergangenheit gingen Hand in Hand damit. Das Miniaturbildchen erstand aus dem verborgenen Fach, in welchem es gefangen lag. Süß lächelnd schwebte das Gesicht aus dem beengenden Rahmen hervor, hüllte sich in duftige, reizende Gewänder, heftete sich dieser und jener Gestalt an, die dem Träumer angenehm war und zerrann in Nichts, um von Neuem wieder hervorzutreten und seine entzückenden Kreise um ihn zu ziehen. Wundervolle, tief zu Herzen dringende Musik erklang, von unsichtbarer Macht hervorgezaubert. Erst einzelne Accorde, dann weiche süße Melodieen, die anschwollen und sich wieder lös'ten, die Töne erklingen ließen, welche auch jener Zeit angehörten, aus welcher das Bildchen stammte, die das Lächeln, das süße Lächeln der frischen Lippen in Worte zu setzen schienen. Es war ein Formen und Zerinnen der Gestalten, ein Anschwellen und Hinsterben der Töne ohne gewaltsame Uebergänge. Eines lös'te sich aus dem Andern, so natürlich, so leise und unmerklich, daß es berauschte, ohne zu erwecken. Nach und nach aber wurden die Töne bestimmter; sie kleideten sich in Worte, die von Dulden, von Kämpfen, von Triumphen erzählten, gelitten und gewonnen in dem Streben für Freiheit und Vaterland. Dann wieder lös'te sich die Musik, als hätte sie einen Ueberblick gewähren wollen; ihre Töne fielen leise und bebend zur Klage zurück, sie formten sich wieder, um das Dulden auszudrücken, dessen Uebermaß erst die Kräfte wecken mußte zum Kämpfen, zum triumphirenden Siegen.

Und wie die Töne, so die Bilder. Klarer und bestimmter entwickelte sich aus den Dünsten eine Form, die sich zuletzt als die Göttin verkörperte, die über den Spitzbogen in der Halle des Ministerialgebäudes schwebte. Schön und hehr schwebte sie vor dem Schlummernden auf und nieder. Ihr goldiger Helm hob sich zwischen Blumengewinden in den lichtbraunen Locken, die das Gesicht umrahmten, das liebliche Gesicht des Miniaturbildes, das süße mädchenhafte Gesicht, das keiner Minerva angehört hatte und nun in dem Traumgebilde doch so vortrefflich zu der classischen Gestalt paßte.

Und sie streckte ihre göttergleiche Hand aus gegen den Schläfer, und die Dunstkreise, aus denen sie sich gelöst hatte, rollten sich auf zu deutlichen Nebelbildern, welche die Vergangenheit des Vaterlandes, seine Erniedrigung und Schmach, seine Kämpfe und seinen Sieg der Reihe nach vorüberziehen ließen.

„Schau und erinnere!" gebot die Göttin. Sie neigte das gekrönte Haupt gegen den Schläfer, und die unsichtbare Musik schwoll an, um eine Stimme zu begleiten; jene Stimme, die ihn am Morgen so ergriffen hatte. Gedämpft und doch deutlich klangen die Worte:

„Sie wollen uns rauben das Vaterland,
Uns rauben die Ehre, die Treue.
Uns wickeln recht deutlich in Lug und Tand.
Daß Zwietracht die Starken entzweie;
Sie wollen uns rauben das deutsche Wort.
Das schärfer als Pfeile die Schaale durchbohrt."

Während des Gesanges entrollte sich Bild auf Bild. Alle trugen die Erniedrigung, die Schmach des Vaterlandes. In rasch wechselnder Reihenfolge zeigten sie, wie der französische Befehlshaber sein siegestrunkenes Heer über den deutschen Rhein wälzte, wie er die angestammten Fürsten vertrieb und das Volk unter sein Joch beugte, wie er und seine Kreaturen vom deutschen Gelde prassten, deutsche Fleißesproducte und Kunstschätze im Triumph nach der französischen Hauptstadt sandten, und wie er endlich auf der Höhe seines Glückes durch übermüthigen Hochmuth verlockt, die ganze Welt zu seinen Füße haben wollte, wie er ein mächtiges Heer, dem er deutsche Brüder einverleibte, in das nordische Reich führte, wo er erfahren sollte,

Digitized by Google

daß es einen Mächtigeren gäbe als ihn selbst, und daß die gewaltige Hand desselben ihn treffen könne. (Fortsetzung folgt.)

Der Mönch.

(Fortsetzung.)

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Der Criminal-Codex der Mönche.

Die Hausordnung der Abtei von Charroux schloß mit einem Kapitel, das den sonderbaren Titel führte: „Von der Bestrafung der Brüder."

Dom Claude hatte, als er das Kapitel studirte, als Commentars desselben sich eines von Octavianus Spotharius, Provinzial des Franciscaner-Ordens, im 17. Jahrhundert verfaßten merkwürdigen Buches bedient, das den Titel führt: „Goldene Methode zur Besserung der Ordensgeistlichen." [1])

Der erste Grundsatz dieses Mannes war der, innerhalb der katholischen Kirche als unveräußerliches Princip angenommene Grundsatz, daß die Mönche von jeder bürgerlichen Gerichtsbarkeit unabhängig seien, daß kein weltlicher Beamte, sei er König oder Kaiser, das Recht habe, über einen Ordensgeistlichen Recht zu sprechen. Alle Lehrer sind darüber einig, sagte er, und alle halten dieses Vorrecht der Mönche nicht für ein kirchliches, oder menschliches, sondern für ein göttliches. [2])

Jede Berufung an einen weltlichen Gerichtshof ist aufs Strengste verpönt. Eine solche Berufung ist das größte Verbrechen, das ein Mönch begehen kann. [3])

Ein Mönch, der in diesem Puncte die Vorrechte und Immunitäten seines Standes verläugnet, ist ipso facto excommunicirt, kann ausgenommen in articulo mortis nur vom Papste losgesprochen werden und ist für immer unfähig, geistliche Functionen zu vollziehen. [4])

Alle Verbrechen, die möglicher Weise in einem Kloster vorkommen können, sind diesem Buche specificirt und nach einer Ordnung classificirt, die nur von der tiefsten Barbarei des Mittelalters aufgestellt werden konnten.

Die Anwendung der Tortur zur Ermittelung der Wahrheit wird aus religiösen Gründen gerechtfertigt und in der That bestand diese stupide Untersuchungsmethode innerhalb der klösterlichen Mauern bis zum Anfange des achtzehnten Jahrhunderts, obgleich die Erfahrung längst gelehrt hatte, daß ein den Folterqualen preisgegebener Gefangener, mochte er noch so unschuldig sein, sich zum Vater- und Brudermord bekannte, nur um der Schmerzen los zu werden.

Wir besitzen die Generalstatuten des Provincialkapitels der Franciskaner für die Provinz Frankreich, welches 1613 zu Paris stattfand. In demselben heißt es: „Die irgend eines Verbrechens verdächtigen Religiösen können nach Gutdünken des Superiors dreimal, an Händen und Füßen gebunden, der Ruthengeißelung unterworfen werden. Diese Statuten wurden 1640 erneuert und die brutale Strafe der Tortur beibehalten zu einer Zeit, als die körperliche Gerechtigkeitspflege schon begonnen hatte, sich an mildere Formen zu gewöhnen. Wie aber konnte ein im Ganzen gutmüthiger Mann, wie Dom Claude, der keinem Würmchen wehe zu thun vermocht hätte, sich mit den Barbareien der Handketten, Peitschen, Schrauben und Martyrerpfähle [5]) befreunden, von denen Spotharius in seiner goldenen Methode redet? Die Antwort ist: Der Mensch war gut, der Mönch unversöhnlich.

(Fortsetzung folgt.)

---

[1]) Aurea methodus corrigendi regulares, authore R. P. F. Octaviano Spathario ord. Minorum, Colon. Agrippinae, sumptibus Petri Henningii. 1623.

[2]) Nullus saecularis, etiam rex vel monarcha, est competens index regularis. Ibid. Tract. I. Cap. V.

Neminem adhuc reperire potui classicum doctorem, qui non asserat, religiosos viros immunes esse prorsus nedum jure humano, vel etiam jure divins in criminalibus causis a cuiusque saecularis judicis authoritate vel potestate. Ibid. Tract. I. Cap. VI. Nr. 1.

[3]) Gravissima sunt crimina recursus ad tribunalia saecularia. Ibid. Tract. X de apellat. Cap. VI. Nr. 145.

Etiamsi fuerit conversus vel clericus nullo ordine insignibus, etiamsi dimisso habitu se immiscuerit enormibus criminibus cum saecularibus. Ibid, Tract. I. Cap. VIII., Nr. 1.

[4]) At qui ad tribunalia saecularia temere confugerit ant appellaverit, extra excommunicationem, quam incurrit, soli romano pontifici reservatam extra mortis articulum inhabilis in perpetuum ad officia exercenda censeatur. Ibid, ibid Nr. 151.

[5]) Apud nos itaque in levioribus criminibus reos flagellis Laedore decernet ordinis nostra statuta; sed in gravioribus manus post tergum coniectis parumper a terra suspenduntur ad poxillum vel clavum. Ibid. Tract. IX. Cap. XXII.

Digitized by Google

Allerlei.

Ein Einsiedler. Die Schwärmereien eines englischen Einsiedlers auf dem Berge Kiddan ziehen gegenwärtig die Aufmerksamkeit der Touristen an den Seen Cumberlands in hohem Grade auf sich. Des seltsamen Eremiten Aussehen und seine — bereits drei Jahre ihm zum Aufenthalt dienende — Wohnung wird von einem solchen folgendermaßen geschildert: „Eine Wanderung nach der Stelle zeigte uns ungefähr 900 Fuß hoch auf der Seite des Berges gelegen eine kreisförmige Höhlung 3 Fuß tief und 4 Fuß im Durchmesser die ihr Bewohner mit Moos ausgefüttert hatte. Geschützt ist dieselbe mit einem tragbaren Dach oder Deckel aus Rohr in Form eines Regenschirmes. Unter solchem Dache hat der Einsiedler nun schon drei Jahre der Sonne wie dem Schnee und Sturme Trotz geboten. Sein Aussehen ist das seltsamste der Welt. Das Haar hängt ihm weit über die Schultern herab und bildet seine einzige Kopfbedeckung; seine Kleider mögen vor 20 Jahren in der Mode gewesen sein und sind jetzt ziemlich fadenscheinig; Schuhe trägt er nicht und geht auf seinen Wanderungen in Strümpfen. Seiner Sprache nach scheint er aus Schottland zu sein, gibt aber darüber befragt, nur ausweichende Antwort. Fast täglich kommt er nach dem nahegelegenen Keswick, wo er sich Thee und Zucker kauft, was er vermischt trocken genießt. Durch den beschränkten Raum seiner Wohnung ist er genöthigt, gekrümmt zu liegen. In Betracht seiner Lebensart erfreut er sich einer guten Gesundheit, nur daß er mitunter an Rheumatismus leidet."

Zu **Gettysburg** in den Ver. Staaten, wo bekanntlich eine der blutigsten Schlachten des Bürgerkrieges geschlagen wurde, wird jetzt ein Monument errichtet werden; die Höhe desselben wird 55 Fuß, die Raumfläche am Boden 23 □-Fuß betragen.

Die Berliner Schuldgefangenen an Bismarck. Unterzeichnet von 49 Schuldgefangenen, ist am Mittwoch, wie die Berliner Reform meldet, folgende Petition an den Minister-Präsidenten abgesendet worden: „Euer Exc. erlauben wir uns ganz gehorsamst folgende ergebene Bittzeilen darzulegen, in der Hoffnung, daß dieselben Ihre Berücksichtigung finden mögen. Wir Unterzeichnete befinden uns wegen nichterfüllter Verbindlichkeiten gegenwärtig im hiesigen Schuldarrest und ist für uns in dieser schweren Zeit keine Aussicht vorhanden, daß wir unsere Freiheit erkaufen könnten, während dem unsere Gläubiger keine Nachsicht üben wollen. In sonstigen Zeiten wäre es möglich gewesen, sich aus solchen Calamitäten herauszuhelfen; in dieser Krisis ist jeder Credit abgeschnitten, selbst gute Wechsel sind nicht zu verwerthen, für andere Werthgegenstände keine Käufer zu finden; nur baares Geld wird verlangt, und das ist leider nicht vorhanden. Excellenz! Unsere Familien leiden Noth, nur aus Schamgefühl vermögen wir nicht die Armen-Direction anzugehen, für unsere Kinder zu sorgen. Mit diesen Motiven begleitet, erlauben wir Unterzeichnet uns ganz ergebenst, Ew. Excellenz gehorsamst zu bitten, dahin zu verfügen, daß eine Suspension eintrete und wir während der Kriegszeiten unseren Familien wiedergegeben werden."

△ **Auflösung der Rechnungs-Aufgabe in Nr. 54.**

$$\frac{x}{3} = m + \frac{2}{3} \text{ oder } x = 3m + 2 \quad (1)$$

$$\frac{x}{5} = n + \frac{1}{5} \text{ „ } = 5n + 1$$

$$\frac{x-6}{7} = p + \frac{3}{7} \text{ „ } = 7p + 9$$

$$\frac{x-6}{11} = q + \frac{3}{11} \text{ „ } = 11q + 9$$

Wird der erste dieser Werthe für x den übrigen einzeln gleichgesetzt, so erhält man:

$$m = \frac{5n-1}{3} \quad (2)$$

$$= \frac{7p+7}{3}$$

$$= \frac{11q+7}{3}$$

Hieraus in derselben Weise:

$$n = \frac{7p+8}{5} \quad (3)$$

$$= \frac{11q+8}{5}$$

und schließlich hieraus: $7p = 11q$ oder $p = \frac{11q}{7}$

Die Werthe m, n, p und q sind natürlich ganze Zahlen. Mit Rücksicht hierauf folgt, daß 11q und also 9 selbst ein ganzes Vielfach von 7, mithin eine Zahl von der Form 7α sein muß. Mithin ist p eine Zahl von der Form 11α. Diese in Gleichung (3) für p substituirt, gibt:

$$n = \frac{77\alpha + 8}{5}$$

Hieraus folgt, weil n eine ganze Zahl ist, daß $77\alpha + 8$ ein ganzes Vielfach von 5 sein muß. Es kann dies nur der Fall sein, wenn α eine der Zahlen 1, 6, 11 u. s. w., allgemein ausgedrückt, eine Zahl von der Form $1 + 5\beta$ ist. Diese in der obigen Glchg. für α substituirt gibt: $n = 17 + 77\beta$. Substituirt man diesen Werth in Glchg. (2), so erhält man:

$$m = \frac{385\beta + 84}{3}.$$

Aus demselben Grunde, wie oben, kann dies nur dann der Fall sein, wenn β eine der Zahlen 0, 3, 6, 9 u. s. w., d. h. eine Zahl von der Form 3γ ist. Wird in obiger Glchg. 3γ für β substituirt so erhält man: $m = 385\gamma + 28$ und diese Zahl-Form in Glchg. (1) für m substituirt, ergibt:

$$x = 1155\gamma + 86.$$

Hierin kann γ jede positive ganze Zahl, einschließlich 0, bedeuten; muß aber als 1 genommen werden, weil x zwischen 1000 und 2000 liegen soll. Mithin ist 1241 die einzige Zahl, welche den gestellten Bedingungen entspricht.

Richtige Auflösungen gingen ein von J. Götz von hier; B. G. und A. A. aus H.; J. Isner aus Hüttenbach; J. Hellmann aus Burghaßlach.

Eigenthum, Druck und Verlag von **Albrecht Schröder**. — Verantwortlicher Redacteur: **K. Pfisterer.**

Digitized by Google

Das Novellenbuch.

Unterhaltungsblatt zum „Fortschritt“ („Fürther Abendzeitung“).

Nro. 57. Montag, den 16. Juli 1866. 2. Jahrgang.

Ein vergessener Kämpfer.

(Fortsetzung.)

Das Heer zog vorüber an dem geistigen Auge des Schlummernden. Colonne an Colonne, fort, fort ging der Zug. Die Hand der Minerva, die das Ganze leitete, ließ die weite Entfernung im schnellen Fluge vorüberziehen. Die Kriegerschaar war auf russischem Boden. Dichter und dichter webten sich [illegible]te, welche die Bilder einhüllten, immer undurchsichtiger wurde das Ganze, bis zuletzt ein schwarzer Nebelschleier Alles verdeckte. Aber die Sinne des Schauenden waren nicht geschlossen. Er wußte, daß sich unter der Einhüllung etwas entfaltete, etwas Schauerliches, dessen Anblick die mitleidige Göttin ihm ersparen wollte. Ein heftiges Getöse drang in seine Ohren, ein beengender Pulvergeruch erschwerte das Athmen. Mit der Sehergabe, die zuweilen, ein Traum zu verleihen pflegt, wußte er, daß die Heere einander kämpfend gegenüber standen, daß eine blutige Schlacht geschlagen wurde. Erschüttert verbrachte der Schlummernde die Zeit, welche in Wirklichkeit nur Sekunden währte, in jener wunderbaren Täuschung aber, welche Träumende oft lange Zeitläufte durchleben läßt, hatte sie sich zu der ganzen Schlachtdauer ausgedehnt. Endlich legte sich das Getöse. Die Nacht deckte Beide, den siegestrunkenen Gewinner und den entmuthigten Verlierer. Der Schlummernde wußte es, wiewohl er es nicht sah.

Und die Nacht sank hernieder und wich wieder dem Tagesgestirn, das blutig heraufzog im Osten. Und nach und nach wurden die schwarzen Nebel, die über dem Schlachtbilde gelegen, wieder lichter. Sie spielten durch alle Nüancen von Grau und lösten sich zuletzt. Figuren zeigten sich wieder, die Conturen wurden wieder bestimmter — das Lebensbild war wieder da.

Aber es war ein Bild des Todes — das Schlachtfeld von gestern. Ein eisiger Lufthauch drang zu dem Schlummernden — die Atmosphäre des winterlichen Nordens. Die Sonne stand dunkelroth am östlichen Himmel und warf ihre Strahlen wie einen glühenden Strom über das Schneegefilde. Wie ein glühendes Gluthauge blicken sie unter dem gleich finstern Brauen herabhängenden Gewölke hervor, — nieder, auf das Bild des Grauens, welches die Erde bot, auf das Leichenfeld, auf welchem der Tod in den kalten Armen des Winters erstarrt schien.

„Die hier liegen, starben den ruhmwürdigen Tod für das Vaterland. Der nordische Schnee ist von edlem Blut geröthet — dem Blute deutscher Brüder auch; es wird aufstehen gegen den, der sie hieher geschleppt!“ klang es ernst und langsam von den Lippen der Göttin.

Lange Reihen von Todten lagen auf dem Schnee, Ströme von Blut, zu starrem Eise geronnen, schimmerten weithin. Die Todten schienen zu unbeweglichen Steinbildern geworden zu sein, in dem Augenblick, als der letzte Hauch ihrer Brust entflohen war. Die Verzerrung des Todeskampfes lag auf jedem Antlitz; der erstarrende Hauch des Winters hatte es verhindert, daß die Züge sich wieder zu einem freundlichen Lächeln gestaltet, welches sonst als letzte Spur der sich zur Vollkommenheit aufschwingenden Seele zu bleiben pflegt. Hier hatte der Tod nichts Versöhnendes. Die grimmige Hand des nordischen Winters war ihm zur Seite gewesen und hatte die warmen Formen des Lebens starr und kalt versiegelt. Keine beruhigte Stirn, keine lächelnde Lippe sprach von Erlösung — Marter, Verzweiflung, Grimm allein stand dort in leserlichen Furchen geschrieben.

Etwas seitwärts von dem Schlachtfelde waren die Ueberreste einer alten Mauer sichtbar. Drei oder vier Unglückliche hatten sich zwischen den Todten herausgefunden und waren hinter dies morsche Schutzwerk gekrochen. Die Ueberreste eines Feuers waren zu sehen, das sie nicht hatte vor Erstarrung schützen können. Einer nur rührte sich noch. Das Blut tröpfelte langsam unter dem

Digitized by Google

Helme hervor, es war ein Deutscher — sein jugendliches Gesicht zeigte die Züge des alten Veteranen, der von der Pensionsliste gestrichen war durch ein Versehen. Der Schlummernde fühlte ein Zucken am Herzen.

Und wieder zogen Bilder vorüber, unter der Hand der Minerva, Bilder, die von Dünsten verschleiert waren. Die Musik tönte leise fort in einem Trauermarsch. Wieder verdichteten sich die Nebel und wieder wußte der Träumende, was unter denselben vorüberzog, obwohl er es nicht sah.

Die rächende Nemesis hatte den frechen Eroberer erfaßt; die rauchende Czarenstadt war sein Verhängniß geworden. Aus den Feuerflammen hatte der Herr der Welten ihm sein gebieterisches „Halt!" entgegen gerufen. Er war auf dem Rückzuge.

Dies Alles wußte der Schlummernde genau, aber er sah es nicht. Dann aber lichteten sich die Nebel wieder, das Bild formte sich abermals.

Ein Fluß ringelte sich wie eine schwarze Schlange zwischen den schneebedeckten Ufern. Die Eisdecke bestand nur aus zusammengeschobenen Schollen, die zum Theil unter Wasser standen, oder nur leicht überfroren waren. Das Heer rastete am Ufer. Die Spalten zwischen den Schollen waren mit Baumästen und Stroh verstopft, und die größten, die das nicht zuließen, mit Warnungszeichen versehen. Der Tag begann sich leise im Osten zu färben und sein Dämmerlicht über das traurige Schauspiel zu werfen. Ein Regiment machte den Anfang zu dem gefährlichen Uebergange. Bald ertönte ein dumpfes Krachen, der trügerische Boden wankte unter den Fortschreitenden.

Sie glaubten sich durch schnelles Vordringen retten zu können und beschleunigten ihre Schritte. Andere Massen drangen nach.

Die Eisschollen gaben nach. Die Mannschaft sank bis an die Knie in das Wasser, die Vordersten glitten aus, die Zunächstfolgenden stürzten über sie her. Da drang Kanonendonner aus der Ferne, der nachsetzende Feind war nahe. Der Trieb nach Rettung regte sich in jeder Brust. Die Massen drängten gegen das Ufer, in überstürzender Eile betraten sie den gefährlichen Rettungsweg. Ihre Hast tödtete sie. Sie überströmten das Eis — es wankt, es bricht. Der Kamerad stößt den Kameraden, der Freund den Freund hinab in den schwarzen Schlund. Ein jammerndes Hülfsgeschrei theilt die Lüfte. Die Glücklichen, die das jenseitige Ufer erreichen, können nicht hinan. Sie rollen von der Eiswand hinab auf die Wasserfläche, aber sie zerbrechen die Eisdecke. Blutig und wimmernd liegen sie da. Ueber die zuckenden Körper ihrer Brüder werden die Nachdrängenden getrieben. Der Fuß des Unversehrten zertritt Antlitz und Brust des Verblutenden. Aber dasselbe Verhängniß trifft ihn. Auch er fällt jammernd nieder neben dem, dem sein Fuß erst eben den Todesstoß gegeben. Die Verwundeten am Ufer irren händeringend auf und ab. Verzweiflung ergreift sie. Einige stürzen sich in blinder Raserei hinab in den klaffenden Schlund, andere winden sich auf dem kalten Boden und verwünschen den, der sie in dieses Elend geführt.

Einige Krieger stehen am Ufer und schauen das Entsetzen. Da regt sich's noch einmal über dem Wasser. Ein Klagelaut dringt wimmernd hervor, eine Gestalt hebt und senkt sich und taucht, wie durch ein Wunder, noch einmal empor aus dem entsetzlichen Schlunde. Da strecken sich ihr Freundesarme entgegen. Einer der am Ufer Stehenden wagt das eigene Leben in erbarmungsvollem Mitleid. Er zieht den Unglücklichen empor, leitet ihn an das Ufer — er ist dem Tode entrissen — der mitleidsvolle Retter dreht sich gegen den Schlafenden — sein abgezehrtes Gesicht trägt die Züge des alten Veteranen.

Der Schläfer machte eine gewaltige Anstrengung, sich zu erheben und die Zaubergewalt des Traumes von sich abzuschütteln; aber er vermochte es nicht. Minerva blickte schmerzlich lächelnd auf ihn nieder. Die Nebel verdichteten sich wieder und die Bilder zogen undeutlich und rasch unter denselben vorüber.

Wunderbar klar war das Erinnerungsvermögen des Schlummernden. Er wußte Alles. Der russische Feldzug hatte der Herrlichkeit des Eroberers den Todesstoß gegeben. Die Geißel des Herrn hatte ihn getroffen. Ein neuer Geist war in den deutschen Landen erwacht, der edle Preußenkönig hatte zu „seinem Volke" gesprochen, und seine Worte hatten gezündet in Herzen und Häusern. Die Gattin gürtete selbst das Schwert um die Hüfte des Gatten; die Mutter drückte das Gewehr in die Hand

Digitized by Google

des Sohnes, die Braut entließ den Bräutigam. Gut und Blut und Leben — Alles wurde niedergelegt auf den Altar des Vaterlandes, und das Vaterland konnte Alles brauchen. (Fortsetzung folgt.)

Der Mönch.

(Fortsetzung.)

Es liegt im Mönchthum ein instinctiver Haß gegen jede Aeußerung der persönlichen Freiheit und die so gepriesene freiwillige Aufopferung des eigenen Willens, der unbedingte Gehorsam, die blinde Unterwürfigkeit unter das Gebot: „Du sollst thun, was Dir befohlen ist, es sei vernünftig, oder nicht" hat zu jeder Zeit die menschliche Natur, statt sie gottähnlicher zu machen, verbestialisirt und diese Bestialität tritt uns in den Strafgesetzen der Klöster überall entgegen; sie machte von Natur gutherzige Menschen zu mitleidlosen Barbaren.

Unser Spatharius, Mönch und Visitator seines Ordens, erzählt mit prahlerischem Wohlbehagen, daß er in seiner Eigenschaft als Provincial vielen peinlichen Verhören von Religiosen beigewohnt und die Klosterfolterknechte im Allgemeinen sehr bewundert im Gebrauch der Torturwerkzeuge gefunden habe und nur ein einziges Mal genöthigt gewesen sei, den Ortshenker zu requiriren.[1])

Er gefällt sich sehr in der Beschreibung einer Maschine, die er Regina tormentorum, die Königin der Folterkammer, nennt, und ist der Ansicht, daß man einer so herrlichen Maschine zur Erpressung der Wahrheit nimmer entsagen dürfe.[2])

Ducange in seinem Glossarium beschreibt diese Königin der Folterkammer und sagt: Sie besteht aus einem Reitpflock, auf dem der Inquisit befestigt wird und vier Seilen, die ihm an Hände und Füße befestigt und durch Räder angezogen werden.

Spatharius sagt: Die Schmerzen nehmen mit der Spannung der Stricke zu und werden endlich dem Leidenden so unerträglich, daß er unter ohrzerreißendem Geheule Alles, was man will, gesteht. Aber, fügt er kalt hinzu, der Executor muß sehr geübt sein, sonst zerreißt er dem Patienten eine Arm- oder Beinsehne, wie ich nicht selten gesehen habe, namentlich in Fällen, wo die Grausamkeit, oder die Rohheit der Superioren ihrem Hasse oder ihrer Rachsucht zu viel Spiel ließen. [3])

Sollte sich in dem Kloster kein geübter Executor finden, so ist ein in der Anwendung dieser Maschine erprobter Henkersknecht zu requiriren; aber es sollte dies immer so selten, wie möglich geschehen, um keinen Mann weltlichen Standes einen Blick in die innere Justiz der Klöster werfen zu lassen. [4])

Die Hausordnung, welche Dom Claude nach der Anleitung des Spatharius aufgestellt hatte, unterschied große und kleine Strafen. Die letztern konnte der Superior ohne Untersuchung nach persönlichem Gutdünken aussprechen, doch hatten sie keine infamirenden Folgen. Die andern konnten nur durch richterliches Erkenntniß und nach geschehener Voruntersuchung verhängt werden und bestanden in milder und strenger Haft, Tod durch Feuer und dem In-pace.

Es würde zu langwierig sein, die verschiedenen Grade der Strenge in der Anwendung der schweren Strafen, die außerdem nach den Orden sehr variirten zu detailiren. Verunreinigungen, Verwundungen, qualificirter Ungehorsam, Verletzung der Keuschheit, Apostasie galten als grobe Verbrechen. Häufig wurden die Eingekerkerten mit Ketten belastet und mußten sie, jeden Freitag bei Wasser und Brod fasten.

(Fortsetzung folgt.)

[1]) Sicut ego non nisi semel tantum in meo provincialatu feci. Ibid. Tract. IX. Cap. XXII, Nr. 5.

[2]) In gravissimus vero criminibus „Tormentorum Regina"; et ut omnes asserunt criminalistae et minus periculosa et magis ad extorquendam rei veritatem est funis quae vulgo „Chorda" dicitur; et a qua, mea sententia, nulla tenus es decedendum si criminis excessus et indiciorum gravitas id exposcunt. Ibid. Tract. IX. Cap. IX. Nr. 1.

[3]) Si ab incautis et inexpertis adhiberentur, aliquod grave incommodum, ut membrorum extorsio, vel oblicatio, vel confractio, vel aliquod tale reis tortis eveniret, sicut ego vidi contingere ex incautorum praelatorum asperitate et incuria, ne dicam, crudelitate et furore. Ibid. Tract. IX. Cap. IX. Nr. 6.

[4]) Sed non nisi ab expertis exercenda est huius modi tortura. Quod si non adsint in religionibus tales, vocandi sunt ministri saeculares experti. Nunquam adhibendi sunt saeculares tortores nisi de consilio Definitorii vel Patrum. Ibid. Tract. IX. Cap. XXII. Nr. 6.

Digitized by Google

Die drei Gesellen.

Ein altes Gedicht von Friedrich Rückert.

Es waren drei Gesellen,
Die stritten wider'n Feind,
Und thäten stets sich stellen
In jedem Kampf vereint.
Der Ein' ein Oesterreicher
Der Ander ein Preuße hieß,
Davon sein Land mit gleicher
Gewalt ein jeder pries.
Woher war denn der Dritte?
Nicht her von Oestreichs Flur,
Auch nicht von Preußens Sitte,
Von Deutschland war er nur.

Und als die drei einst wieder
Standen im Kampf vereint,
Da warf in ihre Glieder
Kartätschensaat der Feind.
Da fielen alle drei
Auf einen Schlag zugleich;
Der eine rief mit Schreie:
Hoch lebe Oesterreich!
Der Ander sich entfärbend,
Rief: Preußen lebe hoch!
Der Dritte, ruhig sterbend,
Was rief der Dritte doch?

Er rief: Deutschland soll leben;
Da hörten es die zwei,
Die rechts und links daneben
Sie sanken nah dabei;
Da richteten im Sinken
Sich beide nach ihm hin,
Zur rechten und zur Linken,
Und lehnten sich an ihn.
Da rief der in der Mitten:
Noch einmal: Deutschland hoch!
Und beide mit dem Dritten
Riefen's, und lauter noch.

Da ging ein Todesengel
Im Kampfgewühl vorbei
Mit einem Palmenstengel,
Und liegen sah die drei.
Er sah auf ihrem Munde
Die Spur des Wortes noch,
Wie sie im Todesbunde
Gerufen: Deutschland hoch!
Da schlug er seine Flügel
Um alle drei zugleich,
Und trug zum höchsten Hügel
Sie auf in Gottes Reich.

Allerlei.

Wie ein Schlachtgerücht entsteht. Wiener Blätter brachten neulich telegraphisch die Nachricht, daß bei Wildenschwert in Böhmen Kanonendonner einer nahen Schlacht vernommen worden sei. Die unschuldige Ursache zur Entstehung dieses Gerüchts bot ein Correspondent eines Prager Blattes, der von Wien nach Prag reiste. „Hören Sie, wie das kam", schreibt der schalkhafte Tourist: „Ein mir befreundeter Kaufmann in Wien hat mich, ein chinesisches Tam-Tam mitzunehmen und dasselbe in Prag einem Cavalier zu übersenden, der es für eines seiner Schlösser gekauft hatte. Das Tam-Tam wird bekanntlich oft bei Jagden gebraucht, um daraus das Zeichen zum Aufbruch zu geben, man kann auf demselben mit Hilfe des Schlägels helle und dumpfe Töne hervorbringen, die weithin hörbar sind. Ich fuhr allein in einem Eisenbahnwaggon eines Schnellzuges und langweilte mich entsetzlich. Schlafen konnte ich nicht, zu lesen hatte ich nichts, da fiel mein Blick auf das Tam-Tam, das verpackt neben mir lag. Aus purer Langweile packe ich die Trommelscheibe aus, hänge sie im Wagen auf und fange nun an, mit dem Schlägel bald leicht vibrirend, bald gewaltig darauf loszupaukend zu musiziren. Bald bemerke ich, daß die Passagiere überall auslugen und daß die Conducteure einander zurufen und in die Gegend hinausdeuten. Natürlich habe ich nichts Eilgeres zu thun, als mein Tam-Tam wieder einzupacken und mich ruhig zu verhalten. Auf der nächsten Wasserstation laufen die Reisenden zusammen. „Haben Sie schießen gehört?" ruft einer dem Andern zu, — „das war ein Kanonendonner — höchstens acht Meilen kann das sein. — „Was acht Meilen, das ist keine zwei Meilen." — Die Conducteure, die natürlich alles besser sehen und hören, bezeichnen genau die Gegend, von wo der Kanonendonner kam — und ich, ich schwieg selbverständlich. In Pardubitz wird der Kanonendonner bereits mit weiteren Details verbreitet, und als ich am nächsten Tagin Prag ausgehe und in ein Café trete, lese ich in einem Blatte eine jetztgedruckte telegraphische Depesche: „Reisende, die von Böhmisch-Trübau nach Wildenschwert fuhren, hörten in dortiger Gegend heftigen Kanonendonner."

Als sicheres Mittel gegen die Wasserscheu gibt Herr Pfarrer Obriet in Tremilly einen Aufguß der Spierstaude (Spiraea ulmaria) an. Man läßt eine Handvoll in einer Maß Wasser weichen und trinkt täglich drei Tassen. In neun Tagen soll die Wasserscheu geheilt sein.

Auflösung der arithmetischen Aufgabe in Nr. 55.
Die Stadt heißt: „Zug."

Bezeichnet man nämlich die einzelnen Unbekannten der Reihe nach mit x, y, z, so ergibt sich
x + y = 45. x + z = 32. y + z = 27,
welche Gleichungen bei der Reduction
x = 25 (Z)
y = 20 (u)
z = 7 (g) finden lassen,

Richtige Auflösungen gingen ein von: R. Fried aus Nürnberg; Dr. C. F. . . . . aus Augsburg: J. Hellmann aus Burghaßlach; A. Wertheimer, S. Morgenthau, J. Bamberger, J. Neumark, S. Heumann, D. Bärlein, Offenstadt und B. Bärlein von hier.

Eigenthum, Druck und Verlag von Albrecht Schröder. — Verantwortlicher Redacteur: K. Pfisterer.

Digitized by Google

Das Novellenbuch.

Unterhaltungsblatt zum „Fortschritt“ („Fürther Abendzeitung“).

Nro. 58. Donnerstag, den 19. Juli 1866. 2. Jahrgang.

Ein vergessener Kämpfer.

(Fortsetzung.)

Und wieder streckte die Göttin die Hand aus, und wieder neigte sich das gekrönte Haupt gegen den Schläfer. Und die Nebel zertheilten sich, Figur um Figur trat heraor, Colonne reihte sich an Colonne und kampfgerüstet stand das begeisterte deutsche Heer dem Feind gegenüber, bereit, die große Völkerschlacht zu schlagen für die Befreiung des Vaterlandes. Es war ein anderer Geist nun in den deutschen Männern, als da sie gezwungen wurden, die Eroberungsgelüste ihres Unterjochers befriedigen zu helfen. Jetzt zogen sie ihm unter dem Banner ihres Fürsten entgegen. Ihre Herzen dachten nicht an Blut, sie dachten an Sieg, an Freiheit. Und was ihre Herzen bewegte, das floß über ihre Lippen und die Stimme, die der Minister am Morgen in der Kirche gehört, die ihn so erschüttert hatte, dieselbe Stimme gab den Gefühlen der sich formirenden Streiter Ausdruck:

„Nun mit Gott wir wollen's wagen,
Fest vereint dem Schicksal steh'n,
Unser Herz zum Altar tragen,
Und dem Tod entgegen geh'n.
Vaterland, Dir woll'n wir sterben,
Wie Dein großes Wort gebeut,
Unj're Lieben mögen's erben,
Was wir mit dem Blut befreit.
Wachse, Du Freiheit der deutschen Eichen,
Wachse empor über unj're Leichen!
Vaterland, höre den heiligen Eid!“

Während des Gesanges zertheilten sich die Nebel. Das Bild zeigte sich klar und bestimmt. Es war ein düsterer, etwas neheliger Morgen. Die Sonne ruhte noch hinter ihrem Wolkenbette, aber die blutig rothe Sichel des Monds beleuchtete die Scene und die Truppen, die sich zum Kämpfen und Siegen bereiteten. Sie setzten sich in Bewegung; der Feind leistete heftigen Widerstand. Die Geschütze dröhnten, die Erde bebte, das Antlitz der steigenden Sonne war durch Dampfeswolken verdeckt. Auf beiden Seiten zeigte sich Muth, unerschütterliche Tapferkeit; auf beiden Seiten wußten sie, was es galt. Gerade in dem Centrum des Bildes, das vor dem Geiste des Schlummernden aufgerollt war, entbrannte der heftigste Kampf. Wie ein Hagelwetter, das der Sturm heraufjagt, brachen die Angreifer ohne sich an Zug und Glied zu binden, auf den in Pulverdampf gehüllten Feind los. Der linke Flügel der feindlichen Regimenter wurde übergeritten, und wie ein Strom, der den Damm durchbrochen hat, stürzten die kühnen Reiter in die Reihen der Feinde. Was ihnen vorkam, was ihnen entgegenstieß, wurde niedergehauen. Ueber die Fallenden setzten die folgenden Reihen der Vordringenden. Was der Säbel verschonte, zertraten die Pferde. Zweimal wurde ein Dorf genommen und zweimal wieder verloren. Zum dritten Male drangen die Tapfern vor, ein mörderisches Kartätschenfeuer empfing sie:

„Wie auch die Hölle braust,
Gott, Deine starke Faust
Stürzt das Gebäude der Lüge.
Führ' uns, Herr Zebaoth,
Führ' uns, dreiein'ger Gott,
Führ' uns zur Schlacht und zum Siege!“

Die Worte, die Stimme kam von den begeisterten Lippen der Vordringenden, der Fallenden. Ein feindliches Regiment Lanciers machte einen Angriff auf die deutschen Brüder. Der General, der es befehligte, schäumte vor Wuth. Die Erde bebte unter den Hufen der Heranstürmenden. Die Deutschen wichen einen Augenblick zurück; der tapfere Anführer machte ein kühnes Manöver, schwenkte seine Truppen und stürzte sich dann in die Flanke des Feindes. Es entstand ein entsetzliches Gemetzel, das ganze Regiment wurde vernichtet. Sie lagen niedergehauen auf dem Kampfplatz und die Sieger hielten ermattet an von der Blutarbeit. Viele hatten einen rühmlichen Tod gefunden, den Tod für das Vaterland. Die Lebenden schaarten sich um ihren Anführer. Der alte Blücher legte lobend die Hand auf die Schulter eines Hauptmanns einer kleinen Schwadron, der sich besonders hervorgethan hatte. Leuchtenden Auges blickte derselbe auf — er trug die Züge des alten

Digitized by Google

Veteranen, der von der Pensionsliste gestrichen war durch ein Versehen.

Das Bild zog vorüber und verschwand in Dünsten und ein neues entfaltete sich vor den Augen des Schlummernden. Wieder brach ein blutiger Tag an. Ein Dorf brannte. Es wurde ein Angriff gemacht, dasselbe zu nehmen. Die Flammen wütheten, sie schlugen über die Streitenden zusammen. Was die feindlichen Kugeln verschonten, vernichteten die brennenden herabstürzenden Balken. Es war eine schreckliche Scene.

Der Donner des Geschützes, das Prasseln des Gewehrfeuers, das Heulen der Flammen, das Zusammenfallen der brennenden Dächer, das Wimmern der Blutenden, das Aechzen der Sterbenden, das Rufen der Angreifenden — Alles sah, Alles hörte der Schlummernde. Ein grauenvolles Bild der schrecklichsten Zerstörung war vor ihm ausgebreitet. Das Feuer kreuzte sich in den Straßen. Jedes Haus war eine Festung, die mit Blut erobert werden mußte; jedes Fenster ein Schießscharte, jede Mauer ein Wall, jeder Garten ein Schlachtfeld.

„So geht's zum lust'gen Hochzeitsfest,
Der Brautkranz ist der Preis,
Und wer das Liebchen warten läßt,
Den bann der freie Kreis.
Die Ehre ist der Hochzeitsgast,
Das Vaterland die Braut;
Wer sie recht brünstiglich umfaßt,
Den hat der Tod getraut."

Sie fochten wie die Löwen. Jeder Einzelne war ein Held. Das Blutbad war so fürchterlich, daß die Kämpfer nicht mehr über die Haufen der Todten hinwegsteigen konnten. Endlich wehten ihre Fahnen auf den rauchenden Trümmern des Dorfes, den Hügeln der Erschlagenen. Der Abend brach an. Das vorüberziehende Bild zeigte die Wachtfeuer, an denen die Soldaten mit den Gewehren in den Armen von der Blutarbeit ausruhten. Feierliche Stille herrschte. Die ernsten Gesichter sprachen von der schrecklichen Wirkung des Kampfes, von der Wichtigkeit des Kommenden. Und wieder zeigte das Bild, daß ein Morgen heraufzog, der Morgen eines Bluttages. Die deutschen Truppen rückten gegen die Thore der Stadt vor. Das Thor, welches das Bild zeigte, war bald in den Händen der Angreifenden, die niederhieben, was ihnen entgegentrat. Es war ein furchtbares Gemetzel. Tausende lagen verstümmelt und verblutend. Der Donner des Geschützes rollte wie ein Gewitter durch die Straßen. Die Stadt war von einer Dampfwolke eingehüllt. Die Schützen schossen und die Husaren hieben ein auf den Feind, der endlich die Waffen von sich warf und um Erbarmen bat, wo er sonst verachtet hatte. Die Sieger trieben ihn haufenweise vor sich her. Die Thüren der Häuser öffneten sich. Die geängstigten Bewohner brachten herbei, was sie an Lebensmitteln hatten, und in den blutgetränkten, mit Leichen bedeckten Straßen saßen die ermüdeten Kämpfer und aßen.

Schauernd blickte der Schlummernde um sich, immer noch neue Scenen zeigte das Bild. Sein Sträuben half ihm nichts, er mußte sehen. Immer hatte er den tapfern jungen Hauptmann, der die Züge des alten Veteranen zeigte, im dichtesten Getümmel bemerkt.

Er hatte gesehen wie sein Pferd unter ihm getödtet war, und er glaubte, er sei erlegen. Nun kam er an der Spitze seines Bataillons durch den Hohlweg gesprengt, der an der andern Seite von Gärten eingeschlossen war. Offenbar glaubte er Schutz zum Ausruhen zu finden. Aber eine dem Häuflein weit überlegene Schwadron Franzosen überfiel die Braven. Einer nach dem Andern fiel. Der feindliche Anführer erlag unter dem Säbel des tapfern Hauptmannes, gegen den sich nun die Uebrigen wandten.

„Vater, Du führe mich!
Führ' mich zum Siege, führ' mich zum Tode!
Herr, ich erkenne Dein Gebote!
Herr, wie Du willst, so führe mich.
Herr, Du, segne mich!"

So erklang es leise und feierlich. Noch kämpfte der Tapfere, schon tönte das „Hurrah!" der anrückenden Freunde durch den Hohlweg, da schlug eine Kanonenkugel in die Erde, prallte zurück und schlug dem Pferd des Hauptmanns einen Fuß ab. Er selbst bekam einen Hieb über die Stirn, einen Pistolenschuß in den Arm — und fiel zu Boden.

Der Schlafende stieß einen Schrei aus und fuhr empor — der Zauber war gebrochen. Minerva und ihre Gebilde verschwanden, die Musik verstummte. Es herrschte die Stille der Mitternacht in dem vom Mondlicht erhellten Zimmer des Mi-

Digitized by Google

nisters. Die Glocke schlug zwölf, der Christtag war vorüber.

Der Minister ging durch das Zimmer, um sich von seiner Erstarrung zu befreien. Schwer lag, was er gesehen auf seinem Geiste. Gewiß — sein Schlummer, sein Traum war kein Zufall. Konnte er nun noch sagen, daß das Alter die Glieder steif mache und daß Stirnwunden in Straßengefechten errungen werden könnten? Konnte er das Gesuch des alten Veteranen nun noch bei Seite schieben? Des Veteranen, den er wie einen Löwen im dichtesten Getümmel hatte fechten sehen, dessen Barmherzigkeit gegen einen Andern das eigene Leben in die Schanzen geschlagen hatte?

Und wie wollte er jetzt die Frage des Neffen beantworten, die ihm so viel zu schaffen gemacht hatte, die Frage: „Hast Du nie geliebt, Onkel?"

(Fortsetzung folgt.)

Auf dem Schlachtfelde von Custozza.

Der bekannte Florentiner Deputirte Petrucelli della Gattina veröffentlicht in französischen Blättern folgende Schilderung des Schlachtfeldes von Custozza, das er in der Nacht vom 24. auf den 25. Juni besucht hat:

„Jenseits Rosegaferro schlugen die Schallwellen von Trompeten-Fanfaren an unser Ohr. Wahrscheinlich war es Bixio, der den Rückzug beschloß und die Feldmusik seiner Regimenter dazu aufspielen hieß. Dieser excentrische General ist eben zu Allem fähig. Einige Schritte davon stießen wir auf die erste Gruppe von Todten. Wir stiegen nun von unsern Pferden ab. Der bleiche Strahl des Mondes zeigte uns, daß es Ungarn waren. Mit einer Wagenlaterne, die wir bei uns hatten, beleuchteten wir ihre Gesichter; sie waren schwarz wie die von Negern! Ihre Augen standen weit offen; von den Füßen hatte man ihnen die Schuhe abgezogen; ihre Taschen waren umgewendet. Man hatte sie wahrscheinlich hier zusammengelegt bis dahin, wo der Karren, der sie nach der Grube transportiren sollte, eintreffen würde. Wir befanden uns also im Bereiche der Action.

Im Osten und Westen schloß ein Vorhang aus weißgrauen Dünsten, im Norden eine Reihe von Hügeln gleich schwarzen Wolken den Horizont ab. Zu unserer Rechten ragten die weißen Linien von Villafranca in die Luft empor. Wir standen auf der Rione-Brücke. Von da wendeten wir uns links, gegen Fornelli, um unsere Pferde in einem Maierhofe unter Dach zu bringen und hierauf unsern Marsch zu Fuß fortzusetzen. Auf jedwede Begegnung vorbereitet, waren wir gleichwohl bedacht, sie zu vermeiden. Was wir am meisten zu fürchten hatten, waren die Nachzügler und Maraudeurs, sowie die Bauern, welche sich wie die Würger herschleichen, um die Leichname zu plündern und die noch nicht ganz Todten vollends abzuthun. In dem Maierhofe fanden wir nur eine kranke, vor Schrecken blödsinnig gewordene Frau; alles Andere: Einrichtungsstücke, Hausgeräthe und lebende Wesen, war verschwunden. Die Verwüstung in der Natur ist poetisch; im Bereiche der von Menschenhand geschaffenen Gegenstände flößt sie Entsetzen ein. Kanonenkugeln hatten die Bäume des Pachthofes niedergestreckt, die Mauern durchgeschlagen; die Hecken waren niedergerissen, die umliegenden Felder zerstampft. Keine Leichname. Was war an diesem Orte geschehen? Das Gräßliche hatte hier nicht einmal eine Sprache.

Wir brachen entschlossen gegen Custozza auf. Es war nahe an Mitternacht. Die Wolken ballten sich zusammen; einzelne Blitze verkündeten bereits das Herannahen eines Gewitters. Wir hatten noch nicht hundert Schritte gemacht, so befanden wir uns auf der Stelle, wo das Handgemenge am furchtbarsten gewüthet haben mußte. Körper aus denen jedes Lebenszeichen entflohen ist, beobachten wir fast gar nicht mehr. Die Leichname haben fast alle dieselbe Lage: ausgestreckt auf dem Bauche oder auf dem Rücken liegend. Selten findet man solche, welche die Seitenlage einnehmen, gekrümmt, zusammengezogen, mit von den Wirkungen des Schmerzes verzerrten Gliedern dahinliegen. Der Tod ist eine gewaltige Streckmaschine. Anders ist es, wenn man den Leichen ins Antlitz sieht. Hier hat der Starrkrampf seine furchtbare Spur, der Wille sein Gepräge, die Leidenschaft ihren Stempel aufgedrückt. Gewöhnlich sind die Augen offen, die Lippen zusammengezogen, der Mund halb geöffnet, die Haut marmorartig gefleckt — was den Gesichtern allen einen unheimlich-wilden Ausdruck verleiht. (Forts. folgt.)

Digitized by Google

Feiges Philistergeheul.

Höchst bedenklich ist die Lage —
Wohl dem Bürger in der Stadt,
Der für gut und böse Tage
Etwas in der Schublad' hat:
Schwarz-Roth-Golden zwanzig Ellen,
Zwanzig Ellen Schwarz und Weiß;
Vorsicht ist in allen Fällen
Löblich, ihr gebührt der — Preuß.

Nach dem Glück der Schlachten richtet
Sich ein kluges Publicum;
War das Telegramm erdichtet,
Schlägt auch die Gesinnung um.
Es mit Keinem ganz verderben
Ziemt dem Mann von Billigkeit —
Aber muß es sein, — zum Sterben
Ist es dann — noch immer Zeit.

Waffenstillstand? — Gottes Segen!
Wünschen muß es Jedermann,
Schon des Blutvergießens wegen; —
Daß — man ruhig schlafen kann.

Und im Glanz der Friedenssterne,
Ist es auch kein dauernd Glück,
Zieh'n die Lieben aus der Ferne
Wieder auf Besuch zurück.

Was es ist noch nicht entschieden?
Preußens Fordrung ist zu groß?
Lieber einen faulen Frieden
Als dies ungewisse Loos!
„Preußisch werden das wär gräulich!
Schwarz und weiß als wie ein Sarg!
Zwar der Bismarck ist abscheulich
Aber doch noch nicht so arg! . . .“

Doch wenn deutsches Volk und Lande
An den Franzmann er betrög' . . . .
Ha! — ich wär vielleicht im Stande,
Daß ich da den Säbel zög'!
Gott verhüte es in Gnaden! —
Aber gibt den Rhein man hin . . .
Geh' ich unter die Soldaten
Wann ich — noch in Deutschland bin!

(Frankf. Laterne.)

Allerlei.

Richard Wagner und seine Münchener Feinde. Wir lesen im Berner „Bund“: Von Richard Wagner erhalten wir mit Bezug auf unsere Münchener Correspondenz in Nr. 154 des „Bund“ eine verbindliche Zuschrift, in welcher derselbe sich veranlaßt sieht, wenigstens in andeutender Weise sein seit vorigem Winter unverbrüchlich beobachtetes eigenes Schweigen in Betreff gewisser Versicherungen zu brechen, welche in München, eben weil von ihm noch nicht widersprochen, mit Zuversicht gegeben und aufgenommen werden. Herr Richard Wagner gibt hierauf folgende wörtliche Versicherung: „Wenn ich auf Behauptungen, wie: ich hätte „in nicht zu vertheidigender Weise die Kasse des Königs buchstäblich mit Sturm belaufen“, oder „ein abgefeimtes Wettrennen auf die Cabinetskasse“ gehalten, bisher noch in keiner Art entgegnet habe, so ist dies einzig aus dem Grunde geschehen, weil ich mit der Aufdeckung der jenen Behauptungen zu Grunde liegenden Lügen und Verläumdungen nothwendigerweise einen Zustand der Dinge und Verhältnisse berühren mußte, mit deren öffentlicher Bezichtigung ich mich in die Lage gebracht hätte, zur Unzeit den Entschließungen und Handlungen meines erhabenen Beschützers vorzugreifen. Da ich von diesen Entschließungen nicht nur meine persönliche Rechtfertigung, sondern zugleich eine bedeutungsvolle, weithin sich erstreckende allgemeine Wirkung zu erwarten gerechtesten Grund habe, so wird es Freunden eines ehrenwerthen Benehmens nicht unwillkommen sein, von meinem Schweigen, selbst wenn ich es jetzt noch fortsetze, sich eine vortheilhaftere Meinung zu bilden, als es bisher ihnen möglich zu sein schien, und namentlich hoffe ich, daß auch Ihr geehrter Münchener Privat-Correspondent in Zukunft nach dieser Seite hin mit etwas mehr Vorsicht sich äußere.“ Wir haben von dieser Zuschrift um so lieber Notiz genommen, als uns das Geheul einer gewissen Presse über die Beziehungen des jungen kunstsinnigen Königs zu Richard Wagner, in Anbetracht der meist nichts weniger als edlen und patriotischen Motive, längst mit Ekel erfüllt hat.

Kindermord. In London ist die geringe Zahl unehelicher Geburten kein Zeugniß für größere Sittlichkeit, denn es ist festgestellt, daß es daselbst 12,000 Frauen gibt, welche ihre Kinder ermorden. Das Gesetz verfährt gegen Kindermord mit größter Nachsicht, und das Tödten eines nicht vollständig geborenen Kindes ist nach englischem Recht ein nur zweifelhaftes Verbrechen. Der Vater eines unehelichen Kindes darf in England nicht verfolgt werden und der Mutter fällt alle Last der Ernährung und Erziehung zu. Aber die Kindermorde sind auch in fortwährendem Steigen. In Europa nimmt England mit der Zahl seiner unehelichen Geburten deßwegen auch erst die fünfte Stelle ein, in Bezug auf Moral jedoch wohl auch die unterste und letzte.

Rechnungs-Aufgabe.

Ich kaufte jüngst einem Bauer drei Wagen mit Heu beladen ab; um mich orientiren oder Rechnung stellen zu können, ließ ich den ersten und zweiten Wagen zusammenwiegen und erhielt ein Gewicht von 68 Zentnern, ferner ließ ich den zweiten und dritten Wagen wiegen, diese wogen zusammen 75 Zentner, und endlich den dritten und ersten, diese wogen 71 Zentner. Ein jeder Wagen wog leer 7 Zentner. Wie viel hatte jeder Wagen Heu auf sich?

Auflösung des Buchstaben-Rebus in Nr. 54.
Fundament.

Eigenthum, Druck und Verlag von **Albrecht Schröder.** — Verantwortlicher Redacteur: **K. Pfisterer.**

Digitized by Google

Das Novellenbuch.

Unterhaltungsblatt zum „Fortschritt“ („Fürther Abendzeitung“).

Nro. 59. Montag, den 23. Juli 1866. 2. Jahrgang.

Der Mönch.

(Fortsetzung.)

Im Prämonstratenser Orden wurde die Verletzung der Keuschheit mit ewiger Einkerkerung, die übrigen Verbrechen, einschließlich Todschlag, mit zeitiger Einsperrung bestraft.

Das Strafgesetzbuch der Karmeliten erkennt ebenfalls auf ewige Einkerkerung mit periodischen Züchtigungen.

Das der Karthäuser erkennt die Einsperrung auf Lebenszeit bei Todtschlag, Fälschung und Unenthaltsamkeit.

Die schwerste Strafe war das In-pace, gewöhnlich die Einmauerung genannt.

Die Erfindung dieser schrecklichen Strafe gehört dem Alterthume an. Den Mönchen aber gebührt das traurige Verdienst, das Heidenthum in der Unmenschlichkeit erreicht und den Beweis geliefert zu haben, daß der Fanatismus dieselben Gräuel hervorbringt. Die älteste Beschreibung des In-pace liefert uns Plutarch, wo er von der Bestrafung der römischen Vestalen spricht:

Man grub, sagt er, in der Nähe der Collinischen Pforte eine tiefe Grube, baute in derselben eine enge unterirdische Zelle, in welche man auf einer Leiter hinabsteigen konnte und brachte in dieselbe ein Bett, eine brennende Lampe, ein Brod, Wasser, Honig und Milch. Die verurtheilte Vestalin wurde auf einer mit schwarzen Tüchern bedeckten Tragbahre mit geknebelten Gliedern und ganz verhüllt, so daß sie weder gesehen, noch gehört werden konnte, in langsamem Schritte und lautlosem Schweigen herbeigeführt. Der Zug ging über das Forum. Es war ein grausiges Schauspiel, sagt Plutarch, und Rom war nie trauriger, als an diesem Tage. An Ort und Stelle angelangt, wurden die Hüllen und Stricke entfernt; der Oberpriester murmelte mit zum Himmel gehobenen Händen einige Gebete über die Verurtheilte, führte sie an das Ende der Leiter, welche sie hinabsteigen mußte und entfernte sich darauf mit den übrigen Priestern. Die Leiter wurde aufgezogen, die Oeffnung verschlossen und mit Erde bedeckt, bis der Boden vollkommen eben war.

Hören wir nun, was Mabillon in seinen „Betrachtungen über die Gefängnisse der religiösen Orden“ sagt:

Das Vade in pace, ein scheußliches Gefängniß, in das kein Licht zu dringen vermochte, war für diejenigen bestimmt, welche darin ihr Leben beschließen sollten. Man hält für den Erfinder desselben den Prior des Klosters Sainte-Martin-des-Champs, der nach Peter dem Ehrwürdigen eine unterirdische Zelle in Form eines Sarges erbauen ließ um darin einen Elenden, den er für unverbesserlich hielt, einmauern zu lassen. Er fügt hinzu, daß dies Beispiel große Nachahmung fand und die Weltgerichtlichkeit über solche Barbarei dem Könige Vorstellungen gemacht habe. [1])

Die Ceremonie der Einmauerung war folgende:

War der Verurtheilte ein Priester, so wurde er zuerst degradirt, d. h. seiner priesterlichen Würden entkleidet; dann führte man ihn, nur mit dem Sterbehemde angethan, nach dem Ort der Einmauerung. Vor ihm her wurde ein umgekehrtes Crucifix getragen und hinter ihm her gingen die Akoluthen mit ausgelöschten Wachskerzen nebst zwei andern dienenden Brüdern, von denen der eine ein Rauchfaß, der andere ein Weihwasserbecken trug. Der Zug bewegte sich in langsam abgemessenem Schritte und während desselben recitirten die ihn begleitenden Brüder, ihre Kapuzen tief ins Gesicht gezogen, mit niedergeschlagenen Augen und die Hände unter dem Scapulir versteckt, in schauerlichem Gemurmel die Grabgebete. Fand die Ceremonie an einem

[1]) Conquestus de horribili rigore quem monachi exercebunt adversus monachos graviter pecantes, eos coniiciendo in carcerem perpetuum, tenebrosum et obscurum, quem Vade-in-pace vocitant. Klagen des Erzbischofs Stephan von Toulouse an den König Johann gerichtet, vom Jahre 1088.

Digitized by Google

Morgen statt, so wurde eine Sterbemesse für die Seelenruhe des Verurtheilten gehalten, der von dem Bahrtuche bedeckt, diesem Gottesdienste beiwohnte. Bei der Grube angekommen, wurde das Libera gesungen, die Gruft mit Weihwasser besprengt und der Verurtheilte incensirt. Man reichte ihm ein drei- bis vierpfündiges Brod, einen Krug mit Wasser und eine geweihte Kerze und zwang ihn in das Gewölbe, dessen Oeffnung sofort vermauert wurde, hinabzusteigen.

Das war die Ceremonie des In-pace.

Dom Claude hatte sie in seine Regel aufgenommen und alle Formalitäten genau vorgesehen.

Bei den Franciscanern wurden Vergehen gegen die Keuschheit mit dem Tode durch Feuer bestraft. [2])

Soweit ging der Hochmuth und die Herrschsucht der Mönche, um in keinem Falle die weltliche Gerechtigkeit in ihre Angelegenheiten eingreifen zu lassen und der Oeffentlichkeit die Schandflecken des Klosterlebens zu verbergen. Das sind die der Humanität durch die Klöster erwiesenen Wohlthaten! Pocht immerhin auf ihre Heiligen, ihre Studien! Wir verweisen euch auf ihre In-pace, auf ihre Marterkammern, ihre Foltern und geheimen Auto-da-Fe's, die alle den Zweck hatten, die Menschheit im Wahne zu erhalten, daß es in der Kutte und innerhalb der Klostermauern nur Heilige, über die Macht der Leidenschaften erhabene Seelen gäbe. (Forts. folgt.)

Auf dem Schlachtfelde von Custozza.

(Fortsetzung.)

Nicht einer hatte in seinem Angesicht ein Merkmal der Ruhe aufzuweisen; sollte Keiner einen versöhnlichen Gedanken gehegt haben? Hinter einer Hecke fand ich zwei Leichname wie in einer Umarmung begriffen; sie lagen aber nur nahe beisammen. Es waren zwei Officiere, die gleichsam einen Zweikampf mit einander ausgefochten: der Oesterreicher hatte seinen Säbel mitten durch den Bauch des Italieners gestoßen, dieser den seinigen bis ans Heft in die Brust seines Gegners gebohrt, und Beide waren miteinander zugewendetem Antlitz gefallen.

Nur mit Mühe können wir jetzt vorwärtsschreiten. Der Boden ist von den Projectilen aufgewühlt; nicht Ein Baum steht aufrecht oder ist unversehrt; keine Spur mehr von jener prachtvollen Vegetation, die noch gestern den Ruhm des Herrn verkündete. In der Entfernung sehen wir ein Dutzend Lichter gleich Glühwürmchen flimmern; es sind Leute, die von Custozza herkommen. Zu unserer Linken macht sich das Knarren von schlechtgeschmierten Rädern vernehmlich. Es sind muthmaßlich die Fuhrwerke zum Abholen der Verwundeten. Wir entfernen uns in anderer Richtung, mit Mühe innerhalb der Haufen von geleerten Säcken, Käppis und Gewehren, welche den Boden überdecken, vordringend; hier ist eine Gruppe von Grenadieren, welche ein Reiter-Angriff über den Haufen geworfen; dort eine Compagnie Croaten, vom Kartätschenfeuer niedergeschmettert; zur Linken ein Dutzend Bersaglieri, sämmtlich oberhalb der Schenkel entzweigehauen; rechts Jäger, denen das Bajonnet den Bauch aufgeschlitzt; die Cavallerie hatte ein Infanterie-Regiment (Hohenlohe, sagt mein Reisegefährte) überfallen und niedergesäbelt (!). Nicht Ein italienischer Soldat, der auf der Brust noch seine silberne Militärverdienstmedaille gehabt hätte. Sämmtlichen Leichnamen sind die Schuhe von den Füßen abgezogen. Die getödteten Pferde liegen auf oder zwischen den todten Körpern der Menschen, ihrer Herren. Vor dem Tode sind alle Geschöpfe, zweifüßige wie vierfüßige, gleich.

Ein Geräusch veranlaßte uns, unsere Schritte nach einem Graben hinzulenken: es ist ein Pferd, das unter einem Munitionskarren begraben liegt und mit den Hufen dagegen stampft. Wir schneiden die Stränge ab, schieben den Karren beiseite und machen das Thier frei. Wieder auf seinen Beinen stehend schaut es einen Augenblick wie verdutzt um sich; dann wiehert es zweimal und sprengt querüber die Felder, wie von Dämonen verfolgt.

[2]) Statut. generalia Fratrum min. 1640 probata et publicata Parisiis a. 1641. Cap. VI. Nr. 156: In nefaudis autem superadditur ignis. Der Text vom Jahre 1613 sagt: Decernimus quod si crimen sit infandum poena ignis torqueantur rei. Und Cap. VI. liest man: De poenis contra castitatis transgressores. Verum si quispiam religiosus nefaudum crimen perpetraverit nudus, omnino cum solis femoralibus coram communitate egrediatur, manibus ligatis, et graviter flagelletur cum psalmo Miserere mei, Deus, et leviusculis flammis hinc inde circumpositis quodammodo comburendus detur et ad perpetuos carceres irrevocabilitur damnetur.

Digitized by Google

Die Lichter nähern sich jetzt: es ist die von Custozza abgesendete Ambulance, welche das Schlachtfeld abzusuchen beginnt. Wir ziehen uns hinter die Weiden am Rande des Grabens zurück, in dem das Pferd lag, und lassen die Gefährte an uns vorüberziehen. Nicht Ein Wort wird auf ihnen laut. Dieses Schweigen der lebenden Creatur verursacht uns einen Schauder. Wir wenden uns links jenem Dreieck zu, das von Custozza, Ganfardine und Somma Campagna gebildet wird. Der Regen ergießt sich neuerdings; dumpfer Donner grollt. neue Lichter werfen ihren irrenden Schimmer über die leichenbedeckte Fläche hin. Plötzlich schlägt ein Klagelaut an unsere Ohren; wir stürzen nach der Stelle hin, von woher er gekommen: abermals Schweigen. Zwei Minuten später entwindet sich ein leiser Schrei, schwach wie ein Seufzer, derselben Brust. Etwa dreißig todte Italiener und Oesterreicher liegen da in einer kleinen Einsenkung des Bodens bunt durch- und übereinander: die Füße des Einen auf dem Gesichte des Andern; der Croat unter dem Versagliere, der sich darüber hin ausstreckt; der österreichische Artillerist zwischen den Beinen des italienischen Grenadiers. Wir nähern uns und beginnen die Leichname auseinanderzulegen. „Wasser! Wasser!“ ruft eine Stimme. Wir richten den Sterbenden auf, während der Graf ihm seine mit einem Gemenge von Wasser, Caffee und Cognac gefüllte Feldflasche an den Mund hält. Der Verwundete schlürft gierig einen langen Zug und fällt zurück. An einigen Worten, die er stammelt, erkenne ich, daß er ein Romagnole ist. Sein Oberkleid öffnend, sehen wir, daß seine Brust von einer Kugel durchbohrt ist.

Weitere hundert Schritte bringen uns an eine Stelle, wo es einem Schlachthaus nicht unähnlich aussieht. Gott, was ist denn da vorgegangen? Hunderte von Leichnamen bedecken den Boden, daß kein Fleckchen Erde sichtbar wird. Es war ein viereckiger Raum auf der Spitze eines kleinen Hügels, rings um ein von der Artillerie zerstörtes Haus. Auf einer ersten, von der Cavallerie zerstampften Schichte Todter lag eine zweite, welche die Artillerie zermalmt hingestreckt hatte, und darauf folgten neue und immer neue Schichten. Alles war durcheinander gemengt. Man hatte sich hier mit allen Waffen geschlagen. Fetzen menschlicher Glieder, nach allen Richtungen geschleudert, wiesen darauf hin, daß Kartätschen und Granaten ihr gräßliches Zerstörungswerk hier geübt. Furchtbare Wunden im Gesicht, am Halse und an den Schultern ließen erkennen, daß die Cavallerie schrecklich gewirthschaftet haben mußte. Zerschmetterte Schädel deuteten an, daß hier Revolver aus unmittelbarster Nähe abgefeuert worden. Weitklaffende Brusthöhlen, zerrissene Unterleiber gaben kund, welch' schreckensvolle Arbeit hier Mann gegen Mann, Leib an Leib, Gesicht gegen Gesicht, die blanken Waffen, Säbel, Bajonnette und Lanzen, vollbracht hatten. Und zwischen den Körpern der Erschlagenen und den Cadavern von Pferden verstreut lagen Flinten, Revolver, Säbel, Kanonen, Munitionskasten, Czakos, Patrontaschen, Brotsäcke; Cavallerie, Infanterie, Artillerie, Alles untereinander vermengt: der Soldat den Officier zermalmend, das Pferd den Menschen, die Laffette das Pferd. Rothe Bächlein rieselten von allen Seiten über die Abhänge des Hügels hinab.

(Fortsetzung folgt.)

Sonderbare Rechnung.

Ein neues Pariser Blatt, „l'Employé“, erzählt folgende Anecdote: An einem Montagmorgen erbat sich ein Commis bei seinem Vorgesetzten auf dem Büreau die Erlaubniß, 48 Stunden wegen Familienangelegenheiten weglbeiben zu dürfen, und wurde es ihm zugestanden. Indessen der junge Mann kam die ganze Woche nicht aufs Comptoir, sondern erst den darauffolgenden Montag. „Wie kommt es,“ rief der Chef erzürnt aus, „daß sie die ganze vorige Woche ausblieben?“ — „Sie gaben mir,“ erwiderte der Angestellte, „die Erlaubniß.“ — „Ich bewilligte Ihnen nur 48 Stunden und nicht sechs Tage,“ sagte der Vorgesetzte. — „Entschuldigen Sie,“ versetzte der junge Mann, „ich beanspruchte genau die Zeit, welche Sie mir bewilligten; wir arbeiten 8 Stunden pr. Tag und 6mal 8 sind 48 Stunden. Ich hatte doch nicht nöthig, erst für die Nacht und für die andern Stunden um Erlaubniß zu ersuchen, in denen ich nicht komme!“ — Von dieser Zeit an wird genauer angegeben, wie lange die Angestellten sich künftig mit Erlaubniß von den Büreaus entfernen können.

Digitized by Google

Westfälisches Sommerlied.

Bei Wetterschein und Regenguß
Und in der Sonne Strahlen,
Wie thust du freudig Schuß auf Schuß,
Du Saat im Land Westfalen;
Du Hellwegsroggen schlank und schwank,
Korn sieben Fuß und drüber lang,
Wie herrlich stehst und reifst du!

„Ich reif' und wachse mit Gewalt,
Es triefst das Jahr von Segen;
Vollauf, zu sättigen Jung und Alt,
Reif' ich an allen Wegen.
Doch weißt du nicht, o Wandersmann,
Daß heuer mich nicht ernten kann
Wer frohen Muths mich sä'te?

„Hinaus durch meiner Aehren Rauch,
Hinaus in Reih'n und Rotten,
Die Faust geballt, die Thrän' im Aug',
Zog er von Kamp und Kotten;
Die Trommel rief ihn und das Horn:
Er soll des deutschen Bruders Korn
Im Bruderkrieg zerstampfen.

„Wer holt denn nun zum Erntetanz
Die schmucken Dirnen heuer?
O weh! wer schwingt den Erntekranz,
Wer pflanzt ihn auf die Scheuer?
Es ist ein Schnitter, der heißt Tod,
Der mäht dieß Jahr mit Kraut und Loth —
Ich weiß, wer ihn gedungen!

„Es singt ein Vöglein auf der Haar:
Am Elbstrom und am Maine,
Da liegt, der hier ein Pflüger war,
Erschlagen auf dem Raine.
Er war der Seinen Stolz und Lust,
Ein Bruder schoß ihn durch die Brust:
Ich rausche leis im Winde."

Ferd. Freiligrath.

Allerlei.

Eine junge Dame klagte dem Arzte ihr Uebel, das sich besonders durch Brustbeengung äußerte. „Liebes Fräulein," sagte der Arzt, „Sie haben Alpdrücken." — „Alpdrücken?" war die erstaunte Gegenfrage, „ich dachte, das hätten nur die Schweizer!"

Arithmetische Aufgabe.

Die Vorsteherin eines Instituts läßt zu leichterer Beaufsichtigung der Pensionairinnen das Local so bauen, daß es ein Quadrat mit 9 Zimmern bildet; die 8 äußeren für die Kleinen, das mittlere für sich. Ihre 24 Mädchen vertheilt sie nun so, daß je drei in ein Zimmer zu wohnen kommen, doch gestattet sie ihnen, sich in den drei auf einer Seite gelegenen Zimmern beliebig aufzuhalten.

Die Mädchen bemerken bald, daß die Gouvernante nie im Ganzen sie zählt, sondern nur immer darnach sieht, ob in drei Zimmern einer Seite neun Mädchen sich befinden, und sie unternehmen es daraufhin, sich der strengen Aufsicht unbemerkt zu entziehen. Vier von ihnen — so rechneten sie — könnten ihre auswärtigen Freundinnen besuchen, denn die 20 übrigen Mädchen könnten die Zimmer auch in der Art besetzen, daß in dreien je auf einer Seite gelegenen Zimmern stets 9 Mädchen sich zählen ließen. Ja, sie berechneten, daß jedes der vier heimlich entfernten Mädchen sogar eine Freundin mit zurückbringen könne, denn 28 ließen sich auch so vertheilen, daß die Gouvernante bei ihrer Zählungsweise keine Aenderung in der Personenzahl fände.

Die Mädchen führten es aus; der Leser gebe nun Bescheid:

1) Wie vertheilten sich die 20 zurückgebliebenen?

1) Wie brachten die 24 ihren Besuch von vier fremden Mädchen bei sich unter, ohne die Zahl 9 auf einer Seite des Locals zu verfehlen?

Auflösung der Rechnungs-Aufgabe in Nr. 58.

Die Gewichte des Heues auf den drei Wagen seien x, y, und z; daher:

I. $x + y = 68 - 14 = 54$,
II. $y + z = 75 - 14 = 61$,
III. $x + z = 71 - 14 = 57$.

aus { II. $y + z = 61$; I. $x + y = 54$;

IV. $z - x = 7$
III. $x + z = 57$

VI. $2z = 64$,
$z = 32$;

aus { II. $y + z = 61$, III. $x + z = 57$.

V. $y - x = 4$
I. $x + y = 54$

VII. $2y = 58$,
$y = 29$;

folglich $x = 25$.

Der erste Wagen enthielt also 25, der zweite 29 und der dritte 32 Zentner.

Sämmtliche eingegangene Auflösungen sind richtig.

Eigenthum, Druck und Verlag von Albrecht Schröder. — Verantwortlicher Redacteur: K. Pfisterer.

Digitized by Google

Das Novellenbuch.

Unterhaltungsblatt zum „Fortschritt“ („Fürther Abendzeitung“).

Nro. 60. Donnerstag, den 26. Juli 1866. 2. Jahrgang.

Ein vergessener Kämpfer.

(Fortsetzung.)

Der alte Veteran konnte am andern Morgen das Bett nicht verlassen, er hatte sich sehr erkältet. Vielleicht hatte ihn der Zugwind erfaßt, als er mit unbedecktem Haupte in der Vorhalle der Kirche gestanden, um sein Großkind zu erwarten. Er hatte während der Nacht Fieber gehabt und unzusammenhängend gesprochen.

Erst hatte ihn sein Gesuch beschäftigt, er hatte sich dem Minister gegenüber geglaubt und eine rührende Ansprache gehalten, um ihn für sich zu gewinnen. Dann hatte er von den Schlachten der Vergangenheit gesprochen, hatte geglaubt, er stehe an dem Ufer der Berezina und könne nicht hinüberkommen, hatte den Versinkenden helfen, die Verwundeten trösten wollen; hatte Vorfälle aus den Kämpfen der großen Völkerschlacht erzählt, hatte sich fallen sehen, nachdem er den Todesstreich empfangen, und dann von der Vergangenheit zur Gegenwart überspringend, den Traum mit der Wirklichkeit verwechselnd, hatte er Archimbald, den er offenbar neben sich geglaubt, angefleht, nicht durch Treulosigkeit das Herz der armen Molly zu brechen, die ihn liebe und die Niemand habe in der weiten Welt, nachdem er, ihr Großvater nun gestorben sei. Dann hatte er sich aufgerüttelt, hatte Molly gebeten, ihm die Kriegslieder zu singen, die er während des Feldzuges mit seinen Kameraden gesungen und war endlich gegen Morgen eingeschlummert.

Der treue Hund war in der angstvollen Nacht der Gefährte Molly's gewesen. Sie hatte mit Bangen an dem Lager gesessen, auf dem die gebrechliche Hülle ihres einzigen Verwandten sich rastlos hin- und hergewälzt, und der Hund hatte am Fußende gelegen, hatte zuweilen winselnde Töne von sich gegeben, als ob er vollkommen verstehe und fasse, was vorgehe, und als ob er bekunden wolle, daß das junge Mädchen nicht allein leide. Sobald der kurze Decembertag seinen ersten Schein in das Zimmer warf, eilte Molly, den Arzt herbeirufen zu lassen.

Bald saß der Mann der Wissenschaft an dem Bette, blickte prüfend auf den Alten, und dann auf die junge Pflegerin, die mit der stillen Angst im Gesichte an der andern Seite saß und die Hand des Großvaters hielt. Er trat an das Fenster und winkte ihr.

„Mein Kind,“ sagte er mit sichtbarer Theilnahme, „es ist nichts als ein Schnupfenfieber, das weichen wird, wenn der Geist des Kranken beruhigt und aufgeheitert werden kann. Ist das nicht möglich, so kann bei aufgeregtem Gemüth selbst ein Schnupfenfieber in diesem Alter lebensgefährlich werden. Kann seine Hoffnung nicht erfüllt werden, dann ist die Erregung einer falschen Hoffnung schon ein Palliativmittel, dessen Anwendung Sie nicht verschmähen dürfen. Thun Sie Ihr Bestes.“

„Das Palliativmittel bleibt mir immer noch,“ dachte Molly, nachdem der Arzt gegangen war. „Warum nicht vor seiner Anwendung erst einmal versuchen, ob sich nichts Radicales erlangen läßt? Warum nicht geradezu zu dem Minister gehen, in dessen Händen das Schicksal des Gesuches ruht, wie Großvater sagt? Warum zögern, zu thun, was ich kann, und für ihn, der mich stets geliebt hat und der Alles ist, was ich in dieser Welt habe? Ist der Minister ärgerlich auf Großpapa, vielleicht gegen mich eingenommen, wegen Archimbald — warum dann nicht das Leid allein auf mich nehmen, und ihm versprechen, handeln zu wollen, wie er es wünschen mag, um nur Großpapa zu helfen?“

Und die Liebe, die ihr in den letzten Tagen so wunderbare Offenbarungen über ihr eigenes Herz gebracht, lehrte sie nun, mit Tact und Klugheit ausüben, was sie so opferfreudig übernahm. Sie eilte in ihr Zimmer und kleidete sich an zu dem schweren und doch leichten Gange, und stand bald mit klopfendem Herzen vor der Thür des vornehmen Mannes.

Er war zu Hause, sie ließ ihn um eine Unterredung bitten.

Digitized by Google

Er saß in dem Lehnstuhl, in welchem er am gestrigen Abend geschlummert und so wunderbar geträumt hatte. Der Kaffeetisch vor ihm war noch unberührt. Der Kampf zwischen Kopf und Herz war noch nicht ausgekämpft. Das Letztere regte sich. Sein Neffe hatte ihm vor einer Viertelstunde erklärt, daß er sich beschäftigen müsse, um vergessen zu können, und hatte ihn um Versetzung in eine Provinzialstadt gebeten. Es war ihm also ein Ernst, den Wünschen des Oheims nachzuleben, und das hatte ihn gerührt.

Nur eine Bitte hatte Archimbald seiner Gefügigkeit angeheftet — um die Erlaubniß, Molly eine mündliche Erklärung seines Verhaltens geben zu dürfen. Der Minister überlegte eben, ob er zugestehen könne oder versagen müsse, als die junge Dame gemeldet wurde. Er ließ sie eintreten.

Mit vollkommener Selbstbeherrschung näherte sie sich grüßend dem Manne, der ihr so große Furcht einflößte, von dem so viel für sie abhing, und den zu bitten sie gekommen war.

Er erkannte sie nicht, bis sie den Schleier zurückschlug und ihm das Gesicht zuwandte, das sein Herz so gewaltig erschüttert hatte — das verkörperte Gesicht des Miniaturbildes; und so wunderbar war die Macht desselben über ihn, so allgewaltig wirkte die Liebe, die er in seiner Jugend empfunden, daß er im Alter noch, nachdem das Leben ihn gehärtet, in Bewegung gerieth, als eine Aehnlichkeit seine Erinnerung wachgerufen.

Molly glaubte, ihre Gegenwart sei ihm seines Neffen wegen unangenehm und beeilte sich, ihn mit der Ursache ihres Kommens bekannt zu machen.

„Darf ich zu Ew. Excellenz sprechen?“ fragte sie schüchtern.

Er begnügte sich, durch ein Kopfnicken zu antworten und schob ihr einen Sessel entgegen.

„Ich bin die Großtochter des Veteranen-Hauptmanns Thiele, welcher vor einigen Abenden Ihre gütige Vermittlung wegen eines eingereichten Gesuches in Anspruch zu nehmen wagte,“ begann sie. „All' seine Gedanken, Hoffnungen und Gefühle concentrirten sich nun das Schicksal desselben. Aber dieß Alles verschlingende Interesse seines Lebens kommt in so wunderlicher Weise zum Vorschein, daß ich mich nicht im Geringsten wundern würde, wenn seine Ausdrucksweise Grund zu Mißverständnissen gegeben, oder wenn er zu Verhältnissen abgeschweift sein sollte, die — die —“

Der Minister blickte auf und empfand etwas wie Beklommenheit. Beklommenheit — er, der Mann, vor dem so Viele bebten, einem jungen Mädchen gegenüber, das ein halbes Kind war. Wunderbar!

„Die Furcht, daß seine Art zu sprechen von Ihnen mißverstanden, ja daß Sie durch dieselbe sogar gegen ihn eingenommen sein könnten, veranlaßt mich zu der Kühnheit —“

Die Stimme versagte ihr. War es die Atmosphäre, welche den Raum erfüllte, oder war es der Mann, dessen Gesicht sie an den erinnerte, den sie vergessen wollte, was sie so schwach machte und ihr die Beherrschung raubte, mit der sie in das Zimmer getreten?

„Beunruhigen Sie sich nicht, Fräulein Thiele,“ sagte der Minister freundlich.

Sie ermannte sich und sagte:

„Ich bitte um Verzeihung, das war der Mädchenname meiner Mutter. Ich bin die Großtochter des Hauptmanns, ich heiße Flügel — Molly Flügel.“

„Flügel?“ fragte der Minister, indem er von seinem Sitze emporschnellte, „ist das der Name Ihres Vaters?“

Seine Bewegung erschreckte sie. Sie erhob sich auch, ihr Hut fiel ein wenig zurück; ein Sonnenstrahl sank durch das Bogenfenster in das Zimmer und streifte ihre goldigbraunen Locken. Die Farbe war aus ihrem Gesichte gewichen; angstvoll blickte sie zu dem Mann empor, der ihr gegenüberstand.

„Ja,“ sagte sie bebend, „Friedrich Flügel.“

„Die Todten sprechen,“ rief der Minister, alle Selbstbeherrschung vergessend, und sank in seinen Sessel zurück.

Das junge Mädchen sah sich nach dem Glockenzuge um.

„Es geht vorüber,“ sagte er, als er ihre Bewegung sah. „Klingeln Sie nicht. Sagen Sie, erzählen Sie mir von Ihrem Vater mein Kind. Lebt er hier, in dieser Stadt, in diesem Lande?“

„Der Tod einer geliebten Schwester zog ihn in seine Geburtsstadt, in den südlichen Theil von Sachsen zurück,“ antwortete sie erstaunt, „dort starb er.“

Digitized by Google

„Friedrich!“ rief der Minister mit einem Ton, der das junge Mädchen näher zog. Ihre Gegenwart schien ihn zu überwältigen und zugleich zu sänftigen.

„Ihr Vater, mein Kind,“ sagte er nach einer Weile, indem er fast zärtlich ihre Hand ergriff, „war mein vertrautester Jugendfreund. Ich war der Verlobte seiner Schwester. Ich — ich — aber warum davon sprechen? — Es war meine Schuld, mein tadelnswerther Stolz, meine verletzte Empfindlichkeit, welche uns trennte. Sie starb — Ihr Vater, mein Kind, erwähnte er mich je?“

„Mein Vater starb, als ich noch sehr jung war, und meine Mutter folgte ihm in demselben Jahre.“

Er ergriff ihre andere Hand auch und hielt Beide fest, und sie ließ es geschehen. Sie war so bewegt, so erfreut — ihre mädchenhafte Zaghaftigkeit floh von ihr, um der Innigkeit, deren ihre Natur fähig war, Platz zu machen. Der gefürchtete Oheim des Geliebten war ja der Jugendfreund ihres Vaters, der Verlobte ihrer Tante gewesen, beider Andenken lebte in ihm, — o, nun mußte Alles gut werden, Alles.

Und es war Alles gut. Wie konnte es anders sein? Der ministerliche Panzer der gestrengen Excellenz fiel von seinen Schultern — er war der Mensch, der Freund nun, der seinem Herzen folgte, der nichts von ehrgeizigen Plänen und Hoffnungen wußte, der wieder innig und einfach und liebreich wurde, wie er in seiner Jugend gewesen. O, Molly, es war der rechte Weg, den du einschlugst, der Weg, den die Liebe Dich führte, der Weg, der von Deinem Herzen direct zu dem seinigen ging; der Weg — zu ihm!

Er stand auf, öffnete seinen Sekretair, zog das verborgene Fach heraus und nahm das Miniaturgemälde zur Hand.

(Fortsetzung folgt.)

Auf dem Schlachtfelde von Custozza.

(Schluß.)

Der Regen fiel mittlerweile in Strömen. Es wurde pechfinster. Ein Blitzstrahl wäre eine Wohlthat gewesen; wir flehten einen vom Himmel herab, damit er unserer verlöschenden Laterne zu Hilfe komme. Auf der entgegengesetzten Seite hinabsteigend, bannt uns abermals eine menschliche Stimme an die Stelle. Wir eilen hinzu; es ist ein Officier vom Regiment Paumgartten. Er stößt mühsam einige Worte deutsch hervor. Graf K . . . off spricht mit ihm. Allein von den kaum hingehauchten Antworten des Sterbenden können wir nur das Eine Wort deutlich vernehmen: „Sie!“, dann deutet er mit einer Geberde auf seine Brust. Sie! Diese Anrufung einer Frau auf diesem Orte, unter solchen Umständen, hätte den grausigen Eindruck des uns umgebenden Schauspieles noch verdoppelt, wenn dies möglich gewesen wäre.

Wir treten nun in eine Ruine, die noch Tags zuvor ein stattliches Landhaus war: sie ist leer, rein ausgeplündert; Stücke von menschlichen Leichnamen liegen in den Zimmern umher; an der Stelle des Herdes in der Küche röchelt ein zu Tod verwundeter Hund. In einem Winkel jedoch rührte sich etwas; wir stoßen mit dem Fuße ein Bündel schmutziger Wäsche zur Seite und finden einen Papagei, der sich da niedergeduckt oder von irgend Jemandem versteckt worden. Bildnisse des Kaisers Napoleon, Victor Emanuel's und Garibaldi's waren auf den Mauern zerstört worden und hingen in Fetzen davon hernieder.

Es war zwei Uhr Morgens. Der Regen strömte noch mit unverminderter Heftigkeit zur Erde nieder. Die Lichter und Wagen der österreichischen Ambulance kamen näher. Wir wollten uns auf den Rückweg machen. Da erhellt plötzlich ein Blitzstrahl den Hügel gegenüber: er starrt förmlich von menschlichen Leichnamen. Wir begeben uns durch ein schrecklich verwüstetes, mit Leichen von Versaglieri dicht besätes Gehege von Weinstöcken dahin. Auf der einen Seite erblicken wir ein entsetzliches Durcheinander von Körpern der Alessandria-Chevauxlegers; auf dem Gipfel finden wir österreichische Artilleristen in Stücke gehauen. Die auf der Spitze dieser Anhöhe gestandene Batterie wurde durch einen Cavallerie-Angriff zum Schweigen gebracht. (?) Die italienischen Soldaten sind im Gesicht, am Kopf verwundet; die Oesterreicher niedergesäbelt, mit dem Bajonnet durchstoßen; manche Pferde strecken die Füße in die Luft; vier oder fünf Laffetten sind zertrümmert, zwei Kanonen umgestürzt u. s. w.“

Digitized by Google

Im Hochgefühle einer freien Seele.

Zum Lichte sei dein Angesicht gekehrt
Und Hoheit leuchte Stirne und Geberde!
So tritt einher in deinem Menschenwerth,
Der freigeborne Sohn der grünen Erde.
Ob auch kein Purpur dir vom Rücken wallt,
Und Kronenreif und Herrscherstab dir fehle,
Stolz trage deine menschliche Gestalt
Im Hochgefühle einer freien Seele!

Denn das ist dein! Dein freies Erb und Recht,
Und keine Macht vermag Dir das zu rauben!
Entsagen kannst du ihm und wirst zum Knecht
Und, ach, entsagest an dich selbst dem Glauben.
O, tritt nicht diesen Himmel in den Staub!
Gott oder Sclave ist die Wahl. — nun wähle!
Begehe nicht den ungeheuren Raub
Am Hochgefühle einer freien Seele!

Denn das ist dein! Ein Zeugniß bringst du's mit,
Den rechten Adelsbrief des ächten Blutes;
Mit diesem Siegel an der Stirne tritt
Vor den Tyrannen hin voll stolzen Muthes.
Ob er dich schleifen lasse aufs Schaffot,
Auf Folterbänken deinen Leib zerquäle.
Du blutest und Du stirbst, — doch wie ein Gott!
Im Hochgefühle einer freien Seele!

Denn das ist dein! Was ist's um Glanz und Pracht?
Und wer steht mit dem Glück im ew'gen Bunde?
Und Macht! die Macht kann stürzen über Nacht
Und Ruhm ist Schall! erstirbend auf dem Munde.

Die Schönheit währt nur eine Morgenzeit,
Die Rose stirbt! so klagt die Philomele,
Du aber trägst in dir die Ewigkeit
Im Hochgefühle einer freien Seele!

Denn das ist dein! O, laß es ewig nicht,
Wie dich auch lockt die falsche Ehrbegierde.
Zwar dieser Erdengötter Gunst besticht
Und Sterne sind am Kleide eine Zierde;
Doch drunter darf kein freier Schlag gedeih'n,
Geschmückter Sclave darfst du der Befehle,
Laß fahren diese aufgeputzte Pein
Im Hochgefühle einer freien Seele!

Denn das ist dein! O dulde drum und trag',
Wie auch der Haß nach dir den Giftpfeil sendet.
Wie dich die Lüge überhäuft mit Schmach,
Und dich die Armuth drückt, die dich nicht schändet,
Verfolgung dulde, dem Verbrecher gleich,
Verbannung aus dem heimischen Gehäle, —
O du bist elend: und doch himmelreich
Im Hochgefühle einer freien Seele.

Denn das ist dein! Und stirbst du auch verkannt,
Es wird der Enkel deinen Werth erkennen,
Gerechten Stolzes wird das Vaterland
Und wird die Menschheit deinen Namen nennen.
Doch trüge dich zur Nachwelt auch kein Ton,
Kein dankbar Buch und keine Sängerkehle,
Du trugst ja in dir selbst schon deinen Lohn
Im Hochgefühle einer freien Seele!

Friedrich Stolze.

Allerlei.

Folgendes Genrebild aus der Schlacht von Custozza bringt der Wdr.: Hier liegt unter Kameraden ein schwer getroffener Lombarde, der Wunde entquillt nur mehr tropfenweise das Blut, das Röcheln wird immer leiser, es verstummt mit dem verhallenden Schlachtenlärm, der Mann ist todt. An seiner Seite kniet ein österreichischer Officier und betet, Soldaten stehen umher. Was hat die Scene zu bedeuten? Die Geschichte ist einfach und rührend. Ein kaiserlicher Jägerofficier, Baron D., stand vor einigen Jahren mit seinem Bataillon in Venetien. Eine Lombardin war Amme seines Kindes. Sie, eine verheirathete Frau, wie dies in Italien üblich ist, kehrte nach der Ammenschaft zu ihrem Manne in die Lombardei zurück, versehen mit einem von dem Officier ausgefertigten Zeugnisse ihres Wohlverhaltens und beschenkt von der Mutter mit der Photographie ihres Säuglings. Jetzt mußte ihr Mann, der in der italienischen Armee diente, ins Feld, blieb bei Custozza verwundet liegen und fiel in die Hände der verfolgenden österreichischen Jägertruppe. Nach Kriegsbrauch wurde sein Tornister durchsucht und darin ein zusammengefaltetes Papier gefunden, das die Mannschaft ihrem Officier überreichte. Dieser öffnet es und erblickt seines Kindes Photographie nebst dem erwähnten Zeugnisse. Man kann sich den Eindruck auf den jungen Mann denken. Zu Ende der siegreichen Schlacht, die er unversehrt mitkämpfte, wird ihm vom verstorbenen Freunde das Andenken an das Theuerste hinterlassen, das er in ferner Heimath besitzt, und gerade von seinen Lenten mußte der tödtlich getroffen werden, dessen Gattin seinem Kinde die erste Nahrung gab. Ohne Zweifel packte das treue Weib beides ihrem Manne in den Tornister gleichsam als Amulet und Geleitschein, falls er in österreichische Gefangenschaft geriethe. Der Tod kam zuvor und ein kurzes Gebet war Alles, was für den Gebliebenen geschehen konnte. Der Wittwe wird reichlicher Trost nicht entgehen, denn Baronin D. ist die Tochter eines hohen Staatsbeamten der in Zurückgezogenheit lebt.

Auswanderung. Aus Mecklenburg sind im verflossenen Jahre mehr als 5000 Menschen (seit 1819 fast 70,000) ausgewandert. Aus dem preußischen Polen hat sich neulich die Bevölkerung eines ganzen Dorfes mit Schullehrer und Geistlichem auf die Reise nach Amerika gemacht.

Buchstaben-Rebus.

W aa aa aa aa aa aa d.

Chr. H.... l.

Eigenthum, Druck und Verlag von Albrecht Schröder. — Verantwortlicher Redacteur: R. Pfisterer.

Digitized by Google

Das Novellenbuch.

Unterhaltungsblatt zum „Fortschritt“ („Fürther Abendzeitung“).

Nro. 61. Montag, den 30. Juli 1866. 2. Jahrgang.

Ein vergessener Kämpfer.

(Fortsetzung.)

„Welche Aehnlichkeit,“ sagte er leise, als er ihr das Bild entgegenhielt. „Ich hörte Ihre Stimme gestern in St. Jacobi, mein Kind; sie beschwor eine Täuschung in mir herauf, eine Täuschung —“

Und der stolze, vom Leben gehärtete, in Luxus eingewiegte, vom Ehrgeiz umpanzerte Mann — er, der unzugänglich war gegen die ganze Welt sonst, erzählte ihr, dem jungen Kinde, dessen Lebensglück er vor wenigen Tagen erst so kalt, so empfindungslos das Urtheil gesprochen, er erzählte ihr von seiner Vergangenheit, von der Liebe seiner Jugend, der Liebe seines Lebens. Er gestand ihr, wie er sein eigener Richter gewesen, wie er in gereizter Empfindlichkeit sich von ihr, die er so heiß, so leidenschaftlich geliebt, getrennt, wie er sie später vergeblich gesucht, sie stets geliebt, beweint, betrauert habe; wie ein ganzes Leben voll Anstrengung ihr Andenken nicht habe verwischen können. Und dann sprachen sie von dem alten Großvater, von dem Gegenstand, der alle Gedanken desselben verschlang — seinem Gesuche. Und ihr ging das Herz auf und sie erzählte die Geschichte der vergangenen Nacht, wiederholte den Ausspruch des Arztes. Sie erzählte Alles, jeden Umstand, sogar seinen Wunsch, sie möge ihm Freiheitslieder singen, vergaß sie nicht. Das führte den Minister auf seinen Traum zurück, er sah eine wunderbare Uebereinstimmung desselben mit diesem Wunsche. Sie sprach und er hörte — sie wurden ganz vertraut, ja, er nannte zuletzt sogar den Namen seines Neffen. Der Name führte sie auf sich selbst zurück; Verwirrung schloß ihre Lippen und sie erhob sich, um zu gehen. Aber der Minister streichelte liebreich ihre Wange, hielt ihre Hand fest in der seinigen und geleitete sie endlich zögernd durch das Vorzimmer.

Ein kurzer Kampf während er ihre Hand hielt und er war geschlagen. Der ehrgeizige Staatsmann hatte eine Niederlage erlitten. Jugend und Hoffnung und Liebe, mit der allmächtigen Erinnerung an eine unvergessene Vergangenheit im Bunde, hatten den Sieg gewonnen. Er rief sie zurück von der Treppe, und sagte gedämpft und freundlich:

„Am Neujahrstage, dem Geburtstage des alten Mannes, hoffe ich Sie wieder zu sehen. Sie werden an dem Tage singen müssen in der Kirche, nicht wahr? Ich will Sie in meinem Wagen abholen, der Weg ist beschwerlich in dem Schnee. Vielleicht finde ich bis dahin ein Geburtstagsgeschenk für Ihren Großvater, ein Geschenk, das ihn gesund und froh machen wird. Sagen Sie ihm das vorläufig.“

Er küßte ihre Hand und winkte ihr zu gehen.

Ihr Rückweg war ein sehr fröhlicher. Die Lindigkeit und Milde der Mailuft schien die frostige Decemberatmosphäre verdrängt zu haben, so leicht athmete sie dieselbe, so angenehm erschien sie ihr. Leicht und glücklich und froh schwebte sie über den schneebedeckten Boden. Sie nahm sich kaum Zeit, die Thür des Hauses zu schließen, flog die Treppe hinauf, warf Hut und Umhüllung — was sie sonst so sorgsam hütete — auf den nächststehenden Stuhl und sank neben dem Lager des Großvaters auf die Knie nieder. Und als sie dann mit glücklichem Lächeln die frohe Botschaft flüsterte, daß sie den Minister, den Oheim Archimbalds, gesprochen habe, daß Alles zu einem guten Resultate gelangen werde, daß der Großvater sich erheitern und freuen dürfe und die sorgenden Gedanken hinter sich werfen könne; als sie sah wie die Furchen in dem alten lieben Gesichte sich unter ihren Küssen glätteten, wie ein froher Ausdruck die schmalen Lippen belebte, da glaubte sie selbst, was sie sagte, da stieg ein Dankgebet empor zu dem, den ihr Weihnachtshalleluja gepriesen, in dessen Hand oft das, was uns armen Menschenkindern als Hinderniß erscheint, nichts ist, als ein Mittel zu seinem Zweck — seinem Zweck, uns zu beglücken und wohlzuthun.

Digitized by Google

Die Ferien der Cabinetsmitglieder, an deren Spitze der Minister stand, gingen nicht über die Festtage hinaus. Es war eine Sitzung auf den dritten Weihnachtstag anberaumt. Es gab Wichtiges zu berathen. Als aber das Unerläßliche beseitigt war, und die Herren, Einer nach dem Andern, sich im leisen Vorspiel des Aufbruches zu räuspern begannen, da trat der Minister auf und überraschte das ganze Collegium mit einem Vortrage, der gerade in seinem Munde am seltsamsten klang. Denn er, der sich stets bestrebte, dem Staatssparsamkeitssystem das Wort zu reden, er, der so geflissentlich darnach trachtete, der Staatskasse jede Ausgabe zu sparen, die sich möglicherweise sparen ließ, er, der nur zu oft und zu laut über die Pensionirung dienstunfähig gewordener Beamter gesprochen, der über die Besoldung der alten Krieger oft und laut genug gemurrt hatte, er, der so kalt und hart die Erinnerung an früher geleistete Dienste von sich geschoben: — er öffnete nun plötzlich seinen Mund, um mit der ihm zu Gebote stehenden Beredtsamkeit seine Collegen für einen alten Krieger zu stimmen, dessen Name nicht einmal auf der Besoldungsliste zu finden war. Inspirirt durch das Andenken an seinen Weihnachtstraum, schilderte er den Alten, wie sein träumendes Auge ihn gesehen; kämpfend und fallend und mit Wunden bedeckt für das Vaterland, dem sein junger Arm geweiht gewesen, und das die Schuld der Dankbarkeit durch ein Versehen der früheren Verwaltung noch unbezahlt gelassen.

Der Minister konnte sprechen, wenn er wollte und er wollte heute. Es war eine ---redte Schilderung, die er entwarf, eine effectvolle Rede, die er hielt, das Effectvollste war aber eben der Umstand, daß er, der stolze unbeugsame Beamte, durch seine eigenen Worte sein eigenes früheres Verfahren dem Tadel bloslegte; daß er mit einer Wärme für den alten Veteranen sprach, die ihm keiner seiner Collegen je zugetraut hatte. War es nun in Folge einer gewissen rührenden Großmuth gegen den sich selbst demüthigenden Sprecher, war es die Ueberzeugung von der Begründung der Eingabe, oder auch das Verlangen, dem Geschäftslocale entrinnen und sich im Kreise ihrer Familien dem behaglichen Gefühle hingeben zu können, als seien die Festferien noch nicht zu Ende — gewiß ist es, der Redner überraschte seine Zuhörer gerade in der Geneigtheit einer günstigen Erledigung der Sache, und als er sich niedersetzte und die breite Stirn mit dem Taschentuche trocknete, da war, was er gewünscht und erzielt hatte, in Uebereinstimmung gewährt, oder doch so gut als gewährt. Man schüttelte sich die Hände, legte die Acten zur Seite und räusperte sich abermals, und dieses Mal war das Räuspern der wirkliche Vorbote, dem der Aufbruch auf dem Fuße folgte. Der Ministerialsecretair machte seine Angabe, der Sprecher, der sich so gastlich gegen den Alten erzeigt, bekam den Befehl zur ungesäumten Ausfertigung, und der neueingeführte Bote hatte Aussicht, der glückliche Ueberbringer der Freudenbotschaft zu werden.

Herr Anton Nadel spreizte sich in der Mitte der großen Halle, gerade unter dem gekrönten Haupte der den Bogen zierenden Minerva und konnte sich nach einer möglichst genauen Sondirung der Atmosphäre in dem Berathungszimmer und nach einem tiefsinnigen Beobachten der Gesichter der sich entfernenden Herren im Allgemeinen und des Ministerpräsidenten im Besonderen, das Vergnügen nicht versagen, in mysteriöser Beglückwünschung, mit dem alten Veteranen, dem täglichen Besucher der Halle, dem aufmerksamen Beschauer der Wandmalereien und Miethsmann seiner würdigen Gattin, die Hände zu schütteln, und dem unzertrennlichen vierfüßigen Begleiter des alten Herrn mit der Spitze seines rechten Stiefels einen kleinen Fußtritt zu geben, eine Gunstbezeugung, die Muscher jedoch mit einem Geknurre entgegennahm, das es ungewiß ließ, ob die ihm bezeugte Höflichkeit ihm angenehm sei oder nicht.

Aber bei dem Handschütteln mit dem Herrn und dem Fußtritt für den Hund ließ Herr Anton die Sache bewenden. Weiter ging er nicht. Obwohl er wußte, woher der Wind komme und was er herbeiwehen werde, er bewegte sich innerhalb seiner nun einmal angenommenen Principien mit einer gewissen geheimnißvollen Passivität; er machte keine Andeutungen, ließ keine Winke fallen, versagte sich sogar prophetische Anspielungen gegen Jedermann, seine Frau natürlich ausgenommen; und was er in ihre Ohren fallen ließ, klang so verblümt und ummän-

Digitized by Google

telt und geheimnißvoll, und trug so ganz und gar den Character des tiefsten ausschließlichsten Vertrauens, daß auch Frau Barbara es wahren mußte wie ein werthvolles, im Werden begriffenes Staatsgeheimniß. Der ältere Schreiber des Secretariats, der sich so leutselig gegen den alten Veteranen benommen, und der seinen jungen Collegen zu rücksichtsvollerem Benehmen gegen denselben ermahnt hatte, saß ganz emsig in seinem Schreibzimmer; die ernsten berufsgeschäftlichen Falten seines Gesichtes glätteten sich über der angenehmen Arbeit des Copirens, er falzte den großen gestempelten Bogen, nachdem derselbe bis zur Unterschrift gediehen, theilte angeregt das Frühstück seines Stubengenossen, ja er ließ sich sogar zu einem Toast auf den alten Veteranen-Helden und dessen Hund herab und leerte das Glas, wie es sich gebührt, bis zum letzten Tropfen.

Und der Minister, der dieß Alles durch ein rechtzeitiges Oeffnen seines Mundes bewirkt hatte, war auch nicht müssig. Seine Thätigkeit hatte eine gewisse Verwandtschaftlichkeit mit der Geheimnißthuerei des würdevollen Castellans. Er hatte eigenhändig an Se. Hochwürden, den Oberprediger der Diöcese und Pastor Primarius an St. Jacobi, geschrieben; hatte demselben sodann einen Besuch gemacht: hatte Kutscher und Pferde, für die er sonst so sorgsam zu sein pflegte, ungewöhnlich lange im Schnee und Sturm warten lassen; ja, er war sogar so weit gegangen, den geistlichen Herrn zu einem ganz freundschaftlichen Diner einladen zu lassen. Aber trotz all' dieser Machinationen hatte er sich geflissentlich fern gehalten von dem Veteranen, der sich wunderbar schnell von seinem Krankheitsfalle erholt, und der seinen ersten Ausgang benutzt hatte, dem Minister seine Aufwartung zu machen, aber nicht vorgelassen worden war.

(Schluß folgt.)

Die weiße Frau und Kloster Himmelkron.

Wem ist sie unbekannt die Sage von der weißen Frau, welche unter den vielen Gespenstergeschichten des Oberfränkischen Kreises eine so große Rolle spielt. Wie mancher von unseren Voreltern will sie gesehen haben, und wie manche dunkle Geschichte über ihr Erscheinen ist in aller Welt Mund. Gehen wir zurück auf die wirklich geschichtliche Person, welche, wie man sagt, den ersten Stoff zu dieser Sage gab.

Wenn man in Böhmen unter der weißen Frau stets eine Gräfin Rosenberg genannt, so ist dagegen in unserer Gegend von ganz Oberfranken nur Eine, der man den Namen der weißen Frau gibt, nämlich: Agnes Gräfin von Orlamünde.

Sie war eine Herzogin von Meran und dem Grafen Otto II. von Orlamünde vermählt.

Einige Stunden von Rudolstadt erheben sich in der Nähe des Städtchens Orlamünde die Trümmer des alten Schlosses, welches dem mächtigen angesehenen Geschlechte einst den Namen gab, und dort fließt die Orla in die Saale.

Otto II. Graf von Orlamünde wurde der gewaltige Graf in jenen Zeiten genannt, und stiftete das Kloster Himmelkron in Oberfranken im Jahr 1280. Er begabte es mit großen Einkünften und hatte wohl keine Ahnung, als er im Jahre 1293 starb, daß seine beiden Kinder in so zartem Alter dort ihre Ruhestätte finden sollten. Damals gehörten außer bedeutenden Besitzungen in Thüringen auch die Voigtlande und nahe dem Fichtelgebirg viele Ortschaften zu dem Besitzthume der Grafen von Orlamünde, unter anderen auch Culmbach und die Plassenburg. Letztere Burg diente der Gräfin Agnes als Wittwensitz, als sie ihren Gemahl verloren hatte, welcher ihr zwei Kinder zurückließ.

Aber wenn Agnes von Orlamünde, die jugendliche Wittwe, hinabblickte vom Söller ihrer Plassenburg in das schöne Culmbacher Thal, waren es nicht diese Kinder, bei denen ihre Gedanken weilten; ihr leidenschaftlicher Blick verfolgte die Nürnberger Straße, denn auf der Burg zu Nürnberg lebte Albrecht von Brandenburg, der Schöne genannt, bei seinem Vater Friedrich Burggrafen von Nürnberg — und dieser Mann besaß jene leidenschaftliche Liebe, die ihre Sinne bestrikte und verwirrte. Albrecht war ein Mann von einnehmender Gestalt und großer Schönheit, und mochte wohl auch Gefallen finden an der Zuneigung, die er für sich an Agnes bemerkte, wenigstens scheint er sie nicht entschieden zurückgewiesen und bei diesem Triumphe seiner Eitelkeit nachgegeben zu haben.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Allerlei.

Dumas von seinem Diener verurtheilt. Aus Paris wird dem D. J. geschrieben: Man ist gegenwärtig hier in Paris mit einem Unternehmen beschäftigt, das viel von sich reden macht; es wird nämlich eine Volkszählung vorgenommen. In wenigen Wochen werden wir officiell vernehmen, wie viele Millionen Seelen in dem großen Chaos umherirren, das den Namen Paris trägt. Diese Volkszählung beschäftigt natürlich eine ganze Legion von Beamten, die, mit der Feder hinter dem Ohre, dem Tintenfaß am Knopfloche und einem großmächtigen Folianten unter dem Arme, von Haus zu Haus wandern und die üblichen Fragen vorlegen! Name, Alter (eine Frage, die namentlich von den Damen nie richtig beantwortet wird), Profession und noch verschiedene andere Fragen, unter denen besonders auch die, ob der Steuerpflichtige Lesen und Schreiben kann. Vor einigen Tagen erscheint denn auch ein solcher zählender Beamter in der Wohnung von Alexander Dumas; der große Romancier befindet sich aber in diesem Augenblicke in Italien; ein Diener, der während seiner Abwesenheit die Wohnung überwacht steht dem Beamten Rede und beantwortet die verschiedenen Fragen mit ziemlicher Geläufigkeit; bei der Frage aber: „Kann Ihr Herr Lesen und Schreiben?“ stockt der Diener plötzlich und antwortet endlich nach kurzer Ueberlegung ganz entschieden: „Nein!“ Großes Erstaunen von Seiten des Beamten; der Diener aber bekarrt bei seiner Verneinung und fügt wie erläuternd hinzu: „Sehen Sie, so oft mein Herr etwas zu lesen oder zu schreiben hat, krak! muß ich augenblicklich den Secretär herzurufen!“ Glücklicherweise kann Alexander Dumas drei- bis vierhundert Druckbände seiner Werke dem Zeugnisse seines Dieners entgegenstellen.

Ein Blaubart. Eine Specialität eigenen Genres wurde gestern zum Tod verurtheilt, der Mörder Philippe, von dessen Thaten die Anklage viel, die Fama noch mehr des Abscheulichen und Ungeheuerlichen zu erzählen wußte. Philippe, ein Mann von 34 Jahren, schrecklich abstoßendem Aeußern, früher Soldat und zuletzt alles Mögliche, sogar Koch, daneben ein Trunkenbold, betrieb den Mord wie ein Handwerk. Die Mädchen in der untersten Schichte der Gesellschaft, und von diesen wieder jene, welche nicht, wie zwei Zeuginnen aussagten, im Stande waren, sich einem so abstoßenden Menschen, wie Philippe es ist, zu versagen, waren seine Opfer. In dem Momente, wo diese unglücklichen Geschöpfe mit ihm im Zimmer allein und vollständig in seiner Gewalt sich befanden, ermordete sie dieser Blaubart neuester Sorte zumeist, indem er ihnen entweder mit einem Rasirmesser oder sonst einem scharfschneidigen Instrumente den Hals durchschnitt. Die Anklage zählte auch mehrere seit dem Jahre 1861 (in welchem Jahre Philippe von Africa nach Paris kam) in erschreckend gleicher Weise verübte Ermordungen auf, macht jedoch Philippe nur für drei dieser Ermordungen und die demselben gelungte Entwendung der Habseligkeiten der Ermordeten verantwortlich. Die Indicien, welche sie dabei gegen Philippe anführte, rechtfertigten diese Beschuldigung in nicht geringem Maße. Philippe war gewöhnlich am Ort der That anwesend, wurde auch im Besitze von mehreren der Ermordeten gehörigen Effecten betroffen und war, wie es sich zeigte, stets um die Zeit, in welcher er eine solche That verübte, in Geldverlegenheit. Bei dem Verfahren welches mehrere Tage dauerte und bei welchem Philippe auf das hartnäckigste leugnete, zeigte er eine unstörbare Ruhe, manchmal auch einen alles Maß überschreitenden Cynismus. Blos einen an einer Malerin vollführten Mordversuch (der auch zur Verhaftung Philippe's führte) gestand er unter stets widersprechenden Angaben über die Motive des Mordversuches. Philippe, an dem sich die Worte „Né sous une mauvaise étoile,“ welche auf seinem Arme tätowirt erscheinen, in einem gewissen Sinne bewahrheiten werden, wurde wohl durch den Spruch der Geschworenen von der Anklage zweier im Jahre 1864 stattgefundenen Ermordungen freigesprochen, jedoch bezüglich des erwähnten Mordversuchs und eines im Jahre 1866 vorgefallenen Mordes schuldig befunden und, wie bemerkt, zum Tode verurtheilt. Philippe hörte das Urtheil ruhig, ja fast lächelnd an.

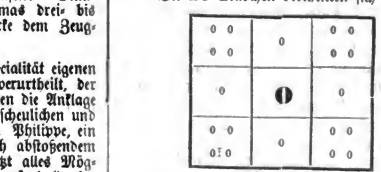
Wissenschaftliche Aufgabe.

Wie weit hätte man sich mittels eines Luftballons senkrecht über die Erde zu erheben, um das „einige oder einzige Deutschland“ zu übersehen, wenn dessen größte Ausdehnung ungefähr 12 Grad beträgt?

Auflösung der arithmetischen Aufgabe in Nr. 55.
Die **20** Mädchen vertheilten sich so:

(Hier also fehlten unbemerkt 4 Mädchen.)

Die **28** Mädchen aber so:



(Hier waren 4 fremde unbemerkt anwesend.)

Richtige Auflösungen gingen ein von K. F., P. K. L.; Eugenie Löwi; Gertraut Zederholz u. Pauline Hellmuth von hier.

Eigenthum, Druck und Verlag von **Albrecht Schröder.** — Verantwortlicher Redacteur: **R. Pfisterer.**

Das Novellenbuch.

Unterhaltungsblatt zum „Fortschritt" („Fürther Abendzeitung").

Nro. 62. Donnerstag, den 2. August 1866. 2. Jahrgang.

Ein vergessener Kämpfer.

(Schluß.)

Es war am Morgen des Neujahrstages. Die junge Molly stand vor dem Spiegel in ihrem Erkerstübchen und fragte sich verwundert, ob das Bild, das ihr aus demselben entgegenstrahlte, wirklich ihre kleine unbedeutende Wenigkeit sein könne. Wenn auch Augen und Haar und Gesichtszüge bejahend antworteten, das elegante silbergraue Seidenkleid, das ihre Figur umranschte und der Kleinheit derselben eine gewisse Würde verlieh, schien verneinen zu wollen. Erst nach und nach, als sie der Wirkung des reichen Gewandes Rechnung trug, gewann sie den Glauben an ihre eigene Identität wieder, die freilich verschönert und gehoben war durch den Reflex des Kleides und der prachtvollen Spitzen, welche den Halsausschnitt zierten und das liebliche Gesichtchen schön und rosig aus der braunen Flechtenumrahmung hervorhoben. Das Kleid war ein Neujahrsgeschenk des Ministers, und sie gehorchte seinem ausdrücklichen Wunsche, indem sie es heute trug.

Welch' eine Fluth von Gedanken und Gefühlen hatte das Kleid hervorgerufen! Wie stand sie nun ahnend und bangend und hoffend und zagend in lieblichem Erröthen vor dem eigenen Bilde! Aber — nein, sie wollte nicht denken, nicht grübeln. Ihre Fähigkeit, das zu thun, hatte gestern Abend freien Spielraum gehabt; sogar in den Schlaf über Nacht hatte sie hineingespielt. Heute Morgen — nein, sie wollte ihr nicht länger fröhnen; sie wollte nicht denken, nicht grübeln; aber hoffen, ja hoffen wollte sie. Es lag außer dem Bereiche ihrer Macht, das nicht zu wollen. Ueberall wo sich ein Weg in die Zukunft lichtete, begegnete sie dem Gesichte Archimbald's; wo sie in ihren Sinnen einen Gedankenstrich zog, fand sich ein Plätzchen für seine Augen, die aus jeder Gedankenlücke mit so eigenthümlichem Leuchten zu ihr aufblickten. Wie ihr Herz schlug!

Es war während der Nacht viel Schnee gefallen; der Weg nach St. Jacobi war weit. Wie oft hatte sie ihn auf ihren flinken Füßen zurückgelegt in Schnee und Regen und allen Unbilden des Wetters. Heute, heute, nein heute, wo sie gekleidet war wie eine Fürstin oder wie eine — sie erröthete vor dem Worte und zog einen Gedankenstrich — heute konnte sie nicht gehen und sie sollte es auch nicht, sie sollte fahren. Der Minister selbst wollte sie und den Großvater in seinem Wagen abholen, er wollte mit ihnen zusammen nach der Kirche fahren. Da hielt schon die Staatskarosse vor der Garküche der Frau Barbara und Archimbald sprang vergnügt heraus, um die Gäste seines Oheims in Empfang zu nehmen. Wie sie erschrack! Sie zitterte fast, aber ein herzhafter Entschluß und sie ging hinunter, um den Großvater zu holen. Archimbald kam ihr entgegen, um Beide an den Wagen zu geleiten.

„Ein gesegnetes Neujahr!" sagte der Minister. „Sorgen, Noth und Kummer um den täglichen Unterhalt gehören nicht in das neue Jahr, seien sie mit dem alten begraben. Ein gesegnetes Neujahr, alter Freund!"

Er schüttelte die Hand des Veteranen. Alle waren bewegt. Die nahe Kirchenuhr schlug ein Viertel nach Zehn. Der Klang weckte Molly aus ihrer Erinnerung.

„Wir werden zu spät kommen," sagte sie ängstlich, an die Ausübung ihrer Pflicht denkend.

„Ja, zu spät um von dem Chor zu singen," antwortete der Minister, indem er ihr die Hand bot, um ihr beim Aussteigen zu helfen.

Ihre Fassungsgabe bewegte sich langsam heute Morgen. Bevor sie an die mögliche Meinung seiner Worte nur denken konnte, hatte er seine freundliche Dienstleistung auf ihren Großvater ausgedehnt.

„Archimbald, Du mußt den Hauptmann führen," sagte der Minister, „das Fräulein wird sich meines Armes bedienen."

Digitized by Google

Aber sie that es nicht, stumm und erblassend, wie eine Statue stand sie da. Sie konnte das Unbegreifliche nicht fassen. Lächelnd bog der vornehme Mann sich zu ihr nieder, lächelnd zog er ihre Hand durch seinen Arm, und mechanisch trat sie an seiner Seite in die Kirche ein.

„Der Gottesdienst naht sich seinem Ende," sagte Archimbald.

Seine Stimme klang leiser und nicht so sicher wie gewöhnlich.

„Ich fürchtete, daß es zu spät sei," stotterte Molly, „o, was wird der Capellmeister sagen!"

Der Minister lächelte, zog ihre Hand fester an sich und schritt auf die Sakristei zu. Der Oberprediger war da.

„Mein liebes Kind," sagte der Minister zärtlich, „heute ist Neujahr und zugleich der Geburtstag Ihres Großvaters. Ich versprach, ein Geburtstagsgeschenk für ihn zu finden, und ich denke mein Versprechen zu lösen. Von Dir erbitte ich mir die Gunst," und er betonte das trauliche „Du" mit wahrhaft väterlicher Innigkeit, „zur Lösung dieses Versprechens behülflich zu sein. Es liegt in Deiner Macht, uns Alle zu beglücken. Aeußeres Schaugepränge können wie entbehren, es würde weder in Deinem noch in Deines Großvaters Sinne sein. Ich habe eine Dispensation der üblichen Förmlichkeiten von dem Bischof oder vielmehr mein Freund, der Oberprediger hier, hat sie; eine Stellvertreterin für Dich in dem Institute, wird durch seine freundliche Vermittlung bald gefunden sein. Mein Kind, schenke meinem Adoptivsohne eine Gattin, mir eine Tochter, nicht eine Nichte, denn Du bist meinem Herzen —"

Bewegung erstickte seine Stimme. Vor derselben floh die jungfräuliche Zurückhaltung. Mit demselben kindlichen Vertrauen, das all' ihre Handlungen characterisirte, legte sie ihre Hand in die seinige und sah durch Thränen selig lächelnd zu ihm empor. Der alte Großvater mußte sich niedersetzen. Das Glück machte ihn schwach. Die flanellgefütterte Kappe zitterte hin und her in seinen bebenden Händen, die Stirnnarbe färbte sich hochroth, sein Herz sprach ein innbrünstiges Vaterunser.

In diesem Augenblick nahte sich Jemand hinter dem Rücken der erglühenden Braut, um ihr junges Haupt mit dem bräutlichen Schmuck zu zieren. Sie brauchte nicht umzublicken, sie wußte, wessen Hände es waren, die den Kranz auf ihren Scheitel drückten.

Der Oberprediger lächelte. Er winkte der Gruppe und schritt langsam voran durch die Thür der Sakristei in die Kirche und zu dem Altare, dem der Frühling selbst seinen Blumenkranz gesandt zu haben schien. Eine kurze Rede, einige Fragen und der Name Flügel erstarb und erwachte mit anderem Klange in dem leisen aber festen „Ja," der bräutlichen Lippen, dann folgte der Sopran des Priesters, und die Neuvermählte ruhte in den Armen des alten und des jungen Liebenden als glückliche Tochter und Gattin, und der alte Großvater, ohne sich um die Außenwelt oder die Gesetze des Herkömmlichen zu kümmern, kniete nieder an den Stufen des Altars und brachte sein Dankesopfer Dem dar, der ihn durch ein langes Leben voll Kampf und Noth so gnädig geführt und der sein geliebtes Großkind so reich gesegnet hatte. Des jungen Mannes Herz sprach ein stummes aber herzliches „Amen" dazu und der Minister glaubte aus den Tönen vom Chore herab die Stimme zu hören, welche seinen Weihnachtstraum belebt hatte, seinen gesegneten Weihnachtstraum.

Bald saßen die Glücklichen beim Mittagsmahle in dem festlich geschmückten Staatszimmer des Ministers.

„Mein lieber Freund," sagte dieser zu dem alten Großvater, sein Glas erhebend, „nicht nur ein frohes Neujahr, sondern auch eine glückliche Wiederkehr Ihres Geburtstages, den wir durch Gottes Gnade noch manches Mal zusammen feiern mögen. Archimbald und ich haben unser Neujahrsgeschenk empfangen, Sie dürfen nicht leer ausgehen, Sie müssen doppelt bedacht werden, denn mit dem Neujahrstage feiern Sie zugleich Ihren Geburtstag."

Er winkte der jungen Frau. Sie erhob sich und zog ein gefaltetes Papier unter ihrer Serviette hervor, küßte die Stirn des ihr so theuren alten Mannes und sagte:

„Großpapa, dies ist die Copie von der glücklichen Genehmigung Deines Gesuches."

Die Narbe erglühte vor Wonne. Ihre hochrothe Färbung bildete einen scharfen Contrast zu den weißen Locken und dem altersgefurchten Gesichte.

Digitized by Google

„Bravo! Bravo!“ rief der Glückliche. Aber das letzte „Bravo“ erstarb auf seinen Lippen. Erschüttert lehnte er sich in seinen Sessel zurück und faltete die Hände.

„Gott hilft, wenn man ihm vertraut,“ sagte er langsam und feierlich, „er ist der alte Gott, gestern und heute und in alle Ewigkeit. Und das Vaterland ist auch das alte. Es duldet keine Schulden, wenn es auch mit den Jahren ein bischen langsam geworden ist. Sein Zahlungstermin kommt zuletzt und es hält ihn inne. Blücher, Blücher,“ setzte er mit erhobener Stimme hinzu, „wenn Du es wüßtest! Aber — Blücher, Du weißt es!“

Es lag ein so eigener Pathos in den Worten des Alten, daß seine Zuhörer tief gerührt waren. Es trat eine Pause ein.

Der alte Mann beugte sich nieder, um Muscher zu sehen, den Gefährten seines Lebens und Vertrauten seiner Gefühle. Der Hund verstand den Blick, er schien zu wissen, was vorging. Er sprang hervor von seinem Platz unter dem Hochzeitstische, fing das Papier auf, das sein Herr fallen ließ und trug es mit wedelndem Schwanze im Zimmer umher. Das brachte die Heiterkeit der Tischgesellschaft zurück. Der herbeispringende Diener bemühte sich, das Papier aus den gefährlichen Kinnbacken zu retten und Archimbald brachte einen Toast aus — auf Muscher.

Die weiße Frau und Kloster Himmelkron.

(Fortsetzung.)

Wie hätte es sonst zu so ernstlicher Rede zwischen ihm und Agnes von Orlamünde kommen können, daß er die Antwort gab: „er könne an keine Heirath denken, so lange nicht vier Augen sich geschlossen hätten!“

Dieser Rede Doppelsinn statt der geraden Sprache: ich will nicht, war aber das schreckliche Wort, welches Agnes in ihrer blinden Leidenschaft zu so entsetzensvoller, unnatürlicher That brachte.

Mit Schaudern müssen wir es lesen, wenn uns die Geschichte erzählt, wie Agnes ihre zarten Kinder als das einzige Hinderniß ihrer Vereinigung mit Albrecht ansehend, beide tödtete, indem sie eine lange Nadel in die noch weichen Häupter der armen Kleinen im Wirbel hineinstieß, und so ihrem Leben schnell ein Ende machte. Doch die ruchlose That weiblicher Unnatur und berückter Sinne blieb nicht verborgen.

Statt der so sehnlich erstrebten Verbindung fand Agnes dunkle Kerkermauern um sich und im ewigen Gefängniß in Hof brachte sie den Rest ihres gebrandmarkten Lebens hin.

In der Kapelle zu Himmelkron wurden die armen von ihr gemordeten Kleinen begraben, und trotzten lange der Verwesung. Es wird auch noch heute in Himmelkron von einem Grabsteine der Gräfin von Orlamünde gesprochen — also scheint sie in der von ihrem Gemahl gegründeten Stiftung ihre Ruhestätte gefunden zu haben.

So weit der geschichtliche Theil; die Sage erzählt nun, da Agnes von Orlamünde mit so schwerer Schuld beladen, keine Ruhe für ihre Seele gefunden habe, so müsse sie dem Hause Brandenburg, welchem der Mann ihrer Liebe entstammte, für den sie so schwere Sünde begangen, jeden Todesfall durch ihre Erscheinung ankündigen! — So werden denn mehrere Beispiele erzählt, wie sie im Schlosse zu Berlin und zu Ansbach und Bayreuth gesehen worden sei. Auch wurde den Fremden im Schlosse zu Bayreuth das Bildniß der weißen Frau gezeigt. Ein Hofmann, welchen die Freigeisterei etwas plagte, hing einst das Bild derselben, um der Sage zu trotzen, ober seinem Bette auf — doch nur einmal und nicht wieder. Am andern Tage gab er sie schnell ihrem alten Platze zurück, und zeigte kein Verlangen mehr, sie in seinem Zimmer zu haben.

Das alte Himmelkron liegt nahe der Eisenbahnstation Neuenmarkt und Trebgast, und ist von dort aus leicht zu erreichen. Das ehemalige von Otto gegründete Kloster wurde in späteren Jahren ein Erziehungsinstitut für die Töchter des damals verarmten Adels. Die letzte Aebtissin 1543 war Apollonia v. Waldenfels aus dem Hause Lichtenberg. 1590 wurde die Klosterkirche als Pfarrkirche verwendet. Als mit dem Ende des 16. Jahrhunderts die Erziehungsanstalt sich auflöste, standen die Klostergebäude leer.

Markgraf Christian Ernst von Bayreuth, 1661 zur Regierung gekommen, ließ die verlassenen Klostergebäude wieder herstellen, und da, wo die Burg Pretzenberg stand, ein neues Schloß beginnen, legte auch den Hofgarten und die berühmte Himmelkroner Allee an. —

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Allerlei.

Ein Brief Kaiser Joseph's II. Fast sind es hundert Jahre her, daß gleichfalls in Folge eines Erbfolgestreites über einen Lappen des bunten Heiligen Römischen Reiches Oesterreicher und Preußen in Sachsen und Böhmen feindlich wie heute sich gegenüberstanden. Aus Zeit jener datirt ein merkwürdiges Schriftstück, ein Brief des Kaisers Joseph II. an König Friedrich II., merkwürdig nicht nur seines bündigen kategorischen Styles wegen, sondern noch viel mehr deßhalb, weil die damaligen Ursachen des befürchteten Krieges, so wie überhaupt alle derzeitigen Verhältnisse eine überraschende Analogie zur heutigen Situation bilden. Die berühmte Epistel lautet:

„Hauptquartier Jaromierz. (Datum fehlt.)

„Mein Herr Bruder!

„Sie wollen in dem Erbfolgestreit nach dem Tode des Kurfürsten von Baiern die Rolle eines Beschützers spielen. Sie nehmen den Charakter eines Garanten des Westphälischen Friedens an, um Oesterreich zu kränken, und äußern nach verschiedenen Unterhandlungen darüber, den Machtspruch Bayern abzutreten. Sie werden mir als Reichsoberhaupt einige Kenntniß unserer Reichs-Verfassung gütigst zugestehen — hoffe ich. Demgemäß kann jeder Reichsstand sich mit den Agnaten durch eine gütliche Einverständniß der streitigen Länder wegen in Traktaten einlassen und selbe nach ihrer Uebereinstimmung in Besitz nehmen.

„Am allerwenigsten glaube ich, daß Euer Majestät die Erwartung hegen werden, Oesterreich unterwerfe sich dem Tribunal des Kurfürsten von Brandenburg in einem Falle, wo derselbe nur als Reichsmitstand auf einer allgemeinen Versammlung zu reden die Befugniß hätte.

„Sie haben sich weder den Unterhandlungen über die Erbfolge in Bayern, noch dem Besitz desselben widersetzt, in jener Zeit noch, wo Oesterreich ohne Kränkung seiner Ehre und des Ansehens, das es in Europa behauptet, hätte zurücktreten können. Erst damals äußerten Sie Zweifel wo die Zeit der Zweifel längst vorüber war, hatten Bedenken über einen Gegenstand, dessen Bedenklichkeiten längstens durch Uebereinstimmungen gehoben waren, und idealisirten sich vielleicht zu sehr an der Epoche von dem Tode Karl's VI. und die Acquisition von Schlesien. Mir däucht, es sei Ihnen zu sehr in der Erinnerung, daß Sie ein glücklicher General sind und daß sie 200,000 geübter Truppen und einen Obersten gehabt, der über die Werke Cäsar's de bello gallico einen Commentar geschrieben. Dies hat die Vorsehung außer den Preußen, noch verschiedenen Puissancen auch gegeben. Wenn Euer Majestät ein Vergnügen daran haben, 200,000 Mann aufs Schlachtfeld zu führen, so komme ich mit der nämlichen Anzahl dahin. Wollen Sie die Versuche wiederholen, ob Sie noch ein glücklicher General sind, so bin ich bereit, Ihrer Begierde zu kämpfen, ein Genügen zu leisten; und endlich, was die Schriftstellerei im Gebiete der Kriegskunst betrifft, so könnte ich Eurer Majestät von mir noch ein paar Generale nennen, die auf Pension stehen und aus Langeweile die Commentare des Grafen von Sachsen commentiren.

„Ich hoffe Sie an den Ufern der Elbe zu finden, und wenn wir uns geschlagen und Europa ein Beispiel von Eigensinn gegeben, so stecken wir den Degen in die Scheide.

„Je savais bien que vous êtes laché contre moi!

Joseph m. p."

Friedrich II. antwortete nicht auf diesen Brief, aber er fiel plötzlich, ganz wie sein heute regierender Sprößling, von Schlesien in Böhmen ein, besetzte Nachod und wartete an der Elbe, was die Oesterreicher beginnen würden. Diese standen unter José und Lascy, an 130,000 Mann stark, im Gebirge in trefflicher Defensive, Laudon, 70,000 Mann stark, gegen Sachsen hin. Bei Habelschwert wurden die Preußen geschlagen, und Maria Theresia schloß insgeheim — Frieden mit dem „bösen Mann," wie sie Friedrich II. nannte.

Zahlen Räthsel.

Häusliche Scene.

Mann.

Nein! Nein! Es ist zu toll, es ist nicht zu ertragen!

Frau.

Was fällt dir ein: Weßhalb hast du dich zu beklagen?

Mann.

Das fragst du noch? — Und wer hat mich so weit gebracht,
Als du? Soll ich dich selbst dir schildern? gut, gib Acht!
Dein Götze ist der 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7.
Ihm lächelt stets dein Mund, ihm ist dein Herz geweiht;
Um 1. 3. 4. 5. 6. für deine Eitelkeit
Ist dir das Beste feil. Von Neugier stets getrieben,
Ist dir kein 1. 3. 4. 5. 6. und 7. heilig.
Für ernste Dinge todt, wie drängst du dich so eilig
Zu jenem eitlen, 1. 2. 3 4. 7. hin!
Nie wirst du müd', ein neues 1. 4. 3. und 7.
Um Gecken, die nicht werth des Blickes, seitzuzieh'n.
In der Gesellschaft bist du übel angeschrieben;
Man sagt sich 7. 4. 3. 1. und 6 ins Ohr:
Da geht 1. 3. und 4.! Wenn ich dich zärtlich bitte,
Bist du wie 4. 3. 1. Und bricht mein Zorn hervor,
So wandelst du dich gleich, vergessend Zucht und Sitte,
In einen wahren 3. 5. 6. und 7. um.
Dem man nicht nahen darf. Nicht länger bleib, ich stumm,
Ich sag' es dir: dein Lauf wird zum Verderben führen,
Wenn solche 1. 4. 5. 6. 7. ihn regieren.

Frau.

Auf dieses alles meine einz'ge Antwort ist,
Daß du fürwahr ein 4. 1. 6. und 7. bist.

Auflösung des Buchstaben-Rebus in Nr. 60, Wachtparade.

Richtige Auflösungen gingen ein von Max Friedmann aus Sugenheim; S.... W.... und Max Bernstein von hier.

Eigenthum, Druck und Verlag von Albrecht Schröder. — Verantwortlicher Redacteur: K. Pfisterer.

Digitized by Google

Das Novellenbuch.

Unterhaltungsblatt zum „Fortschritt“ („Fürther Abendzeitung“).

Nro. 63. Montag, den 6. August 1866. 2. Jahrgang.

Der Zobten-Commerce.

Ein Studentenleben von Agnes Grans.

Seit Breslau eine Stadt mit vorwiegend mercantilischen und industriellen Interessen geworden ist, hat die Fluth des Lebens manche Traditionen, manch' alte Sitten und Gebräuche, welche noch an die Romantik des Mittelalters erinnerten, mit hinweg gespült. — So ist es mit dem fröhlichen Leben und Treiben der Studentenschaft der Fall. Als die Stadt erst sechszigtausend Einwohner zählte und eine Menge junger Polen, deren Landessprache mit Lehrgegenstand auf der Universität war, dort studirten, bildete sie einen hervorragenden Theil der Bevölkerung. Die Kupferschmiede- und Odergasse, so wie alle nach der Universität*) führenden Straßen wimmelten von jungen lebenskräftigen Studenten. Die knappen, schwarzen Sommerröcke, die enganliegenden Beinkleider, zeigten die oft klassische Schönheit der Formen und das lange, üppige Haar, auf dem die kleine Mütze schwebte, umspielte den bloßen Hals, die nackte, breite Brust. Es war eine Ueberfülle von Gluth und Leben in den muntern Gesellen.

Blieb auch nicht leicht ein Philister ungeneckt, ein hübsches Mädchen, wenn es gerade zur Zeit der Collegien des Weges kam, von einem dreisten Compliment unverschont, so hatten die Bürger die Herren Studiosen doch sehr gern, denn sie brachten sehr viel Geld ein, verzehrten viel, und wenn man auch oft lange creditiren mußte, so ward dafür auch, wenn pecunia wieder floß, nicht lange gehandelt und das Geld mit vollen Händen verstreut. Die Festlichkeiten der Studenten, wie: Promotionen, Commerce, Leichenbegängnisse ꝛc. waren Ereignisse, an denen die ganze Bevölkerung Theil nahm. Namentlich war dies mit dem Haupt-Commerce der Fall, welcher alljährlich in Zobten stattfand und zu welchem die Studentenschaft in einer unabsehbaren Wagenreihe hinausfuhr. Den Zug eröffnete im ersten Wagen ein Musik-Corps, dann folgten die Präses mit breiten, farbigen Schärpen, das Barrett mit wallenden Federn auf den Locken. Hinten drein kamen dann in den mannigfaltigsten Verkleidungen die Commilitonen. Da gab es kein Ereigniß in der Stadt, welches an diesem Tage nicht persiflirt worden wäre, keine extravagante Persönlichkeit, welche sich hier nicht als Carricatur wieder erkennen konnte. Die Straßen durch welche der Zug mußte, durchwogte ein wahres Menschenmeer; Kopf an Kopf gedrängt standen sie und begrüßten mit lautem Jubel die Wagen, namentlich jene, in denen sich besonders treffende Masken befanden und schallendes Gelächter belohnte jeden treffenden Witz, jede Satyre.

Am schlimmsten kamen dabei immer die Officicre, die geborenen und geschworenen Feinde der Studenten, weg, sie mußten stets zu den derbsten Scherzen herhalten. Bald kam ein Wagen, in welchem eine corpulente Dame saß, zwei lebendige Gänse an der Seite, die an ihren Hälsen Beutel trugen mit der darauf verzeichneten Summe von 100,000 Thalern. Den Rücksitz nahmen zwei Officiere ein, welche an ihre vis-á-vis die größten Galanterien verschwendeten. — In einem andern Wagen saß ein Officier und aß mit seinem Hund aus einer Schüssel, darüber flatterte ein Banner, auf welchem in großen, rothen Buchstaben das Wort: „Anfreiden!“ als Parole prangte.

An solchen Tagen ließen indeß die Herren Officiere dem übermüthigen Humor der academischen Jugend freien Lauf und nur in seltenen Fällen entstanden Unannehmlichkeiten zwischen beiden Parteien. Mußte doch auch mancher unbeliebte Professor das gleiche Schicksal erfahren. — War aber an den dicht besetzten Fenstern ein hübscher Mädchenkopf sichtbar, so konnte die Inhaber in desselben auch der feurigsten Huldigung sicher sein; es war ihr entweder ein schallendes

*) Die Leopoldinische Universität wurde 1702 den 21. Oct. von Kaiser Leopold I. gestiftet.

Digitized by Google

„Hoch!" dargebracht, oder man überreichte ihr auf einer langen, hölzernen Scheere, wie sie die Kinder zum Aufstellen von Soldaten haben, ein Bouquet, welches oft bis zum vierten Stockwerk gelangte.

Das Jahr 1848 hat den früher so harmlosen Aufzügen eine andere Färbung gegeben. Bittere, politische Anspielungen verdrängten die kecken Scherze, der wilde Streit der Parteien, der Zwiespalt in den Ansichten, fand in diesen Aufzügen einen willkommenen Kampfplatz. Der Polizei-Präsident mußte einschreiten, und was früher als leichter Schaum auf der Oberfläche wogte, und im Sonnenlicht der frohen Laune in tausend Farben spielte, zerfloß, vor das kalte Licht der Censur gebracht, wirkungslos in trübes Wasser. Bald wurde der Commerce ganz verboten und als man dieses Verbot später wieder zurücknahm, war die frühere Lust daran und das Verständniß dahin. Es war eben ein anderer Geist über die Menschen gekommen. —

So viel mir bekannt, hat diese, sonst von allen Seiten so sehr ersehnte Festlichkeit ganz aufgehört. Allein manches junge Mädchen, welches jetzt eine erhabene Hausfrau geworden ist, denkt gewiß noch gern an Breslaus fröhliche Zeit zurück und unter den Reliquien, welche sie vor dem Hochzeitstage mit leisem Seufzer den Flammen opferte, war gewiß ein Strauß, den einst ein hübscher Blondkopf mit feurigem Blick in's Fenster geschnellt. — — —

Einer der schönsten und geistvollsten Studenten, welche zu jener Zeit die Breslauer Universität besuchten, war Friedrich B... Wenn er so die Kupferschmiedegasse heraufkam, mit den großen blauen feurigen Augen stolz und herausfordernd in die Welt blickend, mußte man unwillkürlich denken: der wird weit gehen im Leben, und namentlich stellten ihm die Frauen und Mädchen das glänzendste Prognosticon. Immer fröhlich, immer zur Arbeit und tollen Streichen aufgelegt, der Liebling der Professoren, wie seiner Studiengenossen, schien er auch der Liebling des Glückes zu sein. Dennoch hätte er sich weit eher für ein Stiefkind desselben halten können, da seine Jugend unter herben Entbehrungen verflossen war.

Sein Vater war Prediger in einem kleinen, hochgelegenen Dorfe des Riesengebirges, dem seine Stelle nur ein höchst dürftiges Einkommen gewährte, denn die Eingepfarrten waren meist arme Weber. Bei Taufen und Begräbnissen mußte der Herr Pastor nicht nur meist darauf verzichten, seine Gebühren zu erhalten, sondern die Frau Pastorin auch noch oft für die Neugeborenen Kinderzeug beschaffen, oder den von Vater und Mutter verlassenen Armen nach Möglichkeit beistehen. Da blieb denn für des eigenen Lebens Ueberfluß gar wenig. Das kleine Pfarrhäuschen unterschied sich nur im Sommer durch ein besonders hübsch gehaltenes Gärtchen von den übrigen Häusern des Dorfes, im Winter lag es ebenso versteckt, wie die andern, in der weichen, weißen Schneehülle, die es Monate lang verhüllte. Auch war der Rauch, der sich in die klare, blaue Luft empor kräuselte, nicht dicker, als der, aus den anderen Schornsteinen aufsteigende, denn er langte auch wenig mehr in der Woche, als Kartoffeln, Suppe und Kaffee. Auch das Innere des Hauses war überaus bescheiden eingerichtet und enthielt nur ein Wohn- und Schlafzimmer und im Giebel ein winzig kleines Stndir-Stübchen. Der Meubles waren wenig und ein altes Clavier der einzige Luxusgegenstand.

Worin sich indeß das Häuschen von den übrigen ganz besonders unterschied, das war die Liebe, der Frieden, die entbehrungsfreudige Genügsamkeit, welche darin herrschte. — Fünfzehn Jahre hatte der Pastor als blutarmer Candidat auf eine Stelle gewartet, um seine Friederike, die sich unter Fremden ihr kärgliches Brod gewann, heimführen zu können. Als ihm endlich die Pfarre, wohl die schlechteste im Lande, zu Theil wurde, war er glücklicher, als der Herr General-Superintendent selber; konnte er doch nun seinem Fritzchen, die von der Verwandtschaft spöttisch die „Candidaten-Braut" genannt wurde, den eigenen Heerd bieten. Jedes Stück Meuble, welches er mühselig von dem erworbenen Stundengeld erkaufte, betrachtete er mit Entzücken und als ihm eine besonders dankbare Schülerin, eine Tischlerstochter, für seine Braut einen Nähtisch schenkte, glaubte er für allen wünschenswerthen Comfort gesorgt zu haben. Zum Glück machte die Liebe das Fritzchen ebenso blind und ebenso genügsam, daß sie das Fehlende nicht bemerkte und mit dem Vorhandenen aus vollster Seele zufrieden

Digitized by Google

war. Sie verlebten in dieser Weise auf ihrer Bergeshöhe lange, glückliche Jahre. Ein einziges Kind, ein Sohn, war ihnen geschenkt und in ihm concentrirte sich alle Liebe, alle Pflege der Eltern. Der Vater unterrichtete ihn selbst und als er die Fähigkeiten des Knaben bemerkte, war es sein höchster Wunsch, ihn studiren zu lassen. Zur Ausführung desselben beschloß man, noch sparsamer zu leben und während der Vater für theologische Journale schrieb, arbeitete die Mutter täglich eine Stunde länger, um durch den Verkauf seiner Arbeiten ein Schärflein zu dem großen Lebenszweck beitragen zu können.

Mit unsäglichen Opfern ward der Besuch des Hirschberger Gymnasiums ermöglicht und Friedrich, als er älter geworden, gab sich alle Mühe das freudig erduldete Märthyrerthum seiner Eltern nach Kräften zu lohnen. Als er zur Universität reif war und vor seinem Abgang im väterlichen Hause verweilte, war er tief gerührt über die liebevolle Sorgfalt der Seinen, die er sehr gealtert wiederfand.

Es war der letzte Abend. Im Zimmer stand der kleine Koffer vor welchem die Mutter kniete und mit leise zitternder Hand sorgfältig die schneeweiße Wäsche hineinlegte. Ach, jeder Faden der feinen Hemden war durch ihre Finger gegangen, sie hatte das Garn selbst gesponnen in langen Winterabenden, beim Sausen des Sturmes, am warmen Ofen sitzend, in dem die Kartoffeln leise brodelten. Der Vater hatte ihr dabei vorgelesen und manch' Gebet und manche Thräne war in das weiche Gewebe gefallen. Dann hatte sie es selbst gebleicht am sonnigen Bergesabhang und zuletzt genäht, mit schon müde gewordenen Augen. — Jetzt streute sie duftende Kräuter und Rosenblätter dazwischen und freute sich ihres Werks mit mütterlicher Eitelkeit, denn des Superintendenten Sohn konnte nicht schönere Wäsche haben.

Friedrich saß auf der Mutter Platz am kleinen Fenster und sah ihr zu, sah wie die Abendsonne die letzten Strahlen auf den braunen Scheitel warf, in dem schon viele weiße Fäden schimmerten. Da trat der Vater in das Zimmer, legte noch einige Bücher auf den Koffer und überreichte dem Sohn ein versiegeltes Papier, den treu bewahrten Nothpfennig enthaltend, sowie seine silberne Uhr. „Die alte Schwarzwälder Uhr thut mir dieselben Dienste," entgegnete er beschwichtigend, als Friedrich das letzte Liebesopfer ablehnen wollte.

Endlich war Alles geordnet und der Träger erschien, der den Koffer nach Hirschberg zur Post besorgen sollte; es war ein früherer Spielkamerad Friedrich's gewesen, der jetzt schon als fleißiger Weber für einen blinden Vater sorgte, während dieser seinen Eltern nur Kosten verursachte. —

Der Abschied war schwer und schmerzlich. Am kleinen Gartenzaun standen die Eltern und winkten mit den thränennassen Tüchern dem Abgehenden nach, bis er im Walde verschwand. —

Mit heiligem Eid gelobte sich Friedrich, jede Versuchung zu fliehen und die tausend und aber tausend Opfer seiner Eltern durch die Bereitung eines sorgenlosen, glücklichen Alters zu vergelten. — Ach, warum verweht der Sturm des Lebens so heilige Gelübde, entblättert so edle Herzensregungen!? — Wie manche Eltern haben nicht die gleichen Opfer gebracht, nicht Opfer wie sie die Jugend gern zu bringen liebt, bestehend in rascher That im ersten Aufflammen des Muths, — nein, jene stillen schweren Opfer, bestehend in fast unscheinbaren Kleinigkeiten und doch oft viel schwerer wiegend, als manche hochgepriesene Heldenthat. Das Entsagen einer Lieblingsgewohnheit, die dem Schlaf entzogene Arbeitsstunde, das Entbehren eines stärkenden Weins, eines Buches und dergleichen mehr, sind Dinge die im Verlauf des täglichen Lebens schwerer ins Gewicht fallen als man denkt. — Und doch, wie gern werden all' diese Opfer gebracht im Hinblick auf die Zukunft, wo der blühende Sohn der alternden Eltern Trost und Stütze sein wird. — Unterdessen aber setzt der Sohn, für den sie sich zwanzig Jahre gemüht und gesorgt, in eben dem Augenblick sein Leben aufs Spiel, um eines Wortes, oder einer Miene willen und verliert es, ohne zu bedenken, mit welch' unbezahlter Schuld er in die Ewigkeit geht! —

(Fortsetzung folgt.)

Allerlei.

Ein theures Bad. Man soll seinen Namen nicht erfahren; es könnten sonst Leute zu ihm kommen, um Vorlesungen über Anstand und Sitte bei ihm zu hören, und das könnte ihm

Digitized by Google

Schaden thun in seinem Geschäft; er ist nämlich Weinwirth im Boulogner Gehölz.

Am 30. September hatte ihn ein Freund von Paris besucht; es war bekanntlich noch sehr heiß. Man nahm ein delicates Frühstück ein und trank nicht schlecht dazu; es war ja ein Besuch, kein Kunde. Nach dem Frühstück spaziert man am Ufer der Seine herum; es ist, wie gesagt, eine Glühhitze. „Wie wär's, wenn wir ein Bad nähmen!“ fragt der Pariser, und fünf Minuten darauf sind beide Freunde im Wasser. Führt das Unglück einen der Wächter des Boulogner Wäldchens daher, welcher im Namen des beleidigten Gesetzes, und noch mehr, zur Genugthuung zweier oder dreier noch ungleich tiefer beleidigter Damen, die beiden Schwimmer auffordert schleunigst wieder in ihre Toilette zu fahren. Der Pariser gehorcht der Aufforderung; allein der Weinwirth bleibt im Wasser, — wer weiß, ob nicht wegen der Wahlverwandtschaft zu diesem ihm so nothwendigen Element. Der Mann des Gesetzes stellt sein Ultimatum, allein es wird ihm in Ausdrücken geantwortet, worauf ein Protocoll die einzig mögliche Erwiderung ist.

Jetzt steht unser Mann vor dem Zuchtpolizeigericht, um sich auf die doppelte Anklage zu verantworten. Er erscheint vor der Justiz in seinem besten Paletot, seiner weißesten Wäsche und mit dem neuesten Hute; offenbar will er durch sein patentestes Erscheinen den möglichsten Gegensatz zu der ursprünglichen Gestalt bilden, die er nach der Anzeige am Ufer an der Seine dargestellt hat.

Präsident; Sie sind von gesetztem Alter, Familienvater, haben ein Geschäft und Vermögen, — wie ist damit zu vereinigen, daß Sie sich so weit vergessen, am hellen Tage im offenen Fluß zu baden, und zwar ohne die Vorkehrungen, welche sowohl die Polizei, als auch das Anstandsgefühl vorschreibt? Und wie wollen Sie verantworten, daß Sie überdies auch noch den Beamten beleidigen, der Sie auf den Verstoß gegen die gute Sitte aufmerksam macht?

Der Weinwirth: Was den ersten Punct betrifft, so will ich mein Unrecht nicht läugnen; aber das ging Alles so schnell. Sehen Sie, wenn ein Freund von Paris kommt, will man ihm doch alle Annehmlichkeiten verschaffen, die der Ort bietet, es war so warm . . .

Präsident: Sie waren vielleicht wärmer, als gut war; Sie hatten gut gefrühstückt!

Weinwirth: Schlecht gewiß nicht! Wenn man einen Freund empfängt. . . .

Präsident: Aber warum haben Sie nicht gehorcht, als der Beamte Sie aufforderte, sich anzukleiden?

Weinwirth (sehr lebhaft): Man hätte mir 500 Frcs. bieten können, um aus dem Wasser zu gehen, und ich hätte es nicht gethan! Ich war in 5 Fuß Wassertiefe: Ich denke, das ist die sicherste Badetoilette von der Welt! Was können denn die Damen gesehen haben, wenn ich bis ans Kinn im Wasser bin? Wäre ich, der Aufforderung zufolge herausgegangen, dann hätten sie eher ein Recht gehabt, zu schreien! Das hab' ich auch dem Wachter gesagt: Bleiben Sie nur, sagte ich, und überwachen Sie mich bis zu einbrechender Nacht, wenn es Ihnen Vergnügen macht; lieber will ich Strafe bezahlen, als wie ich bin aus dem Wasser gehen. Das Wasser, sehen Sie, hatte mich erfrischt und mir gerade diesen guten Gedanken eingegeben; im Punct der Sitte soll mir einmal Einer in der Gemeinde etwas sagen!

Präsident: Es ist möglich, daß Sie dem Wächter diese Antwort gegeben haben, allein in Verbindung mit den Ausdrücken, die zu Protocoll erhoben sind. . . .

Weinwirth: Warum hat es sie erhoben, statt sie ins Wasser fallen zu lassen?

Ungeachtet dieser geistreichen Schlußfrage wird der Angeklagte zu 6 Tagen Gefängniß und 50 Frcs. Geldbuße verurtheilt, und kann sich nicht einmal mit der Wahrheit des Spruches trösten: Das Wasser thut es freilich nicht!

Der berühmte englische Schauspieler Matthew als er im Sterben liegend einen ihn besuchenden Freund bat, ihm einen Löffel von der auf dem Tische stehenden Arznei zu reichen, erhielt von diesem statt der Arznei einen Löffel voll Tinte. Ueber dieses Versehen den Freund außer sich und trostlos sehend, sagte Matthew, endlich mit schon brechender Stimme: „So laß doch gut sein! Ich nehme ein Stück Löschpapier ein und die Sache ist gut gemacht.

Schach-Aufgabe Nr. 4.

Weiß zieht an und setzt mit dem 6. Zuge matt.

Schwarz.

Weiß.

Auflösung der wissenschaftlichen Aufgabe in Nr. 60.

Die Größe der Entfernung sei x, die des Erdhalbmessers nehmen wir an gleich 859·5 geographische Meilen; daher wird:

$$(x + 859{\cdot}5)\cos 6^\circ = 859{\cdot}5 \text{ oder } x = \frac{859{\cdot}5}{\cos 6} - 859{\cdot}5$$

Setzt man nun $v = \frac{859{\cdot}5}{\cos 6}$ oder

$\lg y = \lg 859{\cdot} - \lg \cos 6^\circ$ d. i.
$= 12{\cdot}9342459 - 9{\cdot}9976143 = 2{\cdot}9366316$,
somit $y = 864{\cdot}24$; so wird
$x = 864{\cdot}24 - 859{\cdot}5 =$ d. h. 4·74 M.

Eigenthum, Druck und Verlag von Albrecht Schröder. — Verantwortlicher Redacteur: A. Pfisterer.

Digitized by Google

Das Novellenbuch.

Unterhaltungsblatt zum „Fortschritt“ („Fürther Abendzeitung“).

Nro. 64. Donnerstag, den 9. August 1866. 2. Jahrgang.

Der Zobten-Commerce.

(Fortsetzung und Schluß.)

Die Zeit hat so manches barbarische Vorurtheil mit sich hinweggenommen, warum zerbricht es nicht mit gewaltiger Hand jenes mißverstandene Ehrgefühl, welches die Blüthe unserer Jugend in einen ruhmlosen Tod treibt? Fast jeder Student, der um einer unbedeutenden Aufwallung willen sein Leben im Duell verliert, stürzt seine Eltern in endloses Weh, nimmt ihnen die Hoffnung ihres Alters und gibt sie in vielen Fällen der Noth, dem Mangel Preis, weil sie ihr Letztes hingaben, um den Sohn studiren lassen zu können. — Wer in einer Universitätsstadt wohnt, kann täglich die schmerzliche Beobachtung machen, wie leichtsinnig das unersetzliche Gut des Lebens verschleudert wird. —

Friedrich war dieser Klippe des Studentenlebens bisher glücklich entgangen; sein offenes fröhliches Wesen erwarb ihm rasch Liebe und Zuneigung und da er aus seinen bedrängten Verhältnissen kein Hehl machte, so war er auch in dieser Hinsicht vor jedem Spott gesichert.

Der Rector ertheilte ihm schon im ersten Jahre das Stipendium, welches die Universität für das Studium der orientalischen Sprachen zu vergeben hat und seines gesitteten Wesens halber war Friedrich in den Häusern der Professoren ein gern gesehener Gast. Er verkehrte fröhlich und viel mit Mädchen und Frauen, ohne indeß irgend Eine besonders auszuzeichnen. Auch sein hübsches Wirthstöchterchen ließ ihn ungerührt und der dafür dankbare Vater, ein ehrsamer Schuhmacher, bot Alles auf, diesen Phönix von Studenten an sein Quartier zu fesseln.

In eifrigem Studium waren ihm so zwei Jahre vergangen, da fingen einige der müssigen Genossen an, eine Veränderung an Friedrich zu bemerken. Man wollte ihn im Dunkel des Abends mit einem weiblichen Wesen auf der Taschenbastion gesehen haben. Wie Sommerfäden spannen sich die Neckereien an jede Kleinigkeit an und webten sich fort und fort. Friedrich schien es Anfangs nicht zu beachten und war mehr als je mit seinen Arbeiten beschäftigt. Er hatte sich der Philologie gewidmet, wozu der Vater seine Zustimmung gegeben. Der arme Pastor sah wohl ein, daß das langsame Zuwarten der Theologen nicht recht für den feurigen Sohn geeignet war und er verlangte milden Sinnes nicht „daß allen Bäumen eine Rinde wachse.“ —

Der Rector versprach dem Sohne, ihm nach Beendigung seiner Studien, zur Erreichung einer Stellung als Privatdocent an einer fremden Universität förderlich zu sein. Es fiel ihm freilich die Hast auf, mit welcher ihn der junge Mann ersuchte, diese Stellung für ihn in möglichster Ferne, z. B. in Rußland, Polen, oder doch weit, weit fort von Breslau, ermitteln zu wollen, allein er schob diesen Wunsch auf die Reiselust der Jugend.

Weniger ließen sich die Commilitonen täuschen. Der Friedrich, dem man den Spottnamen „der keusche Joseph“ beigelegt, hatte eine Liebchen, dessen er sich schämte und das er dennoch zu heirathen beabsichtigte. Man beschloß ihn zu beobachten, das Nähere zu erfahren. Allein der schon aufmerksam gewordene, wurde plötzlich noch vorsichtiger. Zwar sah man ihn wirklich, mit einer Dame am Arm, in den unteren Promenaden beim „Schwanenhäuschen“ auf- und abgehen, aber sie war dicht verschleiert, und vor roher Gewalt schützte ihn seine Beliebtheit und sein persönlicher Muth. Obgleich er im Hinblick auf seine Eltern bisher alle unnützen Händel sorgfältig vermieden, so fühlte man doch, daß dieses feurige Auge zornig blitzte und die weiße Hand die Klinge kräftig führen würde, wenn es eine wirkliche Ehrensache gelte. —

So war denn der berühmte Zobten-Commerce gekommen und in den eifrigen Berathungen darüber vergaß man für den Augenblick Friedrichs Liebesgeschichte. Ein herrlicher Tag begünstigte die Fahrt, und in vollen Zügen schlürfte die Jugend die Lust des Augenblicks.

Friedrich hatte von Allen das schönste Bouquet, einen großen Strauß weißer Rosen.

Digitized by Google

Schon hatte man fast sämmtliche Straßen durchfahren und die Studenten an blonde und brünette Schönheiten ihre duftenden Gaben geopfert, — nur die weißen Rosen waren noch übrig. Plötzlich flog der Strauß einem jungen Mädchen zu, welches am Ende der Taschenstraße unter der Menge stand. Einen Moment war der Schleier gelüftet gewesen und der Wagengenosse Friedrichs, ein junger Theologe, schaute in ein zartes, bleiches Mädchengesicht, das plötzlich tief erröthete, als es die Blumen empfing. Er sah den Blitz des Verständnisses, der von einem Auge zum andern flog und „Flammen hier und drüben Flammen;“ allein wenn er sich auch freute, endlich die vielbesprochene Schöne entdeckt zu haben, so war er doch zu gutmüthig und Friedrich zu sehr befreundet, um verletzende Scherze zu machen.

Durch die Morgenfrische, zwischen den grünenden Saatfeldern flog man dahin, dem alten Hüter Breslaus, dem grauen Zobten zu. Im Städtchen war man bereits auf die Ankunft der Studiosen vorbereitet, die Thüren waren fest geschlossen, nirgends ein weibliches Wesen sichtbar, denn unter einer so großen exaltirten Menge fehlt es, wenn Bier und Wein ihre Wirkungen gethan, auch an Rohheiten nicht und so hütete man sich, mit den Unzurechnungsfähigen in Collision zu kommen.

Im Wirthshausgarten, wo man lange Tafeln unter den grünen Bäumen aufgestellt, saßen in Hemdärmeln die lebenskräftigen, lebensmuthigen Gestalten mit den feurigschlagenden Herzen, mit den glänzendsten Erwartungen hineinschauend in die nebelhaft verschleierte Zukunft; da saßen sie, aßen und tranken und sangen, schwärmten von Freiheit und Liebe und schwuren sich Freundschaft bis über das Grab hinaus! — Je mehr sich der Abend niedersenkte, je toller ward der Jubel; das Bier schäumte in den Gläsern und das Blut in den Adern. Die Stimmung zwischen den verschiedenen Verbindungen nahm eine gereizte, leidenschaftliche Färbung an. — Ein Raufbold bedrängte trotzigen Uebermuths ein schüchternes Muttersöhnchen und beschwichtigend trat Friedrich zwischen beide. Da schob ihn der Aufgeregte mit den Worten weg: „Ach, geh' zum Henker, Du streichst ja so immer an seinem Gehöft umher!“

Das bemooste Haupt war hoch erstaunt über die Wirkung seiner Worte, die, obgleich roh, doch nach dem Commerce keine eigentliche Beleidigung enthielten. Flammend vor Zorn sprang Friedrich empor, schlenderte ihm das Weinglas mit dem „dummen Jungen“ zugleich ins Gesicht und drang auf augenblickliche Satisfaction. Die Präsides versuchten Frieden zu stiften, doch umsonst, der früher so Gelassene schäumte vor Wuth. Die Tische wurden weggerückt und bald standen sich die Streitenden gegenüber. Nur kurze Zeit währte der Kampf, da lag Friedrich am Boden, die Degenspitze seines Gegners war ihm tief in die Brust gedrungen; das Blut rieselte in das Gras und färbte die blonden, lockigen Haare mit purpurnem Schein. —

Plötzlich ernüchtert, standen die Genossen und starrten auf den Gefallenen, den schon die Bläße des Todes bedeckte. Da lag er auf grünem Rasenraim und neben ihm die Uhr, welche der greise Vater herbeigetragen als letztes Liebesopfer und die jetzt bald die Stunde zeigte, in der das blühende Leben verann mit dem Herzblut, welches durch das weiße Hemd strömte, dasselbe Hemd, welches die Mutter so zierlich in den Koffer gelegt und mit zitternder Hand glatt gestrichen und Lavendel und Thymian darauf gestreut, ahnungslos, daß es das Todtenhemd werden sollte! Da lag sie gebrochen, die Stütze des Alters und was blieb nun den armen Eltern, als eine freudenlose Zukunft in Kummer und Noth?! — Der Abendwind schüttelte die Blüthen von den Zweigen, sie fielen wie Blumen in ein Grab. Mit Thränen in den trotzigen Augen knieten die wilden Gesellen um den sterbenden Kameraden her, dessen leises Röcheln in der entsetzlichen Stille deutlich zu vernehmen war, ein Ton, welcher in der Brust des Gegners so laut erklang, wie der Donner des jüngsten Gerichts.

Vorsichtig hob man den Verwundeten vom Boden auf und legte ihn in einen Wagen, um beim Sternenlicht im langsamen Schritt und tiefen Schweigen denselben Weg zurückzulegen, den man beim glänzenden Sonnenlicht so jubelnd und im raschen Galopp angetreten. —

Friedrichs Wirth, der ehrliche Schuhmacher wollte fast verzweifeln, als der traurige Zug bei ihm anlangte; er und die

Digitized by Google

Seinen litten nicht, daß er die steilen Treppen hinauf in sein Dachstübchen gebracht wurde. Sie öffneten ihre Putzstube und betteten den Unglücklichen auf das Sopha, welches von ihnen sonst nie benutzt werden durfte. Das Töchterlein holte die Guitarre und das bunte Käppchen herab, hing beides über dem Bette auf und kreuzte die Schläger über den Silhouetten seiner Eltern, damit sich der Kranke beim Erwachen in dem fremden Raume heimisch fühlen sollte. Allein das Wundfieber verhinderte ihn, diese zarten Aufmerksamkeiten wahrzunehmen. Der junge Theologe, welcher bei ihm wachte, hörte in den wilden Fieber-Phantasien die willenlosen Geständnisse Friedrichs. — Manchmal dachte er, daß es für ihn wohl am besten sein möchte, wenn das heiße Herz im Tode erkalte, denn die Liebe seines Freundes konnte nimmer die Billigung der Welt, kaum den Segen der Eltern erhalten, das Vorurtheil der ersteren trennte wie ein unausfüllbarer Abgrund, die im Herzen Verbundenen. Jetzt erschien ihm Friedrichs Wunsch, fortzugehen hinaus in die Welt, sehr begreiflich. —

Lange kämpfte die Jugendkraft mit dem Tode, bis dieser endlich Sieger blieb und am dritten Tag war Alles zu Ende, der fröhliche Bursch ein stiller Mann geworden.

Ein Studentenbegräbniß war in früherer Zeit etwas Feierliches; Jeder blieb stehen und schaute solch' einem Zuge nach, wenn er in düsterem Pomp vorüberkam, und wer konnte, schloß sich ihm an. — Ernst und traurig klangen die Glocken von den Thürmen. Der Sarg, dessen düsteres Schwarz fast verschwand unter all' den Blumen und Kränzen, die ihn verdeckten, ward von den Studiengenossen des Todten getragen, über deren Brust breite, schwarze Schärpen hingen. Auf dem Sarg lag der Schläger, gekreuzt mit der Scheide und das Barret mit der Feder. Zu beiden Seiten gingen die acht und zwanzig Marschälle, die goldenen Knöpfe der weißen Stäbe mit schwarzem Flor umwunden, und hinter diesen mit gesenkten Augen, langsamen Schrittes, des Todten wilde Genossen, jede Landsmannschaft mit ihren Präsidien in den eigenen Farben und Bändern, in Kanonenstiefeln, die Führer mit dem Federhut. Während der Zug langsam dahin wallte durch die Straßen, zur letzten Ruhestätte, bliesen die Posaunen vor demselben ihre tief erschütternden Weisen.

Endlich war man am Ziele. Die Träger setzten den Sarg nieder und die sechshundert blühenden Gestalten drängten hin, um den noch einmal zu sehen, der vor wenigen Tagen in üppigster Jugendkraft mit ihnen getrunken und gesungen und der jetzt so bleich und starr und grausig dalag, die Hände gefaltet über dem Herzen, das aufgehört hatte zu wünschen, zu hoffen und zu schlagen. — Der Burschenschläger mit der Scheide, die farbige Mütze, das Liederbuch und der jungfräuliche Myrtenkranz ward in den Sarg gelegt, und als er beim Klang der Schläger langsam zur Grube schwebte und die letzte Weise erscholl, da fielen, wie Regentropfen, die warmen Thränen der Genossen. Eine Hand voll Erde warf Jeder noch hinab, ein trauriges Lebewohl, dann zogen sie die Käppchen und verließen den Kirchhof.

Abend war's und tiefe Stille herrschte um die ewigen Schläfer; nur von fern hörte man, wie Meeresrauschen, das Wogen und Treiben der Stadt. Die Sterne funkelten auf den frisch aufgeworfenen Erdhügel herab, um den jetzt die Gedanken der Eltern schwebten, die nun wohl die Botschaft hatten, daß ihre Lebenssonne untergegangen in ewige Nacht. —

Leise öffnete sich jetzt das kleine Pförtchen und eine weibliche Gestalt schlüpfte herein, — des Scharfrichters bleiches, braungelocktes Kind. — In heißem Schmerz warf sie sich auf das Grab, das ihre erste, ihre einzige Liebe barg.

„Fahre wohl!" flüsterte sie leise. „Mein schönster Lebenstraum ist ausgeträumt, jetzt kommt das Erwachen, der lange, öde Arbeitstag. Schlafe sanft, der Du mich liebtest und jedem Vorurtheil Trotz geboten hättest, Du ehrliches, offenes Mannesherz! Ich opfere Dir mein liebstes, mein letztes Angedenken!" — Und mit zitternder Hand legte sie einen Strauß weißer Rosen auf das Grab und verschwand. — Der Mond aber zog langsam durch dunkle Wolken dahin und warf seine Strahlen wie Himmelsgrüße auf die stillen Schläfer, die der ewigen Barmherzigkeit Gottes entgegenschlummern, der sie richten möge nach dem Wollen nicht nach dem Vollbringen. — — —

Digitized by Google

Der freie Mann.

Wer ist der große freie Mann,
Der auf zur Gottheit schauen kann,
Und spiegelt sich in ihr? —
Nicht, wer den Zügel wild verhängt
Ein Donnergott durch Schlachten sprengt,
Blutroth das Siegspanier.

Nicht wer im Hermelin geschmückt,
Den Scepter über Völker zückt,
Dess' Saum der Sclave leckt:
Nicht, wer den Weltenbau versteht,
Als Wunderthäter und Prophet
Die Todten auferweckt.

Der aber ist der große Mann,
Wer Großes thun und fühlen kann,
Und leiden Großes auch; —
Er geht in Herrlichkeit einher,
Und waltet über Land und Meer,
Sein Geist ist Gottes Hauch.

Und der ist wahrhaft frank und frei
Und lög er auf der Marterbank
Gekreuzigt und verhöhnt; —
Wer sich vor keinem Götzen beugt.
Und stumm, wie das Verhängniß, schweigt,
Wo die Posaune tönt.

Ob Pöbel stolz vorübergeht,
Ob Pöbel, Weihrauch streuend, steht,
Und Ehrensäulen baut; —
Ob der Satrap am Fürstenthron
Mit Stolz und Spott und frechem Hohn
Auf ihn herunter schaut;

Was kümmert ihn der Thoren Spott,
Er ist allein auf Erden Gott
Und ihm gehört die Welt; —
Er lehnt sich ruhig an die Pflicht,
Ob unter ihm die Erde bricht,
Auf ihn der Himmel fällt.

Allerlei.

Nach Amerika Auswandernden ist nicht dringend genug zu empfehlen, sich bei Betretung des americanischen Bodens mit keinem der sich ihnen anbietenden Menschen auf irgend etwas einzulassen, sondern sich sofort in den Schutz einer der zu diesem Zwecke bestehenden deutschen Gesellschaften zu begeben. Ein älteres und sehr wirksames Institut ist der „Castle garden" in New-York, und die „deutsche Gesellschaft" unterhält zu unentgeldlichem Rath bereitstehende Agenturen in New-York Nr. 5, Battery-Platz; in New-Orleans Nr. 158, Chartersstr.; in Philadelphia Nr. 18, Süd, 7. Straße und in Baltimore Nr. 55, Thomasstraße.

Apparat zur Vertilgung von Ungeziefer. In Wien ist ein, wie es scheint, höchst zweckmäßiger Apparat zur Vertilgung von Ungeziefer construirt worden, der ganz einfach aus einem Blechgefäß mit einer langen Ausgießröhre und einem Spirituslämpchen besteht, welches das in der Kanne befindliche Wasser in Dampf verwandelt, der mit großer Heftigkeit ausströmt und mit Vehemenz sofort alles Ungeziefer, Nester, Eier u. s. w. zerstört, auf welche man den Dampf strömen läßt.

Magische Quadrate als mathematische Aufgabe.

thro	gun	dem	ge	ste
gli	er	te	des	tai
dem	nach	ti	nand	sag
der	ne	sten	fer	und
fer	zu	di	ent	sen

seph	de	ste	thron	völ
em	sei	so	hei	der
zum	stieg	den	ner	ser
le	franz	cem	de	ten
er	zwei	ker	kai	ber

Vorstehende 2 magische Quadrate sind aus 50 verschiedenen arithmetischen Progressionen mit der Differenz = 1 zu je einer Progression gebildet. Jedes Quadrat enthält in den horizontalen, verticalen und diagonalen Reihen die Jahreszahl 1849. — Die anzunehmenden arithmetischen Progressionen sind der Willkühr der geehrten Löser überlassen, doch ist es nöthig, die Zahlen so einzuzeichnen, daß in den horizontalen, verticalen u. diagonalen Reihen stets die Zahl 1849 als Summe kömmt. Im Quadrat A. müssen die Zahlen 18 und 49 in den zwei ersten, und die Zahlen 1 und 849 in den zwei letzten Feldern der untern Horizontalreihe erscheinen. Im Quadrat B. sollen jedoch die Zahlen 1,84,9 in der Mitte vorkommen.

Auflösung des Zahlen Räthsels in Nr. 62.
Spiegel, Siege, Siegel, Spiel, Seil
Leije, Sie, Eis, Igel, Segel, Eisel.

Richtige Auflösungen gingen ein von G. Paul und P. K. L. von hier.

Herrn P. K. L. Ihre Chiffre wurde, wie Sie ganz richtig bemerkten, deßhalb nicht unter die der übrigen Löser gesetzt, weil Ihnen nach Ihrer Angabe das Buchstaben-Rebus in Nr. 60. „Wachtparade" schon längst bekannt war, — von Ihrer Mittheilung haben wir Notiz genommen.
D. R.

Eigenthum, Druck und Verlag von Albrecht Schröder. — Verantwortlicher Redacteur: R. Pfisterer.

Digitized by Google

Das Novellenbuch.

Unterhaltungsblatt zum „Fortschritt“ („Fürther Abendzeitung“).

Nro. 65. Montag, den 13. August 1866. 2. Jahrgang

Erlebnisse eines Curgastes — Amerikaner — während der Schlacht bei Kissingen am 10. Juli.

Kissingen, Ende Juli 1866.

Mein werther Freund!

Als Sie vor wenigen Wochen hier von mir Abschied nahmen, fiel es mir im Traume nicht ein, solche Gefahren erleben, und solche Schreckensscenen mit durchmachen zu müssen, die das Geschick für mich aufbewahrt hatte; ich glaubte es unmöglich, Ihnen anstatt über mein Wohlergehen, Berichte über Schlachten, menschliches Elend und solche herzzerreißende Begebnisse senden zu müssen, wie ich sie in der letzten Woche dahier erlebte.

Ueberzeugt von Ihrer Theilnahme und Ihrem Interesse, würde ich Ihnen schon früher Nachrichten von mir gegeben haben, allein wir waren von der Außenwelt gänzlich abgeschlossen; wir hatten weder Telegraphen noch Post seit dem 10. d. M.

Ich will es nicht wagen Ihnen auch nur annähernd eine Schilderung der Schlacht zu senden; solche Scenen müssen gesehen werden, wenn man sie sich vorstellen will. Ich hatte früher oft in Gedankenlosigkeit den Wunsch gehegt, einer Schlacht beiwohnen zu können. Der Himmel vergebe mir diesen unnatürlichen Wunsch — ich wußte nicht, was ich sagte. Ich hatte keine Vorstellung von dem, was man eine Schlacht nennt, von den Schrecknissen des Anblickes *während*, und den *noch* schrecklicheren Scenen *nach* der Schlacht. — Ich will von der Panik nicht sprechen, die am 5. d. M. eine Truppe versprengter bayerischer Cavallerie, die bei Brückenau auf den Feind gestoßen waren, in dieser Stadt verbreitete; wie die Bewohner ihre Thüren und Fenster verbarricadirten, ihre Kostbarkeiten in Eile in Sicherheit zu bringen und alle Curgäste, die konnten, weg zu kommen suchten. Dies ging vorüber und es wurde uns berichtet, die Preußen hätten eine andere Richtung genommen. Montag Nachmittag den 9. d. M. bemerkte ich indessen eine außergewöhnlich große Anzahl bayer. Truppen im Orte und man flüsterte sich zu, die Preußen wären im Anzug. In jener Nacht mögen etwa 5—6000 Bayern in Kissingen gelagert haben. Sie zertrümmerten alle Brücken mit Ausnahme der großen steinernen, welche sie mit Wagen, Balken ꝛc. ꝛc. am rechten Ufer der Saale verbarricadirten und pflanzten am linken Ufer zwei Kanonen auf. Soldaten lagen verborgen an den Ufern des Flusses und unter der Brücke, auf den Straßen lagerten sie mit ihren Waffen zur Seite. Ich vertauschte mein Zimmer, bezog jenes, das Sie bewohnten, weil letzteres weniger exponirt war — und ging in meinen Kleidern, meinen Paß und meine Baarschaft der Tasche, zu Bette.

Um halb 6 Uhr Morgens, wurde ich von unserem Hausknecht geweckt, indem er mir sagte, die Preußen rückten eben an; ich lief auf das Dach wie ich ging und stand, um gerade recht zu kommen, *dem ersten Feuer* beiwohnen zu können. Vier preußische Dragoner kamen gegen die Brücke gesprengt und wurden von einem Gewehrfeuer von den unter derselben lagernden Bayern empfangen; eine Begrüßung, die zweien der Dragoner das Leben kostete. Sie fielen todt aus ihren Sätteln. Dann war wieder alles ruhig und stille. — Ich ging sodann in den Curgarten, — woselbst ich aber nicht über 10 Personen fand — und begann meinen Rakoczy zu trinken.

Beim letzten, vierten Glas, um 7 Uhr, wurde eine zweite Salve hörbar, die, wie ich später erfuhr ebenfalls auf eine preußische berittene Patrouille gerichtet war, die sich der Brücke näherte. Unser Freund M. — bat mich, mit ihm, da sein Haus — Dr. Ballings — weniger dem Feuer ausgesetzt war, als das, in dem wir logirten, zu frühstücken. Ich willigte ein. — Um 8¼ Uhr, während wir unsern Kaffee nahmen, wurde das Feuer lebhafter. Ich ging mit M. nach dem Telegraphen-Bureau, um eine Depesche nach Cöln abzusenden;

Digitized by Google

auf unserem Rückwege suchten wir den Badecommissär auf, der, auf unser Anfragen, uns — wie es sich sogleich zeigte, unrichtig — sagte, die Preußen kämen nicht diesen Weg, sondern wären eine gute Strecke von hier. — Wir fühlten uns behaglicher über diese Nachricht, fanden aber, ehe wir Dr. B. erreichten, das Feuer stets im Zunehmen. Auf unsere Erkundigung und so weit wir selbst wahrnehmen konnten, war die Anhöhe gegen die Bodenlaube zu, weder von Soldaten noch Batterien besetzt, und da wir diese Anhöhe als den wenigst gefährlichen Punct, im Falle es zu einer Schlacht kommen sollte, was wir kaum glauben konnten — betrachteten, so nahmen wir drei, Herr M., seine Nichte und ich den Weg gegen die Bodenlaube zu, bei Zapf's Restauration vorüber; wir gingen halbwegs der Straße entlang, begegneten vor Schrecken und Angst bestürzten Landbewohnern und bogen dann in einen seitwärts führenden Fußpfad, durch ein Weizenfeld, und erreichten so den Saum eines Gehölzes, gerade Kissingen gegenüber. Da bot sich uns denn ein prachtvoller Anblick dar; wir sahen die Preußen in Schlachtordnung vom Schützenhause her, hervorrücken, eine schwarze unabsehbare Masse, einer Wolke ähnlich — mit vier Batterien voran, die jetzt anfingen Bomben und Kugeln zu speien, in und über das ganze Thal, gegen vier bay. Batterien, die auf der Anhöhe rechts an der Straße nach der Saline aufgepflanzt waren, eine Entfernung von zwei englischen Meilen. Wir setzten uns auf den Rasen nieder und blieben dort fast drei Stunden — bis halb 1 Uhr — gezwungene Zuschauer — athemlose, bewundernde und doch von Schrecken erfüllte Zuschauer der ganz unbeschreiblichen Scene. Wir konnten das ganze Schlachtfeld, das sich von der Alten burg bis hinter die Saline ausdehnte und alle Berge und das ganze Thal bedeckte, überschauen. Solch ein Anblick! Man kann sichs nur vorstellen, beschreiben läßt es sich nicht. Der Donner der Kanonen — das Zerspringen der Bomben, — das scharfe schnell aufeinander folgende Rollen des Kleingewehrfeuers, — das Geschrei der Verwundeten — das Getöse der Kämpfenden — das Zusammenstoßen und Geräusch der Waffen. Alles das zusammen bot eine Scene dar, als wären die unterirdischen Geister der Hölle entschlüpft, und, mit allen Werkzeugen der Zerstörung versehen, entschlossen, Moloch ein großes Opfer zu bringen! — Die Luft selbst schien mit Stahl und Eisen gefüllt zu sein! — Die Kugeln der gezogenen Kanonen hatten einen zischenden säuselnden Laut, wie der einer großen Fliege in einem Zimmer als sie die Luft durchflogen. Wir sahen mehrere Bomben inmitten der bayer. Cavallerie fallen und explodirend, Massen von Soldaten und Pferden tödten. — Aber ich breche ab, ich will nicht länger bei diesen Schreckensbildern weilen!

Es war gerade halb 1 Uhr als die Preußen die Brücke forcirten und die Bayern vor sich her, durch Kissingen trieben. Letztere flohen die Anhöhe hinauf, auf der wir Posto gefaßt hatten. Wir liefen, was wir konnten bergan, in den Wald hinein, die Kugeln fielen dicht um uns und über unsern Köpfen! Wir erreichten die Spitze des Berges, immer umgeben von einem Hagel von Kugeln und wollten uns nach der andern Seite zu retten. Aber Schrecken, der Schrecken! — Die Preußen kamen uns von jener Seite des Berges entgegen, den Hügel heran — und hinter uns die Bayern! — Wir waren nun zwischen den beiden kämpfenden Armeen! — —

Wir bückten uns so viel wir konnten, liefen so schnell es uns möglich war in dieser Haltung durch ein Weizenfeld den Berg hinunter nach der rechten Seite — die Kugeln immer über und um uns säuselnd — jeden Augenblick erwartend, daß der nächste unser letzter sein werde. — Endlich stießen wir auf ein Gebüsch und bemerkten an der andern Seite desselben einen ungefähr drei Schuh tiefen Graben. Da hinein legten wir uns der Länge nach, Morast unser Bett, — und die zwei Armeen über uns hinweg feuernd! — —

Tausende von tödtlichen Kugeln fielen neben uns — wir wagten uns nicht zu rühren — nicht unsere Köpfe zu erheben — aus Furcht, die Aufmerksamkeit dieses oder jenes Kämpfenden auf uns zu ziehen. — Wenn eine oder die andere Armee vorwärts marschirt wäre — Nichts hätte uns vor einem sichern Untergange retten können. Welche schrecklich lange Minuten — welche

Digitized by Google

peinliche dem Tode nahe kommende Ungewißheit. — Und in dieser unbeschreiblichen, hoffnungslosen, haarsträubenden Lage lebten wir eine volle Stunde — sage 60 Minuten — und eine jede Minute schien uns ein Jahrhundert!

Zuletzt machten die Preußen eine Schwenkung zur Linken — wir benützten dies — krochen auf unsern Vieren eine Strecke, von wo sie her kamen — und liefen einzeln durch die Kornfelder den Berg hinunter, — während uns die Kugeln immer verfolgten. — Halbtod vor Schrecken — denn wohin wir auch blickten, die Hügel waren alle von Soldaten besetzt — liefen wir eine Strecke, so weit es ging, ungefähr eine Viertelstunde. — Weiter trugen uns unsere Beine nicht, — und wir mußten Halt machen. — Aber wie wunderbar war unsere Rettung — denn kaum hatten wir uns auf den Rasen niedergelassen, als die Preußen vorwärts marschirten, den Berg hinan, — und denken Sie sich — gerade über jener Strecke des Grabens in der wir eine Stunde lange gelegen waren, die wir soeben verlassen hatten! — — Zwanzig Minuten später trieben die Bayern die Preußen zurück, wieder über unsere alte Lagerstätte, konnten aber ihre Position nicht behaupten und wurden von letzteren wieder zurückgedrängt, abermals sich über den Graben Bahn machend. So marschirten dreimal die Heere über dem Platze, der uns als Zufluchtsort gedient und den wir wunderbarerweise in einem glücklichen Moment verlassen konnten. — Unmöglich können Sie sich, werther Freund, unsere Gefühle denken! — Das Gefecht dauerte immer fort, im Thale, — auf den Straßen am Kirchhof entlang — in den Feldern um uns her; wir sahen einzelne Soldaten auf einander schießen, und einer dem andern nachlaufen wie eben so viele Wilde! — Welche schreckliche Metzelei — und noch dazu von Brüdern eines Stammes — von Männern eines Volkes — ohne Ursache — ohne Grund! — Gegen halb 4 Uhr ließ das Feuern nach — um 4 Uhr hörte es ganz auf, — wir stiegen den Berg hinunter nach einem kleinen Dorfe, ließen uns Kaffee machen, hörten dort, daß die Preußen — wie überall, siegreich gewesen und Kissingen besetzt hatten. Als wir das Dorf verließen, feuerte ein preußischer Vorposten auf uns, traf aber zum Glück keinen von uns. Wir hatten wenig Hoffnung Kissingen in seinen Bestandtheilen mehr zu sehen; als wir aber den Gipfel des Berges, auf dem die Bodenlaube steht, erreichten, waren wir freudig überrascht, den Platz noch in seiner Gesammtheit zu erblicken. Wir eilten ihn zu erreichen, aber was mußten wir auf dem Wege erblicken! — Tode in den letzten Zügen, geisterhaften, schauerlichen Anblicks — kopflose und anderseitig verstümmelte Körper — Blut — Blut überall — die Felder und Gärten zerstört, da ein Tornister, dort ein Gewehr, hier ein Schwert — alles Zeugen eines ungeheuren Kampfes! Und als wir uns der Stadt näherten — Tode und Sterbende — Menschen und Pferde — zerbrochene Kanonwagen — Verwundete überall. — Mit einem Worte wohin man auch blickte — menschliches Elend und entsetzliche Gräuel. — Im Platze selbst herrschte die wildeste Aufregung. Die Preußen, geschwärzt vom Pulverdampf und ermüdet nach einem achtstündigen Kampfe, füllten die Straßen und Häuser. — Der Curgarten, von ihnen gänzlich in Besitz genommen und bedeckt von Todten und Sterbenden beider Parteien! — Ich sah einen Mann auf einer der Bänke sitzen, die Augen weit offen — als ich ihn näher betrachtete, fand ich, daß es eine Leiche war — Häuser waren durchlöchert — Thüren und Fenster zerschmettert, — Möbel in Stücken gehauen — Mauern gesprengt. Die Preußen, zu ihrem Ruhme sei es gesagt, waren sehr höflich. Jene Dienstag Nacht war Kissigen Babylon gleich — 30,000 Preußen darin und in der nächsten Nähe; wir hatten 100 in unserm Hause — 10 in meinem Zimmer. — Wir hatten fast eine Hungersnoth — bekamen nichts als schwarzes Brod und ausgefottenes Rindfleisch während zweier Tage. Auch befürchteten wir eine Epidemie; die Hitze war groß und todte Menschen und Pferde lagen zu Hunderten herum und gingen in Fäulniß über, die Luft verpestend. Die Stadt glich einem Pferdestall, so schmutzig sah es überall aus. Mittwoch hielten die Curgäste eine Versammlung, bei der eine Deputation ernannt wurde, ich war Einer der Ernannten — die den commandirenden General zu ersuchen hatte, die Stadt aus Gesundheitsrücksichten reinigen und den

Digitized by Google

Telegraphen oder die Post wieder ins Leben treten zu lassen, um den verweilenden Gästen Gelegenheit zu geben, ihren Angehörigen Nachrichten zukommen zu lassen. Ersteres — das Reinigen der Stadt, ordnete er an — aber letzteres gab er nicht zu. — Das was einer Schlacht folgt, ist noch furchtbarer, jammervoller als diese selbst. Mehr als 2000 Todte sind bis jetzt begraben worden, und über 1200 Verwundete liegen hier herum in diesem Städtchen! — Ich selbst sah 350 Gefallene in drei Gruben begraben, alles gemischt, Bayern und Preußen durcheinander. (Folgen Familienangelegenheiten.)

Ich eile nach Paris zu meiner unstreitig in großer Angst lebenden Frau.

Ihr ergebener J. D. S.

Auch ein Volkslied.

(Fränkische Zeitung.)

Der Main soll uns nicht trennen, er hat uns nie getrennt,
So lang an seinen Ufern das Volk nur deutsch sich nennt!
Was in der Welt kann scheiden, die solch ein Band umschlingt?
Es wird so lange halten, als deutsches Wort erklingt.

Der Main soll uns nicht theilen, ein Ganzes ist das Land
Vom hohen Wall der Alpen bis zu der Ostsee Strand.
Ein Volk sind wir gewesen in Gottes Schirm und Schutz;
Ein Volk, wir wollen's bleiben, **jedwedem Feind zum Trutz!**

Steig' auf, du goldne Sonne, nach sturmbedrängter Nacht,
Führ' uns zu neuem Tage, führ' uns zu neuer Macht!
Der Franzmann soll nicht haben, den freien, deutschen Rhein,
Und Deutschland so nichts theilen, nicht Berge, nicht den Main!

Ulmer.

Allerlei.

Eine erschütternde Scenet havoreinigten Tagen in Wien auf dem Nordbahnhofe stattgefunden. Mit dem nach Stockerau abgehenden Personenzuge beabsichtigte der Portier des Esterhazy'schen Palais in der Weiburggasse mit seiner Gattin eine Fahrt nach Floridsdorf zu machen, um daselbst die Befestigungswerke zu besichtigen. Die Frau stieg in ein Coupé für Nichtraucher; da aber daselbst nur Ein Platz frei war, versügte der Gatte sich in einen andern Waggon, hatte aber kaum die Stufe erstiegen, als er, vom Schlage getroffen, nach rückwärts stürzte und bewußtlos vom Platze in das Injectionszimmer getragen wurde, wo man ihm sogleich zur Ader ließ und künstlichen Athem einleitete, was aber erfolglos blieb, so daß nach einer zehn Minuten langen Anstrengung der Tod des Mannes constatirt werden mußte. Seine Gattin, welche aus dem Waggonfenster blickte und die Leiche bringen sah, rief einer andern Frau zu: „Da bringt man schon wieder einen Verwundeten!“ Als der Zug jedoch näher kam, erkannte sie ihren Mann und stürzte mit einem herzzerreißenden Schrei zusammen. Die Leiche wurde in das allgemeine Krankenhaus zur Obduction gebracht.

Wohlfeile Zeche! Frage: Was kostete Herrn v. d. Pfordten das Couvert beim kgl. Diner in Nicolsburg? Antwort: Drei Franken!

Mittel gegen Heiserkeit und Husten. Nimm alle zwei Tage einen frischen Rettig, höhle ihn aus, fülle ihn mit Kandiszucker und nimm von dem sich daraus ergebenden Saft täglich 10—12 mal einen Theelöffel voll.

Als Beckmann das Königsstädter Theater verlassen hatte, schrieb er hierüber an einen Freund: „Ich habe Berlin (leider) und Herrn Cerf verlassen; ich bin mein eigener Director, habe mit mir selbst Contract gemacht, gebe mir, was ich brauche, behandle mich anständig, und bin recht froh, daß ich mich für dieses Unternehmen gewonnen habe.“

Auflösung der Schachaufgabe Nr. 4.

1) S. F 5 — E 7 † . . . 1) K. G 8 — H 8.
2) S. E 7 — G 6 † . . . 2) K. H 8 — G 8.
3) D. F 3 — D 5 . . . . 3) S. H 7 — F 6.
(A) (B)
4) T. nimmt S. F 6 † aufgeb. 4) C 6 nimmt D.
5) S. G 6 — E 7 † . . . 5) K. G 8 — H 7.
6) T. C 3 — H 3 † u. Matt
(A) 3) S. H 7 — G 5.
4) T. F. 7 — F 8 † † . . 4) K. G. 8 — H 7.
5) T. C 3 — H 3 † . . . . 5) Beliebig.
6) D. gibt auf H 5 oder F 5 † und Matt!
(B) 3) C 6 nimmt D.
4) T. C 3 — C 7 u. im nächsten Zuge Matt.

Eigenthum, Druck und Verlag von **Albrecht Schröder.** — Verantwortlicher Redacteur: **K. Pfisterer.**

Digitized by Google

Das Novellenbuch.

Unterhaltungsblatt zum „Fortschritt“ („Fürther Abendzeitung“).

Nr. 66. Donnerstag, den 16. August 1866. 2. Jahrgang.

Herzenswandlungen.

Von F. Wehl.

Die glückliche Ehe des reichen und angesehenen Kaufmanns Fahrentrop war nur von zwei Mädchen, Agathe und Natalie, wie man sie getauft hatte, gesegnet worden. Zur Zeit, in der unsere Novelle beginnt, ist die ältere, Agathe, eben achtzehn und die zweite, Natalie, dreizehn Jahre alt geworden, so daß die Eine noch als Kind behandelt wird, während die Andere schon die Rechte und Vortheile einer jungen Dame von Welt genießt, d. h. in Gesellschaft geht, das Theater besucht, Bälle mitmacht und sich die Aufmerksamkeiten alter wohl, wie junger Herren zugewendet sieht.

Agathe war, wie selbst Neid und strengster Schönheitssinn ihr zugestehen mußten, ein feines und reizendes Geschöpf. Sie erschien zwar nicht hoch, aber doch schlank und voll gewachsen, besaß kleine, zarte Hände und Füße, blondes, starkes Haar, große, blaue Augen, ein ovales rosig überhauchtes Gesicht mit edlen, offenen Zügen, weißen Zähnen und einer allerliebsten kleinen Stumpfnase.

Ihre Schwester, die sich langsam entwickelte, war um die Zeit, in der Agathe schon vollkommen Ladylike, wie die Engländer zu sagen pflegen und gleichsam in der ganzen Blüthe ihrer Jugend dastand, ein hochgeschossenes, mageres, eckiges Wesen mit stark ausgeprägten, scharfen Zügen, die für die Zukunft durchaus keine Schönheit zu versprechen schienen. Sie glich mehr ihrem Vater, während Agathe die verjüngten und verschönerten Formen und Linien der Mutter aufwies und schon aus diesem Grunde von den Eltern und der ganzen Familie besonders bevorzugt und ausgezeichnet wurde.

Fahrentrop liebte seine Frau Amalie von ganzem Herzen und aus diesem Grunde natürlich denn auch das erneuerte Abbild derselben. Frau Amalie selbst aber, die sich in Agathe gewissermaßen wiedergeboren sah, empfand, da man allgemein dieselbe als ihr sprechend ähnlich oder wie es im Munde der Leute heißt: ihr aus den Augen geschnitten erklärte, alle Artigkeiten und Schmeicheleien, die man der Tochter zollte, gewissermaßen auch sich selber dargebracht, und daß in Folge dessen ihr Herz sich eben dieser Tochter grade mit besonderer Hinneigung zuwandte, ist also keineswegs zu verwundern und würde wahrscheinlich auch wohl bei jeder andern und selbst einer Mutter von mehr geistiger Begabung, als sie sich deren rühmen durfte, der Fall gewesen sein.

Frau Amalie, aus einer aus geringem Stande in die Höhe gekommenen Kaufmannsfamilie der Stadt herstammend, war eine treuliebende Gattin, eine tüchtige Wirthin und herzensgute Frau. Ihr Bildungsgrad ging jedoch über das Maß der Alltäglichkeit nicht hinaus, wie auch der ihres Gatten im Ganzen genommen nicht viel höher war. Weite Reisen, vielfacher Umgang mit Menschen von Kopf und Geist, Lectüre und Theaterbesuch hatten ihm allerdings einen gewissen Schliff und Schick, kurz einen immerhin wohlthuenden und äußerlich angenehm berührenden Hauch vom großen Weltton, aber doch nicht so viel geistige Innerlichkeit gegeben, daß er damit die Tiefe einer Menschenseele zu ergründen vermocht hätte, oder in den Stand gesetzt worden wäre, die eigenthümlichen Anlagen und Naturgaben seiner zweiten Tochter erkennen und in ihrer Entwicklung befördern zu können.

Natalie galt den Eltern wie allen Anverwandten und Freunden der Familie für ein sonderbares, scheues Kind, an dessen Fortschritten in den Unterrichtsstunden man sich freute, die man aber weiter nicht viel beachtete und neben der glänzenden und freundlichen Agathe ganz gern in der Zurückgezogenheit ließ, zu der sie sich selbst zu verurtheilen liebte. War sie doch eben noch Kind und nur erst die ältere Schwester in die Jahre getreten, in denen die Mädchen ebenso wie ihre Eltern und ganze Umgebung die Blicke nach einer passenden und

Digitized by Google

zweckmäßigen Partie nach dem gewöhnlichen Lauf der Welt umzuthun pflegen.

Weder Agathe selbst noch ihre Eltern und Verwandten beabsichtigten dieses Umthun außer Acht zu lassen.

Die junge Dame war reich, hübsch, anmuthig und lebhaft, wie also hätte es da an Combinationen, Vermittlungen und allerlei Bewerbungen fehlen können? Es fehlte denn auch in der That ganz und gar nicht daran und wenn Agathe gewollt hätte, so würde sie schon im ersten Jahre ihres Eintrittes in die Welt mehr als zehnmal sich haben verheirathen können. Allein Agathe war wählerisch und das mit allem Grund. Sie wußte selbst nur zu gut, daß sie eine große Mitgift mitzubringen und ihrem Gatten also eine glänzende Aussicht in die Zukunft zu eröffnen hatte. Sie fühlte sich gewissermaßen im Besitz des goldenen Schlüssels, der heut zu Tage in den Augen der Welt fast allgemein die Pforte des Glücks aufschließt und in dem Gefühl dieses Besitzes war es denn eben durchaus nicht leicht, ihr zu genügen.

Sie verlangte einen Mann von nicht gewöhnlichen Gaben, einen Mann von stattlichem Aussehen, von hervorragender Stellung, von imponirender Bildung und einigem Geist, kurz, einen Gatten, mit dem sich einiger Staat machen ließ. Von ihrer Kindheit an daran gewöhnt, um seidene Kleider, um Perlen und wer weiß was sonst beneidet zu werden, wollte sie um jeden Preis jetzt an der Seite ihres Gemahls dasselbe Gefühl bei Andern erregt und sich selbst das Bewußtsein verschafft sehen: die Krone und den Preis der männlichen Jugend gewonnen zu haben.

Eine lange Zeit galt ein Herr Irmenthal, der Sprößling eines alten und weitberühmten Handlungshauses, für den vorzugsweise Begünstigten. Und in der That verdiente diese Begünstigung nach seiner eigenen wie nach der Ueberzeugung vieler Andern auch Niemand mehr, als eben er.

Eduard Irmenthal war ein hochgeschossener, nicht uninteressant aussehender junger Mann nach englischem Muster. Er hatte in einem der ersten Häuser Londons einige Zeit als Volontair gestanden und von da an mit dem englischem Backenbarte zugleich auch das Wesen und die Manieren eines wahren Gentleman angenommen. Er trug sich stets nach der Londoner Fashion, las die „Times", die Romane von Bulwer, Thackeray und nach seiner Versicherung sogar »The history of England« von Macaulei. Daß er sich daneben ein englisches Reitpferd hielt und es für ein Verbrechen angesehen haben würde, beim Essen des Fisches statt der Brodkruste sich eines Messers zu bedienen, versteht sich natürlich von selbst.

Seit er von England zurück war Agathe das Ziel aller seiner Wünsche geworden. Agathe war reich, war hübsch, war angesehen, wie er: welche bessere Partie konnte er wünschen? Und Agathe, war dasselbe nicht auch bei Agathe der Fall? Wahrhaftig, die beiden Menschen erschienen wie für einander bestimmt und zwar so sehr, daß sich bald alle Welt, das betreffende Paar nicht ausgenommen, gewöhnte, hier eine stillschweigende Verlobung anzunehmen.

Es mochte vielleicht nur wenige Tage vor der factischen Versprechung der beiden jungen Leute sein, als plötzlich ein gewisser Herr von Altdorf in der Gesellschaft der Handelsstadt erschien, in der unsere Geschichte spielt.

Er war früher Officier in der königlich preußischen Armee gewesen, hatte diesen Stand aber quittirt und sich der Bildhauerkunst zugewendet, für die er ein unleugbares Talent besaß und für welche er sich nun, da seine eigene Familie verarmt und mittellos war, auf Kosten seines ihm in Gnaden gewogenen Monarchen in Italien weiter ausbilden sollte. Ehe er diese Ausbildungsreise antrat, hatten ihn die Aerzte nach einem weit und breit berühmten Seebade geschickt, um zunächst seinem etwas leidenden Körper eine stärkere Gesundheit und damit seinem Streben und Fleiß größeren Nachdruck zu verleihen.

In dem Seebade hatte er einige einflußreiche Personen unserer Handelsstadt kennen gelernt und war nun, von diesen eingeladen, auf seiner Rückreise in die Hauptstadt seiner Heimath auf den Schauplatz unserer Erzählung einige Zeit zu Besuch gekommen.

Selbst der Neid mußte Alexander von Altdorf eingestehen, daß er ein bildschöner und dabei nicht nur vornehm, sondern distinguirt aussehender junger Mann war. Er war, wenn auch nicht groß, doch hoch

Digitized by Google

und schlank gewachsen, von edlen und schönen Formen, denen die Haltung eines wahren Cavaliers und ein geniales, nicht zu sagendes Etwas im Ausdruck des Auges, im Ton seiner Stimme, in der männlichen Anmuth seines Benehmens einen unwiderstehlichen Reiz verlieh.

Wo er erschien, zog er die Blicke und zwar ohne alle Ostentation, gewissermaßen nur allein durch den Adel seiner Erscheinung auf sich. Die meisten Menschen mußten ihm gleich und von vornherein ein Art von Uebergewicht über sich einräumen und daß sie trotz dessen sich zu ihm hingezogen fühlten, seine Bekanntschaft und seinen näheren Umgang suchten, darf sicherlich als ein starker Beweis von der Liebenswürdigkeit seines Characters gelten.

Daß ein solcher Mann im wahren Sinne des Worts in der guten Gesellschaft unserer Stadt Epoche machte, wird begreiflich erscheinen und um so mehr, als man sich wohl denken kann, daß alle andern jungen, heirathsfähigen und um Agathe von Eduard Irmenthal vernachlässigten und zurückgesetzten Damen mit wahrer Leidenschaft darauf brannten, diesem gegenüber einen sogenannten Löwen des Salons und Gesellschaften zu „creiren", der ihm Stand zu halten oder gar ihn in Schatten zu stellen vermögend war.

Keine drei Tage dauerte es, so war Alexander von Altdorf der Abgott und die Schwärmerei aller koketten jungen Frauen, aller bräutigamverlangenden Töchter und Mütter, und zwar in einem solchen Grade, daß überall, wo man hinkam, nur von ihm gesprochen und gefabelt wurde.

Man wollte von allerlei Abenteuern, Duellen und von unglücklicher Liebe wissen. Man phantasirte von einer hohen Dame in D...., die an der Seite eines erlauchten Gemahls, dem sie mehr die Politik als die Neigung ihres Herzens zugeführt, ein glühendes Gefühl für unsern Helden empfinde. Diese Empfindung, hieß es in dem überall heimlich erzählten und von Ohr zu Ohr gelispelten Romane weiter, werde von Altdorf erwiedert und da er keine Hoffnung habe, die Geliebte je erringen zu können, so habe er sich dem Genius der Kunst in die Arme geworfen, um vermöge ihrer, wenn auch nicht die Angebetete selbst, doch wenigstens ein theures Abbild von ihr in carrarischem Marmor sich aneignen zu dürfen.

Was von alle dem wahr oder nicht wahr sei, wollen wir dahin gestellt sein lassen und hier nur anführen, daß natürlich auch Agathe von diesem Abgott in Frack und weißer Cravatte hörte und nicht wenig begierig war, seine Bekanntschaft zu machen. War sie nun freilich auch schon klug genug, sich im Innern zu sagen, daß bei diesem beflissenen Aufsehenschlbheben des Fremden ohne Zweifel etwas Rancüne gegen sie und Eduard Irmenthal im Spiel sein werde, so fühlte sie sich zugleich doch auch viel zu viel Weib, als daß sie sich nicht für einen Mann hätte interessiren sollen, der einer so allgemeinen Bewunderung genoß.

Nachdem sie mehrfach schon den Wunsch ausgesprochen, Gelegenheit zu erhalten, ihm irgendwo zu begegnen, ward ihr dieselbe endlich im Irmenthal'schen Hause zu Theil.

Eduard Irmenthal, der zu den Elegants der Stadt gehörte, hatte natürlich Alexander von Altdorf kennen gelernt und da er sich Agathens sicher glaubte und wohl wußte, daß ihm die Gesellschaft in diesem neuen Ankömmling gewissermaßen einen ebenbürtigen Nebenbuhler zu erwecken bemüht war, so brannte er darauf, diesem gegenüber mit der Dame seines Herzens Staat zu machen. Er wollte zeigen, daß er vor diesem die Segel nicht zu streichen brauche, sondern sich vor ihm zu behaupten vermöge. War doch Altdorf nicht jünger, nicht hübscher, nicht fashionabler als er. Und für das Talent, das jener besaß oder besitzen sollte, denn Niemand hatte Proben desselben gesehen, besaß er Vermögen und zwar viel Vermögen. Das, meinte er, müsse bei Agathe doch am Ende den Ausschlag geben. Sie war die Tochter eines reichen Kaufmanns, in der Handelsstadt geboren und erzogen, und demnach also wohl im Stande, den Werth des Geldes abzuschätzen. In Reichthum und Wohlleben aufgewachsen, gewohnt, alle ihre Wünsche befriedigt und sich überall vom glänzendsten Luxus umgeben zu sehen, konnte es ihr, seiner Voraussetzung nach, niemals einfallen, die Gattin eines armen Künstlers werden zu wollen.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

An bekannte Adressen.

Und kämet ihr zurück aus sichrer Weite,
Und euch zu setzen auf den alten Platz,
Und führtet ihr zurück an eurer Seite
So Weib als Kind und den entführten Schatz,
Und stiegt zum niedern Volke ihr hernieder,
Verheißend Lohn und nie geahntes Glück:
Was ihr verloren, bringt euch Keiner wieder,
Den alten Glanz gibt euch kein Gott zurück.

Wohl wird sich beugen Kammerherr und Zofe,
Wo ihr im Hermelin vorübergeht,
Am Wiegenfest wird sich zur Hymnen-Strophe
Begeistern pünctlich euer Hofpoet;
Anstimmen wird der Pfaff' die alten Weisen,
Und hutlos euer harren der Lakei,
Soldschreiber werden eure Herrschaft preisen;
Doch — mit der alten Herrschaft ist's vorbei.

Leibjäger werden ihren Schnurrbart wichsen,
Leibmohren springen auf den Kutscherbock,
Nach Vorschrift werden tief Hofdamen knixen,
Und Cavaliere schmücken Schuh' und Rock;
Und walten wird an der bekannten Stätte
Der Ceremonienmeister spät und früh.
Gerettet ist des Hauses Etiquette
Des Hauses Firma ist — o weh! — perdu.

Ein finstrer Geist, ach! schleicht durch eure Hallen
Mißtrauen faßt selbst die Bedientenwelt
Es hüte sich, wer einmal ist gefallen,
Daß er zum zweiten Mal nicht schlimmer fällt!
Die Köpfe hängen sie voll Gram und Trauern,
Und Einer sieht verdutzt den andern an:
Wie lange kann die Herrlichkeit noch dauern?
Und wenn sie endlich ganz erlischt — was dann?

Nicht heiter blickt, wie einst, die Bajadere
Zu eurer Logenbrüstung mehr empor;
Es ist, als ob ihr Herz gebrochen wäre,
Gelähmt der Tanz des einst so flotten Corps.
Der Intendant blickt trüb' in die Coulissen,
Die Geigen und Trompeten sind verstimmt,
Die Pauke hat ein Loch — ach! wer kann wissen,
Wie bald ein Ende hier das Tanzen nimmt!

Der Glanz der Majestät, er ist zerronnen!
Heut strahlt ihr nur im Glanz erborgten Lichts.
Wohl zähltet ihr euch einstmals zu den Sonnen,
Doch heut seid ihr Trabanten — weiter nichts!
Und dürft ihr auch auf schimmernden Gewändern
Noch zaubern eurer Ordenssterne Heer:
Die Sonne sank — es ist nicht mehr zu ändern —
Und eure Sterne leuchten nimmermehr!

Kladderadatsch.

Allerlei.

Strenge Subordination. Der Jesuit Joh. Wallis erbat sich, todtkrank liegend, von seinem Rector die Erlaubniß zum Sterben.

(Petzel, Geschichte Böhmens.)

Auflösung der magischen Quadrate als mathematische Aufgabe in Nr. 64.

Kaiser Franz Joseph der Erste bestieg den Thron am zweiten Dezember zum Heile seiner Völker, nachdem Kaiser Ferdinand der Erste und Gütige zu dessen Gunsten dem Throne entsagte.

A.

−1	850	16	48	936	1849
46	935	3	848	17	1849
852	15	47	933	2	1849
934	0	851	19	45	1849
18	49	933	1	849	1849
1849	1849	1849	1849	1849	1849	1849

Die Progressionen sind:
15, 16, 17, 18, 19,
932, 933, 934, 935, 936,
45, 46, 47, 48, 49,
848, 849, 850, 851, 842,
−1, −0, +1, +2, +3.

B.

1055	700	−1	85	10	1849
86	8	1054	704	−3	1849
703	1	84	9	1052	1849
7	1053	701	0	88	1849
−2	87	11	1051	702	1849
1849	1849	1849	1849	1849	1849	1849

Die Progressionen sind:
1051, 1052, 1053, 1054, 1055,
−3, −2, −1, −0, +1,
84, 85, 86, 87, 88,
700, 701, 702, 703, 704,
7, 8, 9, 10, 11.

Charade.

Führt Dich auf schroffen Pfad Dein Mißgeschick,
Umgibt die Erste schaurig Dich und kalt,
Umtobt drohend Dich des Sturms Gewalt,
Der Dir im Grimm die beiden Letzten raubt; —

Dann richte hoffend dorthin Deinen Blick,
Wo, wenn nach wehevollen Stunden
Du endlich, endlich Ruhe hast gefunden,
Das Ganze schirmend deckt Dein müdes Haupt.

Eigenthum, Druck und Verlag von Albrecht Schröder. — Verantwortlicher Redacteur: R. Pfisterer.

Digitized by Google

Das Novellenbuch.

Unterhaltungsblatt zum „Fortschritt“ („Fürther Abendzeitung“).

Nr. 67. Montag, den 20. August 1866. 2. Jahrgang.

Herzenswandlungen.

(Fortsetzung.)

Jeder unbefangene und vernünftige Leser wird dieser Voraussetzung beizustimmen und zu bekennen haben, daß sie weder eine unberechtigte noch müssige war. Indeß, welche Voraussetzung — und wenn sie auch noch so weise begründet erscheinen mag — wäre am Ende nicht schon an einem Mädchenherzen zu Schanden geworden? Auch die Eduard Irmenthal's wurde es, wie wir zu unserm Leidwesen einzugestehen haben.

Kaum nur hatte Agathe Alexander von Altdorf kennen gelernt, als sie es sich auch sogleich angelegen sein ließ, seine Eroberung zu machen.

Alexander von Altdorf war, wie wir bereits gemeldet, ein junger, schöner Mann und hatte von Natur und in Wahrheit das Vornehme und Chevaleresce, was Eduard Irmenthal sich künstlich und nur äußerlich anzueignen so auffallend bemüht war. Dabei gaben das Geniale seines Wesens und die Mährchen, die man von seinem Herzen erzählte, ihm noch einen ganz besonderen Reiz in den Augen der Damen und auch in denen Agathens, die im Ton seiner Stimme, im Blick seines Auges viel Sympathisches für sich entdecken wollte. Und in der That war diese Entdeckung auch nicht ohne Grund.

Alexander von Altdorf hatte auf einem Spaziergange Agathe an sich vorüberfahren sehen und von ihrem feinen, eleganten und artigen Aussehen frappirt, sich bei seiner Begleitung nach ihr erkundigt. Die Mittheilungen, die man ihm von ihr gemacht, waren eben nicht der Art gewesen, seine Theilnahme für sich zu verringern und als er später erfahren, daß die junge Dame mit Eduard Irmenthal so gut wie versprochen sei, konnte er nicht umhin denselben, laut glücklich zu preisen, im Stillen aber zu beneiden.

Agathe Fahrentrop konnte in ihrer graziösen, lieblichen und rosigen Erscheinung wohl das Ideal eines Künstlers abzugeben im Stande sein. Sie war, wie wir das bereits berichtet haben, allerdings durchaus keine eigentliche Schönheit, aber die Lieblichkeit und die blühende Jugend, die über ihre Erscheinung ausgegossen lagen, gaben ihr etwas so Bezauberndes, Glückliches und Herzgewinnendes, daß sie alle Männerseelen leicht für sich einnahm und nur die wenigsten, einmal von ihr bestrickt, in sich selbst zu der Erkenntniß zu gelangen vermochten, daß hinter dem reizenden Aeußern des Mädchens eigentlich kein tieferes Innere, kein Geist und keine Empfindung, ja nicht einmal das liege, was man heut zu Tage allein noch mit der Bezeichnung Bildung zu belegen das Recht haben dürfte.

Agathe hatte Sprachen, Musik, Zeichnen, kurz alles das gelernt, was heut zu Tag junge Mädchen zu lernen pflegen, aber in Nichts war sie bis zu einiger Fertigkeit gelangt. Sie sprach französisch, englisch, italienisch, ja sogar etwas spanisch: jedoch nur in der gewöhnlichsten Weise; in der Musik war sie nicht weiter gelangt, als etwa ein paar leichte Tänze spielen zu können und was das Zeichnen, was Geographie, Geschichte, Naturwissenschaft und Literatur betraf, so waren das Dinge, die sie gewissermaßen mit den Kinderschuhen ausgelaufen hatte. Bälle, Gesellschaften, Toilette und Theater, das waren die Gegenstände, die Agathe in Anspruch nahmen und zwischen denen ihre Psyche sich leicht wie eine Libelle her und hin bewegte. Lectüre und jede andere geistige Beschäftigung waren ihr ganz zuwider. Gedichte liebte sie nicht und so kam es, daß sie von Göthe, Schiller, Heine, Platen, Uhland, Geibel eigentlich nur dasjenige kannte, womit sie sich zur Zeit ihrer Unterrichtsstunden hatte beschäftigen müssen. Die ganze neuere Poesie war ihr fremd bis auf die Namen der Poeten, die sie etwa zufällig in der Gesellschaft gehört oder in einem Modejournal gelesen. Nur im Drama wußte sie, durch ihren häufigen Theaterbesuch dazu gebracht, einen oberflächlichen Bescheid. Sie hatte

Digitized by Google

den Vorführungen der vorzüglichsten Stücke unserer klassischen Autoren und natürlich auch denen der meisten jüngeren Dramatiker von Gutzkow an bis auf Brachvogel und Tempelthey beigewohnt und so also doch einige Kenntniß in diesem Zweige der Literatur erhalten, freilich ohne irgend wie ein anderes als das allergewöhnlichste Urtheil darüber zu haben. Noch viel weniger war sie auf dem Felde des Romanes zu Hause, wo sie, wenn sie ja einmal ihre Zuflucht dazu zu nehmen veranlaßt war, sich mit der gewöhnlichsten Leihbibliothekletüre in französischer oder englischer Sprache begnügte.

Daß ein solches Wesen Alexander von Altdorf gefiel und gefallen konnte, ist seltsam genug, denn Altdorf war nicht nur hoch gebildet, sondern auch eine wahrhaft tiefe Natur, die sich, in allen Regionen des Wissens sich zu Hause fühlend, unablässig wenn wir so sagen dürfen, auf der vollen Höhe ihrer Zeit bewegte. Es gab keine hervorragende Frage der Religion, Politik oder Wissenschaft, an der er sich nicht betheiligte, keine Erfindung, keine Forschung, der er nicht seine Antheilnahme schenkte. Was nun vollends die Kunst betrifft, so besaß er auf allen Gebieten derselben eine Art Heimathsrecht. Bildhauer von vielversprechender Begabung, malte und zeichnete er zugleich recht artig, und was die Architectur betrifft, so hatte er hier so sorgsame Studien gemacht, daß er nicht nur mitsprechen, sondern überall die eingehendsten Erörterungen geben konnte. Außerdem dichtete er ein wenig, sang und verstand vortrefflich vorzulesen.

Mit solchen Talenten ausgerüstet, voller Kenntnisse, Intelligenz und Geist durfte er entschieden in Verbindung mit seinem edlen und einnehmenden Aeußeren zu den hervorragendsten Erscheinungen der jungen Männerwelt gerechnet werden und daß er als solche von Agathe gefesselt und hingerissen werden konnte, würde man kaum zu begreifen im Stande sein, wenn man auf das Reinmenschliche zurückgehend, nicht auch in den begabtesten Naturen die kleinen Schwächen und geringfügigen Motive zu entdecken vermöchte, die sie in ihren Handlungen und Thaten mehr als glaublich und wünschenswerth zu bestimmen pflegen.

Gehen wir nun auf die Beziehung zurück, die Altdorf zu Agathen gewann, so haben wir da zunächst in Betracht zu nehmen, daß der Erstere mit dem ersten, günstigen Eindruck, denn er erhalten, zugleich auch in Erfahrung gebracht, daß die Letztere allgemein für die Braut Eduard Irmenthal's gelte und daß er eben diesen Irmenthal als einen ziemlich leeren und unbedeutenden Menschen hatte kennen lernen, dessen Sucht, den Engländer zu spielen oder sich für einen solchen halten zu lassen, ihn nahezu lächerlich in seinen Augen erscheinen ließ.

Altdorf bedauerte also gewissermaßen Agathe und beneidete zugleich Irmenthal, und daß er das konnte, dürfte nicht schwer zu erklären sein.

Agathe umgab ein blendender Reichthum, die Anmuth und Frische der Jugend! also Dinge, die gar Vieles verdecken und es hier noch besonders thaten, da unsre junge Löwin durchaus nicht ohne einen gewissen natürlichen Verstand war, den sie für ihren Vortheil sehr glücklich zu verwenden verstand.

Da sie sehr bald erkannt hatte, daß Alexander von Altdorf kein gewöhnlicher Mensch und hochgebildet war, so fing sie alsbald an, die Wißbegierige zu spielen und sich für Dinge zu interessiren, nach denen sie früher nie gefragt. Sie erkundigte sich bei dem angehenden Bildhauer nach tausenderlei Gegenständen und klagte, indem sie es that, sehr reizend darüber, daß sich in ihrem Umgang so wenig Menschen befänden, die ihr Anregung und Auskunft zu ertheilen vermöchten.

„Unsere Gesellschaft ist geistlos, oberflächlich und einem allzu vorherrschenden Materialismus anheimgegeben", sagte sie. „Ich liebe allerdings auch den Luxus, den Glanz und den sinnlichen Reiz des Lebens, aber ich möchte das Alles gern durch etwas Höheres verklärt sehen. Wo dieß Höhere in unsern Kreisen aber hernehmen? Bedeutende und in der Gesellschaft festen Fuß fassende, maßgebendes Ansehen behauptende Künstler besitzen wir in unsrer Stadt nicht. Man hat einige Mal theatralische Aufführungen veranstaltet und zur Leitung und Ueberwachung derselben den ersten, auch im sonstigen Deutschland bekannten dramatischen Autor hier am Ort dazu eingeladen. Aber abgesehen davon, daß die ganze Erscheinung des guten Mannes für unsre Zirkel nicht paßt, ist er leider auch so gestellt, daß er ein paar Louisd'ors für seine Bemühungen entgegenzunehmen nicht wohl unterlassen

Digitized by Google

urfte. Ein anderer junger Autor, der hier och lebt und wegen der Unabhängigkeit einer Stellung so wie seinem ganzen Wesen nach für die Gesellschaft sich eignete, iebt es, den Sonderling und Menschenfeind zu spielen. Ein paar Maler, die wir besitzen, ziehen ein wüstes Wirthshausleben vor und so bleiben uns eigentlich nur ie musikalischen Dilettanten und die Sängerinnen der Oper, die uns zwar viel mit Fortepianogeklimper und einer großen Masse talienischer Arien, dann und wann einmal mit einem kleinen Eclat und Scandal, aber wenig mit Geist versorgen."

Daß solche und ähnliche Reden auf Altdorf ihren Eindruck nicht verfehlten, wird man leicht sich denken können. Altdorf meinte in Agathe eine junge Dame gefunden zu haben, die mitten aus dem Reichthum, dem Wohlleben und dem Schimmer des äußeren Glücks sehnsüchtig die des Fluges ungewohnten Fittige ihrer Psyche gegen den Himmel erhob, der mitstrebenden Seele harrend, die sie ermunternd im Aufschwung begleite.

Diese Begleitung nun sollte sie in Altdorf's Künstlergemüth erhalten. Er schloß sich ihr in warmer Begeisterung an, widmete ihr seine ganze Aufmerksamkeit und kurz: er liebte sie.

Agathe schmeichelte das in hohem Grad. Alexander von Altdorf war der Lion der Saison geworden und diesen zu ihren Füßen zu sehen, bereitete ihr keinen kleinen Triumph. Auch amüsirte sie seine Huldigung — wenigstens auf einige Zeit. Alexander's Wissen und hohe Bildung boten ihr Abwechslung und Unterhaltung.

Eduard Irmenthal zog sich nun freilich sehr bald gekränkt zurück und unternahm, um seine Niederlage zu vertuschen, eine Reise nach England, von der er später mit einer jungen Engländerin als Gattin heimkehrte. Agathe, die ihn im Grunde nie geliebt, vermißte ihn nicht und fuhr fort, Altdorf zu bezaubern.

Dieser, glücklich über den Vorzug, den er erhalten, ward in seiner Werbung nun immer eifriger und befand sich in Folge dessen ganze Tage im Fahrentrop'schen Hause, in dem man ihn gern empfing, wenn auch der Alte einen reichen Bewerber schon bei Weitem lieber darin hätte aus und eingehen sehen. Indeß: Agathe liebte nun doch einmal Alexander von Altdorf, und Alexander von Altdorf war doch etwas Vornehmes und ein vom König von . . . . . protegirter junger Herr. Warum sollte man also viel Schwierigkeiten machen? War Vater Fahrentrop doch selbst reich und im Stande, seinen beiden Töchtern ein großes Vermögen zu hinterlassen.

So ging denn das Verhältniß ruhig seinen Gang oder schien wenigstens denselben zu gehen, denn so gut sich dasselbe von Außen auch ausnahm, im Innern war es doch keineswegs ganz ungetrübt. Und wer sollte es wohl errathen, daß die Trübung von Natalie, dem dreizehnjährigen Kinde kam?

Sie kam aber in der That von ihm.

Natalie hatte Alexander erst kennen gelernt, nachdem derselbe schon eine geraume Zeit im Hause ihrer Eltern aus- und eingegangen. Umlagert von Lehrern und Lehrerinnen, in Beschlag genommen von den verschiedensten Unterrichtsstunden und überdieß scheuen und zurückhaltenden Wesens war sie nirgends zum Vorschein gekommen, ja dem Fremden wohl geflissentlich aus dem Wege gegangen.

(Fortsetzung folgt.)

Glaubensbekenntniß.

Ich glaube an ein deutsches Vaterland, die mächtige Mutter characterfester, entschlossener Männer, voll Kraft und Muth; an eine persönliche und politische Freiheit, die eingeborene Tochter Germania's, empfangen vom gesunden Menschenverstand, geboren aus göttlicher Vernunft, gelitten unter Adel und Bureaucraten, gekreuziget durch manches Jahrhundert, gestorben und begraben in der Sclaverei, im März 1848 wieder auferstanden von den Todten, aufgefahren in die Brust treuer Patrioten, von dannen sie richten wird ihre Feinde allerlei Standes. Ich glaube an den menschlichen Geist, der losgemacht wird von den Banden der Verdummung und entwickelt wird durch Unterricht; ich glaube an eine Verbrüderung aller Freisinnigen, an vernünftige Regelung von Steuern und Auflagen; an die Auferstehung der unverjährbaren und unveräußerlichen Menschenrechte und an ein freies und glückliches Leben. Amen.

Digitized by Google

den
v

Allerlei.

Trübe nicht des Mädchens Seel'!

Nach dem Schwedischen des J. H. Runeberg metrisch übertragen von Alfred Schönwald.

Mädchen saß an Baches Rand,
Netzte seine Füße dort;
Sang ein Vogel über ihr:
„Mädchen, trübe nicht den Bach,
Nicht strahlt er den Himmel mehr!"
Mädchen schlug die Augen auf,
Sprach zu ihm mit feuchtem Blick:
„Sorge Du nicht um den Bach,
Wieder klärt der Bach sich schnell.
Siehst Du stehen mich einmal
Hier an eines Jünglings Seit',
Dann zu ihm darfst sagen Du:
„Trübe nicht des Mädchens Seel'!
Nimmer wird sie wieder klar,
Nimmer strahlt den Himmel sie."

Der Narr. Wer ist der arme Narr, fragte ein Besucher der Irrenanstalt den Director derselben, welcher so einsam in einem Winkel kauert? Dieß ist der harmloseste Narr unserer Anstalt, ein Narr, der keinem Andern etwas zu Leide thut. Den ganzen lieben Tag ist er damit beschäftigt, sich selbst Ohrfeigen zu geben, rechts und links, ohne Unterlaß. Und welche fixe Idee beherrscht ihn? Er bildet sich ein, der deutsche Michel zu sein.

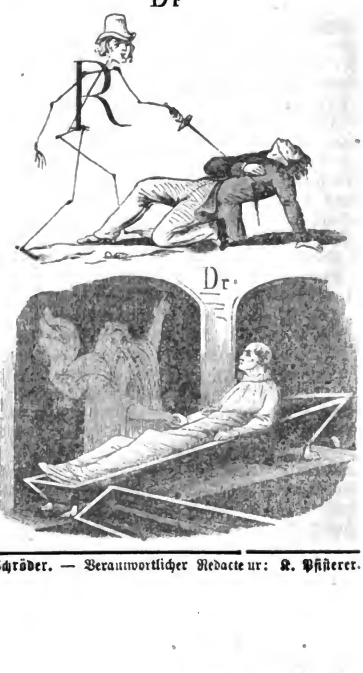
Das gelbe Fieber und die Schildkröten-Vertilgung. Aus der übertriebenen Schildkrötenjagd an der Mündung der mächtigen zwischentropischen Flüsse ist eine große Calamität entstanden; Die unmäßige Vorliebe für Schildkrötensuppe hat diesem fruchtbaren Thiergeschlecht nicht gestattet, die unzähligen Pflanzen-Ueberreste zu verzehren, welche die Flüsse unaufhörlich herbeiführen, und welche beim Fallen der Gewässer wahre Pestsümpfe bilden. Solcher Art ist der Ursprung des gelben Fiebers im Meerbusen von Mexico, in welchen sich die ungeheuren Wassermassen des Mississippi ergießen. Die Schildkröten waren geschaffen worden, um alle diese Abfälle zu verzehren und diese Gewässer zu reinigen, und da ihre Fruchtbarkeit stets im Verhältniß gestanden zu der Reichlichkeit der Nahrung, so gab es vor der Ankunft der Europäer eine unaufhörliche Reinigung und in Folge davon keine pestilenzialischen Fieber, denen die Neugelandeten einen so starken Tribut zahlen müssen. Es wäre gewiß ein sehr verdienstliches Werk, wenn es gelänge, die Uferbewohner von den Nachtheilen zu überzeugen, welche die Vertilgung so vieler dieser nützlichen Thiere für ihr Land hat, und wenn man die mächtigen Zuflüsse nicht nur des Mississippi und des Rio del Norte, sondern auch des Orinoco und des Amazonas, die ganz Guayana fast unbewohnbar machen, im großen Maßstab wieder mit Schildkröten bevölkern könnte.

Kürzer. Ein Reisender tritt in einen Gasthof, um sich barbieren zu lassen. Da er einmal sitzt, will er auch des übermaßigen Haupthaares entledigt sein, und der haarkundige Künstler geht ans Werk. Während desselben fängt Letzterer an eine weitschweifige Geschichte zu erzählen, und der Reisende, der schon große Eile hat, bittet wiederholt: „Nur recht kurz!" — „So kurz wie möglich" erklärt der Barbier, fährt aber dessen ungeachtet immer weitläufiger in der Geschichte fort. Noch einigemal erinnerte der Reisende an die Kürze, bis der Barbier endlich erklärt, kürzer sei es nicht möglich. Bei diesen Worten hält er dem Reisenden einen Spiegel vor, der sich zu seinem Schrecken überzeugt, daß sein Haar auf den höchsten Grad der Kürze, d. h. auf Null gebracht sei. Unter solchen Umständen ist er genöthigt, von seiner Reise abzustehen und nach Hause zurückzukehren; doch siehe, seine Frau erkennt ihn nicht, vermöge der haarlosen Erscheinung, und — verweigert ihm den Eintritt.

Man beurtheilt die Dinge mit dem Verstande und die Menschen mit dem Herzen: daher setzen oft Leute von sonst richtigem Urtheile Diejenigen herab, welche sie nicht lieben, und erheben Die, denen sie zugethan sind.

Rebus Nr. 4.

Dr



Eigenthum, Druck und Verlag von Albrecht Schröder. — Verantwortlicher Redacteur: K. Pfisterer.

Digitized by Google

Das Novellenbuch.

Unterhaltungsblatt zum „Fortschritt“ („Fürther Abendzeitung“).

Nr. 68. Donnerstag, den 23. August 1866. 2. Jahrgang.

Herzenswandlungen.

(Fortsetzung.)

Eines Tages jedoch, als sie im Garten, der hinter dem Fahrentrop'schen Hause lag, unter einem Baume saß und zeichnete, kam Altdorf, von Agathe, die sich umkleiden wollte, hinabgeschickt, unerwartet zu ihr.

Nataliens erster Gedanke, als sie ihn kommen sah, war: Reißbrett und Stift hinzuwerfen und fortzulaufen. Doch warum das? war ihr zweiter Gedanke; beißen wird er dich nicht, fügte sie bei sich selbst hinzu, und sehen willst du ihn doch auch einmal, der so unablässig von Vater, Mutter und Agathen erwähnt wird. Also bleib.

Und so blieb sie.

Alexander war unterdessen herangekommen, von Nataliens scheuem Blick, der verstohlen unter ihrer gesenkten Stirn hervorlugte, sorgfältig gemustert.

Hm, meinte sie, häßlich ist er nicht, aber gewiß ist er dumm, denn wie könnte er sonst Agathe, und Agathe ihm gefallen.

Natalie, das dürfen wir nun zum Verständniß der Situation hier einzuschalten nicht vergessen, Natalie besaß nämlich einen wunderbaren kindischen Hochmuth und sah mit einer Art von Geringschätzung auf ihre Schwester Agathe herab und das wohl zum großen Theil darum, weil sie diese von den Eltern, den Verwandten und allen Bewohnern und Besuchern des Hauses sich fortwährend vorgezogen sah. Der scharfe natürliche Verstand, den sie besaß, ließ sie bald erkennen, daß dieß nur wegen der größern Schönheit und der Unbedeutendheit des Wesens geschah, die Agathen eigen waren und sie den gewöhnlichen Menschen so angenehm machten. Natalie fühlte etwas Eigenes, Absonderliches in sich und da sie sich darin von keinem Menschen verstanden und nur um so einsamer damit gelassen fand, so entstand ein seltsamer Dünkel und zugleich eine Art Haß und Widerwillen gegen die Menschen, besonders aber gegen Agathe in ihr, die ihr durchaus zuwider war und mit der sie stets, so zu sagen, auf gespanntem Fuß lebte

Der frühere Verehrer und Anbeter Agathens, Eduard Irmenthal, war ihr geradezu verächtlich gewesen und mit Alexander von Altdorf, setzte sie nun voraus, werde dasselbe der Fall sein.

Das ist auch so Einer, meinte sie, und während sie diese Meinung in sich auszubilden beflissen war, war nun Altdorf plötzlich an sie herangetreten, das zu betrachten, was sie vor sich hatte.

Nachdem er dieß eine Weile gethan, beugte er sich zu Natalien nieder und machte sie auf ein paar grobe Fehler in ihrer Zeichnung aufmerksam.

Natalie sah sich erst die Zeichnung, dann den Tadler und zwar mit Blicken an, die recht grimmig erschienen.

„Findet die kleine Zeichnerin nicht, daß ich Recht habe?“ fragte Altdorf.

„Ja,“ entgegnete kurz und barsch das Mädchen.

„Nun, warum ist sie alsdann so böse?“ forschte der Angefahrene weiter.

„Weil es mich ärgert, daß ich die Fehler gemacht oder nicht wenigstens selbst entdeckt habe. Ich laß' mich nicht gern corrigiren,“ fügte sie trotzig hinzu.

Alexander von Altdorf, den die Zeichnung, das Wesen und vor Allem das Benehmen Nataliens frappirte, hob sanft ihr Gesicht in die Höhe und sagte mit dem herzgewinnenden Lächeln, das ihm zu Gebote stand: „Das ist der Ehrgeiz einer wahren Künstlernatur. Hast Du wirklich Lust, im Zeichnen und Malen etwas Ordentliches zu leisten?“

„Ja,“ entgegnete Natalie, indem sie Altdorf fest in die Augen sah.

„Nun gut, so will ich Dir einige Stunden geben. Ist Dir das recht?“ fragte der Erstere.

„Wenn Sie weiter sind als ich und es gern thun, — ja!“ lautete die Antwort.

„Wie heißest Du denn?“ forschte Altdorf weiter, den das Mädchen mehr und mehr zu interessiren anfing.

„Natalie,“ antwortete dieses kurz.

Digitized by Google

„Agathens Schwester!" rief unser angehender Künstler überrascht.

„Ja," hieß die Entgegnung.

„Warum habe ich Dich denn nicht schon früher gesehen?" fügte er bei.

„Ich habe so wenig Zeit," sagte Natalie. „Ich muß viel arbeiten und lernen. Agathen mag ich überdieß nicht leiden. Sie interessirt sich für gar nichts Ordentliches und ist im Grunde sehr oberflächlich."

Altdorf erschrack vor dieser Aeußerung und zwar in doppelter Beziehung. Einmal in Beziehung auf Natalie und dann auch in Beziehung auf sich selbst. Das Letztere, weil ihm hier auf einmal kurz und schlagend Etwas offen dargelegt und ungeschminkt bezeichnet wurde, was er im Stillen wohl schon manchmal selbst empfunden, aber sich noch nie hatte eingestehen oder bekennen wollen. Das Erstere, weil ihn die Härte und Lieblosigkeit erschreckte, in der sich ihm die Seele Nataliens zu enthüllen schien.

Er konnte nicht umhin, diese mit einem traurigen Blicke anzusehen und dann mit schmerzlichem Tone zu sagen: „Du sprichst sehr hart von Deiner Schwester!"

„Wenn es Ihnen wehthut," erwiderte etwas eingeschüchtert Natalie, „so will ich es nicht wieder thun." Wie, um sich zu entschuldigen, setzte sie hinzu: „Mein Religionslehrer, Herr Candidat Reuter, hat mir gesagt, daß das Lügen eine verächtliche Sache sei. Und ich will nie etwas Verächtliches thun."

Altdorf, der das Gespräch unterbrochen zu sehen wünschte, setzte sich nun neben Natalie, nahm Reißbrett und Stift und begann rasch zwei junge Mädchen zu zeichnen, die sich fest umschlungen hielten. In dem einen, dessen Gesicht man sah, gab er die Züge Agathens wieder, das andere hatte sein Antlitz an den Hals jener so angelegt, daß man nur den Hinterkopf zu erblicken vermochte.

Das Bildchen war nur flüchtig, aber anmuthig und geschickt gemacht.

Als er es, nachdem er es beendet, Natalien hinhielt, schaute diese es lange ernsthaft und prüfend an.

„Es ist sehr gut gemacht," sagte sie etwas allklug, indem sie gleich darnach bescheiden hinzusetzte: „So weit bin ich noch nicht."

„Willst Du also Stunden bei mir nehmen?" fragte Alexander.

„Ja," entgegnete Natalie. „Wenn Sie mir welche geben wollen und Agathe es duldet."

„Warum sollte es Agathe nicht dulden wollen?" äußerte Altdorf.

„Weil," sprach das seltsame Kind, „sie mich ebenso wenig mag als ich sie, und mein Lernen und Unterrichtnehmen ihr als eine Lächerlichkeit erscheint, der man, ihrer Meinung nach, nicht Vorschub leisten sollte. Sie kann nicht begreifen, was ein Mädchen mit all' dem Plunder, wie sie Kunst und Wissenschaft zu nennen liebt, im Leben anfangen soll. Sie ist so ..."

Hier erinnerte sie sich des Versprechens, das sie Alexander von Altdorf gegeben, Nichts mehr gegen Agathe zu äußern, und hielt deßwegen plötzlich inne. „Sie ist so dumm," wollte sie aber sagen.

Altdorf gab Natalie das Reißbrett zurück und sie auf die Stirn küssend, sprach er: „Wir wollen morgen schon unsere Stunden beginnen. Wann hast Du Zeit?"

„Von zwei bis drei vor Tisch," lautete die Antwort.

„Gut, ich werde mich einstellen," meinte er, indem er der kleinen Zeichnerin die Hand gab und sich dann entfernte, um zu sehen, ob Agathe ihren Anzug noch nicht beendet.

Schon auf der Treppe kam ihm Agathe, in frischer und reizender Toilette für ein Morgenconzert, das sie beide besuchen wollten, entgegen. Einen Augenblick darauf saßen sie mit Frau Fahrentrop im Wagen und fuhren dem Apollosaale zu, wo sich Fußgänger und Carossen bereits in der engen und schmutzigen Straße, in der er gelegen war, zum Eingang hindrängten.

Als sie dem voranschreitenden und Platz machenden Diener die Stufen zu demselben hinauf folgten, hatte Altdorf rechts und links ziemlich laut geäußerte Bemerkungen über die Schönheit und Anmuth Agathens zu hören mannigfache Gelegenheit. Seltsamer Weise machten ihn diese aber durchaus nicht so glücklich, als Frau Fahrentrop, die gehoben und selig darüber, mit freudestrahlendem Gesicht in den Saal hineintrat, während ihm, dem sonst so beeiferten Cavaliere servente fortwährend das Wörtchen „Oberflächlich" so sehr im Ohre klang,

Digitized by Google

daß er dadurch in seinem Ritterdienste nicht wenig zerstreut und säumig wurde.

Er wußte nicht, wie es kam, aber als er nun Agathe mit ihrer Mutter diese und jene Bemerkung über das versammelte Publicum, über die Toiletten der Damen, die Zusammenstellung des Programms und andere Dinge austauschen hörte, als nun einige bekannte Herren hinzutraten und die Damen begrüßten, sie nach Diesem und Jenem fragten oder ihnen Stadtneuigkeiten von ganz geringfügiger Art mit großer Wärme vortrugen und er dieselben ebenso aufgenommen fand, da überkam ihn eine Empfindung von sonderbar bedrückender und beklemmender Art.

Sie ist wirklich sehr oberflächlich, sagte er bei sich selbst und wenn er gekonnt hätte, würde er gern weggegangen sein und sich aus Schaam vor sich selbst versteckt und verborgen haben. Aber das ging nun doch einmal nicht und er war des guten Tones wegen gezwungen, an der Seite der Damen auszuhalten, ja sich sogar in ihr Gespräch zu mischen.

Zum Glück war es eben dieses Gespräch, das, so unbedeutend und nichtig es auch sein mochte, ihn dennoch endlich aus seiner Verstimmung wieder herausriß. Agathe, die wohl gemerkt hatte, daß irgend etwas gegen sie in seinem Herzen vorging, bot Alles, was sie an Liebenswürdigkeit und Geist besaß, auf, dasselbe niederzukämpfen. Anmuthig und reizend, wie sie von Natur war, fiel es ihr nicht schwer, diesen Vorsatz durchzuführen und zwar in einem solchen Grade, daß Alexander schließlich ganz ärgerlich auf Natalie und sich selber wurde.

Natalie ist ein altkluges, naseweises Mädchen, dachte er im Stillen bei sich und du selbst ein abgeschmackter Narr, daß du auf das achtest, was sie sagt. Was hast du an Agathe auszusetzen? Ist sie nicht schön, nicht gut, nicht bezaubernd und vor Allem liebt sie nicht dich, wie du sie liebst?

Mit diesen bei sich selbst gemachten Beobachtungen gab sich Alexander von Altdorf zufrieden und ausgesöhnt mit Agathe und seinen Empfindungen für sie, begann er am andern Tage den Natalie versprochenen Unterricht in einer keineswegs sehr aufmunternden und liebenswürdigen Weise. Er sprach wenig und gab die Anleitungen in einem Tone, dessen Frostigkeit hundert Andere abgeschreckt haben würde und nur auf Natalie keinen Eindruck hervorzubringen schien.

Das junge Mädchen begann mit dem brennendsten Eifer und dem eisernsten Fleiße in seinen Studien fortzufahren und gelangte so bald zu auffallenden Resultaten darin, daß der Lehrer ebenso sehr davon überrascht als erfreut darüber, nach und nach seine Zurückhaltung aufgab und dem Talent der kleinen, angehenden Künstlerin die wärmste Aufmerksamkeit schenkte. Ehe er es selbst dachte und wußte, nahm ihre Entwicklung sein ganzes Interesse und zwar so sehr in Anspruch, daß er darüber fast an seine eigene vergaß, die nichtsdestoweniger nun doch endlich auch wieder aufgegriffen werden sollte.

Die Zeit in der er seine Reise nach Italien antreten sollte, war gekommen und er mußte an den Abschied denken: ein Gedanke, der jetzt um so dringender wurde, als er es am Ende doch für seine Pflicht hielt, vor dem Verlassen seines Vaterlandes sich noch einmal seinem gnädigen Monarchen vorzustellen, um diesem seinen unterthänigsten Dank zu Füßen zu legen.

Mit keineswegs leichtem Herzen fand er sich in das Unvermeidliche und nachdem er bei Herrn Fahrentrop ein weiteres Ausbildenlassen von Nataliens seltener Begabung durchgesetzt, seine Reiseanordnungen getroffen und in der Stadt seine Abschiede genommen, kam er am Vorabend seines Abganges in das Haus seiner Geliebten zurück, um mit ihr noch einige ruhige und genußreiche Stunden zu verleben.

Nachdem Agathe ihm auf ihrem Zimmer eine reizend schön von ihrer Hand gestickte Skizzenmappe verehrt, nachdem ihn Herr Fahrentrop noch dieß und das in Bezug auf Nataliens Ausbildung gefragt und Frau Fahrentrop ihre Bedenklichkeiten gegen die Künstlerlaufbahn eines jungen Mädchens geäußert, begaben Alexander von Altdorf und Agathe sich noch einmal in den Garten hinab, da eine trauliche Stelle zu besuchen, an der sie manches liebe Mal gesessen.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Füchslein sah ein Träublein steh'n.

Füchslein sah ein Träublein stehn — Füchslein auf der Lauer —
War so zuckersüß und schön,
Lief der Fuchs, es nah' zu sehn,
An des Weinbergs Mauer.
Füchslein, Füchslein, Füchslein roth, Füchslein auf der Lauer!

Füchslein sprach: ich nasche dich, Träublein an der Mauer!
Träublein sprach: Erst hasche mich!
Doch geschwind, sonst schießet dich
Mit dem Rohr der Bauer.
Füchslein, Füchslein, Füchslein roth, Füchslein auf der Lauer!

Füchslein sprang mit gier'gem Schnapp — Träublein auf der Mauer! —
Nach dem Träublein auf und ab,
Aber holt es nicht herab
Von der Gartenmauer.
Träublein, Träublein, Träublein süß, Träublein auf der Mauer!

Füchslein dachte: Ei wie dumm! — Füchslein auf der Lauer —
Bog und zog den Rücken krumm,
Und so vor als hinten'rum
Späht sein Blick, sein schlauer.
Füchslein, Füchslein, Füchslein roth, Füchslein auf der Lauer!

Träublein sprach voll Süßigkeit! — Träublein auf der Mauer —
Armes Füchslein, sei gescheidt,
Geh nach Haus; dein Herzeleid
Macht mir selber Trauer!
Füchslein, Füchslein, Füchslein roth, Füchslein auf der Lauer!

Füchslein macht ein schlau Gesicht — Füchslein auf der Lauer —
Zieht das Schwänzchen ein und spricht:
Dummes Ding, ich mag dich nicht,
Denn du bist ja sauer!
Träublein, Träublein du vom Rhein, Träublein auf der Mauer!

Kladderadatsch.

Allerlei.

Die Bank von Frankreich hat selten in ihren Kellern so viel Reichthümer enthalten wie gegenwärtig; sie bewahrt einen Werth von 700 Millionen in Gold und Silber, Edelsteinen, Geschmeiden ꝛc. Diese riesigen Schätze wurden vor Beginn des Krieges in Deutschland nach Paris gebracht. Man schätzt die von deutschen Kaufleuten und Privaten in die Bank von Frankreich hinterlegten Depots auf zweihundert Millionen. Der König von Sachsen allein hinterlegte zehn Millionen Gulden. Die Bank mußte schließlich die Aufbewahrung weiterer Depots ablehnen, da die Keller überfüllt waren.

Aus Nicolsburg erzählen Reisende folgende hübsche Invasionsepisode. Wie bei der erregten Stimmung der dortigen Bevölkerung begreiflich, fehlte es in den ersten Stunden der Occupation nicht an heftigen Aeußerungen gegen das Vorgehen der preußischen Commandanten in Rücksicht der Requisitionen und anderer Bedrückungen. Ein Einwohner Nicolsburgs war sogar unklug genug, diesem Unmuth auf offener Straße Ausdruck zu geben, und in nicht sehr gewählten Worten gegen die Preußen loszuziehen. Einige Sieger, welche soeben vorbeimarschirten, hielten es nicht für unter ihrer Würde, den Mann sofort zu ergreifen und — ohne jede Anwendung des Zündnadelgewehrs — so gründlich zu schlagen, daß er in jämmerliches Geschrei ausbrach. Sofort sammelte sich eine große Menge der Einwohner um den Mann und seine Gegner; Soldaten traten hinzu und schon drohte die Scene in einen allgemeinen Kampf überzugehen, als Minister Bismarck in Landwehrmajorsuniform auf dem Schauplatze erschien. „Was gibt es hier?" fragte er die salutirenden Soldaten. „Der Mann hat auf die Preußen geschimpft und — —" „Es ist nicht wahr." schrie der Gepr ügelte, der den Minister nicht erkannte, „ich habe nicht die Armee, ich habe nur den Bismarck geschimpft . . . ." Schallendes Gelächter begrüßte die fatale Antwort, während alles fragend nach Bismarck sah. Dieser sagte jedoch ruhig: „Laßt ihn laufen, das haben schon Größere gethan."

Scherzfragen. Warum gibts in der Medicin Doctoren und Chirurgen, und im Jus nur Doctoren, keine Chirurgen der Gerechtigkeit? — Weil die Doctoren der Gerechtigkeit auch Aderlassen und Schröpfen gleich selbst besorgen.

Warum behalten die Besucher der Börse den Hut auf dem Kopfe? — Weil es ungesund ist, mit bloßem Kopfe zu gehen, für Leute, die dem Schwindel unterworfen sind.

Wer macht den besten Gebrauch vom Denken? — Der sich zur rechten Zeit dumm stellt! — Und wer macht den besten Gebrauch vom Sprechen? Wer sich zur rechten Zeit stumm stellt.

Warum ist der Tod der beste Doctor? — Weil er nur eine Visite macht.

Warum sehen unsere Männer nicht darauf, daß die Frauen sich mehr in der Küche beschäftigen? — Weil sie wissen, daß sie zu viel kosten.

Was ist der Unterschied zwischen einem dramatischen Dichter und einem Doctor der Medicin? — Bei dem dramatischen Dichter kommt erst das Scelett und dann die Behandlung, bei dem Doctor kommt erst die Behandlung, dann das Scelett.

Auflösung der Charade in Nr. 66.
Nachtmütze.

Eigenthum, Druck und Verlag von **Albrecht Schröder.** — Verantwortlicher Redacteur: **R. Pfisterer.**

Digitized by Google

Das Novellenbuch.

Unterhaltungsblatt zum „Fortschritt“ („Fürther Abendzeitung“).

Nr. 69. Montag, den 27. August 1866. 2. Jahrgang.

Herzenswandlungen.

(Fortsetzung.)

Brust an Brust gelehnt, gingen sie hier noch einmal in der Erinnerung ihre Bekanntschaft und Liebe Schritt für Schritt durch und voll seines Glücks sprang Alexander auf, um ein doppelt verschlungenes A in die Rinde eines Baumes zu schneiden, der den romantischen Sitz überschattete.

„Heut nach drei Jahren,“ rief er begeistert, „wollen wir wieder hier weilen, theuerste Agathe und dann an dieser Stelle den Bund für ewig besiegeln, den unsere Herzen geschlossen!“

„Heut nach drei Jahren,“ wiederholte Agathe, sich wie einen Schwur leistend mit überströmenden Thränen ihrem Geliebten an den Hals werfend, „heut nach drei Jahren an dieser Stelle, Alexander!“

Das Paar hielt sich noch fest umschlungen als nun plötzlich Natalie kam, um auch ihrerseits Abschied zu nehmen.

Sie hatte die letzten Worte wohl schon mit angehört, denn sie sagte ziemlich scharf, indem sie Agathe dabei mit einem stechenden Blick ansah: „Drei Jahre sind eine lange Zeit und verändern Viel. Was und wie sie aber auch Alles verändern mögen, mich, Alexander, wirst Du stets Dir dankbar und treu wieder finden. Lebewohl und vergiß mich nicht! Ich werde in Deiner Abwesenheit fleißig sein und Deinem Unterricht Ehre zu machen suchen. Ich habe mir Alles wohl gemerkt und denke, Du wirst zufrieden sein!“

Damit drückte sie Alexander ein kleines goldenes Kreuzchen in die Hand und lief dann eilig davon.

„Sieh mir Einer den kleinen Tollkopf,“ sagte Agathe, als sie Alexander das kleine Andenken betrachten sah. „Dieß Kreuzchen hatte sie von der Großmutter Nanny zur Taufe bekommen und wenn diese erfährt, daß sie es verschenkt, wird die alte Frau untröstlich darüber sein, weil das Unglück bringen oder jedenfalls nichts Gutes bedeuten soll. Wenn Du mir einen Gefallen erweisen willst, Alexander,“ fügte sie hinzu, „so gib es ihr zurück. Sie selbst und die ganze Familie hält Viel auf dieß Stück und es dürfte nur Aerger geben, wenn man es vermißt.“

Altdorf, den das Geschenk rührte sah es zwar mit strahlenden Blicken an, und hätte es wohl gern behalten, da er aber dem Wunsche Agathens nicht zu widerstehen vermochte, so begab er sich denn mit dieser in das Haus zurück und darin sogleich in das Gemach, das Natalie als das ihrige angewiesen erhalten hatte.

Er traf das Mädchen, in Thränen aufgelöst, am Fenster sitzen.

„Was hast Du, Natalie?“ fragte er sie.

„Was ich habe?“ entgegnete diese heftig, beinahe zankend; „nun freilich, Du gestattest wohl nur Agathen, wegen Deiner Abreise betrübt zu sein, oder wenigstens interessirt es Dich nur bei dieser. Wir Andern sind Dir gleichgiltig?“

„Nicht doch,“ erwiderte Alexander, indem er das thränenüberströmte Gesicht des seltsamen Kindes sanft an seine Brust drückte, „nicht doch, Natalie. Es ist mir keineswegs gleichgiltig, zu bemerken, wie nah Dir meine Abreise zu Herzen geht. Du bist eine gute, liebe Seele, die ich nie vergessen werde und von der zu hören mir stets Freude machen soll. Agathe wird mir von Dir schreiben....“

„Agathe!“ fuhr das Mädchen auf. „O, Agathe wird was Rechtes von mir wissen! Laß Dir von ihr über ihre Ballgarderobe, ihre Tänzer, ihre neuen Moden und Hüte schreiben, davon wird sie zu melden haben, von mir gewiß nicht.“

„Du bist ungerecht,“ unterbrach sie Altdorf.

„Und Du thöricht und blind,“ rief Natalie heftig, indem sie sich gegen Altdorf warf und seine Hüften mit ihren Armen umklammerte. „Agathe versteht Dich nicht und liebt Dich auch nicht!“ setzte sie schluchzend hinzu. „Sie wird Dich nicht so glücklich machen, als Du es verdienst!“

Alexander, von diesen Worten und dem Ausbruch des Gefühls bei dem Mädchen

Digitized by Google

halb erschreckt und halb im Innersten ergriffen, riß sie mit einer Art von Leidenschaft in seine Arme empor, wo sie dann die ihrigen um seinen Hals schlingend, ihr weinendes Antlitz mit so nervöser Heftigkeit an seine Schulter legte, daß ihm fast der Athem darüber verging.

„Natalie, Natalie!“ rief er endlich, als er wieder etwas zu Luft gekommen war, „wie wehe thust Du mir!“

„Ich kann nicht anders,“ lautete die noch immer unter starkem Schluchzen hervorgebrachte Antwort. „Sei nicht böse, Alexander, ich kann nicht anders.“

Altdorf ließ sie nun von seinen Armen auf ihren Stuhl herab und indem er noch einmal die hohe, kalte Stirne des Kindes küßte, wendete er sich der Thür zu, um das kleine Zimmer zu verlassen.

An der Schwelle blieb er plötzlich stehen.

„Beinahe hätte ich vergessen, weswegen ich eigentlich kam,“ sagte er, sich zu Natalien zurückwendend. „Nimm hier Dein Taufkreuzchen zurück, liebes Herz. Agathe hat mir gesagt, daß die Deinigen es nur schmerzlich an Deinem Halse vermissen und glauben würden, daß Dir ein Unglück zustoßen müsse.“

„Laß sie glauben, was sie wollen,“ entgegnete Natalie. „Mich kümmert das nicht. Das Kreuzchen ist das einzige Kleinod, das ich besitze, und darum sollst Du es haben, nur Du, Alexander, Niemand sonst auf der ganzen Welt.“

„Deine Liebe rührt mich tief, süßes Kind,“ sagte Altdorf, „und nie in meinem Leben werde ich sie vergessen. Aber ich möchte den Deinen nicht gern Kummer machen; darum behalte das Kreuzchen!“

Mit diesen Worten entfernte er sich eilig. Natalie aber, als sie sah, daß er sie verlassen, nahm ihr verschmähtes Kreuzchen in die Hand, küßte es viele Male und sagte dann, trotzig ihren Kopf zurückwerfend: „Du sollst es doch mitnehmen, das liebe Kreuzchen. Dafür will ich sorgen.“

Und in der That, Alexander von Altdorf nahm es mit. Als er nämlich am andern Morgen auf die Eisenbahn kam, wohin er seinen Diener mit dem Gepäck vorausgeschickt hatte, überreichte ihm dieser ein kleines Päckchen das seinen Namen als Aufschrift trug.

Als er, es verwundert und unentschlossen in den Händen her- und hindrehend, fragte, wer es ihm gegeben, antwortete der Bursche: „Das kleine Fräulein Fahrentrop hat es mir selbst gebracht. Sie wartete schon auf dem Bahnhofe, als ich kam.“

Als Alexander es nun öffnete, fand er das Kreuzchen und die folgenden Worte von Nataliens Hand: Nimm das Kreuzchen nur mit und behalte es als Andenken an mich. Ich wüßte nicht, was ich thäte, wenn Du es mir wiedergäbst! Wäre es mir doch ein Zeichen, daß Du ganz und gar nicht liebst. Deine Dir ewig verbundene Schülerin Natalie Fahrentrop.“

Die einfachen, fast rauh klingenden und wie er wußte, doch so viel tiefes Gefühl verbergenden Worte ergriffen den Abreisenden mit einer unbeschreiblichen Macht. Er küßte sie und das Kreuzchen mehrere Male und barg Beides dann sorgfältig in einem Portefeuille, das er über dem Herzen zu tragen pflegte, weil eine Locke seiner theuren, frühverstorbenen Mutter darin ruhte.

„Drei Jahre sind eine lange Zeit und verändern Viel!“ hatte Natalie damals gesagt und wie recht sie mit diesem Ausspruche gehabt, empfand Alexander von Altdorf nur zu wohl, als er nach Verlauf derselben aus dem schönen Italien auf den Schauplatz seiner Liebe zurückgekehrt war.

Es war gegen die Zeit der Dämmerung, wie vor drei Jahren, als er sich mit Agathen im Garten verlobt und sie sich gegenseitig das Versprechen gegeben hatten, sich nach dieser Zeit unter jenem Baume mit dem verschlungenen Doppel-A wiederzusehen, als er das Hotel verlassend, in dem er abgestiegen, den Weg nach dem Fahrentropschen Hause nahm.

Im Gehen überdachte er noch einmal mit blutendem Herzen das Geschehene und wie auf seinem Gange, so wollen wir ihn auch in seinem Denken begleiten, das zum Verständniß unsrer Geschichte durchaus nöthig sein möchte.

Alexander von Altdorf hatte in Rom in dem Atelier eines berühmten Bildhauers gearbeitet, und, angeregt von den unsterblichen Meisterwerken der Alten, welche die Siebenhügelstadt in sich schließt, und gefördert durch die Unterweisungen seines genialen Lehrers, in kurzer Zeit die überraschend-

Digitized by Google

sten Darlegungen von seinem Talente gegeben. Mehrere kleinere Statuen — ein schlafendes Mädchen — ein tanzender Faun — ein Kind mit einer Taube und Andres — hatten rasch die Blicke der Kenner auf ihn gerichtet und nachdem er ein reizendes Modell zu einem Brunnen entworfen, das er für eines der Lustschlösser seines Monarchen in Marmor auszuführen, den Auftrag erhalten hatte, durfte er seine Laufbahn als günstig eröffnet und seinen Ruf als Künstler gleichsam für begründet erachten.

Nach dieser Seite hin hatte er also allen Grund, mit sich selbst sowohl als seinem Geschicke zufrieden zu sein. Nichtsdestoweniger war er nicht glücklich und konnte es auch nicht gut sein, denn Agathe — um es kurz zu sagen — Agathe hatte ihn vergessen und einen reichen jungen Engländer, einen Mister Edwards geheirathet.

Ein Jahr lang war sie in emsigem Briefwechsel mit Altdorf geblieben, dann fingen ihre Briefe an, seltener und kürzer zu werden und endlich blieben sie ganz aus.

Nach vielfachem Schreiben seinerseits an den alten Herrn Fahrentrop, an Frau Fahrentrop und einige ihm bekannte Freunde des Hauses, wurde ihm endlich die Anzeige des Ersteren, daß sich Agathe vermählt und mit ihrem Gatten nach England begeben habe.

Einer der von Alexander in Anspruch genommenen Hausfreunde, der den jungen Künstler aufrichtig verehrte und den Schmerz wohl zu ermessen im Stande sein mochte, der ihm durch die kurze Meldung des alten Herrn Fahrentrop erwachsen mußte, machte sich daran, dem Verlassenen die ganze Geschichte von Agathens neuer Liebe und seinem Unglück zu schildern.

„Ein Jahr mochten Sie etwa fort sein, mein verehrter, junger Freund," hieß es in dem Schreiben, „als hier ein Mister Edwards erschien, der ungeheuer reich und von angenehmen Aeußern, sehr bald der Löwe nicht nur der Börse, sondern auch der Salons und Boudoirs wurde. Er ließ sich hier in fabelhafte Kornspeculationen und nebenbei in manche galante Bewerbung ein, von denen sich sehr bald als die ernsthafteste gemeinte und eifrigste die um die Hand und das Herz von Agathen erkennen ließ. Eine Weile schien es, als ob diese nicht Lust habe, sie anzunehmen; schließlich mögen aber die Solidität, der Reichthum und das angenehme Wesen des Mannes, verbunden mit den Ueberredungskünsten der Eltern und Verwandten das ihrige gethan und den Willen des jungen Mädchens geändert haben, denn kurz und gut, die Verlobung und bald darnach die Hochzeit erfolgten, noch ehe man recht über diese Ereignisse zur Besinnung gekommen.

„Jetzt weilt das junge Ehepaar nun schon seit Wochen in England und zwar in Liverpool, wo sich das Geschäft des Mannes befindet, das eines der großartigsten ist, die das mächtige Brittanien aufzuweisen hat."

Dieß und der sonstige, hier nicht weiter zu erörternde Inhalt des Briefes war es, was Alexander von Altdorfs Gedanken beschäftigte, als er den ehedem so oft und mit freudig klopfendem Herzen zurückgelegten Weg nach dem Fahrentrop'schen Hause abermals, aber dießmal in ganz entgegengesetzter Gefühlsstimmung zurücklegte.

„An welch' ein leeres, frivoles Wesen," sagte er still zu sich selbst, „hast du thöricht Verblendeter deine heiligsten Empfindungen weggeworfen! Elender Mammon, ein erträglich hübsches Gesicht und die Ueberredung der Familie genügten, es seinen Schwüren und Gelöbnissen untreu zu machen.

O, wie habe ich nur von seinen erbärmlichen Künsten mich täuschen lassen können?"

„Ja, wie habe ich nur von Agathen mich täuschen lassen können?" wiederholte er, indem er jetzt plötzlich an Natalie und deren Warnung gedachte. „Das Kind war einsichtiger und klüger als ich," fügte er leise und vor sich hinmurmelnd hinzu. „Es hat mir ja gleich gesagt, daß sie mich nicht lieben und niemals glücklich machen werde. Ich Narr achtete nicht darauf und muß nun nur allzutief meinen Irrthum büßen."

So zu sich selber sprechend, betrat er das Fahrentrop'sche Haus gerade im Moment, da es leise zu dämmern begann. Nach Herrn und Frau Fahrentrop fragend und erfahrend, daß sie aus seien, ging er, unter dem Vorgeben, sich einen Augenblick ausruhen zu wollen, in den Garten hinab, in dem er nun mit dem marternden Gefühl einer seltsamen Wehmuth die Gänge hinunter der Stelle zuschritt, an der er vor drei Jahren sich der Ungetreuen verlobte.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Ein Deutschland nur.

„Das ganze Deutschland soll es sein."
Ernst Moritz Arndt.

Vom ein'gen deutschen Vaterland
Sei himmelan ein Lied gesandt!
Kein Diplomat, kein Fürstenwort
Soll jemals trennen Süd und Nord!
Vom sand'gen Strand der salz'gen See
Bis zu der Alpen Gletscherschnee
Kein bunt bemalter Grenzenstein!
Ganz Deutschland will ein Deutschland sein! —
Wir wollen keine Scheidewand
Und wär' sie noch so klein!
Das ganze deutsche Vaterland
Soll frei und einig sein!

Wohl tobt' noch jüngst der Bruderkampf
Mit Waffenlärm und Pulverdampf:
Wohl steht getrennt noch rechts und links
Und Fürstenthrönlein wackeln rings,
Vom Sturmwind werd' hinweggeweht,
Wer Deutschlands Glück im Wege steht,
Dem Volk die heil'gen Rechte stiehlt
Und deutscher Einheit Judas spielt! —
Wir wollen keine Scheidewand
Und wär sie noch so klein!
Das ganze deutsche Vaterland
Soll frei und einig sein!

Der Diplomat die Feder spitzt
Und denkt: „Nun hat es ausgeblitzt!
Nun komm ich d'ran mit Pfiff und Schlich! —
Ganz Deutschland einig? — fürchterlich!
Gefährlich wär's, bei meiner Ehr',
Wenn dieses Deutschland einig wär';
Drum sei gepfalzt Süd und Nord!"
O Deutschland, sprich ein Donnerwort!
Wir wollen keine Scheidewand
Und wär' sie noch so klein!
Das ganze deutsche Vaterland
Soll frei und einig sein!

Ein Deutschland nur! Mit hellem Ton
Erkling's zu jedem Fürstenthron!
Ein Deutschland nur! Das Wort erstirbt
Nicht Trommelschlag, noch Schlachtmusik!
Nicht trenn' der Trug, der heimlich spinnt,
Die einer Mutter Kinder sind!
Von Welschland bis zu Schleswigs Flur
Ein frei und einig Deutschland nur!
Wir wollen keine Scheidewand
Und wär' sie noch so klein!
Das ganze deutsche Vaterland
Soll frei und einig sein!

Emil Ritterhaus.

Allerlei.

Eine heitere Episode aus dem Kriegsleben erzählt ein preußischer Garde-Grenadier unterm 20. Juli: Brünn ist eine wunderschöne Stadt und hat schöne Kirchen, Klöster und Privatgebäude. Leider konnten wir uns dort nicht lange aufhalten. Bald ertönte wieder das Commando: „An die Gewehre", und fort ging es wieder zur Stadt hinaus. In Eilmarsch begaben wir uns gestern nach dem Dorfe Schlowitz. Hier erlebte ich einen köstlichen Spaß. Ich war mit mehreren Kameraden bei einer anscheinend bemittelten Bäuerin einquartiert. Die Frau versicherte, uns keine Lebensmittel verkaufen zu können, frühere militärische Durchzüge hätten schon Alles vertilgt. Wir glaubten ihr, besonders da sie sehr ängstlich schien, nicht eben sehr, und suchten daher selbst im ganzen Gehöft nach Genießbarem. Wir fanden aber nichts. Da fiel mein Blick noch auf einen hohen, breiten und tiefen Kleiderschrank in der Wohnung. Ich forderte die Frau auf, denselben zu öffnen, und als sie angab, den Schlüssel verlegt zu haben, bemerkte ich ihr lachend, da hätte ich einen Schlüssel, die Schranktüre zu öffnen. Dabei wies ich auf meinen Säbel. „Sperren Sie sich nicht, liebe Frau", fuhr ich fort, „Wir wollen uns nur nothdürftig satt essen; alles Uebrige bleibt unberührt." Endlich bequemte sich die Frau, den Schlüssel herauszugeben; aber was stellte sich unseren Blicken dar, als ich den Schrank aufgeschlossen hatte? Ein Paar wunderhübsche Bauernmädel, die Töchter meiner Quartiergeberin. Ich complimentirte die ängstlichen Kinderchen mit aller Galanterie auf Stühle, und als sie nun wohl einsahen, daß wir ihnen nichts Uebles anthun wollten, so wurden sie und die Mutter zutraulicher. Die letztere zeigte sich, nach einigen mit den Töchtern gewechselten Blicken, auch endlich bereit, unseren Magen zu befriedigen; sie rückte ein Bett ab, öffnete eine unter demselben versteckte Fallthür, verschwand erst eine Weile unsern Blicken, kam aber dann bald wieder mit einem Korbe voll Butter, Speck, Wurst und Käse. Wer war glücklicher, als wir! Als wir im besten Kauen waren, erschienen auch die Mädchen, jedes mit einem Krug Bier. Heute früh schieden wir von der Familie als die besten Freunde.

Räthsel.

Zwei Mal des Tages geh ich meinen Weg,
Ich frage nichts nach Wetter und nach Steg.
Auf die Minute treff' ich pünctlich ein,
Ich lauf im Sturme, wie bei Sonnenschein.
Und dennoch frier' ich nicht bei Schnee und Eis,
Die Hitze nicht, die Kälte treibt mir Schweiß.
Des Nachts auch muß die Zeit ich richtig halten.
Wer will dies saure Amt für mich verwalten?

Auflösung des Rebus Nr. 4 in Nr. 67: Der Buchstabe ertödtet, der Geist macht lebendig.

Offene Correspondenz.

Herrn +. Nicht verwendbar.

Eigenthum, Druck und Verlag von Albrecht Schröder. — Verantwortlicher Redacteur: K. Pfisterer.

Digitized by Google

Das Novellenbuch.

Unterhaltungsblatt zum „Fortschritt“ („Fürther Abendzeitung“).

Nr. 70. Donnerstag, den 30. August 1866. 2. Jahrgang.

Herzenswandlungen.

(Fortsetzung.)

Als die Stille der schattigen Alleen ihn in ihre Dämmerung aufnahm, als er die Bäume wieder leise rauschen und verschlafene Vögel, wie ehedem, darin piepen hörte, als er die alten, vertrauten Gartensitze, die Blumenbeete, die weißen Statuen, die kleinen Einsiedeleien und Grotten wiedererkannte, da überkam ihn eine so wehmüthige Empfindung, daß ihm die Thränen in die Augen traten und er nur mit mühsam unterdrücktem Schluchzen auf der bekannten Bank unter den eingeschnittenen Namenszeichen, den Kopf in die Hände verbergend, sich niederlassen konnte.

Sein ganzes Liebeleben von damals ging an seiner Seele vorüber; er fühlte noch einmal alles Glück und alle Wonne jener Tage und sah deutlich in all' seiner Lieblichkeit das verführerisch lächelnde Bild Agathens vor sich.

„O, Agathe! Warum hast Du mir das gethan?“ rief er im Uebermaß seines Schmerzes endlich laut in den Abend hinein, indem er sich aufrichtend, nach dem Hause blickte, als wenn sie von daher zu ihm herangetreten kommen müßte.

Und in der That sah er — er wußte nicht, ob es Traum oder Wirklichkeit sei — eine weibliche Erscheinung die Gänge herauf sich entgegeneilen. Er glaubte ihre Gestalt, ihren Gang, ihr Haar und kurz seine Geliebte vor sich zu sehen, und in dem Wahn, daß ihre Untreue nur eine Verläumdung, eine Prüfung für ihn oder wohl gar nur ein Mißverständniß sei, stürzte er auf sie zu, und schloß sie, kaum erreicht, mit heißer Inbrunst an sein Herz. Er küßte ihr Haar, ihre Stirn, ihre Schul- ihr Kleid, aber dieß Alles ohne ihren von seinem Herzen zu lassen.

„O, ich wußte es ja, daß Du mich nicht lassen würdest!“ rief er endlich ein wenig zu sich selber kommend. „Sieh' mich an, Agathe, und sage mir, sage mir, daß Du mich noch liebst und daß Dein Herz mir geblieben ist. Hier an diesem Baume und seinen eingeschnittenen Zeichen, die den Bund unsrer Herzen besiegelt haben, gib mir die beseligende Gewißheit seines unverletzten Bestandes. Blick' her,“ sprach er weiter, indem er sich umwandte und auf den hell vom Mond beschienenen Stamm der Linde sah, „blick' her, hier ist noch ein Buchstabe in den andern verschlungen, noch ein A umrankt von einem andern .....“

A, wollte er sagen, aber der Laut erstarrte ihm auf der Zunge, denn als er genau und deutlich zusah, war nur noch einer dieser Buchstaben da und aus dem zweiten mit geschickter Hand ein N gemacht, das sich kunstvoll in den ersten hineinrankte.

Nun erst kam er zur vollen Besinnung. Er trat einen Schritt von dem weiblichen Wesen, das er noch immer im Arm gehalten, zurück, und blickte es groß und mit verwunderten Augen an, nun gewahrend, daß es nicht Agathe sei.

„O mein Himmel, was that ich?“ rief er erschrocken, indem er die Hände vor die Augen schlug.

„Nichts, was Sie zu bereuen hätten,“ sagte nun eine wohlklingende volle Stimme neben ihm. „Es ist Natalie, Ihre Schülerin, die Sie zu begrüßen kommt, Natalie, die Ihnen Alles verdankt, Natalie, die arme, bei Seite gestoßene Natalie, die nur darauf sinnt, das Unrecht gut zu machen, das Ihnen die flatterhafte Schwester zugefügt.“

„Natalie?“ fragte Altdorf wie im Traume. „Natalie, das kleine seltsame Mädchen von ehedem?“

„Das kleine, seltsame Mädchen von ehedem ist es, das jetzt ausgewachsen und großjährig vor Ihnen steht, vor Ihnen, Alexander, der Sie von je diesem Mädchen ein angebeteter Freund, ein Vertrauter und Seelenverwandter waren. O, Alexander,“ fuhr sie immer erregter werdend fort, „Sie erinnern sich wohl noch, wie ich Sie vor Agathe gewarnt, wie ich schon damals Ihnen gesagt, daß sie Sie nicht lieben und glücklich machen könne, wie Sie es verdienen.

Digitized by Google

Damals waren es nur ein unklares Gefühl, ein dunkler Instinct, die mir diese Worte auf die Zunge legten, heute wird es die volle Ueberzeugung, das klare Bewußtsein, die sie mich wiederholen lassen. Ja, Alexander, ja, Agathe ist nicht das Wesen, das Sie zu verstehen, das Sie zu würdigen wüßte. Sie ist ihrem ganzen Sein nach allzuviel in das weltliche Leben und Treiben, in die Freuden und Genüsse der Erde aufgegangen, ihr Herz ist zu sehr in den alltäglichsten Dingen befangen und ihr Geist zu aufschwungslos und leer, als daß sie Sie zu erfassen und begreifen vermögen sollte. Das vermag nur ich, Altdorf, die ich gleichsam von Ihnen gebildet, von Ihnen beseelt und gehoben worden bin. O, Alexander, ich bin groß geworden und erwachsen in verehrender und liebender Hingebung zu Ihnen. Ihnen haben die ersten Schläge meines erwachenden Herzens, alle Träume und Wünsche meiner einsamen, verlassenen Jugend gehört. Ich habe Sie von Kindheit an geliebt und nur ich, nur ich kann Sie glücklich machen!"

So sprechend, sank sie mit überströmendem Gesicht an Altdorf's Brust, der überrascht und staunend dastand und nicht wußte, wie ihm geschah.

War das Natalie, die kleine, wenig hübsche Natalie, Natalie, das mürrische verdrossene Kind, das vor ihm stand? Wie er sie zurückdrängend im hellen Mondenschimmer betrachtete, konnte er es kaum glauben. Das junge Mädchen vor ihm war schlank und von den edelsten Formen. Ihr früher fahlbräunlich, fast röthlich erscheinendes Haar, war völlig dunkelschwarz geworden, mit einem Anflug von Dem, was man im Alterthum Purpur nannte; ihre Stirn zeigte sich hoch und frei gewölkt, ihre Augen groß und schwarz; ihre Nase, ihre Stirn und das Kinn erwiesen sich vom strengsten und edelsten Schnitte. Man konnte bei ihrer hohen, vollen Gestalt eine Antigone vor sich zu sehen meinen.

Altdorf stand wie geblendet vor dieser Erscheinung, als er sie so zergliedernd musterte. Er hätte fast wünschen mögen, sie gemeißelt und wie Pygmalion durch seine Küsse und Umarmungen belebt zu haben, so ideal, so fabelhaft schön erschien sie ihm.

„Natalie! Ist dieß Alles denn kein Traum?" rief er nach einer Weile, in der er gierig ihre Reize mit den Blicken eingesogen. „Bist Du es denn wirklich und liebst Du mich wahrhaft und im Ernst?"

„Wahrhaft und im Ernst!" betheuerte Natalie, indem sie in seine Arme sinkend fortfuhr: „Sieh, nur Dich, nur Dich ganz allein habe ich geliebt; Du bist die erste und einzige Liebe meines Lebens, sein ganzes Glück, auf das ich gehofft, von dem ich geträumt, seitdem ich denken gelernt. O, Alexander, ich wußte, daß Agathe Dir nicht angehören konnte; ich wußte, daß nur ich Dich glücklich zu machen wissen würde. Daher habe ich denn auch damals, als Agathe ihre Hand einem Andern gab, in vorahnender Gewißheit das eine A in der Rinde des Baumes in ein N verwandelt. A und N, N und A sollen sich umschlungen und umschlossen halten, wie unsere Seelen und Herzen, Geliebter!"

Altdorf war entzückt und berauscht. Sein Herz, das soeben erst die Schmerzen des Allein- und Verlassenseins schwer genug empfunden hatte, gab sich nun um so schrankenloser dem Gefühl der neuen Liebe hin. Er konnte nicht satt werden, Natalie anzuschauen, sie an sich zu drücken, zu küssen und ihr das Haar zu streicheln. Er war nie glücklicher gewesen, als jetzt, wo er, nachdem er nur die volle Bitterkeit des Leids nur kaum erst ausgekostet, sich so unwartet von neuer Seligkeit überschüttet sah.

Und diese Seligkeit schien eine wahre und beständige werden zu wollen, denn Natalie entfaltete mit jedem Tage, den er in ihrer Nähe war, immer höhere und schönere Eigenschaften.

Ihr künstlerisches Talent hatte sich herrlich entwickelt. Sie zeichnete und malte mit einer Meisterschaft, die weit den Dilettantismus überflügelte. Daneben war sie hoch gebildet, voll Anmuth und Geist, kurz ein ausgezeichnetes und in jeder Beziehung hervorragendes Wesen, ein Wesen, das die Erinnerung an Agathe bald so gänzlich in den Schatten gestellt hatte, daß es Alexander oft schien, als sei seine Empfindung für sie nur eine erträumte oder eingebildete gewesen. Er konnte sich gar nicht denken, daß er je eine Andere zu lieben vermocht habe, als Natalie. Natalie entsprach so ganz dem Ideale, das er von dem Weibe seiner Neigung im Herzen trug, das ihm jetzt nachträglich die Liebe zu deren Schwester

Digitized by Google

fast wie eine Verirrung und Abtrünnigkeit bedünken wollte, die er durch doppelte Hingebung und Wärme gegen die früherhin so thöricht Zurückgesetzte gut zu machen versuchte.

Aus diesem Grunde beeilte er auch, so viel als möglich, die Verbindung, gegen die von keiner Seite her ein Einwand erhoben wurde.

Alexander von Altdorf war jetzt ein Mann, der seine ehrenvolle Stellung in der Kunst-, wie in der wirklichen Welt für begründet ansehen durfte. Er besaß den Namen eines ausgezeichneten Künstlers und die Gunst seines Monarchen, die ihm viel Aufträge verhieß; außerdem bezog er den sehr anständigen Gehalt eines Professors an der großen Kunstacademie. Sein Loos durfte also als ein glücklich befestigtes gelten und die Fahrentrop'sche Familie keinerlei Besorgniß in dieser Beziehung hegen. In jeder andern beruhigte Nataliens Liebe und Altdorf's Character.

So ward denn die Einwilligung gegeben und das Paar getraut, das nach seiner Vereinigung sofort nach D . . . ., dem neuen Bestimmungsorte desselben aufbrach und sich dort für immer niederließ.

Käme es uns nur darauf an, unsern Lesern eine Erzählung mit versöhnendem Schlusse zu geben, so hätten wir allen Grund, hier zu schließen; aber wir wollen mehr und in unsrer kleinen Geschichte das Spiegelbild von Begebenheiten geben, wie sie in der Wirklichkeit sich ereignet, die oft und weit über die artistische Conzilianz hinaus aller Voraussetzungen spottet und uns Dinge erleben und erfahren läßt, die außerhalb auch der verwegensten Berechnung liegen.

Wer denkt, wenn er Alexander von Altdorf und Natalie Fahrentrop nach einem so begeisterten und schönen Liebeleben glücklich in den Hafen der Ehe eingelaufen sieht, daß in diesem erst die wahren und fürchterlichsten Stürme über sie und ihre Herzen hereinbrechen sollen. Und doch war es so.

Nachdem der erste, schöne Rausch vorüber, zeigte sich doch, daß die Naturen der beiden Gatten nicht ganz so für einander geschaffen waren, als sie selbst und Andere es erwartet.

Natalie, die sich ziemlich selbst überlassen aufgewachsen war, war ein kecker, zugreifender, aber auch etwas eigenwilliger Character geworden. Gewohnt zu thun und zu handeln, wie es ihr recht und gut dünkte, vermochte sie wenig sich unterzuordnen und in einen andern Willen zu fügen. Von Kindheit an Alexander von Altdorf als ihr und sich als sein Eigenthum ansehend, war er gewissermaßen das einzige Wesen geworden, zu dem sie sympathetisch sich hingezogen fühlte und in diesem Gefühl aufgehend, war Alles, was sie an Hingebung, Weichheit des Herzens und der Seele besaß, ihm in bacchantischer Begeisterung entgegengetragen worden. Es war ihr guter Wille, mehr, ihre fixe Idee: ihn zu lieben und von ihm geliebt zu sein und darum war ihr Nichts zu schwer erschienen, seine Liebe sich zu erobern und ihm die ihrige zu erkennen zu geben.

Nachdem dieß aber einmal geschehen und der so lange zurückgehaltene Liebesaufschwung ihres Innern sich gelegt, begann auch wieder ihr determinirtes und selbstständiges Wesen hervorzutreten. Sie vermochte zunächst nicht, das künstlerische Interesse ihres Mannes über ihr eigenes zu setzen oder auch nur mit diesem auf verständige Weise zu vereinbaren. Sie ging bald in der Kunst ihre eigenen Wege und ließ Altdorf die seinigen gehen. Die Sculptur und die Malerei, meinte sie geistreich, sind Künste, die wie Bruder und Schwester in einer Wiege gelegen haben, aber nachher so auseinandergehen, daß sie eigentlich sich nie wieder vereinigen können. Die eine braucht vom Geiste nur so viel, als sich davon verkörpern oder doch durch den Körper ausdrücken läßt; die andere vom Körper nur so viel, als davon zu vergeistigen, d. h. zur Ausprägung und Erscheinung eines Affectes zu verwenden ist: der Vorwurf des Meißels, seine Aufgabe und Mission ist, die Bewegung da zu erfassen, wo sich ihr eine Grenze setzen läßt; die Malerei hingegen muß den Moment fixiren, der erst eigentlich die Handlung zuläßt.

(Fortsetzung folgt.)

Allerlei.

Der ganze Name. „Wie heißt denn Ihr ganzer Name?“ fragte Friedrich II. den Gesandten von Portugal, den General Zaremba. — „Mit meinem ganzen Namen“, antwortete dieser, „heiße ich Zirrizarrikorumpazrrizizaremba.“ „So heißt ja der Teufel nicht“, sagte der König. — „Ew. Majestät, der ist auch nicht von meiner Familie.“

Digitized by Google

Der „Kamerad" erzählt nachstehende hübsche Episode aus dem abgelaufenen Kriege: Ein Cavallerie-Regiment wird nach einer gelungenen Attaque in die vor derselben innegehabte Stellung zurückgezogen, um es dem sehr heftigen feindlichen Kleingewehrfeuer zu entziehen. Die Tete mag die gedeckte Position auf der Höhe schon erreicht haben, da sieht der Commandant der die Colonnen schließenden Division den Regiments-Caplan langsam wieder den steilen Abhang gegen den Feind zu herabreiten und fragt verwundert: „Wohin, Herr Pater, wohin?" — „Ich habe eben gehört," war die Antwort, „daß zwei schwerverwundete Leute, deren letztes Stündlein geschlagen hat, im Dorfe zurückgelassen werden mußten; die muß ich aufsuchen." — „Aber," wurde ihm entgegnet, „hören Sie denn nicht die Kugeln pfeifen? Sie haben zwölf dieser blauen unverdaulichen Eicheln im Leibe, ehe Sie nur das erste Haus vom Dorfe zu Gesicht bekommen!" — „Möglich" erwiderte der brave Geistliche heiter und wohlgemuth, „allein der Gang liegt in meinem Berufe. Jetzt ist die Reihe an mir, zu attaquiren." — Wunderbar genug kam der von seinen Beichtkindern hochgeschätzte und gepriesene Herr Caplan durch den Kugelregen sowohl ins Dorf als auch, nachdem er den beiden Sterbenden seinen geistlichen Trost gespendet hatte, wieder zum Regimente zurück, ohne die geringste Verletzung davongetragen zu haben. Später ergab sich, daß der hochwürdige Priester gleich nach Alliirung und Entfernung des Regiments vom Kampfplatze diesen in allen Richtungen durchschritten hatte, um die daselbst Gefallenen aufzusuchen, und sich erst entfernte als sich Niemand mehr vorfand, dem er seine Hilfe und seinen Beistand hatte leisten können.

Englische Testamente. Eine der letzten Nummern des englischen „International" citirt eine Blüthenlese aus Testamenten seiner Landsleute. Die Einen hinterlassen eine gewisse Summe, um ihre Katzen zu ernähren und zu bedienen; Andere vermachten den Armen für die Fastenzeit Brod und Häringe; noch Andere verordneten, daß man jährlich zu ihrem Andenken Stier- und Hundekämpfe anstelle u. s. w. Folgende zeichnen sich vor Allen aus: John Hodge vermachte 20 Schill. jährlich einem armen Teufel, dessen Dienst darin bestand, die Leute während des Gottesdienstes nicht einschlafen zu lassen, und die Hunde aus der Kirche zu jagen. Henry Green aus Melbourne verordnete, daß man jedes Jahr vier mit Seide gestickte, grüne Westen an vier Arme des Kirchspiels gebe. John Nicholson, Papierfabricant in London, vermachte sein ganzes Vermögen allen Personen in Großbritannien und Irland, die seinen Namen trugen. David Martinet aus Calcutta wollte, daß man seinen Leichnam in seinen alten Geldkasten packe, um Kosten zu ersparen. Weiter sagt er: „Meinem lieben Neffen John Smith vermache ich alle meine — Schulden, und meinem Kameraden Westneath meinen — Segen." Ein Edelmann in Lancashire vermachte dem Redacteur des „London Journal and Free Briton" eine Unze Bescheidenheit. Ein Anderer gab seinem Freunde zehntausend — (hier mußte das Blatt umgeschlagen werden) Mal seinen Dank für ꝛc. Ein Onkel hinterläßt seinem Neffen elf silberne Löffel, mit der Bemerkung, er werde schon wissen, warum er nicht ein volles Dutzend gebe. Der Neffe hatte nämlich den zwölften schon gestohlen. Joseph Jekyll schenkte sein Vermögen dem Staate, um die Nationalschuld davon zu bezahlen. Dies veranlaßt Lord Mansfield zu dem Ausruf: „Das ist gerade so, als wenn Joseph Jekyll den Lauf der Themse mit seiner Schlafmütze aufhalten wollte."

Die Aussteuer. Ein armer Schacherjude verheirathete seine Tochter. „Was kannst Du ihr mitgeben?" sagte ein Glaubensgenosse, „Du hast ja nichts". „Zwei Provinzen", sagte der Brautvater, „Preußen und Pommern: dort habe ich noch nicht geschachert".

Wohlfeiles Leben. Aus einer unlängst in Familienpapieren aufgefundenen Rechnung erweißt sich, daß ein junger Adeliger, Peter von Orten, mit seinem Hofmeister, Claus Greffenrode ein Jahr lang (1541) mit einem Aufwande von 23 Gulden vier Groschen in Erfurt studirte. In dieser Summe steckte noch der dem Hofmeister ausgesetzte „Jahreslohn" an drei Gulden.

Einimpfung der Vaterlandsliebe. Bei einem tartarischen Volksstamme am Kaukasus herrscht der Gebrauch, daß, wenn dem Khan ein Thronerbe geboren wird, die Frauen im Lande, die eben Mütter sind, ihn der Reihe nach einen Tag säugen und pflegen müssen. Es soll ihnen dadurch Liebe zum künftigen Herrscher eingepflanzt werden, wobei man voraussetzt, daß sie dieselbe auch den eigenen Kindern einflößen.

Das ist der Fluch des Unglücks, daß er durch die Grausamkeit des Glücklichen zu all' seinen Leiden und Qualen auch noch die Schuld auf sich nehmen muß.

Charade.

Wo der fleißige Landmann den Schweiß vergießt,
Wo das Blut des tapferen Kriegers fließt,
Und die Hoffnung des ganzen Landes sprießt:
Es nennt Euch diesen wichtigen Ort
Mit einer Silbe das erste Wort.

Und wo von der Arbeit der Landmann ruht,
Wo der Krieger sich müht und sich glücklich thut
Wo sich sammelt der Bürger verschiedenes Gut:
Das sprechen die letzten zwei Silben aus,
Und — jeder von Euch hat es eigen im Haus.

Das Ganze, ein Kunstwerk der neuesten Zeit,
Erwirbt sich Lorbeeren schon weit und breit,
Für Berlin war's eine „Begebenheit."
Und steht für die Nachwelt, für fern und nah,
In vieler Beziehung als einzig da.

Eigenthum, Druck und Verlag von **Albrecht Schröder.** — Verantwortlicher Redacteur: **A. Pfisterer.**

Digitized by Google

Das Novellenbuch.

Unterhaltungsblatt zum „Fortschritt“ („Fürther Abendzeitung“).

Nr. 71. Montag, den 3. September 1866. 2. Jahrgang.

Herzenswandlungen.

(Fortsetzung.)

Mit diesen und ähnlichen Definitionen, deren spitzfindige Gewagtheit wir nicht immer anzuerkennen im Stande wären, beschönigte Natalie die geringe Theilnahme, welche sie nach und nach für Alexander's artistisches Schaffen an den Tag zu legen begann, und wenn er den Mangel dieser schon schwer genug empfand, so empfand er doch mehr die geringe Lust und das wenige Talent, welche sie zeigte, ihm die Häuslichkeit angenehm zu machen.

Ihr Atelier war ihr Boudoir, das Museum ihr Salon. Wie es um Küche, Keller, Wohnstube und Eßsaal stand, darum kümmerte sie sich nicht. Nun hatte sie zwar eigenes Vermögen genug und Altdorf verdiente so viel, daß sie nicht nöthig hatte die Wirthschaft selbst zu führen. Köchin, Haushälterin, Diener und Kammermädchen befanden sich im Hause und daß dieses angenehm und einen wohnlichen Eindruck, namentlich für die Bewohner selber mache, dazu bedurfte es nur eines überwachenden Auges, eines Geistes, der über Alles und auch das Kleinste seinen eigen gestaltenden und waltenden Hauch ausbreite. Aber eben daran fehlte es. Natalie besaß dafür keinen Sinn. Die Hausfrau verschwand vor der Künstlerin, die stille Häuslichkeit vor dem Getreibe der Kunstwelt. Sie wollte Geltung, Namen, Anerkennung in der Menge haben und vor diesem Wunsch und Streben verlor sich das bescheidene und in der Stille verborgene Glück der Gattin in ein Nichts. Wäre sie Mutter geworden, so würden möglicherweise die Pflichten einer solchen ihrem Wesen eine andere Richtung gegeben haben; da sie aber kinderlos blieb, so ward sie in der einmal eingeschlagenen nur bestärkt und weiter geführt, und zwar in einem Grade, daß Altdorf nur zu bald die traurigen Folgen davon in seinem Daheim zu empfinden Gelegenheit hatte.

Es erschien Alles glänzend und prachtvoll in seiner Behausung, aber es fehlte darin, was aller Pomp und Luxus nicht zu ersetzen vermag, die Behaglichkeit und jene Weihe der Häuslichkeit, die nur das Walten eines echt weiblichen Geistes über bewohnte Räume auszubreiten im Stande ist. Mag der Mann noch so viel Schönheitssinn, Geschmack und Lust an häuslicher Einrichtung haben, er wird elegante und immerhin für das Auge gefällige Zimmer herzustellen, aber in ihnen nie jenes anmuthende Arrangement zu verkörpern vermögen, das, wie es scheint, ausschließlich das Geheimniß einer weiblichen Seele ist und wohl auch für alle Zeit bleiben dürfte.

Natalie hatte zum Unglück von diesem Geheimniß keine Spur in sich. Ihre Zimmer wiesen durchaus nichts Eigenthümliches auf und die Möbel standen darin entweder ganz dem gewöhnlichen Gebrauch gemäß, oder an Stellen, an die sie, wie man sehr leicht merken konnte, nur der Zufall oder vollständige Unachtsamkeit gebracht hatten. Ein bestimmter Character oder eine gewisse Originalität sprachen sich in ihrer Umgebung nirgends aus.

Alexander von Altdorf empfand das schmerzlich genug und suchte wenigstens Symmetri und Ordnung in den Räumen zu erhalten; da aber seine Frau sich darauf weiter gar nicht einließ, so konnte es nicht fehlen, daß die Einrichtung einen etwas steifen, frostigen und öden Eindruck machte.

Von diesem Eindruck ging im Lauf der Zeit immer mehr und mehr auf die Bewohner selber über und zwar in solchem Grade, daß nach dem Verlauf von einigen Jahren die Ehre unseres Paares als eine keineswegs glückliche angesehen werden konnte.

Zwar stritten oder entzweiten sich Beide nicht, aber sie gingen, was bei Weitem schlimmer ist, beinahe gleichgiltig und theilnahmslos nebeneinander hin. Jedes von ihnen lebte für sich und es war eben nur das äußerliche Band, das sie zusammenhielt.

Um diese Zeit erschien plötzlich Agathe wieder, die in England Wittwe geworden und nun mit ihrem sechsjährigen Sohne nach D..... kam, um sich da auf einige Zeit niederzulassen.

Digitized by Google

Wie es hieß, war auch ihre Ehe nicht glücklich gewesen und wer sich nur einigermaßen auf das Enträthseln menschlicher Gesichtszüge verstand, mußte die Bestätigung dieses Gerüchts aus ihren Mienen herauslesen können.

Mistreß Edwards hatte ihre Jugendfrische beinahe ganz verloren. Sie war abgemagert und bleich, und statt der lächelnden Lieblichkeit, die sonst ihr Antlitz verschönte, lagerte ein Hauch so unverkennbarer Wehmuth darüber, daß es fast unmöglich war, sie ohne Mitgefühl zu betrachten.

Aber nicht nur im Aeußern, auch innerlich hatte sich Agathe verändert. Sie war jetzt still, sprach wenig und das Wenige mit Bedacht und einem Ton der Stimme, der wie mit Schmerz umflort, auf ein tiefes und resignirtes Seelenleben hinzudeuten schien.

Alexander von Altdorf, der an den Frauen irre geworden war und ihr zuerst kühl und zurückhaltend begegnete, konnte auf die Länge diesem Ton, ihren leidenden Mienen und dem stillen Wesen doch nicht widerstehen und fand sich allmählich auf's Neue zu ihr hingezogen.

„Du hast Dich in Agathen doch nicht ganz getäuscht," pflegte er wohl zu sich selbst zu sagen, wenn er mit ihr zusammengewesen war. „Sie ist früher allerdings oberflächlich und in den frivolsten Dingen der Welt befangen gewesen; allein sie trug warmes Gefühl und Bildungsstoff genug in sich, um sich an deiner Seite zu hingebender Liebe und einem höhern Leben aufzuschwingen."

Agathe selbst mochte wohl etwas Aehnliches empfinden. Nur zu bald erkannte sie, daß Alexander mit Natalie nicht glücklich war und warum er es nicht war. Unmerklich begann sie deßhalb ihm einigermaßen Das zu ersetzen, was ihre Schwester ihm nicht zu geben verstand. Sie ordnete dieß und jenes in der Einrichtung, brachte bessere Ordnung in die Aufstellung, und in sein ganzes häusliches Leben einen Anhauch von Gemüthlichkeit.

Da sie jetzt viel und mit Nachdenken las, in das Wesen der verschiedenen Künste sorgsam und verständnißvoll einging, Altdorfs artistischer Wirksamkeit das lebhafteste Interesse schenkte, so konnte es nicht fehlen, daß sie mit diesem auch sofort die vielfachsten und intimsten Berührungspuncte fand.

Natalie bemerkte das wohl, beachtete es aber anfangs sehr wenig. Eines Tages jedoch, als sie sich in der Gemäldegalerie, wo sie ein Meisterstück Raphael's kopirte, verspätet und Alexander und Agathe mit dem Mittagsmahl auf sich hatte warten lassen, trat sie in geräuschloser Eile gerade in dem Augenblick in ein Nebenzimmer, in dem jene Beiden in ein äußerst lebendig geführtes Gespräch vertieft waren. (Schluß folgt.)

Ein Ritt um die Freiheit.

Historische Erzählung von E. Diethoff.
(Aus dem Pfälzischen Curier.)

1. Kapitel.

Der Herbst war eingethan. Es war ein segensreiches Weinjahr gewesen, das des Jahres 1327. Dem jungen Most prophezeiten die Kundigen, daß er ein feuriger heißer Geselle werden würde, ein starker Kämpfer, der manch einem Guten, Wackern noch zu schaffen machen oder auch ihn überwinden würde.

Der junge Wein gährte erst allmählich in den kühlen Kellergewölben, aber doch schien es, als ob aus diesen die kleinen Streitkobolde, die er hegte schon aufgestiegen wären und durch die Ritzen der Kellerladen, durch die Schlüsselklöcher der Zunftstuben geschlüpft und sich kopfüber, kopfunter in das milde Getränk des vorigen Jahrzehntes gestürzt hätten, so wenig friedfertig klang das Gespräch in den Zech- und Zunftstuben der guten alten Stadt Speier. Ein Jahr vorher um diese Zeit, wie hatte die alte Stadt ein anderes, ein festliches Ansehen gehabt. Da hatten sich Blumengewinde von Erker zu Erker gespannt, schwarz-roth-goldene Fahnen waren von allen Thürmen herab geflattert, das Geläute aller Glocken, der Jubel des Volkes, das süßeste Lächeln und Tücherwinken der Frauen hatte den einziehenden Kaiser begrüßt.

Am Altpörtel war der große Rath gestanden in feierlichem Aufzug, der jüngste Rathsherr hielt die silbernen Schlüssel der Stadt auf purpursammtenem Kissen und der Landvogt aus dem edelsten Münzergeschlecht hatte die Anrede gehalten, die übergeflossen war von Liebe und Verehrung für den Kaiser.

Mit huldvollem Lächeln hatte Ludwig der Bayer diese Versicherungen angehört,

Digitized by Google

aber hinter der Huld lauerte der Hohn und ein spöttisches Lächeln konnte sich nur ungeschickt unter dem blonden Schnurrbart verbergen. Der stolze Wittelsbacher erinnerte sich dessen nur zu gut, wie lange und eifrig die Stadt Partei gegen ihn genommen und auf der Seite seines Gegenkönigs, des überwundenen Friedrich von Oesterreich, gestanden. Nun aber nahm er geschickt die Sache wie sie lag und gab sich den Anschein, nie an der Geneigtheit der Stadt gezweifelt zu haben.

Den Versicherungen der tiefsten Ergebenheit hatte er diejenigen seiner höchsten kaiserlichen Huld und Gnade entgegengesetzt und obschon in seinem tiefsten Innern er gerne anders gegen die widerspenstige Stadt verfahren wäre, so gedachte er als kluger Mann doch dessen, was ihr Veto den hohenstaufischen Kaisern gewesen und gutes Muths hatte er dem Schooßkind der salischen Kaiser die alten Privilegien aufs Neue beschworen.

Ueber scharlachene und weiße Tücher, den prunkenden Farben des Stadtwappens, war er zum Retscher geritten, Fürsten und Herren ihm nach. Aber der Reichstag, den er um eines Römerzuges willen beschrieben, er hatte sich aufgelöst in Gezänk und Hader der Parteien. Der Zank und Hader aber war aus der Königshalle im Retscher in die Raths- und Zunftstuben gedrungen, mißmuthiger als er eingezogen, hatte der Kaiser die Stadt wieder verlassen, die welken Kränze hatte der Herbstwind von den Erkern herab auf die Gassen geschleudert, die schwarz-roth-goldenen Fahnen hingen klatschend vom Octoberregen herab und die roth-weißen Tücher hatten grauausgesehen von den kothigen Tritten der Reisigen und Rosse.

Es war manches bei diesem Reichstag von anno 1326 zur Sprache gekommen, viele gerechte Klagen gemeiner Bürgerschaft den Uebergriffen des Speyerer Patriciats, den Münzern und Hausgenossen gegenüber; es war fruchtlos gewesen, aber es hatte den tiefen Riß, der zwischen Adel und Bürgerthum bestand, klaffend vor die Augen der Welt gelegt und so um so unheilbarer gemacht.

Die Münzer und die Hausgenossen, das war der alte Freiadel der Stadt. Jenen stand das Recht zu, in eigenen Münzstätten Geld zu prägen mit ihres Geschlechtes Zeichen, in ihrem Besitze war ungeheures Kapital. Diese, die Hausgenossen, waren mächtig durch großen Grundbesitz, beide waren es durch die jahrhundertlange Verwaltung der Stadt, welche allein ihnen zuständig war, ohne daß sie über die Verwendung des gemeinen Eigenthums Jemanden Anderes Rechenschaft schuldig gewesen wären als sich selbst und ihres Gleichen.

Heinrich V., der geistvolle, kräftige Salier, jedoch hatte im Jahre 1111 der Stadt eine freiere Verfassung gegeben, eine solche, die fähig war, das Bürgerthum erstarken zu lassen, indem er es aus dem Zustand der Unterdrückung zum Range eines Mitherrschenden erhob. Der fünfte Heinrich hatte verordnet, daß auch im Rathe die Zunftgenossen an Zahl die Freibürger übersteigen sollten im gleichen Verhältniß, wie es sich in der Wirklichkeit fand. Er hatte der kleinen Minderheit den Stab der Gewalt aus der Hand gewunden, um ihn dem Volke zu überantworten; dieses blickte denn auch mit dankbarer Bewunderung, mit ehrfürchtiger Scheu zu dem starken Salier empor, jene aber in ihren verneinten Rechten geschmälerten Vornehmen, die herrschsüchtigen, von Heinrich's Arm darniedergehaltenen Geistlichen, verbündeten sich in jähem Trotze mit einander, um das Werk des Kaisers zu vernichten, sein Ansehen selbst bei Mit- und Nachwelt zu trüben und zu entstellen.

An dieser Verfassung vom Jahre 1111 zu rütteln, sie womöglich ganz zu erschüttern, das war seit einem Jahrhundert der Plan des Patriciats. Aber Ludwig der Bayer war zu klug, um sich zum Werkzeuge der Adelspartei brauchen zu lassen. Ihm war das ihm so lange feindlich gewesene städtische Patriciat ein Dorn im Auge und er verlangte nichts besser, als dieses mit der gemeinen Bürgerschaft im Schach zu erhalten, freilich um auch jene bei vorkommender Gelegenheit wieder mit dem Adel zu zügeln.

Vom Kaiser war in dieser Hinsicht nichts zu erwarten, das mußte die Adelspartei sich sagen, ihr Spiel aber gab sie dennoch trotz des Mißlingens beim Reichstage nicht verloren.

Alle Hebel setzten die Patricier an, um die verlorene Uebermacht im Rathe wieder zu gewinnen, um hauptsächlich der lästigen Ueberwachung in Verwaltungssachen enthoben zu sein. (Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Allerlei.

Naturrecht.

Wer bist du denn? was sollen diese Waffen?
Vertrittst den Weg? hast du ein Recht dazu?
Ich bin doch aus demselben Stoff geschaffen
Und hab' doch auch ein Herz im Leib, wie du!

Was soll mir die gebietende Geberde?
Und dieser Hohn in deinem Auge? sprich!
Es blüht doch unter mir dieselbe Erde,
Dieselbe Sonne scheint doch auch auf mich!

Bedünk' ich dir als deine Maroonitte,
Die sich den Fäden deiner Laune regt,
Und die vielleicht das Herz nur deßhalb hätte,
Daß es den Tact zu deiner Willkür schlägt?

Drei Schritte Raum! daß ich vorüberschreite
Mit stolz emporgerichteter Gestalt;
Dem Schwert, das rath' ich dir, steck' in die Scheide,
Und die Gewalt vertreib' ich mit Gewalt.

Fr. Stoltze.

Der Name Cholera stammt von dem griechischen cholé, die Galle, und réo, fließen. Da aber durch die Stuhl-Entleerung meist andere Flüssigkeit als die wenige Galle abgeht, glauben Manche, das Wort Cholera von cholas, der Darm, und réo ableiten zu dürfen.

Ein Wall aus Leichen. In einem Briefe des in preußische Gefangenschaft gerathenen und im Spital zu Nachod befindlichen Feuerwerkers Anton Ulzer an seinen in Wien lebenden Vater befindet sich folgende Stelle: „Die Schlacht bei Königgrätz hatte sich zu unserm Nachtheile gewendet und die Preußen rückten gegen unsere Batterie, als ich eine Kugel in die Brust erhielt und für todt liegen blieb; kurz darauf zog sich die Batterie durch die Stürmenden gedrängt, auf eine Anhöhe zurück, von wo aus sie ein verheerendes Feuer gegen die vorrückenden Preußen eröffnete. Diese, um sich vor dem Feuer zu schützen, suchten die herumliegenden Leichname zusammen und hänsten sie übereinander zu einem Walle, auch mich, der ich leblos mit einer Brustwunde dalag, nahmen sie ebenfalls und warfen mich auf den Leichenhaufen, hinter welchen sie, verschanzt, das Feuer der Batterien erwiderten. Durch diesen furchtbaren Lärm und die Schmerzen meiner Wunde wieder zur Besinnung gelangt, ersah ich erst, in welch' entsetzlicher Lage ich mich befand; rings um mich schlugen die Kugeln in die Leichen und jeden Augenblick mußte ich auch eine gewärtigen. Mit Zusammenraffung all' meiner Kräfte bat ich einen hinter mir stehenden preußischen Soldaten, mich aus meiner Lage zu befreien. Vor Ueberraschung ließ dieser das Gewehr fallen, und mit Lebensgefahr, da er dadurch eine Bresche in den Leichenwall machen mußte, die ihn bloßstellte, rettete mich der brave Mann, Friedrich Schumann heißt er, aus meiner furchtbaren Lage und veranlaßte, daß ich aus der Schlachtlinie gebracht wurde, worauf ich in das Spital zu Nachod kam."

Künstliche Nacken. Benanz Müller erzählt im Morgenbl. der „Bayr. Ztg.": Die Nackenfabrication aus Wachs erlangte in England (1798) die höchste künstlerische Ausbildung. Farbe und Geäder waren so kunstvoll gemacht, daß die wächsernen Nacken von den ächten mit den Augen allein nicht unterschieden werden konnten. Darum sind auch die ächten in den Verdacht gekommen falsch zu sein. Spötter sprengten aus, die neuen Fatzfficeate seien auch mit Springfedern versehen um Seufzer und Herzklopfen nachzumachen; ja, die Kunst sei in das Geheimniß gelangt, auf der wächsernen Oberfläche, je nach Belieben der Besitzerin ein jungfräuliches Erröthen zu bewirken. In Paris gab es im Jahre 1865 künstliche Nacken-, Schulter- und Rückenstücke aus fein geröthetem Leder mit gemaltem feinen Geäder. Auf der Vorderseite wurde durch stählerne Federn die Tauschung des Athmens hervorgebracht. Preis: sieben Napoleonsd'or, nicht zu viel für so viele Kunst. Den eckigen Armen gab man gleichfalls durch wächserne Anlegungen plastische Fülle. Uebrigens hatten die Damen in dem Fächer ein Mittel, ihre wächsernen Reize gegen unziemliche Forscherblicke einigermaßen zu schützen. Mit dem Fächer in der Hand unterhielten sie fortwährend eine fächelnde Bewegung, welche keine Fixirung des forschenden Blicks gestattete, sondern nur eine Gesammtübersicht zuließ. Der Fächer hat von jeher am allerwenigsten seinem ostensiblen Zweck gedient Kühlung zuzufächeln. Vielmehr war und ist er ein Telegraph für Liebes- und sonstige Angelegenheiten. Besonders benützen ihn Mütter, ihren Töchtern geheime Winke in der Gesellschaft zu geben. Die Fächersprache ist unergründlich.

Das Studirzimmer eines Gelehrten gleicht oft der Kindbettstube einer Wöchnerin. Das Weinen und Schreien der neugeborenen, unsaubern Gedanken ist Jedem, nur nicht dem Vater zuwider. Darum soll ein Gelehrter, wenn er Besuch erwartet, erst die Wiege forttragen lassen, und seinem Gaste blos die erwachsenen Kinder präsentiren.

Schöne Bezeichnung. In einem Wiener Vorstadttheater, dessen Director eine vollständige Claque organisirt hat, stellte der Director nach einer durchgefallenen Posse den Chef der Claque über seine laue Wirksamkeit zu Rede. „Ja, schauen's, Herr Director," antwortete dieser, „es war so viel zahlendes Gesindel da, daß ich mit meinen Leuten nicht durchdringen konnte."

Ein altdeutsches Sprüchwort lautet: „Wo kein Schleier (das heißt keine Frau,) da ist kein Freud."

Darum.

Das Podagra will gut gepfleget sein.
D'rum kehrt es nur bei Reichen ein.

Auflösung des Räthsels in Nr. 69.

Stundenzeiger.

Richtige Auflösung ging ein von G. Sch. von Fürth.

Eigenthum, Druck und Verlag von Albrecht Schröder. — Verantwortlicher Redacteur: K. Pfisterer.

Digitized by Google

Das Novellenbuch.

Unterhaltungsblatt zum „Fortschritt“. („Fürther Abendzeitung“).

Nr. 72. Donnerstag, den 6. September 1866. 2. Jahrgang.

Herzenswandlungen.

(Schluß.)

Schon auf der Schwelle, aber noch vor einer Portiere verborgen, hörte sie Agathe sagen:

„Die bittersten Lebenserfahrungen und eine von Grund aus unglückliche Ehe haben mich erkennen lassen, wie sehr ich gegen Sie gefehlt und was ich in Ihnen verloren. Meine Thorheit und Verblendung ist fürchterlich bestraft worden, aber diese Strafe ist gerecht und ich habe sie mit Ergebung über mich hingehen lassen. Aber Sie, Alexander, wodurch haben Sie verdient, so unglücklich zu sein, wie Sie es sind? Denn Sie sind es, und zwar in hohem Grade, wie Sie mir nicht läugnen können. Als ich in England und bereits selbst tief unglücklich Ihre Verbindung mit Natalie erfuhr, bin ich mit weinender Inbrunst auf meine Kniee gesunken, Gott zu bitten: Sie wenigstens an der Seite meiner Schwester glücklich werden zu lassen. Gott hat meine Bitte nicht erhört und Ihr Unglück verschärft nun erst das meinige so, daß ich es wie kreuzweis übereinandergelegte Messer wühlend in meinem Herzen fühle.“

Da ihr bei diesen Worten schwere Thränen aus den Augen stürzten und ihre Stimme in Schluchzen erstickten, entstand nun ein peinliches Schweigen, das Alexander folgendermaßen unterbrach:

„Es ist ein eigenes Mißgeschick, das über unsern Herzen gewaltet hat. Wer von uns am meisten dazu beigetragen, es auf dieselben niederzuziehen, wollen wir unerörtert lassen. Es ist nun einmal da und Jeder muß auf seine Weise suchen, sich damit abzufinden. Was mich betrifft, so habe ich gelernt auf Glück zu verzichten. Natalie ist ein Weib von hoher Bedeutung und vielleicht, daß sie als Künstlerin dermaleinst noch eine epochemachende Stelle einnimmt. Sie besitzt ein großes Talent, seltenen Aufschwung des Geistes und ein Streben, das auch vor den höchsten Zielen nicht zurückschreckt. Daß sie sich mir vermählt, ist in Folge einer Jugendcaprice und wie ich annehmen muß ohne eine innere Nothwendigkeit ihres Herzens geschehen. Vielleicht ist die Liebe überhaupt ein Gefühl von nur untergeordneter Bedeutung in ihr und daß sie mir gerade es zutrug, geschah vielleicht nur aus einer Art von Widerspruch gegen Sie, Agathe, und aus einem gewissen Mitleiden für mich. Sie erinnern sich, daß sie in einem mädchenhaften Hochmuthe gewissermaßen nur mit Geringschätzung auf Sie und Ihr damaliges Treiben herabsah. Noch als sie ein Kind und die Psyche gleichsam noch ohne Flügel in ihr war, athmete doch schon ein hoher Geist in ihr, der über Ihr tändelndes Beginnen von damals die Achseln zuckte, und zucken konnte, Agathe. Sie waren damals anders als jetzt: eine reizende Libelle, die über dem Strome des Lebens im Sonnenschein begünstigter Umstände gaukelnd auf- und niederschwebte. Nataliens brütender Geist und künstlerischer Instinkt sah tiefer und erkannte mich mehr, als Sie. Als Sie nun später mich aufgaben, beschlich sie ein Bedauern über meine Zurücksetzung und mit diesem ein Aufopferungsenthusiasmus, den sie irrthümlich für Liebe hielt. Dieser Irrthum, dessen schöne Seite ich nur zu wohl zu würdigen weiß, hat sie und mich zusammengeführt und in dieser Zusammenführung uns Beide unglücklich gemacht. Wen am meisten mag Gott, der Allmächtige wissen.“

Nach dieser Rede, welcher Natalie mit der spannendsten Aufmerksamkeit zugehört und die eine wunderbare Helle über ihre Seele ausbreitete, schlug sie die Vorhänge der Thür auseinander und auf Altdorf zustürzend, rief sie:

„Nicht Gott, der Allmächtige, allein, auch ich weiß, daß von uns Allen Du am unglücklichsten bist, Du, armer Alexander, dessen großes und edles Herz ich nie zu würdigen gewußt habe, trotzdem ich meinte, es mehr als Andere zu verstehen. Verzeih, Geliebter, und gedulde Dich, Dein Elend soll ein Ende haben.“

Digitized by Google

So sprechend, eilte sie nachdem sie den Gatten heftig in ihre Arme geschlossen, zur Thür hinaus und auf ihr Zimmer, aus dem weder Agathen's noch Alexanders Bitten sie bewegen konnten hervorzukommen.

„Seid unbesorgt," rief sie den Drängenden hinter der verriegelten Thüre hervor. „Ich werde nichts Schreckliches thun, aber was ich zu thun mir vorgenommen, auch trotz aller Einwendungen und etwaigen Hindernisse zur Ausführung bringen. Laßt mich also gewähren und ängstigt Euch nicht. Nur, wenn Ihr Euch meinem Handeln widersetzt, werdet Ihr mich zum Aeußersten bringen und die Folgen über Euch zu nehmen haben."

Da man jedes Aufsehen vermeiden und Natalie, deren Natur man kannte, durch Widerstand nicht reizen wollte, zog man sich endlich von der Schwelle ihres Gemaches zurück, und nachdem Agathe und Alexander in sehr gedrückter Stimmung zu Mittag gegessen, brach die Erstere nach ihrer Wohnung auf, während der Letztere in einer sehr eigenthümlichen Geistesverfassung in der seinigen zurückblieb und auf das harrte, was Natalie auszuführen beabsichtigte.

Durch ihr Mädchen ließ sie ihm am Abend sagen, daß eine dringende Beschäftigung sie auf ihrem Zimmer festhielte und er daher den Thee allein nehmen möge. Später hörte er noch oft die Thüren gehen und vieles Her- und Hinlaufen im Hause. Endlich ward es still und auch Altdorf entschlief.

Als er am Morgen erwachte, fand er auf dem Tischchen neben seinem Bett einen Brief von Nataliens Hand und darin das kleine Kreuzchen, das sie ihm einst als Kind beim Abschiede gegeben und nach ihrer Verheirathung wieder zurückgenommen hatte.

Der Brief enthielt folgende Zeilen:

„Das kleine Kreuzchen, theurer Alexander, das Du schon einmal als Andenken von meiner Hand empfangen, empfange es hier zum zweitenmal als solches. Möge es Dich ohne allzu tiefen Kummer an Die erinnern, die es Dir gegeben und Die Dich jetzt für ewig verläßt, weil sie nur zu wohl empfindet, daß sie Dich nicht glücklich zu machen vermag. Glücklich kann Dich nur eine Frau machen, die außer Dir nichts Anderes auf Erden hat. Ich aber hatte neben Dir meine Kunst. In der Ausübung derselben meinte ich Dir erst recht naherücken, mich ganz in Dich hineinleben zu können. Aber ach, wie sehr bin ich im Irrthum gewesen! Die Kunst isolirt und trennt uns im Leben. Ich fühle es: der wahre Künstler ist immer einsam, wenn sich die Liebe nicht in Magdgestalt zu ihm findet. Der Ruhm kann sich der Liebe, die Liebe dem Ruhm verschenken, nie aber können Beide gleichberechtigt ein Herz, wenigstens kein weibliches, füllen. Es muß nothwendig das Eine über dem Andern verlieren und so ist über meiner Kunst Deine Liebe mir verloren gegangen. Deine Liebe, die ich mit der Kunst erst recht zu erlangen hoffte und die allein mir nun übrig bleibt, um mich für den Verlust zu trösten. Wohl mir, daß ich diesen Trost noch habe und daß ich ihn Dir, Deiner Anleitung und Unterweisung verdanke! Dafür sollst Du aber auch mir Etwas zu verdanken haben und zwar Dein Glück, wenn auch nicht aus meiner Hand, doch aus der Agathens, die Nichts aus dem Schiffbruch ihres Lebens gerettet hat, als die Liebe zu Dir. Sie wird Dich glücklich machen. Eine harte Schule des Lebens hat sie für diese Mission herangereift. Erfülle sie dieselbe, wie ich die zu erfüllen hoffe, die ich jetzt für die meinige ansehe. Ich kehre bis zu unsrer gerichtlich ausgesprochen Scheidung in das Haus meiner Eltern zurück und wende mich dann für immer nach Italien. Lebe wohl, Alexander! Nichts in der Welt ändert meinen Entschluß. In ewiger Anhänglichkeit Deine Natalie."

Als Altdorf diesen Brief gelesen, schellte er seinem Diener und erfuhr von diesem, daß seine Frau früh am Morgen abgereist. Wie betäubt erhob er sich, kleidete sich an und eilte zu Agathen, an die Natalie gleichfalls und in ähnlicher Weise geschrieben.

Hier können wir füglich unsere Erzählung schließen, denn ohne Zweifel wird jeder Leser im Stande sein, sich selbst zu sagen, was nun weiter geschah. Wir fügen nur noch an, daß Natalie jetzt bereits seit Jahren in Italien lebt und einen bedeutenden Ruf als Künstlerin genießt. Alexander von Altdorf und Agathe bewohnen in D..... das Haus, das vordem jener auch mit seiner ersten Gattin bewohnte. Es ist das Bild der reizendsten Häuslichkeit, die man sich denken kann und von der schönen

Digitized by Google

Eintracht und Liebe, die ihre Stätte darin aufgeſchlagen haben, ſind zwei lachende Mädchenköpfe die lebendigſten Beweiſe, die einen älteren Knaben in anmuthigſter Lieblichkeit umſpielen.

Ein Ritt um die Freiheit.

(Fortſetzung.)

Bis vor anno 1111 hatten ſie alle ſtädtiſchen Gefälle und Einkünfte wie ihre Domaine betrachtet, jedes Geldgeſchäft der uralten Stadt der Nemeter, die ſchon blühte, ehe Cäſar zum erſten Male den Rhein geſehen, ward von den Münzern beſorgt, natürlich ſtets mehr zu eigenem als zu gemeinem Nutzen. Dieſe unumſchränkte Herrſchaft war verloren, ſie wieder zu gewinnen das ſtete Beſtreben der Adelspartei ſeit 200 Jahren. In ihren Händen lag aber, wenn auch nicht anerkannt, denn doch um ſo beſtimmter die Macht, da ſie die Mittel beſaßen, durch welche ſie erlangt wird, Geld und Grundeigenthum.

Wann je hätte das Gold nicht ſeinen Einfluß geübt, und die Münzer, ſonſt ſo zähe, ſtrenge Rechner, waren ſeit Jahren nicht karg damit, überdieß waren ſie die Gläubiger ſo Vieler in der Bürgerſchaft, ihr Einfluß war der durchgreifendere, wenn auch der ſtillere, dem rührigen Treiben der Hausgenoſſen gegenüber, auf deren Seite, weil meiſt von ihnen abhängig oder leibeigen, ein großer Theil der Pfahlbürger, alſo Jener, welche außerhalb der Ringmauern wohnten, ſtanden. Dieſem nie ruhenden Treiben war es zuzuſchreiben, daß nach und nach der Adel im Rathe wieder die Oberhand gewann, ja um die Zeit, da der junge Moſt des Jahres 1327 zu gähren begann, um ein dreifaches an der Zahl die Rathsglieder des Adels denjenigen der Zünfte überlegen waren.

Das war es, um was man ſich zankte in den Zechſtuben und bei den Verſammlungen der Zünfte, ja der Zank ward ſelbſt in das Innere der Häuſer, in Wohnſtuben und Werkſtätten getragen. Eines warf dem Andern ſeine Hinneigung zur Partei des Adels vor, am ſchlimmſten kamen die Frauen weg, da wohl der oder jener Meiſter und Geſelle nicht mit Unrecht ſeinem Eheweib oder ſeiner Liebſten vorwarf, daß ſie ihren Einfluß im Hauſe zu ſehr zu Gunſten der Patricier gebräuchte, beſtochen von dem bunten Schellengeklingel und den Schnabelſchuhen der adeligen Herren, auch wohl da und dort von einem ſilbernen Miederkettlein oder der ſtillſchweigend ertheilten Erlaubniß, ihre Haubeum zwei Hand breit erhöhen zu dürfen.

Aber trotz der Mißhelligkeiten und der Unluſt, welche ſie hervorgerufen, verfolgten die Patricier ihre Ziele, ſie würden ſie auch wohl ſchon erlangt haben, hätten nicht die bürgerlichen Rathsherren wie ein Steinwall zwiſchen die Bürgerſchaft und die Adelsanſprüche ſich geſtemmt. Dieſe günſtige Minderheit im Rathe war in der That der Stein des Anſtoßes, an dem die Patriciergelüſte zu zerſchellen drohten, es waren die tüchtigſten Männer der Bürgerſchaft, die Muthigſten und ihrer Stadt Getreueſten, an ihrer Spitze der alte Feind der Münzer und Hausgenoſſen, der Zunftmeiſter der Rheinkaufleute, der Eytel Fritz; er, dem an harter Stirn und unbeugſamem Muth ſich nur zwei Munner meſſen konnten in der Stadt Speier, der Biſchof Emicho von Leiningen und der Vorſitzende des Geheimrathes, der adelige Junker Mannhard Ebelin vorm Münſter.

Hausgenoſſen oder Zünfte! das war die Loſung, denn die Münzer hielten ſich mehr zurück, da ihre Verbindung mit den Zünften der Krämer und Rheinkaufleute ihnen eine offene Parteinahme nicht räthlich erſcheinen ließ. Hausgenoſſen oder Zünfte, Adel oder Bürgerthum war die Frage, die erörtert ward vom goldenen Saale des Retſcher bis in die Stube des Fiſchers am Hafenpfuhl hinab.

In der Schenke zum Pfittich ging es ſtürmiſch her, ſchon ihr Schild zeigte die Grundſätze, die dort vertreten wurden. Seit dem Kampf der Sterner und Pfittiger zu Baſel war der Pfittich*) das Zeichen der Zünfte geworden. Hatte die Speyerer Schenke zum Pfittich auch den Namen erhalten von einem wirklich lebenden Vogel, den vor bald vierzig Jahren ein frommer Wallbruder aus dem Morgenlande gebracht und dem Wirthe, da er dorten in der Herberge geſtorben, als einziges Andenken hinterlaſſen, ſo war dieſes Schild doch abermals das Symbol geworden für den Ort, wo die Unzufriedenen der Zünfte ſich zuſammenfanden. (Fortſetzung folgt.)

*) Altdeutſch ſtatt Papagei.

Digitized by Google

Allerlei.

Robinsons Kleinfürsten-Bewahr-Anstalt.

Hierdurch erlaube ich mir die ganz ergebene Mittheilung zu machen, daß ich einem allgemein gefühlten Bedürfniß abzuhelfen, auf meiner Insel mit heutigem Tage, eine

Kleinfürsten-Bewahr-Anstalt

für zur Disposition gestellte Landes-Väter, Mütter und Angehörige eröffnet habe.

Die gesunde und nicht leicht auffindbare Lage meines Eilandes und seine beträchtliche Entfernung von den alle sittlichen Gefahren, Camarillen, Jesuiten, Intriganten und pensionirte Diplomaten bergenden großen Städten machen dasselbe zum geeignetsten Aufenthalt erziehungsbedürftiger deposseditter Dynastien. — Für die Verpflegung ist in ausreichender Weise gesorgt.

Zum Frühstück: Cocosnuß mit Lamamilch.
Mittags: Lamamilch mit Cocosnuß.
Abends: Die Nuß des Cocos mit der Milch des Lamas.

Den Unterricht leitet Herr Freitag.

Die Höhlen sind geräumig und desinficirt.

Gefundene Goldklumpen müssen abgeliefert werden. Die Kleidung ist die landesübliche: Schurz und Nasenring. Für alle sonstigen Bedürfnisse sowie für die „kindlichen Vergnügungen der mich beehrenden hohen und höchsten Herrschaften ist bestens gesorgt, und habe ich es mir angelegen sein lassen, mit bedeutender Anstrengung von gestrandeten Schiffen

Kronenkappen, Thronhutschen, Scepterpeitschen, Ahnenschilder, Stein- und Brecheisen, Waisen-Röcke und Hosen, nebst Stroh- und Gummikeim zur Anstaffirung derselben, sowie andere Schleusen-Scherze

für die verehrlichen Angestammten anzuschaffen.

Pensionsbetrag nach Maß der mitgebrachten Staatsschätze, Landgestüte und Weinlager. Oesterreichische Banknoten und amortisirbare Obligationen werden nicht in Zahlung genommen.

Das Dampfschiff „Adolph der Nassauer" geht jährlich einmal und kommt nie wieder zurück.

(Klabd.) Robinson.

Ansbach, 1. Sept. (Aus dem Schwurgerichtssaale.) Verhandlung gegen den Taglöhner Konrad Meier von Katzwang, Landgericht Schwabach wegen Gattenmords: Am Donnerstag den 22. März d. J. fand man zu Katzwang im Hause der Taglöhner Schüssel'schen Eheleute am Fuße der Bodentreppe die Leiche der Taglöhnersfrau Barb. Bach. Meier, den Kopf abwärts, die Füße die Stiege aufwärts gerichtet, im Gesichte stark mit Blut bejudelt — unter Umständen, welche anfänglich die Meinung erregten, Barb. Meier, welche in dem genannten Hause mit ihrem Ehemanne wohnte, sei die Treppe herabgefallen und habe sich an einem in der Nähe befindlichen Steine, sowie an dort befindlichen Schaufeln verletzt. Die Section ergab, daß M. B. Meier, an deren Leiche sich 14 Verwundungen und 8 Rippenbrüche zeigten, in Folge einer Kopfverletzung und Blutaustritt eines gewaltsamen Todes ins Gebirn gestorben ist. Obwohl nun die Lage in welcher der Leichnahm gefunden wurde, zunächst auf einen Unglücksfall schließen ließ und obgleich dieser Annahme der objective Befund an der Leiche nicht entgegenstand, so ergaben sich doch alsbald eine Reihe von Verdachtsgründen, welche darauf hinwiesen, daß die Verstorbene das Opfer einer grausamen Handlung ihres Ehemanns war. Dieser, ein 47 J. alter Taglöhner, hatte sich, nachdem er vor 5 Jahren Wittwer geworden war, im Sommer 1862 mit der Halbschwester seiner ersten Frau, einer Hirtentochter von Limbach wieder verehelicht. Das eheliche Leben des Konr. Meier mit dieser seiner zweiten Frau war ein höchst unglückliches. Die Eheirau beklagte sich häufig und bitterlich bei verschiedenen Leuten über die Behandlung und die Mißhandlungen, die sie von ihrem Manne zu erdulden hatte. Sie hatte mehrfach die Befürchtung geäußert, daß sie noch von ihrem Manne ums Leben gebracht werden, weil dieser öfters derartige Drohungen laut werden ließ. Diese Abneigung verbunden mit dem gleichgiltigen Benehmen, das Konr. Meier bei dem Tode der Frau an den Tag legte, und dem Umstand, daß man an einer irisch gewachsenen Schürze derselben noch Blutspuren entdeckte, legten die Vermuthung nahe genug, daß hier kein Unglücksfall vorliege, und es nahm deßhalb die Untersuchung ihre Richtung gegen Konr. Meier wegen vorsätzlicher Tödtung seiner Frau. Am 17. April d. J. Abends wurde er zu einer Vernehmung vor den k. Untersuchungsrichter nach Schwabach auf den nächsten Tag vorgeladen. Um dieser Vernehmung zu entgehen, machte er einen Selbstmordversuch. Er wurde am Tage der Vorladung in der Frühe auf dem Hausboden liegend voll Blut getroffen und es zeigte sich, daß er sich zwei Wunden am Halse mit einem Rasirmesser beigebracht hatte. Von da an wurde er bewacht und rückte er nun nach und nach gegenüber verschiedenen Personen mit dem Geständnisse heraus, daß er seine Frau umgebracht habe. Dieses Geständniß wiederholte er vor den Schranken des Schwurgerichts mit aller Kälte und Ruhe. (Fortsetzung f.)

Ein bekannter Schulmann nennt die Geistlichen Gensdarmen in schwarzer Uniform.

Räthsel.

Ich leb' auf großem Fuß,
Doch hab' ich nur den Einen;
In meinem großen Kopf
Verberg' ich meine Kleinen;
Mein Kind ist auch der Schlaf,
Doch müßt ihr ja nicht meinen,
Ich sei in ihn verliebt:
Ich selbst — ich habe keinen.

Auflösung der Charade in Nr. 70.

Feldlager.

Richtige Auflösungen gingen ein von; G. Sch., B. Oberndorfer, S. Ochs, M. v. Benjowsky, E. Arnstein, L. Kohnstamm, M. Neuburger, M. Einhorn, M. Halberstätter, G. Biermann, Th. Bärenkopf, M. Haller und L. Offenbacher von Fürth.

Eigenthum, Druck und Verlag von Albrecht Schröder. — Verantwortlicher Redacteur: K. Pfisterer.

Digitized by Google

Das Novellenbuch.

Unterhaltungsblatt zum „Fortschritt" („Fürther Abendzeitung").

Nr. 73. Montag, den 10. September 1866. 2. Jahrgang

Ein Ritt um die Freiheit.

(Fortsetzung.)

So auch heute zu Anfang des Octobermondes 1327 saßen von allen Zünften Unterschiedliche in der Wirthsstube des Psittich beisammen. Es war ein langer, ziemlich niedriger Raum, die schweren Querbalken der Decke, welche ehemals mit bunten Farben bemalt gewesen, waren in Folge des Alters und des Oelrauches, der den eisernen Ampeln entqualmte, die in Form von allerhand ungeheuerlichem Fratzengethier an eisernen Ketten davon herabhingen, schwarz und rußig geworden. Die Ampeln aber mußten den größten Theil des Tages brennend erhalten werden, mit Ausnahme der hohen Sommerzeit, denn nur um diese Zeit konnten unternehmende Sonnenstrahlen durch die kleinen Gitterfenster der Zechstube eindringen, die noch überdieß trübselig genug nur die düstere Aussicht auf die hintere, hohe Giebelwand des Gutleuthauses hatten. Das stets waltende Dämmerlicht schien den Gästen des Hauses aber kein Hinderniß zu sein, denn sie fanden sich dort immer zahlreich zusammen, und die vom vielen Gebrauch wie polirt erscheinenden eichenen Tische und Bänke bewiesen, daß der Zuspruch zur kühlen Trinkstube des Psittich nicht von gestern datirte.

Das Dämmerlicht und den Oeldunst, der auch am Tage nie recht weichen wollte, abgerechnet, war die Trinkstube ein heimlicher Ort, in welchem sich ein Jeglicher behaglich und wohl fand, mit Ausnahme desjenigen Bewohners, der der früher namenlosen Schenke erst die Benennung verschafft hatte, des Psittichs selber. Auf einer Querstange, den linken Fuß mit einer Kette daran gefesselt, hockte der Vogel, das grünrothe Gefieder jämmerlich zerfauft aussehend, schon seit vierzig Jahren da. Er hatte ein ehrwürdiges, fast philosophisches Aussehen erhalten, seitdem, denn die Jahre waren nicht schonend über seinen Scheitel dahin gegangen, sondern hatten beim jeweiligen Wechsel ihm immer mehr die metallenschimmernde Federzier geraubt. Nichtsdestoweniger blieb der glatzköpfige Papagei nach wie vor der Stolz der nach ihm benannten Schenke und das Wunder der jungen Bürgerschaft, die noch in den Kinderschuhen ging.

So saß er Jahr aus Jahr ein immer tiefsinnig und ernst. Nur wenn im Hochsommer die Sonnenstrahlen bis fast an sein Querholz sich wagten und von ihrer Helle beschienen die bunten Farben der Deckbalken und der umherhängenden Handwerksschilde unter der uralten Lage von Ruß und Staub hervortraten, nur dann, zu dieser gesegneten Zeit, war der alte Psittich unruhig, dann mochte er wohl beim wechselnden Schattenspiel auf dem Boden des Estrichs, bei dem warmen Mittagsglanz, der auf der kahlen Wand des Gutleuthauses lag, der gaukelnden Schatten denken, die Lianenranken und Palmenkronen auf den Boden der sonnigen, morgenländischen Heimath warfen, an die heiße Sonne, die sein Gefieder so glänzend gefärbt; dann hob er das kahle Haupt, hüpfte auf der Stange hin und her, daß die rostige Kette klirrte, schlug mit den Flügeln und krächzte nach dem Lichte blinzelnd: »O dulce domina mea!« dann pflegte die Wirthin zu sagen: „Er sömmert sich," und die Geschichte von dem Wallbrüderlein zu erzählen, das zu ihres Aeltervaters Zeiten mit dem Psittich hier angekommen sei; ein halber Heiliger schier sei's gewesen, denn da er gestorben, hab' sich's gefunden, daß ein Stachelgürtel ihm ganz in's Fleisch eingewachsen war, und die heiligen Nägelmale habe er sichtbarlich an Händen und Füßen getragen.

Das war jedesmal ein erbaulich Gespräch, aber da heute der Psittich zusammengesunken und fröstelnd auf seiner Stange saß, so war keine Ursache, des frommen Büßers zu gedenken, und das Gespräch ging ununterbrochen fort über der Hausgenossen Anmaßung und des Eytel Fritz harten Widerstand, den er diesen leistete.

Es waren gute Handwerksgenossen, lauter Meister aus vornehmen Zünften, die

Digitized by Google

hier beieinander saßen, sie hatten stattliche Humpen vor sich stehen, und was sie tranken, daß war ein gutes Gewächs, dem es schon eben so lange in dem Hause denken mochte, als dem träumerischen Pfittich. Eine ganze Reihe von gekrempelten Filzhüten und Baretten hing an den Wandzapfen neben manchem stattlichen Wehrgehenk und dunkelen Brabantermantel mit Otterfellen verbrämt.

Der Gewerkmeister der Goldschmiede, ein feiner Mann mit einem klugen Gesichte, trank seinen silbernen Becher leer, und ihn dann langsam drehend hub er bedächtig an zu sprechen, immer die Augen auf die kunstreiche Arbeit des Bechers geheftet, als läse er seine Rede aus den sinnreichen Reimen der Spruchbänder ab. „Mich will dünken, liebe Handwerksgenossen," sprach er, „wir übersähen gemeiner Stadt Vortheil, wenn wir uns fürder mit dem Bischofe so feindlich zu stellen uns befleißen. Wir können eines Mächtigen nicht entrathen gegen die Mächtigen. Der Kaiser, das haben wir gesehen, will sich in unsere Händel nicht mischen, wir selber aber sind für uns allein nicht stark genug. So mein ich denn, liebe Handwerksgenossen, wir sollten des Bischofs Zürnen allein auf unsere Feinde zu lenken suchen und mit dem Kapitel gemeine Sache machen."

„Meinet Ihr, Vetter Kunz?" rief der Altmeister der Steinmetzen, der, obschon sein Geschlecht seit Generationen hindurch Heiligenbilder und Altarsockel aus dem Gesteine schnitt, doch ein abgesagter Feind der Klerisei war. „Meinet Ihr, es sei dem Hasen ein Nutzen, wenn er sich mit dem Wolf gegen den Fuchs verbände. Lasset die Pfaffenfinger aus der Stadt Händel, sie möchten uns sonst bald das noch nehmen, was wir bisher gerettet. Wen lüstets, den Rathsherren die Kutte überzuziehen?"

„Ihr habt mich nicht ausreden lassen, Gevater," sagte der Goldschmied. „Des Bischofs Hilfe möchte ich um deßwillen noch mehr uns zuständig halten, da er ein Reichsgraf ist und seit langem einen Zahn auf die übermüthigen Freibürger hat."

„Und deßwegen meinet Ihr, weil es ihn ärgert, daß die Freibürger so gut adelig sich dünken, als irgend Einer aus ritterlichem Geschlecht, der Leininger würde sich zu uns auf die Zunftstube setzen, und den Zünften gestatten, was er den Junkern weigert? Ist's nicht unser Stolz, daß wir uns frei erhalten haben vom Bischof als eine dem Kaiser nur unterthane Stadt? Müssen wir nicht, wie unsere Väter, es uns überantwortet haben, unseren Kindern das gemeine Wesen wieder übergeben?"

„Ja, das müssen und das sollen wir," sagte jetzt eine tiefe Stimme hinter den beiden Gewerkmeistern, und die Gestalt eines Mannes, der die Zeit über schweigend im Erker gesessen, erhob sich. Es war ein Mann von wenig über mittelgroßer Statur im schlichten grauen Bürgerwamms, darüber den ärmellosen Rock von dunkelem, braunen Wollenzeug gezogen, die ledernen Schuhe waren nur wenig gespitzt, die dunkele Tuchkappe ohne Feder oder Stickerei, man hätte den Mann seiner Kleidung nach für einen mittleren Pfahlbürger oder den Meister einer geringen Zunft halten können, wenn nicht der an der linken Hand sich befindliche Ring wahre Funkengarben aus seiner diamantenen Rose gesprüht und eine schwergliederige goldene Kette mit der Schaumünze eines Kaisers den Fremden belehrt hätte, daß dieß kein gewöhnlicher Mann sein müsse.

(Fortsetzung folgt.)

Wie Menschen lachen.

(Neue Freie Presse.)

Unter den vielen wenig schmeichelhaften Definitionen des Menschen, welche alte und neue Philosophen gegeben, findet sich auch diese: „Der Mensch ist ein Thier, welches lacht." Ihr Urheber war schwerlich ein genauer Hundekenner, sonst hätte er die Beobachtung gemacht, daß der Hund in froher Gemüthsstimmung, z. B. wenn er seinen Herrn begrüßt, die Lefzen schnell und weit auseinanderzieht und die Zähne weist, worin Hasenfüße schon manchmal ein Zeichen bissiger Gefühlsmomente zu sehen glaubten. Indeß des Hundes Lachen ist still, das Vorrecht, laut und in Tönen zu lachen, besitzt der Mensch allerdings.

Wir lachen und lächeln aus allen denkbaren Beweggründen, aus reiner, herzlicher Freude und toller ausgelassener Lust, aus tückischer Bosheit und gemeiner Schadenfreude. Wir lernen den Character eines Menschen kennen, wenn wir darauf achten,

Digitized by Google

wie und wann er lacht. Wie viel auch Erziehung und Verstellung an unserer Außenseite glätten, unser Lachen haben wir nicht immer in unserer Gewalt. Es liegt ihm ein gut Theil physischen, unwillkürlichen Triebes zu Grunde. Thränen lassen sich leicht heucheln, viele Frauen weinen, wenn sie wollen; künstliches Lachen, das natürlich klingt, ist sehr schwer, Unterdrückung des Lachreizes oft bei der größten Selbstbeherrschung unmöglich. Im Odenwalde stand zu Ende des vorigen Jahrhunderts ein berüchtigter Räuber vor Gericht, den die schlauesten Kreuz- und Querfragen nicht überweisen konnten. Er leugnete hartnäckig, denn es galt den Hals. Vielleicht wäre er „wegen Mangel an Beweis" freigesprochen worden, aber als einer der Richter aus den Acten ein überaus pfiffiges Einbruchsfactum verlas, überkam den Inquisiten die Erinnerung an sein Meisterstück und er lachte hell auf. Sein Lachen knüpfte ihm die Schlinge.

Wer viel lacht, pflegt gerade kein tiefer Denker zu sein. Gedanken machen ernst, und die Geschichte von dem griechischen Philosophen, der sich über einen feigenfressenden Esel zu Tode lachte, haben sicher die Feinde des betreffenden Weltweisen erfunden, um den armen Mann nach seinem Tode lächerlich zu machen. Aber gutmüthig sind die Lacher von Profession fast alle, und dick dazu — nach Galenus wird man vom Lachen fett — man kann ihnen mehr vertrauen wie anderen Menschen. Es hätte wohl heißen können:

„Wo man lacht, da werde ruhig Pächter
Böse Menschen haben kein Gelächter."

Etwas Anderes ist es um das Lächeln. Menschen von Geist lächeln oft, weil ihnen die tausend Thorheiten und Widersprüche dieser Welt dazu Veranlassung geben. Aber auch die Niederträcht lächelt mit gleißnerischer Freundlichkeit; Hamlet will es in seine Schreibtafel zeichnen, „daß Einer lächeln kann, und immer lächeln, und doch ein Schurke sein"; ein Nero lächelt bei dem Brande Roms, der ausgehöhlte Höfling über den Mann, der von Recht und Freiheit spricht.

Lachen ist Natur, Lächeln Cultur. Jeder Taglöhner lacht, und wohl ihm, wenn Arbeit und Sorge der Fröhlichkeit noch Raum gebeu; zu lächeln vermögen nur Gentlemen und Frauen. Letztere brauchen es nicht zu lernen, denn sie bringen es mit zur Welt. Eva lächelte, als sie Adam sah; sie lächelte, als sie ihm den Apfel gab. In was für Aepfel beißen wir nicht noch heute, wenn uns zwei rothe frische Lippen verheißend zulächeln! Am Manne ist das Lächeln immer künstlich, absichtlich, leider auch oft an voll entwickelten Frauen, die damit eine falsche Promesse auf das große Loos, sie zu gewinnen, ausgeben; aber fragt die Jugend und Unschuld, warum sie lächelt — sie weiß es nicht. Und wenn man ihr den Grund sagte, ihre Unbefangenheit wäre zerstört.

Wie von den Blättern eines Baumes, obwohl alle nach derselben Form gebildet sind, keines dem andern vollständig gleicht, so ist auch das Lachen der einzelnen Menschen verschieden. Alter, Geschlecht, Stand und Charakter ändern das „Geräusch der Heiterkeit" bis auf den Lachvocal selbst. Ein gelehrter Abbé, Namens Damasceni, behauptete, aus dem Lachvocal könne man auf das Temperament des Lachenden schließen. Der Choleriker lache Hahaha, der Sanguiniker Hohoho, der Phlegmatiker Hehehe und der Melancholiker Hihihi. Zschokke's Abällino und Vulpius' Rinaldini, sowie andere berühmte Räuber müßten nach dieser Eintheilung zu den melancholischen Naturen gerechnet werden, denn sie lachten immer Hihihi! Das Temperament bestimmt aber allerdings die Art des Lachens. Der Choleriker lacht laut und schmetternd, er lehnt sich auf dem Stuhl zurück und zieht die Augenbraunen zusammen, als ob er sich über seine Fröhlichkeit ärgerte, während der Sanguiniker Lachtriller schlägt, bis ihm die Thränen aus den Augen steigen und er mit dem ganzen Körper mitlacht. Der Phlegmatiker lacht langsam, stoßweise und leiser, drückt die Augen zu, schlägt sich auch wohl behaglich auf den Bauch. Höchst ergötzlich ist das Lachen des echten Melancholikers. Seine Lachmuskeln sind ein Instrument, auf dem er nicht spielen kann; er verzieht den Mund, preßt aber die Lippen fest aufeinander und blinzelt, als schäme er sich. Sein Gesicht gleicht, indem er das Experiment des Lachens anstellt, einer mit Zucker bestreuten Essiggurke.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Ein flüchtiger Beitrag zur Romantik des Jahres 1866.

Ich bin ein Fürst! Ich bin verbannt,
Verstoßen von Haus und Hof und Land.
Den Thron zerbrach des Feindes Faust,
In meinem Palast der Fremdling haußt;
Er mästet sich von meinem Fett,
Er wälzt sich Nachts in meinem Bett,
Er zecht von meines Kellers Naß
Und trinkt aus meinem Römerglas!

Ich bin ein Fürst! Die Krone trug
Ich stolz wie der, der sie zerschlug.
Es stand geschmückt mit Kreuz und Stern
Um mich der Kreis der Kammerherrn.
Wie beugte tief sich ihr Genick!
Wie lechzten sie mit gier'gem Blick
Nach meiner Gnadenfülle Born!
Wie bebten sie vor meinem Zorn!

Ich bin ein Fürst! der Wache Ruf
Erklang bei meiner Rosse, Huf,
Und Trommelwirbel hinterher:
„Achtung! Präsentirt das Gewehr!"
Wie standen die Kerls so kerzengrad!
Kein Muck, kein Ruck — der Herrscher naht!
Baarhäuptig stand der Pöbel rings,
Gewärtig meines gnäd'gen Winks.

Ich bin ein Fürst! Von Reich zu Reich
Zieh' heut ich, einem Bettler gleich.
Vielleicht erbarmt sich der Franzos' —
Er kennt ja der Verbannung Loos,
Er weiß wie des Exils Pocal
So herb' und bitter schmeckt zumal;
Er hat verzieh'n, daß seine Macht
Ich einst verspottet und verlacht.

Ich bin ein Fürst! In Gnaden schau'
Auf mich, du königliche Frau!
O zieh zurück nicht deine Hand,
Bin dir im zehnten Glied verwandt.
Du bist ja den Verlass'nen hold!
Ich will auch tragen der Krone Gold
Zu deinem Ruhm, o Majestät! —
Du willst es' nicht? Es ist zu spät!

Ich bin ein Fürst! Ich will doch sehn,
Und sollt; ich bis zum Nordpol gehn,
Ob Niemand ist, der für mich spricht!
Ja, Einer — der verstößt mich nicht!
Bin legitim noch mehr als er,
Hab' der Gesa lechter noch viel mehr.
Der öffnet mir des Herzens Thor! —
Wie? Was? Er läßt mich gar nicht vor?

Ich bin ein Fürst! Ob auch entsetzt,
Bin ich an Gnaden reich noch jetzt:
Wer mir verhilft zu meinem Thron,
Den mach' ich zum Junker, zum Baron,
Zum Grafen durch meinen Ritterschlag,
Und geb' ihm Ahnen so viel er mag.
Bring' mir ein Beinchen des Thrones nur,
Ich mach' dich sofort zum Großcomthur!

Ich bin ein Fürst, an Land verarmt!
Ist Keiner, der sich mein erbarmt!
Erhebe du dich, Volk, für mich!
Ich will dich schützen ritterlich,
Dich führen auf der Freiheit Bahn,
Was ich vordem, ach! nie gethan! —
Du glaubst mir nicht? O Herzeleid!
So muß ich wandern in Ewigkeit!

Kladderadatsch.

Allerlei.

Kriegsmisselle. Aus dem Lazarethe von Sadowa langte dieser Tage in Breslau ein Assecuranz-Beamter an, der bei Beginn des Krieges zur Armee einberufen, in der Schlacht bei Königgrätz durch einen Granatsplitter im Gesicht verwundet wurde. Der Schuß ging ihm durch beide Backen, verletzte die Backenknochen und riß ihm einen Theil der Zunge weg. Die Mutter des Verwundeten erwartete ihn auf dem Bahnhofe, erkannte aber den Verstümmelten erst, als derselbe sie umarmen wollte. Die arme Frau fiel vor Entsetzen in Ohnmacht, da sie ihren Sohn als blühenden Jüngling hatte fortziehen sehen und ihn nun so verstümmelt wiederfand. Die Verletzungen sind derart, daß dem Armen die Speisen nur mit einer Röhre eingeflößt werden können, und durch den Verlust eines Theiles der Zunge ist er auch der Sprache beraubt.

Banditen. Aus Palermo, 21. Aug., schreibt man der Allg. Ztg.: Großes Aufsehen hat folgender Vorfall gemacht: Der reiche Kaufmann Tramonte besitzt im benachbarten Sampolo ein Landhaus. Als er sich vor einigen Tagen dahin begab, sah er sich beim Oeffnen der Thür plötzlich von einer Anzahl vermummter Bewaffneter umringt, welche sich in seine Besitzung gewaltsam hatten. Aller Widerstand war unmöglich, und obwohl aus einigen Häusern des Ortes geschossen wurde, schleppte die Bande ihr Opfer doch hinweg und man ist bis heute noch über das Schicksal des angesehenen Mannes in Ungewißheit.

Frauenmangel. Die Journale von Neuseeland klagen über den Mangel an Frauen in dieser Colonie; die Volkszählung ergibt, daß unter den europäischen Bewohnern zweimal so viel Männer als Weiber sind. Man wünscht dringend eine große Zufuhr von „robusten, kräftigen und fleißigen Weibern".

Milder Sinn. In Norwegen herrscht der schöne Gebrauch, daß die Landleute an hohen oder fröhlichen Festen auf die Giebel ihrer Häuser eine Korngarbe stecken, damit die Vögel an der Freude des Festes Theil nehmen können.

Eigenthum, Druck und Verlag von Albrecht Schröder. — Verantwortlicher Redacteur: K. Pfisterer.

Digitized by Google

Das Novellenbuch.

Unterhaltungsblatt zum „Fortschritt“ („Fürther Abendzeitung“).

Nr. 74. Donnerstag, den 13. September 1866. 2. Jahrgang.

Ein Ritt um die Freiheit.

(Fortsetzung.)

Für den schärferen Beobachter hätte es aber weder des Ringes noch der kaiserlichen Gnadenkette bedurft, um zu wissen, daß der Mann mehr bedeute als die Schlichtheit seines Anzuges. Das Gesicht des etwa im Anfang der Fünfziger stehenden Mannes trug so sehr den Stempel des Geistes und des Wohlwollens, der Festigkeit und Offenheit, daß man sich unwillkürlich zu ihm hingezogen fühlen mußte. Die breite markige Stirn umkränzte das schon ergrauende eisenfarbige Haar nur noch spärlich, dagegen zeigte um Mund und Kinn der noch volle, kurzgeschnittene Bart jenes kräftige röthliche Braun der Farbe, das dem geliebtesten der Hohenstaufen den Namen des Barbarossa erworben. Die Augen des Mannes blickten muthig und mild zugleich, aber doch lag etwas in ihnen wie tiefer unerklärlicher Schmerz, es war ein Schatten der Melancholie, der über dem kräftigen Mannesantlitz verdüsternd lag. Das war der Eytel Fritz, Zunftmeister der Rheinkaufleute, der Führer der Bürgerpartei. Seine Tugend, seine Rechtlichkeit und seine Kenntnisse hatten ihm alle jene Vertrauensposten erworben, über welche seine Mitbürger verfügen konnten. Sein Geist und seine auf weiten Reisen bis Amsterdam hinab und über die Alpen bis Venedig hinauf gewonnenen Erfahrungen hatten ihm das Uebergewicht über seine Zunft gegeben, welche sonst nur dem Reichsten willig zugestanden wird, und der Eytel Fritz, obwohl ein wohlhaben der Mann, war weit entfernt, ein Reicher zu sein, Familienverbindungen standen ihm ebensowenig zur Seite, denn er war Junggeselle und sein Stamm stand nur auf zwei Augen, auf den seinen, die, so lange man sich erinnern konnte, nie, weder mit Verlangen noch mit Wohlgefallen in die Augen seiner schönen Mitbürgerinnen geblickt.

Und doch war Eytel Fritz in seiner Jugend ein schöner Jüngling gewesen und konnten sich seine Altersgenossen erinnern, daß kaum Einer fröhlicher war beim Maifest, Keiner höhere Sprünge über das Johannisfeuer machte, als er; dann aber war er handelnd in die Fremde gezogen und nach Jahren war er heimgekommen als der ernste, fast düstere Mann, der er noch heute war. Geld und Gut hatte er nicht viel erhandelt gehabt in der Fremde, statt dessen hatte er ein feines Kind mitgebracht, ein Kräblein, von welchem die Basen und Gevattern gar gerne gewußt, woher und wessen Geschlechtes. Der Eytel Fritz aber hatte sie bedeutet, das Kind sei ihm werther Leute Kind, er wollte den Lutram gehalten wissen wie seinen eigenen Sohn und im Uebrigen gehe es die Leute nichts an. So war der Mann, obschon er unter ihnen aufgewachsen und seit Jahren unter ihnen lebte, seinen Mitbürgern doch immer in etwas geheimnißvoll geblieben, denn die Jahre, in welchen sein Wesen sich so verändert hatte, entzogen sich auch ihren sorgfältigsten Nachforschungen.

Das war der Mann, der mit den Worten: „Ja das sollen wir,“ aus der dunkelen Ecke hervorgetreten war, wo der Pfittich schaudernd und mit gesträubtem Gefieder saß. „Ja das sollen wir,“ sagte er mit seiner tiefen klangvollen Stimme, „wir sollen den künftigen Geschlechtern das Gut überantworten, wie wir es empfangen, wir sollen nur treue Verwalter und Bewahrer sein. Aber wie können wir's, wenn wir unsere Schäden bloßlegen und den fremden Gelüsten die Lücke in unserem Bollwerk zeigen. Der Kampf in der Bürgerschaft, der Kampf zwischen den Geschlechtern und Zünften, wir müssen ihn allein ausfechten, jede fremde Hilfe, in's Haus gerufen, ist Verrath!“

Der Gewerkmeister der Goldschmiede fuhr auf, eine heftige Entgegnung schien auf seine Lippen sich drängen zu wollen, aber ruhig legte der Eytel Fritz ihm seine breite Hand auf die Schulter und nöthigte ihn so zum Niedersitzen. „Bleibt ruhig sitzen,“ sprach er, „das böse Wort galt nicht Euch. Aber hütet Euch vor diesen Gedanken. Ich weiß, wie Ihr, so denken noch

Digitized by Google

Viele und meinen, in bestem Wissen das gemeine Wohl zu berathen. Aber merket wohl, den Gedanken, den Bischof zum Verbündeten zu gewinnen, Ihr habt ihn nicht selbst erdacht, diesen Gedanken hat die Bischofspfalz geboren, er wird in das Ohr der Bürgerschaft geflüstert, im Beichtstuhl als Hilfe in den Nöthen empfohlen, davon wird schmeichelnd bei Kindtaufen und Leichenschmäusen geredet und des Bischofs Schutz als das weiche Ruhebett gepriesen, darauf aller Hader einschlafen möge. Aber wehe denen, die sich verblenden ließen, mit Schmeicheln und Streicheln würfen sie der Stadt das Fanggarn über, und Pfaffenhand hält fest, was sie einmal erfaßt. Wehe unseren Freiheiten, wenn wir dem Bischofe nur einen Finger reichen."

„Ihr thuet dem Bischofe unrecht," entgegnete der Goldschmied. „Ich weiß, daß er zornig über die Haasgenossen sich aussprach, ja ich weiß, daß er gesagt hat, gemeine Bürgerschaft thue nicht besser, als sie werfe die ganze adelige Sippe, die ihre Rechte und Freiheiten so geschändet, über die Mauern."

Ueber das Gesicht des Eytel Fritz flog ein bitteres Lächeln. „Ja, uns schlägt der hohe Herr geringer an, mit uns denkt er fertig zu werden, aber er vergißt, daß wenn Hausgenossen und Münzer sich auch Rechte anmaßten, die ihnen nicht gebühren, sie doch deßwegen nicht das Recht verwirkt haben, Bürger der Stadt zu sein. Mißtraut nie mehr, guter Meister, als wenn die Vornehmen Euch aufhetzen und von Eueren Rechten und Freiheiten reden. Noch einmal, laßt den Bischof aus dem Spiel. Es ist nicht von ohngefähr, daß wir ihn jeweils bis zur Domschüssel geleiten und zu ihm sprechen: Herr Bischof, hier hört unser Geleit auf. Wo unser Geleit anfängt, da hört sein Recht auf, laßt ihn im Domhof schalten und walten, wir wollen uns nicht d'rein mischen, in der Stadt gebührt Richterspruch und Hilfe uns allein."

„Recht so, Eytel Fritz, Ihr redet in jedem Worte meine Meinung aus," sagte der Altmeister der Steinmetzen, „und mit dem Leininger vor Allen möcht ich es nicht zu thun haben, es ist ein so übermüthiger Pfaff, als je einer das Credo vergessen, um Halali zu rufen und den Hirtenstab mit dem Stoßfalken vertauscht."

„Er ist eben aus keiner Klosterzelle hervorgegangen und hat den Leib sich nicht wund gegeißelt mit Stachelring und Geißelstecken, er ist ein Edelmann jeder Zoll," entgegnete der Goldschmied.

„Um so schlimmer wär's für uns," sagte der Eytel Fritz, „was der Eisenhandschuh packte, das träte der violette Strumpf vollends in den Boden. Ich weiß, daß der Leininger Herrschergelüste hat, und wie er seinen Willen durchsetzt, das hat er, sollt' ich meinen, genugsam bethätigt, da er einzog vor zwölf Jahren. Meinet Ihr, die Bürgerschaft, die ihm jenesmal die Thore verschloß, sie sei ihm seitdem so lieb geworden, daß er heute Rechte schützen wollte, die so oft schon die seinen bedroht?"

Der Goldschmied antwortete nicht sogleich darauf; die Erinnerung an jenen gewaltsamen Einzug des Bischofs mochte ihn gemahnt haben, den Versicherungen der Liebe und Güte, welche er von dort empfangen, nicht so ganz zu trauen. Der alte Steinmetz aber rief: „Bei Gott, von dem hätten wir uns Schlimmes zu versehen. Mir gedenkt der Sonntag Reminiscere noch anno 15, es war windiges Wetter, Thauwind, der den langen Frost gebrochen hatte. Der Bischof war von Türkheim, seines Geschlechtes Sitz, herüber geritten, den Bischofsmantel über das Jagdkleid gehängt, zur einen Seite den Castellan, zur andern den Falkenier. Ihre Pferde sahen aus, als hätten sie im Morast gebadet, die Falken waren naß und verregnet, und den Bischof ärgerte das Psalmensingen der voranziehenden Brüder, vom Widerstande der Stadt glaubte er nicht viel, denn Eytel Fritz, Ihr habt Recht, er verachtet uns. Wie er nun kam und fand die Thore verschlossen, weil die Bürgerschaft seine Wahl nicht wollte, — ewig werd' ich d'ran denken wie ihm die Zornesröthe hoch in's Gesicht schlug. Ich hatt die Thorwacht und sah ihm gerade entgegen; ich sah, wie er wüthend die Hand gegen unsere verschlossenen Thore ballte, wie der Wind pfeifend seinen Bischofsmantel auseinanderflatterte, daß er aussah wie eine Sturmfahne, wie der Regen ihm in das zornrothe Gesicht klatschte und er sich wendend Jägern und Knechten befahl, das Thor zu berennen. Ich hab' die Leininger Aexte gegen unsere Thore krachen hören und der sporenklirrende Tritt des

Digitized by Google

Bischofs über unsern Marktplatz klingt mir noch immer im Ohr."

(Fortsetzung folgt.)

Wie Menschen lachen.

(Fortsetzung.)

Ganz kleine Kinder lachen nur selten; vor dem vierzigsten Tage gar nicht, lehrte Aristoteles. Der große Philosoph war in dieser Frage vielleicht nicht ganz competent, indeß sehen die jungen Erdenbürger gewöhnlich verdrießlich aus. Ich glaube, sie ärgern sich im Stillen darüber, daß sie geboren wurden, wird der Mensch älter, so gewöhnt er sich bald an das Leben, aber mit einem Lächeln auf den Lippen ist doch schon Mancher gestorben; er war froh, daß er das Dasein überstanden hatte. Es sind die besten Menschen, die so vom Leben scheiden.

Die Jugend lacht viel, die weibliche am meisten, und oft aus keinem andern Grunde, als um ihre schönen Zähne zu zeigen. Mädchen, denen die Natur diesen Reiz versagte, machen die wunderbarsten Grimassen, um den Mangel zu verhüllen. Sie lachen ins Schnupftuch, halten die Hand vor, wenden sich zur Seite, ziehen die Oberlippe gewaltsam herab und verstellen dadurch ihr Gesicht. Sie sollten einmal lachend in den Spiegel sehen, um den fatalen Anblick selbst zu genießen. Aber vor dem Glase probiren unsere jungen Damen nur ein Lächeln; das Lachen, meinen sie, mache sich von selbst. Darum versteht fast jede hübsche Frau reizend zu lächeln, schön lachen können nur sehr wenige. Natürliche Grazie reicht hier nicht immer aus, die Bildung des Gesichtes entscheidet. Mit runden Wangen und einem Stumpfnäschen kann eine Frau lachen wie sie will, es wird ihr gut lassen; zu scharf und regelmäßig geschnittenen Zügen schickt es sich schlecht. Wahrhaft schöne Frauen können durch Trauer und Weinen noch schöner werden, lachend verlieren sie bedeutend. Der Photograph, der einer schönen Frau sagt, sie möge recht heiter lächeln, beweist, daß er kein Verständniß für die Gesetze der Schönheit hat. Denn solche Bilder zeigen gewöhnlich einen in die Breite gezogenen Mund und ein gestörtes Wangen-Oval; sie gleichen lachenden Statuen. Eine schöne Frau, die ich kenne, weiß zwar prächtig zu lächeln, lacht aber niemals. Fragt man sie warum, so erwidert sie offen: „Damit die Harmonie meiner Züge nicht gestört wird; ich sehe abscheulich aus, wenn ich lache."

So mannigfach wie die Form ist auch der Klang des Lachens. Er kann uns sympathisch und unausstehlich berühren. Melodisches Lachen, das wie ein Silberglöckchen tönt, deutet auf ein volles, warmes Gemüth; eine Frau, die in schrillen Lauten kichert, hält scharfe Gardinenpredigten. Der höchste Zorn macht sich zuweilen durch ein grimmiges Lachen Luft, das halb erstickt und tonlos klingt, weßhalb die schlechten Romandichter in jeder Eifersuchts- und Mordscene ein „heiseres Lachen" anbringen. Das Lachen eines jungen Weibes erinnert oft an Gesang, der dicke Bierzecher gibt grunzende Töne von sich. Ich kannte einen Mann, dessen Lachen in schnellem Falle von der Höhe in die Tiefe ging und so dem Gewieher des Pferdes glich; einen anderen, der immer drei Lachtöne nacheinander ausstieß und dann eine Pause folgen ließ, also wie eine Wachtel schlug; einen dritten, der zwischen jedem einzelnen, überaus kräftigen Ha! Athem schöpfte und auf Entferntere den Eindruck machte, als riefe er um Hilfe. Zwei seltene Exemplare seien noch erwähnt: der Erste quackte, wenn er lachte, wie ein wahrhaftiger Frosch, der Zweite hatte die schlimme Gewohnheit, in J zu beginnen und dann in A überzugehen. Daraus entstand eine sonderbare Analogie seines Lachens mit der Stimme, welche Sancho Pansa's Reitpferd auch in der Löwenhaut kenntlich machte.

Der Lachkitzel ist am stärksten, wenn man nicht lachen soll oder darf: in Schulen, bei Sitzungen, Repräsentationen und überall, wo unbedeutende Dinge wichtig genommen werden. Kleinigkeiten reichen hin, um die gespannte Saite des herkömmlichen feierlichen Ernstes reißen zu lassen. Aber man fürchtet die Strafrede des Lehrers oder den Tadel des Vorgesetzten, man unterdrückt den lauten Ausbruch und lacht still. Das stille Lachen zeigt sich im Zucken der Mundwinkel, der Gesichtsmuskeln, erschüttert oft den ganzen Körper, aber man hört es nicht.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Allerlei.

Ansbach, 1. Sept. (Aus dem Schwurgerichtssaale.) Fortsetz. u. Schluß der Verhandl. gegen den Taglöhner Konrad Meier von Katzwang, Landgericht Schwabach wegen Gattenmords: Als Motiv zur That gibt er an, daß seine Ehefrau das Hauswesen rückwärts gebracht, ihn fortwährend durch Eifersucht gequält habe und er deßhalb nicht mehr mit ihr habe hausen können und mögen. Schon vor einem halben Jahre sei ihm der Gedanke der Tödtung gekommen, er habe aber mit der Ausführung gewartet in der Hoffnung, daß sich das eheliche Zusammenleben bessere. Diese Besserung sei nicht eingetreten. Da habe er am 22. März Morgens als er mit seiner Ehefrau allein sich in der Wohnstube befand, den Plan gefaßt, die schon länger beschlossene Tödtung auszuführen. Nach seinem eigenen Geständnisse ist damals nicht etwa ein Streit zwischen ihm und seiner Frau vorgekommen. Seine Frau saß ruhig auf der Ofenbank, da langte er nach einem zum Stiefelzieher zugerichteten Stockholze, schlich sich damit hinter seine Frau und schlug nun sein nichts ahnendes Opfer so heftig auf den Kopf, daß es sofort zu Boden stürzte. Obwohl die so getroffene Frau kläglich jammerte, wiederholte er seine Schläge und stieß ihr noch den Stiefelzieher auf die Brust, bis sie endlich zu athmen aufhörte, worauf er die Leiche auf den Tennen trug und in die Lage brachte, welche die Meinung erregen sollte, seine Frau habe durch einen unglücklichen Sturz den Tod gefunden. Darnach reinigte er die Stube und seine Kleider von Blut und verfügte sich ins Wirthshaus, wo der Unmensch in aller Ruhe 2 Glas Bier trank und 2 Wecken dazu aß. Nicht lange darnach holte man ihn zur aufgefundenen Leiche seiner Frau, wobei er sich ebenso gleichgültig benahm, wie in der öffentlichen Sitzung, wo er alles erzählte, als ob es sich um unbedeutende Dinge handle, die ihn nicht viel berühren. Der Angeklagte wird von allen Zeugen als ein grober, boshafter, heimtückischer und verwegener, dazu arbeitsscheuer Mensch geschildert, während seiner von ihm getödteten Frau bezeugt wird, daß sie zwar etwas täppisch, aber arbeitsam und haushälterisch war. — Die kgl. Staatsbehörde führte nach dem Gegebenen aus, daß hier, weil eine rechtswidrige mit überlegtem Entschluß vollführte Tödtung vorliege, das Verbrechen des Mordes gegeben sei. Die Vertheidigung mußte sich bei dem Geständnisse des Angeklagten darauf beschränken, darzuthun, daß, weil das Vorhandensein des überlegten Entschlusses mindestens zweifelhaft sei, nur eine im Affect verübte Tödtung, ein Verbrechen des Todtschlags vorliege, und daß jedenfalls in Folge von Stumpfsinn des Angeklagten das Moment der geminderten Zurechnungsfähigkeit als gegeben anzunehmen sei. Nach kaum halbstündiger Berathung verkündete der Obmann der Geschwornen (Hr. Dr. Kiderlin) den Wahrspruch, der die Frage auf das Verbrechen des Mordes bejahte, die auf geminderte Zurechnungsfähigkeit gestellte Unterfrage dagegen verneinte. — Das Urtheil des Schwurgerichtshofes konnte darauf nicht anders lauten als: Der Angeklagte ist mit dem Tode zu bestrafen, welches Urtheil der Delinquent mit Gleichgültigkeit und Ruhe anhörte. (Fr. Ztg.)

Bei **Berlin** ereignete sich dieser Tage ein erschütternder Unglücksfall auf der Havel zwischen Sakrow und der Pfaueninsel. Der auf dem diesseitigen Geldmarkte als hauptsächlichster Importeur der nordamerikanischen Staatspapiere bekannte, geachtete Bankier Silberstein befand sich mit seiner jungen Braut auf einer Lusttour und wollte mit derselben von der Fähre aus einen Kahn besteigen, während dies sonst gewöhnlich vom Lande aus geschieht, in welchem Falle keine Gefahr oder doch sofort Hülfe gegenwärtig gewesen wäre. Der Kahn, in welchem sich noch mehrere Personen befanden, schlug durch die seitliche Belastung beim Betreten um und Herr S. sammt Braut verschwanden sofort spurlos in dem dort mehr als 30 Fuß tiefen Strom, während alle Andern gerettet wurden. Erst spät am Abend fand man die krampfhaft umschlungenen Leichen.

Die Ahnfrau der Blaustrümpfe. Die chinesische Literatur hat ein großartiges Geschichtswerk aufzuweisen, das aus der Feder einer Frau geflossen ist. Sie heißt Theocatu, und lebte zwischen den Jahren 145 und 85 vorchristlicher Zeitrechnung. Das ist muthmaßlich die älteste Ahnfrau aller Blaustrümpfe.

Charade.

Zwei Aermchen weich ums Kniee sich bittend schlingen,
Ein zarter Mund ruft mit zwei Silben mir.
Ich selbst, und mit mir tausend, rufen täglich
Sie im Gebet dem Unbekannten zu,
Den mich ein heilig Buch, den mich mein Herz,
Mein Leben so vertrauend nennen heißt.

Auf schwanker Spitze späht ein Falkenauge,
Hinaus, wo endlos sich die Woge dehnt.
Es harret lang, — nun ruft es laut die Dritte
Herab auf's rührige Volk im engen Haus.
Der Jubel wiederhallts, und all vergessen
Ist Hunger, Durst und viel vergoßner Schweiß.

Das Ganze, ha! Du fandst es schon, mir sagt es
Dein glänzend Aug, mir sagts dein Händedruck
Aus ferner, kalter, Fremde rief es dich
Zu seinem warmen Herde einst zurück.
Du lebst, du wirkst dafür, du sprichst im Rathe
Dein kräftig Wort, furchtlos; du schirmst es fechtend,
Wenn des Tyrannen Wuth es hart bedrängt.
Es lebe hoch, es daure, blühe, wachse —
Das höchste uns nebst Gott und unsern Lieben.

Auflösung des Räthsels in Nr. 72.
Mohnkopf.

Richtige Auflösungen gingen ein von M. Einhorn, K. Rindl, M. v. Haller, E. Arnstein, L. Kohnstamm, S. Arnstein, E. Löwi, H. Uhlfelder von Fürth.

Eigenthum, Druck und Verlag von **Albrecht Schröder**. — Verantwortlicher Redacteur: **L. Pfisterer**.

Digitized by Google

Das Novellenbuch.

Unterhaltungsblatt zum „Fortschritt“ („Fürther Abendzeitung“).

Nr. 75. Montag, den 17. September 1866. 2. Jahrgang.

Ein Ritt um die Freiheit.

(Fortsetzung.)

„Glaubet mir, der Bischof hat jenen Sonntag Reminiscere nicht vergessen,“ sagte der Eytel Fritz, „jetzt scheint ihm die Gelegenheit günstig; mit unserer Hilfe will er zuerst über die Geschlechter triumphiren, dann schlügen seine Leininger Aexte das Bollwerk unserer Freiheit nieder. Nicht ihn, nicht den Bischof nehmt zum Hülfsgenossen, unser stärkster Genosse kann aus uns hervorgehen, unser Führer, unser Held, gegen den weder Hausgenossen noch Münzer, weder Privilegien noch Kaiserbriefe, nicht Kaiser noch Reich aufkommen können. Und der starke Held, der heißt Eintracht! Eintracht! und abermals Eintracht! Das ist, was wir den Anmaßungen der Geschlechter gegenüberstellen können, was uns siegreich aus dem Kampf wird hervorgehen lassen. Aber wir werden erliegen, wenn der Neid, die Mißgunst und die Ueberhebung der Zünfte fortdauern. Wenn jede Zunft nur ihre Rechte und nicht die Rechte der Allgemeinheit im Auge hat, wenn sich zänkisches Gestreit darüber erhebt, ob bei der Prozession den Metzgern vor den Pfistern*) der Vorrang zu gönnen sei, und die Schneider Zeter schreien, wenn ein Altgewänderer ein Paar zwilchene Hosen näht oder die Küfergesellen nichts Besseres zu thun wissen, als mit den Gerbern sich herumzubläuen. Wenn wir es dahin bringen, daß das Zunftbewußtsein in dem starken Gefühl des Gemeinwesens aufgeht —“

„Haltet ein, haltet ein, Eytel Fritz!“ rief der alte Steinmetz, indeß die anderen Meister sich theils verwunderte Blicke zuwarfen, theils mit dem Ausdruck des Zornes und der Mißbilligung auf den Sprecher blickten. „Haltet ein, Ihr möchtet sonst mehr sagen, als Euch lieb sein dürfte und wir hören wollten. Was Ihr von dem Hader zwischen den Zünften geredet, das ist Alles recht und gut, aber sie selbst sollt Ihr nicht angreifen, das ist wie Kirchengut.“

„Und,“ setzte der Goldschmied mit überlegenem Lächeln hinzu, „was die Gemeinsamkeit der Zünfte anbelangt, so kann diese nur nach einer Rangordnung geschehen, und ich will an eine andere Gemeinschaft erst dann glauben, wenn ich die Zunft der Rheinkaufleute mit der Zunft der Mütter*) und Sacktträger Gemeinschaft machen sehe. Bis dahin aber, Meister Eytel Fritz mag es noch Zeit haben, denn ich glaube nicht, daß Ihr mit dem Mütterhaus Schwägerschaft zu machen gewillt seid.“

Die letzten Worte waren offenbar nicht ohne boshafte Nebenbeziehung gewesen und sie verfehlten anscheinend ihren Zweck nicht, denn über des Eytel Fritz Gesicht zuckte eine heiße Röthe, sein blitzendes Auge traf den Sprecher, daß dieser davor erschrocken die seinen senkte. „Was ich in meinem Hause zu thun oder nicht zu thun gewillt bin, Meister Kunz, das gehört nicht hieher. Den vornehmen Zünften aber wünsche ich, daß der Tag des Weh's sie eben so opfermuthig und kampfbereit finden mag, als er von je die armen und verachteten Zünfte gefunden. Und, Meister Kunz, man sagt, Ihr faßtet das Haupt des heiligen Märtyrer Stephan wieder neu und gar künstlich in Gold und Kneinodien ein; es mögen bei der Gelegenheit Euch öfter die geistlichen Herren heimsuchen, saget ihnen von mir, daß, so lange der Eytel Fritz die Augen offen halten könnt' und eine Hand zur Abwehr rühren, Se. bischöfliche Gnaden wenig Hoffnung hätten, sich in unsern Streit als der Löwe zu mischen, der zwischen Hund und Wolf theilt.“

Der Goldschmied fühlte den Hieb, aber er fand keine Zeit zu einer Entgegnung, denn der zünftige Rathsherr hatte schon mit kurzem Gruße die Trinkstube des Pfittich verlassen und ihm war bald der Altmeister der Steinmetzen gefolgt.

Der Goldschmied war ärgerlich, er hatte dem Eytel Fritz eine scharfe Entgegnung zugedacht gehabt, nun war keine weitere

*) Pfister altdeutsch statt Bäcker.

*) Statt Zöllner.

Digitized by Google

Gelegenheit seinen Groll auszulassen, als indem er sich in allgemeinen, zornigen Redensarten über die Neuerer und Umstürzer erging. Die Zunft der Goldschmiede war überhaupt dem gemeinen Wesen fremder gestanden, indem sie sich stets bestrebt hatte, sich den Münzern anzuschließen; von den Hausgenossen, welche den unadeligen Anhang von je scheel und übermüthig angesehen, jedoch zuletzt ganz aus dem adeligen Verband gedrängt, waren sie aus Freunden und Ergebenen Feinde und Widersacher der adeligen Partei geworden, ohne jedoch Freunde des gemeinen Wesens zu werden, dem sie sich nur lose verbunden fühlten.

„Was soll das heißen mit der Schwägerschaft des Mütterhauses?" fragte jetzt ein wohlhäbiger Pfistermeister, der die ganze Zeit her schweigend dagesessen.

„Nun der Lutram, des Eytel Fritzen Findlingskind, ist in das Mütterhaus öfter um der Mechtild schöner Augen willen gekommen, als um Zoll für die Rheinschiffe zu zahlen. Zuletzt ist's so weit gekommen, daß der Lutram um die Mechtild geworben hat, da hat ihn der den geringen Leuten so freundliche Rathsherr eilends nach Straßburg gesendet," antwortete der Goldschmied. „Es ist zwar ein unnöthig Kostbarthun mit dem Lutram, denn die Zöllnerstochter wird den Findling werth sein."

„Ist ers?" fragte die hinzugekommene Wirthin neugierig, „habt Ihr weitere Kundschaft darüber, Meister?"

Diese dreist darauf losgehende Frage verblüffte den Goldschmied einigermaßen, denn er wußte eben so wenig und eben so viel über das Verhältniß des Lutram zu seinem Pflegevater, als sonst alle Nachbarn und Zunftgenossen. Der Eytel Fritz war in allen Dingen, welche nicht das Wohl der Allgemeinheit betrafen, sondern lediglich ihn allein angingen, von einer peinlichen Abgeschlossenheit. Aber gerade dieses hielt die Neugier rege. Der Lutram, der keinen Familiennamen besaß, der gekommen war, man wußte nicht von wannen, ward gehalten nicht nur wie der eigene Sohn des Eytel Fritz, er ward auch erzogen, als ob er ein Geschlechter wäre. In Sanct Guido Stift ging der Lutram ein und aus, dort lernte er Sprachen und geheime Wissenschaft bei dem Augustinerherrn Bonaventura, der als ein der Alchemeya Verständiger galt; man glaubte nicht anders, als der Eytel Fritz wolle mit Hilfe seines Pfleglings den Stein der Weisen suchen. Als aber die Kunde die Stadt durchlief, der Rathsherr wolle den Lutram römisch Recht studiren lassen, da gab es allerorten großes Aergerniß und die Meisten prophezeiten dem Hochmuth einen tiefen Fall. Viele in der Bürgerschaft aber sahen es mit stolzem Behagen, denn es war der erste Fall, daß ein Zünftiger studirter Doctor werden wollt; auch dieses hatten die Hausgenossen und Münzer von je als Domaine für ihre jüngeren Söhne betrachtet und die kecke That des Eytel Fritz machte ihm unter den Geschlechtern noch mehr Feinde als vorher. Ihr Dichten und Trachten ging darauf, da sie vorläufig den Fritz nicht aus dem Rathe hinausbeißen konnten, dem Lutram den Makel unehelicher Geburt nachzuweisen; das hätte ihn unfähig gemacht, und hätte er alle Tugenden und Kenntnisse der Welt besessen, zu jedem auch dem geringsten Aemtlein. Dem Eytel Fritz aber war nicht beizukommen, er erklärte den Lutram für ehelicher Leute ehelich gebornes Kind und nahm ihn feierlich vor dem versammelten Rathe an Kindesstatt an. Nun ward dem Pfeile, der gegen ihn geschleudert wurde, die Spitze abgebrochen, und dem Lutram stand nichts im Wege mehr, ja bis zum kaiserlichen Rathe und Geheimschreiber konnt' er es bringen. Da warf er selbst sich wieder einen Stein in den Weg. Draußen am Rhein stand der alte Zollthurm; er war oft dorthin gekommen mit dem Pflegevater, der seine Waaren und Schiffe löste, oft später allein, um an Statt des Vaters es zu besorgen, wenn diesen die Pflicht auf den Retscher rief. Aber gar oft war weit und breit kein Schiff zu sehen, keine am Ufer aufgestapelten Waaren, und doch sah man den Lutram in seiner schwarzen Scholarentracht dem Zollthurm zugehen. Die ihm wohl wollten, priesen ihn deßwegen, denn es galt ihnen für ausgemacht, daß der fleißige Baccalaureus dort am stillen Ufer, wo der Rhein in einsamer Erhabenheit seine Wogen durch die schweigende Waldung rollte, seinen Studien obliegen würde. Diejenigen aber, die zu den Mißgünstigen gehörten, hatten es bald herausgebracht, daß nicht um ungestörter Studien willen der Lutram das weidenum-

buschte Ufer des Stromes aufsuchte, sondern um eines gar sonderlichen Schatzes willen, den der alte Zollthurm hegte. Des Zöllners einziges schönes Töchterlein Mechtild mit den glänzenden Braunaugen und dem dunkelen um die weiße Stirn gelegten Zöpfekranz war es, das den jungen Gesellen herauslockte und ihn im Anschauen des verachteten Zöllnerkindes die hohe, stolze Dame Justitia ganz vergessen ließ.

Das war Wasser auf die Mühle der Neider; denn wenn der Lutram sich so weit vergaß, mit einem Sprosse der verachteten Zunft der Mütter in Ehe treten zu wollen, so war das so schlimm wie uneheliche Geburt, und die schöne Hand der Zöllnerin schloß ihm auf ewig die kaiserlichen und städtischen Kanzleien. Die Neider und Mißgünstigen, die der Eytel Fritz hatte, ließen es nicht laut werden, je stiller sie sich verhielten, um so eher tappe der Junge in's Garn, dachten sie. Aber auch dem Eytel Fritz mußten die häufigen Gänge des Sohnes aufgefallen sein, zu guter Stunde entschloß er sich und sandte den Sohn nach Straßburg.

(Fortsetzung folgt.)

Wie Menschen lachen.

(Schluß.)

Heuchler verstehen sich meisterlich darauf, Bediente und Bedientenseelen nicht weniger. Sie wissen hinter dem Rücken des Herrn zu lachen, dem sie eben in unterthänigster Ergebenheit ihre Reverenz gemacht, aber sie lachen still, wie die Hunde — durch welchen Vergleich ich keinem Hunde zu nahe treten will. Es gibt auch Leute, die gar nicht lachen. Für mich sind das die schrecklichsten Menschen, und ich bin versucht, sie insgesammt, wo den Einzelnen nicht großes Unglück entschuldigt, für Schelme oder Pedanten zu erklären. Erstere hindert das böse Gewissen, fröhlich zu sein. Letztere lachen nicht, weil sie es für unanständig halten und ihrer Würde etwas zu vergeben glauben. Diese Idee findet sich häufig bei sogenannten „Respectspersonen", d. h. Personen, welche sich berechtigt glauben, von Anderen Respect zu verlangen, bei Gelehrten und Schulmännern. Die Guten glauben, man werde sie für Denker halten, wenn sie mürrisch aussehen. Sie denken nicht an die Verordnung des strengen Lykurgos, der seinen Spartanern auftrug, in jedem ihrer Speisesäle dem Gotte des Lachens eine kleine Statue zu errichten; nicht an das Wort des Franzosen Montaigne: „Das sicherste Zeichen der Weisheit ist ein beständiger Frohsinn." Ein deutscher Philosoph hätte das allerdings nicht geschrieben, er hätte noch weniger herausgefunden, daß die Philosophie »ne prêche que fêtes et bon temps«; aber so viel dürfen wir sagen: Immer lachen, ist einfältig, gar nicht lachen, närrisch.

Ob man auf Commando lachen könnte? Die Frage ist eigentlich überflüssig, denn wenn Serenissimus lacht, lacht die ganze Umgebung pflichtschuldigst mit. Aber wir meinen das Lachen auf militärisches Commando, wie es der excentrische Bülow, — nicht etwa Hanns von Bülow, sondern ein älterer Namensvetter — als strategische Maßregel, als wirkungsvolle Kriegslist empfohlen. Er meinte, wenn ein Corps bei dem Anrücken des Feindes eine präcise Lachsalve abgebe, ohne einen Schuß zu thun, so würde der Gegner, verwundert und überrascht sich umgangen glauben und die Waffen strecken. Da Bülow durch die Ungunst des Schicksals nie in die Lage kam, ein Corps zu befehligen, blieb das Manöver unversucht, und die europäische Kriegsgeschichte kennt noch keinen Lachsieg. In Bonaparte's egyptischem Feldzuge soll sich indeß Bülow's Theorie einmal glänzend bewährt haben. Die Division Friant ward auf dem Marsche von den Arabern überfallen. Sie hattte die meisten jener Maler und Sprachforscher bei sich, welche die Expedition begleiteten, und ihr Gepäck auf zahlreichen Eseln. Als die braunen Wüstensöhne auf allen Seiten in dichten Schaaren auftauchten, erhob sich General Friant im Sattel und schrie: »Un carré, les ânes et les savants au milieu!« Ein schallendes Gelächter rollte von Bataillon zu Bataillon, und die ernsten Turbanträger, über diese unbegreifliche Heiterkeit bestürzt, zerstoben ohne Kampf. General Friant aber meldete dem Oberbefehlshaber einen glücklich abgeschlagenen Ueberfall, die Soldaten der großen Nation hatten ein neues Blatt für ihren Ruhmeskranz — erlacht.

K. v. Thaler.

Digitized by Google

Allerlei.

Saphirs Mittel gegen die Cholera. Die Briefl. Mitth. erzählen: In den Dreißiger Jahren, als die Cholera gegen München anrückte, trat eines Tages Ferdinand Raimund, der von einer Reise zurückkehrte, in das Zimmer Saphirs und sagte im Laufe des Gespräches: „Ich bin froh, daß ich da bin und glücklich aus Hamburg weggekommen bin, wo die Cholera furchtbar grassirt; in dem Hause, wo ich wohnte, sind schon Einige der Cholera erlegen." Kaum hatte er das gesagt, fühlte Saphir schon ein Unbehagen im Unterleibe, und mit Ungeduld sah er Raimund sich zum Abschiede anschicken. Der Schauspieler hatte ihn noch nicht eine halbe Stunde verlassen, als der Humorist, von dem furchtbaren Gedanken gequält, ihn umarmt und geküßt zu haben, unwohl wurde und zu Bette ging. Gegen 10 Uhr Nachts glaubte er alle Symptome der Cholera zu spüren, und schickte schnell um den Ober-Medicinalrath Dr. Koch, der einer der ersten Aerzte Münchens und sein specieller Freund war. Der Arzt kam, untersuchte den Zustand des Leidenden, fragte ob er einen Diätfehler gemacht habe u. s. w. Saphir erzählte ihm den Vorfall mit Raimund. „Ach!" sagte der Arzt, „man muß bei jeder Krankheit individualisiren. Ihr Fall ist ein eigenthümlicher, ich werde ihnen etwas verschreiben." Er setzte sich an das Schreibpult und schrieb ein Recept. „Da," sagte er, „lesen Sie." — Saphir las; „Recipe: Sie sind ein dummer Kerl, ein Ochs, ein Hasenfuß." — „Das," sagte der Doctor, „lesen Sie sich erst alle Viertelstunden, dann alle halben Stunden vor, bis Sie gewesen sind." Dann rief er Saphir's Bedienten und sagte: „Zur Vorsorge, wenn Ihr Herr das Recept da nicht gebrauchen wollte, so sagen Sie ihm auf meine Verantwortung alle Viertelstunden laut vor: Sie sind ein dummer Kerl, der Doctor hat's gesagt und verschrieben." Damit sagte er „gute Nacht." Von diesem Augenblicke an wurde Saphir besser. Saphir sagte dann oft: „Nie hat mir ein Ochs mehr Vergnügen gemacht als jener, welchen mir der Doctor octroirte. Dieses einfache Mittel: „Sie sind ein Ochs!" ist probat, ich kann es mit Zuversicht in allen Fällen als ein Wundermittel empfehlen; allein es gehört wie zu allen Wundermitteln das dazu — der Patient muß d'ran glauben!"

Die Prügelstrafe in der österreichischen Armee. „Mein Quartier — heißt es in einem Reiseberichte der Presl. Ztg. — war in Gasthause, der Wirth war ein nicht ungebildeter sehr lebhafter Mann; er hatte acht Jahre activ gedient und hatte es fünfmal bis zum Wachtmeister gebracht, so oft war er wegen toller Streiche degradirt worden. Weil er seinen Rittmeister geprügelt, wurde er nach 14monatlichem Untersuchungsarrest zur Degradation, 2 Jahren Festung und 50 Stockhieben verurtheilt. „Herr des Himmels", sagte er, „wie ich die körperliche Strafandrohung verlesen hörte, wurde mir blau vor den Augen, schon in halber Ohnmacht hörte ich die weitere Verkündigung, daß die körperliche Züchtigung mir auf Ansuchen des Klägers erlassen worden sei". — Wir versuchten vergebens, ihm begreiflich zu machen, daß die Prügelstrafe entehrend und deßhalb verwerflich sei. „Sie muß bei uns sein", sagte er, so lange Oesterreich bestehen wird, so lange wird die Prügelstrafe bestehen. Freilich ist sie schrecklich für gebildete Leute, aber die vielen Maliz-Halunken von der Militärgränze, von der serbischen Grenze und die Kroaten sind nur durch dieselbe zu bessern. Da könnte ich Ihnen Geschichten erzählen. Ein Kroat bekam zum dreißigsten Mal 100 Stockstreiche. Bei dem 70. sagte er: Herr Korporal, Sie können nicht hauen, lassen Sie sich Ihr Lehrgeld zurückzahlen, bei dem hundertsten: „Herr Oberst, danke bestens für gütige Abstrafung, i bitt' noch um hundert Streiche". Schlimmer ging es einem armen Kameraden von uns, einem Wachtmeister. Er that uns Allen in der Seele wehe. Wir gaben uns die größte Mühe, es zu erlangen, daß einer von den Bekannten die Züchtigung zu vollziehen hätte, unglücklicherweise wurde aber ein Wachtmeister von den Husaren dazu commandirt. Dieser wies unsere Bitte barsch zurück. Wir mußten mit verbissenem Ingrimm zusehen, wie der Barbar mit großer Technik und unter dem Ausruf: „So haut man bei den Husaren"! zuschlug, daß nach dem 17. Hiebe unser armer Kamerad ohnmächtig von der Strafbank fiel und nach drei Stunden starb. Seit der Zeit hegte ich nur den einen Wunsch, mich an dem Husarenwachtmeister rächen zu können. Gott hat meinen Wunsch erhört. Schauen's kamm vier Wochen vergehen, steht der Kunde vor Gericht, weil er bei Requirirung von Schlachtvieh Unterschlagungen begangen. Er wurde zu mehrjähriger Haft, Degradation und 60 Stockstreichen verurtheilt. Die Züchtigung würde nach meinem Antrage mir übertragen. Der Husar war eine äußerst kräftige Natur, er bat mich leise um Schonung. Ich antwortete mit dem ersten Hiebe und sagte: „So haut man bei den Ublanen"; 36 Hiebe hielt er aus, aber die mehrjährige Haft wurde ihm erspart — er starb nach 24 Stunden.

Den Salatessern wird von den Naturforschern und Aerzten gerathen, nicht zu schnell auf die Opiumesser und Raucher Steine zu werfen; denn der Salat sei auch eine Art Opium. Aus dem Milchsaft des Salates wird ein Stoff genommen, das Lactucarium, das in seinen Wirkungen dem Opium nahe kommt. Wenn man Salat genießt, sagt Johnston in seiner Chemie des Lebens, so verzehrt man mit den Blattern auch diesen Milchsaft, der das Lactucarium liefert, und viele Leser werden daher bei aufmerksamer Beobachtung finden, daß ein reichlicher Genuß von Salat merklich auf ihren Kopf wirkt. Abends genossen, befördert der Salat den Schlaf; genießt man ihn während des Tages, so übt er einen beruhigenden und besänftigenden Einfluß aus und wirkt der Reizbarkeit der Nerven entgegen. Desungeachtet werden es die Liebhaber des Salats sehr Uebel nehmen, daß sie nur wenig besser als die Opiumesser und Opiumraucher sind.

Eigenthum, Druck und Verlag von Albrecht Schräder. — Verantwortlicher Redacteur: K. Pfisterer.

Digitized by Google

Das Novellenbuch.

Unterhaltungsblatt zum „Fortschritt“ („Fürther Abendzeitung“).

Nr. 76. Donnerstag, den 20. September 1866. 2. Jahrgang.

Ein Ritt um die Freiheit.

(Fortsetzung.)

Da hörten die Weidenbüsche am Ufer kein Liebesgeflüster mehr, nur noch einmal an einem Abend erstickte Thränen und halblaut gesprochene Schwüre ewiger Treue. Dann war der Lutram auf seines Vaters Schiff langsam rheinaufwärts gezogen, und wenige Tage nachher, da er geschieden, hatte am Hofe zum Mandelbaum, am Hofe der Beguinen ein Mägdlein die Schelle gezogen und verlangt, daß man sie zur Frau Martha führe. So hieß die Oberin der Beguinen, jener werkthätigen, weltlichen Nonnen, die nach dem Vorbilde Martha's, die der Herr lieb hatte, in treuer, emsiger Arbeit zum Wohle ihrer Nebenmenschen den besten Gottesdienst erkannten. Ein deutsches Weib hatte vor Jahrhunderten diesen Orden gestiftet, Eine, die die Hände nicht müßig zu lassen meinte, indem sie dem Herrn diente, und die den Sonntag nicht geschändet glaubte durch treue Dienste. Die heilige Begga war es, Pipin von Landens Tochter, die Mutter Pipins von Heristall, die Stammmutter der Karolinger; sie war die erste Martha der Beguinen. Von den Ardennen, wo sie den ersten Beguinenhof gegründet, liefen die Zweige aus, die, selbst Bäume werdend, so segensreiche Früchte tragen sollten.

In allen Nöthen waren die Beguinen bereit, zu jeder Hilfeleistung erbötig: in die Siechenhäuser, in die von der Krankheit verpesteten Gassen, die Jeder mann mied, traten sie ein, ihre fleißigen Hände webten und strickten, backten und wuschen; den Nackenden brachten sie Kleidung, die Hungrigen speisten sie und in die Höhlen der Armuth und des Schmutzes brachten sie Luft und Reinlichkeit.

Die Beguinen im Hofe zum Mandelbaum waren hoch geehrt und geliebt, ihrer Martha wurden freiwillig und unbewußt fast alle jene Ehren, welche das römische Volk den Priesterinnen der Vesta zugestand.

Als das Mädchen, das die Schelle am Hofe zum Mandelbaum gezogen, vor der Martha stand und die wollene Kappe gefallen war, die ihren Kopf verhüllte, da sah die Frau der Beguinen in ein wunderbar schönes, kindlich reines Antlitz, aus dem braune vom Weinen getrübte Augen flehend sie anblickten. Da ward der Martha das Herz weich, es war ihr, als rührten alte Schmerzen an das ruhige Herz und ließen vernarbte Wunden wieder frisch bluten. Mitleidig nahm sie des Mädchens Hände, legte sie den dunkelen schönen Kopf an ihre Brust und sprach: „Du sollst genesen, Mechtildis, aber drei Jahre der Probe gebe ich Dir, denn Du bist jung und kannst nicht bestimmen, ob ein freudigeres Leben Dich mehr locken würde. Arbeite und bete, lasse Dein armes Herz zur Ruhe kommen und willst Du nach drei Jahren nicht anders, so bleibe bei uns; hat Gott aber anders über Dich beschlossen, so wiederstrebe seinem heiligen Willen nicht. Wo wir sind und was wir treiben, wir sind allerorten Mägde des Herrn.“

So blieb die Mechtild im Hofe der Beguinen als ungeschworne Gehilfin; aber bald war sie der Eifrigsten und Arbeitsamsten Eine, in Arbeit und Gebet blühten die Rosen auf ihren Wangen wieder auf, ihr Schritt durch die Gassen in die Häuser der Armuth und Noth ward wieder leicht wie der eines Rehes, sie war der Liebling der Martha geworden, aber auch ihr verschwieg sie, was sie in den Hof zum Mandelbaum getrieben; ihr Liebesgeheimniß trug sie wie ein Kleinod im Herzen verborgen. Von dem Lutram, der nach Straßburg gezogen war, hatte sie nie mehr etwas gehört.

2. Kapitel.

Während die Bürger in der Schenke des Pfittichs noch hin und her redeten, der Eine oder der Andere auch schon aufgestanden war, um nach Hause zu gehen, und das Gespräch zu verstummen drohte, war draußen auf der Straße Lärm und Tumult entstanden; man hörte verworrene Stimmen in die Hinterstube des Pfittich hereinschallen, das Auftreten vieler in eiligem Lauf Be-

Digitized by Google

griffener, den grellen Schrei einer Weiberstimme und dann Klirren wie von Waffen. Zu gleicher Zeit ward die Thür der Schenkstube aufgerissen und athemlos stürzte ein Küferknecht herein.

„Was ist's, Jörg?" riefen ihm die Meister entgegen.

„Gewaltthat, Gewaltthat!" rief der junge Knecht, „das frechste Bubenstücklein, das die Hausgenossen je verübt."

„Was ist's, rede?" fragte der Meister Goldschmied. „Nicht Alle auf einmal, ruhig Jörg, was ist?"

„Die Schaffe zu der Ecke," berichtete der Knecht.

„Die losen Buben!" unterbrachen ihn die Meister, „was thaten sie?"

„Ihr kennt, Ehrsame, des Fischerlutz junge Hausfrau, die Gissel — der Ulrich Schaff hat ihr nachgestellt, da sie noch ledig war, aber die Geislin hat ihm die Wege gewiesen und ist ehrbar unterm Kranz in des Lutzen Haus gezogen; da streicht ihr der Schalk nach seitdem, sendet ihr Kuppelweiber mit Geschenken ins Haus, die Geislin aber sperrt vor ihnen die Thür und hält sich vor dem Herrlein wie im Kloster, wollt' auch dem Manne nichts davon sagen, weil sie sich dessen geschämt. Was aber geschieht, der Lutz ist auf den Rhein hinausgefahren und die Gissel allein im Hause, da dringt mit Gewalt der Ulrich Schaff zu ihr ein —"

„Es ist das erste Stücklein nicht des bösen Buben," grollte finster einer der Meister, „aber was weiter? Des Lutzen Haus liegt einsam."

„Gott hat gesorgt," antwortete der junge Knecht. „Dem Lutz ging ein gewaltiger Hecht in's Netz und schon dankt er Sanct Petern für den glücklichen Fang, aber der Hecht zerriß die Garne und schnellte sich in das Altwasser zurück, da ging der Lutz ein neu Garn holen, er wär' sonst nicht nach Hause gekommen unterdessen. Daß ich's kurz mach', des Lutzen Fischermesser hat dem Herrlein einen Denkzettel geschrieben, der ihm die Lust in Wehleid gewendet hat; jetzt ist laut Halloh in den Gassen, die Schaarknechte sind hinaus an den Rhein, den Lutz zu fangen, und die Knechte haben so eben das blutende Herrlein, das Wildfrüchtlein, seiner Frau Mutter vor die Stiegen gelegt."

Der Bericht des Knechtes trieb Meister und Wirthsleute auf die Gasse, wo eine ganz ungewöhnliche Aufregung herrschte. Nicht die freche That des jungen Patriciers allein regte die Gemüther so sehr auf, man hatte von den Schaffen zu der Ecke schon mehr dergleichen gehört; aber das war es, daß die Hausgenossen, statt mit ihrem Unwillen den Sittenstörer zu strafen, laut und lärmend die Bestrafung des Mannes verlangten, der sein Hausrecht gewahrt hatte. Gewaffnet stürzten die jungen Patricier auf die Straße; den zürnenden Worten der Zünftigen, die für die freche That des Einzelnen die ganze leichtfertige Sippe verantwortlich machten, warfen sie kecke, höhnische Reden entgegen; ja einer der jungen Edelleute, ein buntgeputzter Fant, schwur, daß für jeden Tropfen Blut, der aus den Adern des Ulrich geflossen, er einen Becher voll Thränen zapfen wolle. Besonders Einer geberdete sich wie besessen, und ein unbefangener Zuhörer würde in Zweifel gekommen sein, ob er sich mehr über die Unermüdlichkeit seiner Lungen oder über den Vorrath von Schimpfworten wundern sollte, mit welchem Gottschalk Schaff zu der Ecke über das Pöbelpack loszog.

Jedoch nicht allein durch seine Reden, auch durch sein sonstiges Aeußere stach Gottschalk Schaff vor seinen anderen Standesgenossen hervor. Er war ein Mann wohl im Anfang der Dreißig. Obschon sein von Ausschweifungen durchfurchtes Gesicht mit dem unruhig hastigen Ausdruck ihm ein älteres Aussehen verlieh, so war der Anspruch an Jugendlichkeit doch um so beflissener in Anzug und Haartracht festgehalten. Das fahlblonde Haar des jungen Edelherrn fiel künstlich in Locken geordnet um das glatt rasirte Gesicht, dem schmächtigen Leib lag die doppelfarbige Tuchgewandung demipartie nach der barocken Mode der Zeit eng und straff an. Junker Gottschalk war sein eigen lebendig Wappenschild, das in grünem Feld einen goldenen Widder zeigte. Die rechte Brustseite und das linke Bein war in gelbes, die linke Brust und das rechte Bein in grünes Tuch gehüllt, von den Hangeärmeln, aus welchen die mit rothem Seidenzeug bekleideten Arme grell hervorstachen, von den zackigen Schößen der Jacke hingen silberne Glöcklein herab, die bei jeder der hastigen Bewegungen des

Digitized by Google

Edelherrn bimmelten und klangen, nach dem Spruche: „Wo die Herren springen, die Glöcklein klingen.“ Die rothen übermäßig lang geschnäbelten Schuhe waren mit den Spitzen über den Knöcheln aufgebunden; an jeder Schuhspitze klang eine silberne Glocke. Selbst die rothe Kappe, von der zwei Federn, grün und gelb gefärbt, keck und gerade in die Luft standen, war noch mit kleinen Silberglöcklein verziert. So narrenhaft der ganze Anzug auch erscheinen mag, damals, als Junker Gottschalk Schaff zu der Ecke klingelnd durch die Gassen des alten Speier schritt, mochte wohl manch ein ehrsamer Zünftler, manch eine Matrone den Kopf geschüttelt haben über die höfische Pracht, mancher Junggeselle mit Neid und manch Jungfräulein mit Bewunderung ihm nachgeblickt haben, keinem aber mag es eingefallen sein, daß just so, wie es anno 1327 edel und herrenmäßig war, eine spätere Zeit sich ihre Schalksnarren und Fastnachtsgecken denken würde, denn so wie Junker Gottschalk, wenn auch weniger bunt und prächtig, waren die Hausgenossen fast alle gekleidet, die jetzt mit zornigen Reden und mit ihren Wehrgehängen rasselnd dem Altpörtel zustürmten, von dem schreiend und stoßend eine Menschenwoge sich herwälzte, aus welcher die Spieße der städtischen Schaarknechte hervorblinkten.

(Fortsetzung folgt.)

Die Stellung der Frauen in Frankreich.

Die Stellung der Frau in der französischen Gesellschaft ist schwer zu bestimmen, so voll ist sie von Widersprüchen, wenigstens scheinbaren. Von jeher standen die Franzosen im Ruf außerordentlicher Zuvorkommenheit gegen den zarteren Theil des Menschengeschlechts, und mit Recht. Sie sind in der That die galanteste von allen Nationen, wie sie überhaupt die höflichste sind. Zu jeder Jahreszeit und bei jeder Witterung begleitete Ludwig XIV. die Damen seines vertrauten Umgangs entblößten Hauptes zum Wagen vor den Palast, und der galante König hat zahllose Vorbilder und Nachahmer. Kein Franzose der gebildeten Classe spricht anders als den Hut in der Hand mit einer Dame, wo er ihr auch begegnen mag. Aber nirgends vielleicht, gewiß bei keinem Volke germanischer Abstammung, ist die wirkliche Verehrung der Frau so wenig tief wie in Frankreich. Kaum in einem andern civilisirten Land sind die Rechte und das moralische Ansehen der Frau von den Gesetze so beeinträchtigt wie in Frankreich. Die Verführte ist wehrlos gegen den Verführer selbst wenn sie die schwersten Folgen des Falles zu tragen hat. La recherche de la paternité est interdite en France, wie sich der Code Napoleon mit lakonischer Schärfe und Bestimmtheit ausdrückt. Und die Härte der Vorschrift wird durch die Uebung eher überboten als gemildert. Sie sind nicht zu zählen die unglücklichen Geschöpfe, die, mit ihrer Schande und dem schwer drückenden Beweis derselben von herz- und gewissenlosen Liebhabern im Stiche gelassen, zur Verzweiflung, zur Nichtswürdigkeit oder gar zum Verbrechen getrieben werden. Statt sich zu schämen, rühmt man sich solcher Heldenstücke hierzulande. Nirgends wie in Frankreich ist das Weib Mittelpunct alles Trachtens, Strebens und Wirkens, Impuls zu allen Anstrengungen, Aufopferungen, zu den Auszeichnungen auf allen Gebieten. Leuchtende Sonne, von der etwas Glanz zu jedem Glück unentbehrlich ist! Der Einfluß des Weibes auf alle Lebensverhältnisse, auf den Gang und Rückgang der Dinge im Staat und in der Gesellschaft ist hier entscheidend. Ganz richtig ist die Bemerkung eines geistreichen Mannes: daß jeder Franzose ein Held auf dem Schlachtfelde wäre, wenn Frauen dem Kampfe zusähen. Selbst die Hetären des alten Griechenlands konnten an Gewalt und an ausschlaggebender Einwirkung auf das Schicksal ihrer Nation sich kaum mit der Französin messen. Wenn irgendein Gesetz, so ist das salische Gesetz den Franzosen heilig, unentbehrlich; aber zu allen Zeiten fast herrschten Frauen über Frankreich, von Agnes Sorel bis auf die Pompadour, von Marie von Medici bis auf Marie Antoinette. So gering denkt der Franzose von den ernsten Eigenschaften, von dem moralischen Werth der Frau, daß es seinem Stolz widerstrebt von ihr regiert zu werden, allein sein sinnlich übersprudelndes Wesen unterwirft ihn der gewinnenden, reizenden Gewalt.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Ein historisches Factum.

Zwar noch nicht ganz verbürgt, aber schon wahrscheinlich.

Im Vatican auf goldnem Throne
Sitzt still ein lebensmüder Greis,
Dreifache Last dreifacher Krone
Auf seinen Locken silberweiß.
Er winkt heran den ältsten Vater:
„Wie steht es in der Weltgeschicht'?
Die Zeitung her!" — „„Hier, heil'ger Vater
Doch besser wär's, Ihr laß't sie nicht!""

Der Greis ergreift die grauen Blätter,
Er stutzt und lächelt dann und wann;
Es ist, als spräche jede Letter
Ihn tröstend und vertraulich an.
Und immer heitrer blickt der Alte,
Vertieft in das gedruckte Wort;
Es flieht des Kummers letzte Falte
Von seiner hohen Stirne fort.

Und endlich thut dem Priester-Kranze
Er seiner Seele Freude kund,
Das Auge in prophet'schem Glanze,
Und heitres Lächeln um den Mund:
„Es naht das Ende aller Dinge!
Drum höret meines Herzens Schluß:
Nicht fürder hier im Haus erklinge
Das störrische non possumus!

Das Ende naht! Der Erde Riesen
Sie stürzten jählings über Nacht;
Die einst allein das Recht gepriesen,
Sie preisen heut allein die Macht.
Die Gläub'gen steigen von den Thronen.
Und Ketzer schwingen sich hinauf!
Es stehn bereits in fernen Zonen
Die todten Helden wieder auf.

Ja, ja, sie stehen auf, die Todten,
Machtlos ist meines Bannes Blitz!
Erstanden ist — hört nur die Boten —
Aufs Neu' die Zeit des alten Fritz.

Es sprengen rings in gloriam Dei
Die Geister ihrer Knechtschaft Joch.
Jetzt seh' ich ein — o Galilei! —
Die Erde, sie bewegt sich doch!

Den jüngsten Tag schon seh' ich dämmern
Er ist in ungeahnter Näh';
Die Wölfe speisen mit den Lämmern,
Und mit dem Löwen scherzt das Reh!
Der Tiger streckt die sammtnen Tatzen,
Nur um den Hahn zu streicheln, aus;
Die Hunde schäkern mit den Katzen,
Und mit der. Kater spielt die Maus,

Die Weißen und die Menschenfresser
Seh' ich in friedlichem Gemisch;
Die einst bekämpft sich bis aufs Messer,
Sie tafeln an demselben Tisch,
Sie trinken aus demselben Horne
Und aus derselben Lethe jetzt.
Wohlan, so sei auch meinem Zorne —
Non possumus — ein Ziel gesetzt!"

Als Solches hat der Greis verkündigt,
Schreibt er ein Briefstein: „Lieber Sohn,
Für das, was Du an mir gesündigt,
Ertheil' ich Dir Gen'ralpardon!
Laß, Vittorio Emanuele,
Auch unsern Haß den Todten weihn,
Laß uns ein Herz und eine Seele
Laß uns in Zukunft Freunde sein!

Entsage Du dem falschen Wahne,
Komm an mein Herz so warm und wahr!
Denn Raum ist auch im Vaticane
Noch für ein glücklich liebend Paar!
Wenn Fuchs und Schaafe sich vertragen,
Laß uns auch halten Fried' und Ruh!" —
Er schrieb's und drückte mit Behagen
Den Fischerring aufs Billet-doux.

Kladderadatsch.

Allerlei.

Diener: „Guten Tag, Herr Apotheker; Mein Herr schickt mich, um eine Flasche von dem — na, wie heißt es doch — von dem Alpenbitterkräutermagen — nein, wollt ich sagen — Magenalpenbitterkräuter — Bittermagenkränteralpen — Magenkragenmitterbitter — ich bring halt das Wort nicht heraus."

Apotheker: „Ha! ha! ha! 's ist wirklich komisch! Ich verstehe Euch zwar schon. Ihr wollt von dem bekannten Alpenmagenbitterkräuter — na, na — jetzt verspreche ich mich selbst, von dem Bitteralpenkräutermagen — wieder nicht, Kräutermagenbitteralpen — Magenalpenmitter — Alpenkragen — kralpen — zum Teufel jetzt habt Ihr mich so confus gemacht, daß ich es selber nicht mehr aussprechen kann."

Logogryph.

Ich bleibe recht behaglich
An einem lieben Ort,
Doch schneid'st du mir den Kopf ab,
So laufe, flieg ich fort.

Auflösung der Charade in Nr. 74.
Das Vaterland.

Richtige Auflösungen gingen ein von G. Sch., M. Einhorn, E. Blumenthal, L. Auernheimer, L. Kohnstamm, S. Baumann, F. Rindl, A. Berlinicke, M. Heis, und M. v. Benjowski von hier.

Eigenthum, Druck und Verlag von Albrecht Schröder. — Verantwortlicher Redacteur: K. Pfisterer.

Digitized by Google

Das Novellenbuch.

Unterhaltungsblatt zum „Fortschritt“ („Fürther Abendzeitung“).

Nr. 77. Montag, den 24. September 1866. 2. Jahrgang.

Ein Ritt um die Freiheit.

(Fortsetzung.)

„Sie haben ihn, sie haben ihn!“ schrieen die Hausgenossen. „Auf den Salzthurm mit dem Schächer!“

„Sie haben ihn,“ grollte es leise durch die Haufen der Zünftler; „sie haben den Mann gefaßt, der an einem Buben seines Hauses Ehre gerächt, sie führen ihn wie einen Verbrecher zwischen den Knechten.“

„Adelig Blut, von einem Hintersassen vergossen, das schreit nach Rache,“ rief Junker Gottschalk. „Edle Herren, 's ist nicht mein Bruder blos, nach dem der Gauch das Messer gezückt, der Hieb ist gegen uns Alle, gegen die Adelsgenossenschaft gerichtet; wir sind die Gekränkten, wir verlangen den Sünder ausgeliefert uns zur Buße.“

„Uns, uns den Gauch!“ schrieen die Hausgenossen.

„Des Kaisers Gericht, der Stadt Gerechtsame!“ riefen die Zünftler.

„Den armen Mann los!“ brüllte das Volk, das die Gruppe der Schaarknechte, die den Lutz gefangenhielt, umdrängte.

„Stoß, Widder, stoß!“ rief ein junger Patricier, auf das Wappenschild des Gottschalk Schaff anspielend, „jag die Hämmel auseinander!“

Ein gelles Lachen stieß der Junker als Antwort auf diesen Zuruf aus und wie ein Blitz zuckte sein Schwert durch die Luft, aber die leichte Waffe schleuderte der Schlägel eines handfesten Gerbers zurück, daß sie in einem weiten Bogen über die Köpfe der Menge springend klirrend auf dem Pflaster niederfiel.

„Auf sie, auf sie!“ schrie die Menge, und in wirrem Gebalge mischten sich die bunten, schlanken Gestalten der Edelherren mit den untersetzten dunkelgekleideten Gesellen zu einem unentwirrbaren Knäuel. Die Schaarknechte stießen ohne Wahl, links und rechts in den Haufen hinein, Alle lärmten, stießen und zerrten; nur derjenige, dem der ganze Auflauf gegolten, der Lutz schaute wie geistesabwesend in den lärmenden Knäuel hinein. Er war ein sanfter, stiller Mensch gewesen sein Lebenlang, demüthig gegen die Vornehmen, die er für eine bessere, feinere Menschengattung hielt, und da er nie mit ihnen in Berührung gekommen und sich auch als einer armen Zunft angehörig nicht in den Streit der Zünfte gemischt, so war er nicht in den Fall gekommen, sich vom Gegentheil überzeugen zu können.

Alles was geschehen, war Lutz noch selbst wie ein Traum. Er wußte nicht wie das Messer in seine Hand gekommen, dem der rothe Lebensstrom des jungen Geschlechters in heißem Bogen nachgesprungen — aber — die Gissel, das Höchste, das Heiligste was er besaß! — und brennend roth trieb ihm die Wuth und Scham das Blut ins Angesicht, er hätte den Todten mit seinen Zähnen zerreißen mögen, — dann aber schlich es ihm kalt durchs Herz — war er denn wirklich todt? und todt von seiner Hand, der junge Edelherr, den er so oft lachend am Rhein hatte hinreiten sehen, vor dem er tief die Kappe gezogen, den er noch vor wenig Tagen mit dem Federspiel auf der Hand hatte zur Reiherbeize ausziehen sehen, und die Herbstsonne hatte auf seinem gelben Haar, auf seinen bunten Federn goldene Lichter entzündet, — war der funkelnde prächtige Vogel hinabgestoßen worden von einem grauen, gemeinen Sperber?

Er wurde hin und her geschleudert in dem Gemenge, er merkte es kaum; seidenbekleidete Arme hielten ihn fest, und pechgeschwärzte oder rußige Fäuste ließen ihn wieder los, wie gerade die Waage zu Gunsten der Herren oder des Volkes schwankte. Seine Jacke war zerrissen und in Fetzen hing das Hemd daraus hervor, das die Gissel selber gesponnen und gebleicht, die Gissel, die jetzt daheim die Hände wund rang und die Augen blind weinte vor bitterem Weh.

Da, wie er sinnlos und gleichgiltig Alles mit sich geschehen ließ, wie die wieder gesammelten Herren bedrohlicher auf ihn einstürmten, da fiel ein Wort in seine Be-

Digitized by Google

täubung, das ihn wieder aufriß. „In den Domnapf!“ hieß es, „in den Domnapf, Lutz, um Dein Leben, um die Gissel!“ Das verstand er, und als wäre ihm in der Erstarrung die Kraft doppelt gewachsen, so warf er jetzt rechts und links seine Bedränger zur Seite, bahnte sich eine Gasse. „In den Domnapf!“ schrie es hinter ihm. — Zum Teufel!“ riefen die Hausgenossen und stürmten ihm nach.

Vor dem Dome, da wo der Stadt Besitz den Besitz des Bischofs begrenzte, stand eine riesige steinerne Kufe; jeder neue Bischof ließ sie mit Wein füllen, bis hierher ging der Stadt Recht und Geleit, hier war neutrales Gebiet, hier schwiegen die Waffen, hier in dem steinernen Becken ward den Verfolgten ein Asyl.

„Nach dem Domnapf!“ schrie es hinter dem Flüchtigen, „nach dem Domnapf!“ In dem einen Gedanken brannten alle Fähigkeiten seines Geistes, alle Kraft seines Leibes zusammen.

Wie die Meute dem flüchtigen Wilde, so setzten die Herren dem Fischer nach, der vor ihnen herlief mit flatterndem Haar, mit glühender Stirn, um dessen keuchende, nackte Brust die Fetzen des zerrissenen Hemdes flogen; sie waren geübt in allen ritterlichen Künsten, im Springen nach dem Speer und dem Ziel, aber der arme blöde Fischer — er sprang um sein Leben; und hinter ihm nach, hinter dem Manne in den grauen, zerrissenen Lumpen die regenbogenglänzende, klingelnde Schaar des jungen Adels.

Durch die breiten Gasse in wilder, entsetzensvoller Flucht stürmte der Geängstigte dahin, Häuser mit Erker und Balkonen, Kirchen und Paläste verschwammen ihm in eine flimmernde Linie — nach dem Domnapf!

Da, da sah er ihn vor sich. Einen wilden Schrei wie nicht aus einer menschlichen Kehle stieß er aus und sank kraftlos daneben zusammen. Ein höhnisches Lachen seiner Verfolger begrüßte die verunglückte Flucht. Vor Allen sprang Junker Gottschalk voran; seine künstlichen Locken waren strähnig und aufgelöst, sein sonst so fahles Gesicht sprühte jetzt Flammen der Wuth und der blutigen Begier, die langen zerschlitzten Hangeärmel flatterten hinter ihm her und die im Gemenge noch übrig gebliebenen Glöckchen schlugen unharmonisch aneinander. Mit einem Satze, den gezückten venetianer Dolch in der Hand, sprang er gegen den unglücklichen Zusammengesunkenen heran, der gebrochenen Auges wie ein zu Tode gehetztes Wild den Gnadenstoß erwartete. Da, zwischen den Geschlechtern und den armen Pfahlbürger trat die dunkele Gestalt eines Mannes, ein paar kräftige Arme hoben den Gesunkenen empor und ließen den Ohnmächtigen über den Rand der Domschüssel in das bergende Asyl hinabgleiten. Ein Wuthgeheul der Patricier folgte dieser That, ein jubelnder, vielstimmiger Schrei der Volksmenge: „Eytel Fritz hoch!“

„Ihr habt den Verbrecher, den uns Verfallenen uns entzogen, dafür seid ihr uns Buße schuldig,“ schnaubte der Junker Gottschalk den Bürger an.

„Reißt ihn heraus aus der Schüssel,“ schrieen einige Edle.

„Freistätte!“ grollte es drohend im Volk, das aus den Gassen in größerer Masse herbeiströmte.

„Laßt ihn drinnen,“ höhnte der Schaff zu der Ecke, „wir wollen das Asylrecht hüten helfen.“ Mit diesen Worten setzte er ein kleines silbernes Horn, das an einer Kette ihm um den Hals hing, an den Mund, ein schmetternder Metallton drang über die Köpfe der versammelten, brausenden Menge hinweg in die Höfe und Gänge der umliegenden Adelshäuser, deren Thore sich öffneten und Schaaren von gewaffneten Dienern, die Wappenbilder ihrer Herren auf Aermel und Rücken gestickt, herausandten zur Hilfe der bedrohten Hausgenossen.

Die meist unbewaffnete, in ihrer großen Mehrheit aus Lehrlingen bestehende Volksmenge war bald zurückgedrängt, und in geschlossenen Reihen stellten sich Herren und Diener um den Domnapf herum, dessen Asylrecht sie nicht zu verletzen wagten, das sie dem dahin Geflüchteten aber zur Hunger- und Todeskammer zu machen gewillt waren, wenn nicht die Verzweiflung den Mann sich selbst in ihre Hände liefern ließ.

Der Eytel Fritz, der allein noch neben dem Domnapfe aufrecht stehen geblieben, er erkannte mit tiefem Schmerz die grausame Absicht der Hausgenossen; vergebens suchte er die Erhitzten von ihrem Vorhaben abzubringen und bewies er ihnen, daß sie kein Recht hätten, einem Schutzbürger der Stadt die Wohlthat ihrer Gerechtigkeit zu

Digitized by Google

versagen, seine Worte fanden nur höhnische Entgegnungen.

„Werft ihn auch hinein!“ rief Einer, „dann wollen wir die Zwei hüten,“ und bedrohlich schloß sich der Ring der Gewaffneten enger um das gefährdete Asyl, um die Gestalt des ruhig daran lehnenden Mannes.

Aber wie jetzt Gottschalk Schaff, erhitzt vom Zuruf seiner Gefährten, halb trunken von Wuth und Rachgier, die Hand auf das dunkele Wamms des Bürgers zu legen wagte, da schüttelte dieser die Hand los, wie man ein eckelhaftes Insect von sich zu schleudern pflegt. „Wahrt Euch, Gottschalk Schaff!“ rief er, „Ihr seid weder auf Euerer Burg Neuhofen noch in Euerem Hanse Affalterloch, wo Ihr die auf der Heerstraße Ergriffenen dahin werfet, wo weder Sonne noch Mond sie bescheint, bis das Lösegeld des Straßenraubes Euch die silbernen Glöcklein bezahlt. Wahrt Euch, sag' ich, denn es mag Euch ein Tag kommen, da kein Asylrecht Euere Verbrechen vor den Rächern schützt.“

Der Eindruck dieser mit lauter Stimme gesprochenen Worte war ein übermächtiger. Todtenbleich, als hätte ein Schlag sein Leben bedroht, taumelte der Junker zurück, die Muskeln seines Gesichtes zuckten und arbeiteten, große Schweißtropfen standen ihm auf der Stirn und unter den zusammengezogenen Brauen hervor, warfen seine Augen scheue, ängstliche Blicke auf die betreten zurückweichenden Standesgenossen.

Der Straßenraub war noch nicht soweit gediehen, daß er dem Ritter zur Ehre gereicht hätte, wenngleich es diesen in den Reihen seiner Standesgenossen nicht gerade vollkommen entehrte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Stellung der Frauen in Frankreich.

Wie kein anderes christliches Land hat Frankreich große und berühmte Weiber in allen Fächern, auf allen Gebieten hervorgebracht: eine begeisterte Heldin wie Jeanne d'Arc, Staatskünstlerinnen wie einige Königsmaitressen des vorigen Jahrhunderts, dann Mad. Roland, Mad. Staël, Mad. Sand ꝛc. Dennoch haben die bedeutendsten Denker gerade in Frankreich die Frauen mit Härte, ja mit Wegwerfung behandelt, so daß man leicht auf den Gedanken gerathen konnte, daß ihre Urtheile nicht frei von einer gewissen Eifersucht geblieben seien. Montesquieu im „Geist der Gesetze“ bestreitet mit einer vernichtenden Ruhe und Bestimmtheit dem Weibe Vernunft und Kraft. „Die Natur,“ sagt er, „die den Mann durch Kraft und Vernunft ausgezeichnet hat, setzte seinem Vermögen keine andere Gränze als die dieser Vernunft und dieser Kraft. Sie gab dem Weib Annehmlichkeit, und wollte, daß ihr Einfluß mit ihrer Annehmlichkeit ende.“ Rousseau macht einen ähnlichen Angriff, jedoch mit größerer Schonung, aber auch mit mehr Unbefangenheit. In dem Capitel von Emile, das die Frau behandelt, behauptet der Menschenerzieher: „Das Weib ist besonders dazu gemacht dem Manne zu gefallen. Wenn der Mann ihr seinerseits gefallen soll, so ist dieß von einer weniger direkten Nothwendigkeit; sein Verdienst besteht in seiner Macht; er gefällt schon deßhalb weil er stark ist.“

Noch schlimmer eigentlich als bei den beiden genannten Philosophen kommt das Weib bei Voltaire weg. Der schlagfertige Schriftsteller, der alle menschlichen Interessen in den Bereich seiner Betrachtungen und Auseinandersetzungen gezogen, der alle Fragen beleuchtet und erörtert, übergeht gänzlich die Stellung der Frau in der Gesellschaft; nur einmal hat er diese geringschätzige Gleichgültigkeit aufgegeben, um in der Person der Madame Duchâtelet, seiner vertrauten Freundin das ganze Geschlecht zu verhöhnen. Die Art, wie er die Sage von der Heldenjungfrau von Orleans in dem viel bekannten Epos behandelt, liefert wohl einen erbaulichen Commentar zu dem Schweigen des ausgezeichneten Mannes.

In demselben Geiste dachten, sprachen und wirkten die hervorragendsten Männer der großen Revolution, und obgleich sonst so geneigt das quidquid latet adparebit, quidquid patet remanebit ins Werk zu setzen, wollten sie in der Stellung der Frau nichts geändert wissen. Sieyés zwar und Condorcet eiferten in Wort und Schrift für die häusliche und sogar politische Befreiung des Weibes; allein ihre Anträge hatten Mirabeau, Danton und Robespierre, die drei bedeutendsten Stimmführer der Bewegung gegen sich und wurden ganz natürlich verworfen.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Trübes Stilleben.

In der Eschenheimer Gasse
Wo der Bund begraben ruht
Hält ein altes Weiblein strickend
Vor der Thür des Hauses Hut.

Grauen herrscht dort jetzt und Oede,
Und von Schauern angefaßt
Eilt der Wandrer schnell vorüber
An dem Bundestagspalast.

Aber drinnen tönt es manchmal
Schaurig durch die Grabesruh',
Und die Ratten halten Kirmeß,
Und das Eulchen pfeift dazu.

Spinnen haben gute Tage,
Denn es wird dort nie gekehrt,
An vermoderten Perücken
Nagt das Würmlein ungestört.

Ein Gespenst, das spucken wollte,
Fing schon an dort umzugehn;
Doch ihm war es da zu grauslich,
Und es ließ sich nicht mehr sehn.

Also herrscht dort ödes Schweigen
Nimmer tönt dort Sang und Klang;
Nur mitunter jeufzt das Weiblein:
O wie ist der Tag so lang!

Kladderadatsch.

Allerlei.

Dreyse über das Zündnadelgewehr. Ueber die Erfindung des Zündnadelgewehrs hat der Geheime Commissionsrath Nikolaus v. Dreyse selbst Folgendes erzählt: „Das einzige Schlachtfeld welches ich in meinem Leben gesehen, war das von Jena, und auf diesem Schlachtfelde kam mir auch die erste Idee, daß die preußische Schußwaffe verbessert werden müsse, wenn Preußen überhaupt auf seine Militärmacht etwas rechnen wollte. Ich war damals ein reisender Handwerksbursche — Schlosser von Profession — und mit dem Ränzel auf dem Rücken durchreiste ich Deutschland und suchte in der unglücklichen Zeit nach Frankreich zu kommen, dem einzigen Lande, wo man damals in meinem Handwerke etwas lernen könnte! So kam ich am 15. October 1806 durch Jena und sah die langen Reihen Todter auf den Feldern und die abgeschnittenen Zöpfe daneben. Es wäre mir nicht möglich, den grausigen Eindruck zu beschreiben, den da meine Seele empfing. Ich nahm ein Gewehr auf und prüfte es; ich weiß nicht, ob damals schon die Redensart „um die Ecke schießen" existirte, aber dieser Witz konnte sich nur auf das preußische Gewehr von damals beziehen. Ich habe wirklich nie wieder so etwas gesehen — es war das schlechteste, das man sich denken konnte, ebenso wie das französische Feuersteingewehr nach dem Modelle von 1779 die gelungenste, vollendetste Waffe war, die es damals gab. Kurz, seit jenem Augenblicke bemächtigte sich meiner die Idee der Verbesserung der preußischen Waffen, wenn auch diese Idee natürlich in dem Kopfe des jungen Schlossergesellen sehr verwirrt hauste; denn erst in Paris erlernte ich die Grundlagen von dem, was ich später als Gewehrfabrikant geleistet habe. Ich wurde von dem tüchtigsten Officier jener Branche, der damals in Frankreich lebte, dem Oberst Pauli, vielfach beschäftigt und lernte unter seiner Leitung etwas Tüchtiges. Dabei verließ mich die Idee der Verbesserung der preußischen Schußwaffe fast keinen Augenblick. Ich sann Tag und Nacht darüber nach, machte auch kleine Versuche, allein es wollte mir nichts gelingen, denn ich betrachtete eben nur jenes Modell von 1779 als Grundlage aller Verbesserungen. Einen wirklichen Schritt nach vorwärts — und einen Riesenschritt — machte meine Idee, als Pauli, für den ich einige Stücke gearbeitet hatte, deren Anwendung ich nicht begriff mir vertraute — es war im Jahre 1809 — daß der Kaiser ihn beauftragt hätte, ihm ein Gewehr, welches sich von hinten lade, zu construiren. Wo hatte Napoleon diese Idee her? War sie aus seinem Hirn entsprossen, existirte sie schon, oder war sie ihm eingegeben? Ich weiß es nicht; aber mir leuchtete sie mit einemmale ein, ich fühlte mehr, als daß ich es begriff, daß es die richtige, weil es die einfachste war (die Kindergewehre wurden ja schon auf diese Weise „geladen"), und ich war monatelang auf den Ausgang der Pauli'schen Construction so gespannt, daß ich vor Aufregung kaum zu schlafen vermochte. Diese Construction mißlang vollständig, d. h. sie war dermaßen complicirt, daß die Waffe in kundigen Händen eine äußerst gediegene, für Soldaten im Felde aber vollständig unbrauchbar war. Demungeachtet machte der Kaiser an Pauli ein Geschenk und gab ihm ein Patent auf zehn Jahre. Pauli verlor aber nach diesem ersten und einzigen Mißerfolge den Muth und ließ die Hinterladungs-Idee fahren, während sie bei mir tiefe Wurzeln schlug und mir die unumstößliche Ueberzeugung gab, daß diese Idee der eigentliche Kern der Verbesserung der preußischen Waffen sei. Wie viel es mich freilich gekostet hat, diese Ueberzeugung geltend zu machen davon kann man sich keinen Begriff machen. Ich habe nahe an dreißig Jahre lang alle die sprichwörtlichen Leiden und Qualen eines Erfinders durchgemacht, und als erst noch meine Erfindung der Zündnadel und der Nadel hinzukam, hielt man mich für einen Wahnsinnigen. Meine ärgste Feindin aber trägt die Uniform des Generals wie die Jacke des Soldaten und den Rock des Beamten im Kriegsministerium — es ist die Routine. Diese zu bekämpfen, wäre mir allein nie und nimmermehr gelungen. Nur mit Hilfe des damaligen Hauptmannes, jetzigen General-Lieutenants a. D., v. Priem, und des verstorbenen Flügel-Adjutanten des Königs Friedrich Wilhelm III., Generals v. Witzleben, brach sich endlich meine Erfindung Bahn und kam zur Geltung."

Eigenthum, Druck und Verlag von Albrecht Schröder. — Verantwortlicher Redacteur: E. Pfifferer.

Digitized by Google

Das Novellenbuch.

Unterhaltungsblatt zum „Fortschritt“ („Fürther Abendzeitung“).

Nr. 78. Donnerstag, den 27. September 1866. 2. Jahrgang.

Ein Ritt um die Freiheit.

(Fortsetzung.)

Ein Geschlecht aber, einen adeligen Freibürger dieser Stadt, die unter Kaiser Rudolph's glorreicher Führung auf meilenweit alle Raubnester zerstört hatte, geradezu des Straßenraubes zu bezichtigen, das war mehr als erlaubt.

Wohl waren Beraubungen in letzter Zeit auf offener Straße und im Rechholz geschehen, wohl hatte man gegen die Junker Schaff zur Ecke gemurrt, die so wenig aus ihren Burgen die Sicherheit der nächsten Stadtumgebung zu wahren wußten, aber daß der Raub aus Burg Neuhofen selbst geschehe, daß das wehrliche Haus Affalterloch gestohlene Schätze und gefangene Kaufleute verberge: das hatte noch Niemand zu sagen gewagt. Doch nur kurz währte die Betretenheit der Adeligen; rasch fühlten sie, daß auch selbst dann, wenn diese Beschuldigung nicht ohne Grund sei, sie um ihrer selbst willen genöthigt seien, für den angeschuldigten Standesgenossen aufzutreten. Aber auch der Junker hatte sich wieder gefaßt und mit dem Ausruf: „Du Lügenschlange, Dir will ich das Zischen verleiden,“ sprang er mit geschwungenem Dolche auf den Eytel Fritz zu.

„Recht so, recht so, gieb's dem Gauch!“ tönte es aus den Reihen des Adels.

Einen unsäglich verächtlichen Blick warf der Eytel Fritz auf die buntgeputzte Schaar, aber obschon er mehr als einen blanken Stahl gegen sich gerichtet sah, behielt er seine kalte Fassung, griff er nicht einmal nach der Waffe, die ihm vom Gürtel hing. „Denkt Ihr durch meinen Tod meinen freien Rathssitz dann einnehmen zu können, Gottschalk Schaff?“ fragte er spöttisch den Junker.

„Du Hund!“ knirschte der Patricier. Aber die Worte hatten doch die geschwungene Waffe sinken lassen, denn noch zu guter Zeit erinnerte sich der Rasende, daß man einen Ratsherrn nicht so leicht niederstoßen dürfte als einen armseligen Pfahlbürger, auf dem eine Blutschuld haftete.

Das Volk war vom Ring der Gewaffneten von der letzten Scene abgesperrt gewesen und hatte sich deßhalb, sie in ihrer Bedeutung nicht ahnend, ziemlich ruhig verhalten. Jetzt entstand in der Volksmasse wieder ein Gewoge, eine befehlende harte Stimme wurde laut und die Speere einer namhaften Anzahl Schaarknechte schwankten über den Köpfen der auseinanderweichenden Menge. „Ruhe in des Kaisers Namen!“ gebot jetzt die Stimme und vor dem Manne, der in den Kreis trat, wichen achtungsvoll die jungen Hausgenossen zur Seite. Es war ein Mann von imponirender Persönlichkeit, vor dessen Befehl der laute Lärm verstummte und die erhobenen Waffen sich senkten: der Münzmeister und oberste Vogt Ebelin vorm Münster. Sein dunkeles Haar fiel nur wenig ergraut noch unter dem mit einer einzigen Reiherfeder gezierten Sammethaxette hervor, der charactervolle, kühne Schnitt seines Gesichtes erinnerte an das römische Gepräge, wie ja auch aus altrömischem Patricierblut abzustammen die Familie der Ebelin vorm Münster sich rühmte. Er trug den Bart geschoren, wie es der Brauch des Adels war, und erinnerte dadurch noch mehr an die Köpfe der spätrömischen Zeit. Den vollen Bart zu tragen galt damals wie seinerzeit in Rom als barbarisch; nur der gemeine Mann und, in Erinnerung an den großen Karl, der höchste allein in Deutschland, des römischen Kaisers geheiligte Person, trug noch den vollen Bart. Außer der Haartracht und den Schnabelschuhen erinnerte aber der Mann im dunkelen, zobelbesetzten Sammetrock wenig an die herrschende Tracht des Adels; er schien ernsteren früheren Jahrhunderten anzugehören, welchen die Leichtfertigkeit der jetzt herrschenden Sitten und Trachten noch unbekannt gewesen. Dagegen zeigte sein Gesicht den Ausdruck eines fast maßlosen Stolzes und einer rücksichtslosen Härte.

„Was geht hier vor?“ fragte er, und sein dunkeler Blick, der nur im Vorüberstreifen den Eytel Fritz getroffen, wandte

Digitized by Google

sich gegen den Junker Schaff: „Was solls mit dem Manne?“

Den Schimpfreden und den Bedrohungen der Hausgenossen gegenüber hatte der Eytel Fritz seine Ruhe bewahrt, dem ausgesprochenen Hochmuth und der Geringschätzung aber, die Wort und Benehmnn des vornehmsten Mannes der Bürgerschaft athmete, entgegen kochte dem zünftigen Rathsherrn das Blut. „Ihr kommt sehr spät, Euch darnach zu erkundigen und zu thun, was Eueres Amtes ist, Herr Vogt,“ rief er dem Patricer zu.

Ein Blitz der Wuth und des mühsam verhaltenen Ingrimms loderte aus den Augen Ebelin's dem Eytel Fritz zu, aber sich bezwingend, wandte er sich zu einem der Geschlechter, dessen ruhigere Haltung ihn vortheilhaft vor seinen Genossen auszeichnete: „Redet Ihr, Herr vom Retschlin, was ist's?“

Der vom Retschlin, dessen Geschlecht von dem uralten Rathssitze, dem Retscher, sich nannte, berichtete nun, jedoch stark in seiner Parteifarbe gemalt, den ganzen Hergang; aber als er ihre Forderung, den Lutz zur Buße überantwortet zu bekommen, genannt, fiel ihm der Eytel Fritz ins Wort.

„Ihr habt Euere Sache vorgetragen, Herr von Retschlin, mir aber an der Statt gemeiner Bürgerschaft geziemt es, daß ich das Recht des armen Mannes vertrete, und kraft dieser fordere ich Euch auf, Ebelin vorm Münster, des Kaisers und dieser Stadt bestellten Vogt, daß Ihr den Lauf der sündlich unterbrochenen Gerechtigkeit fördert, dem armen Menschen im Domnapf Schutz und Schirm und eine gerechte Verhandlung seiner Sache zusichert und den Gottschalk Schaff zu der Ecke als einen Stadtfriedensbrecher vor das Gericht des Rathes stellet.“

Ein unbeschreiblicher Tumult folgte diesen Worten, und nur mühsam gelang es dem Ansehen des Vogtes, die Ruhe, wenn auch so unvollständig als möglich wiederherzustellen; er durfte kraft seines Amtes eine Vergewaltigung des kühnen Mannes nicht zulassen, aber doch hatten ihn dessen Reden und die Forderung, einer, wie er sich wohl bewußt war, nur einseitig erfüllten Pflicht besser zu genügen, auf's Bitterste getroffen. Seine dunkelen Augen sprühten Blitze, seine finsteren Brauen zogen sich drohend zusammen und mit erhobener Hand trat er dem Manne ein paar Schritte näher, der ihn erwartete, mit einem Ausdruck des Hasses, der seinen sonst so wohlwollenden Zügen vollkommen fremd schien. Wie zwei gereizte Leuen zum tödtlichen Sprunge bereit, blickten der Patricier, der Oberste der adeligen Genossenschaft und der Zunftmeister der Rheinkaufleute einander an; gespannt erwarteten die Hausgenossen und das durch die in den Reihen derselben entstandene Lücke eingedrängte Volk den weiteren Verlauf der Dinge. Da, als es schien, daß eine heftige Zornthat den wilden Blicken und bösen Reden folgen sollte, da klang durch die entstandene Stille über die Volksmenge hin das Zügenglöcklein und aus der Masse des Volkes rief es: „Platz für die Martha der Beguinen vom Mandelbaum!“

Die noch gerade so gespannt erregte Volksmenge wich jetzt auseinander; wie einst das römische Volk vor dem streifigen Wollengewande der vestalischen Jungfrau, so jetzt vor dem dunkelen Wollenrock, der groben Schürz und der schlichten Leinwandhaube der Mutter der Beguinen.

Ruhig trat die Martha in den Kreis des Adels; ihrer auch in der groben Umhüllung noch immer königlich erscheinenden Gestalt folgte die schlanke feine Gestalt Mechthilds mit verdecktem Korbe; sie gingen das letzte, traurige Amt in einem gemiedenen von der Pest bezeichneten Hause zu verrichten, dorthin, wohin selbst der Priester mit dem Venerabile, kaum der Todtengräber sich wagte.

„Gottesfrieden!“ grüßte die Martha mit milder Stimme, und vor ihr beugten sich die Köpfe der keckſten der Hausgenossen im andächtigen Gruße. Ihr großes dunkelsanftes Auge, um das die Schatten vergangener Schmerzen lagen, richtete sich auf die Gestalten der beiden sich feindlich gegenüber stehenden Männer, ihre bleiche, feine Hand hob sich unmerklich wie zur Abwehr. Dem Blicke der Martha begegneten die Blicke der Gegner, scheu suchte Ebelin's Auge den Boden, während in den Augen des Eytel Fritz ein Strahl aufblitzte wie eine Freudenbotschaft, um aber, rasch wie er gekommen, der tiefſten Niedergeschlagenheit, dem herbſten Schmerzensausdruck Raum zu machen.

Digitized by Google

Sah die Martha das Spiel der wechselnden Empfindungen im Antlitz des Bürgers, weil der lange Blick den sie im Vorüberschreiten auf ihn richtete, ihm Muth, Muth zuzurufen schien? Die Martha ging vorüber, und gesenkten Hauptes, halb wie ein Träumender, schlug der Eytel Fritz den entgegengesetzten Weg ein, nachdem er noch gehört, wie dem armen Manne im Domnapf seines Lebens frei Geleit und seiner Stadt Gerechtigkeit zugesichert worden war trotz der gemurrten Gegenreden der Hausgenossen.

Die Schaarknechte nahmen den Lutz in ihre Mitte und führten ihn auf den Salzthurm und in gereizter Stimmung verlief sich Adel und Volk.

(Fortsetzung folgt.)

Die Stellung der Frauen in Frankreich.

(Fortsetzung.)

Trotz der eben so mächtigen als wilden Leidenschaft, die ihn zu der berühmt gewordenen Sophie hinzog, sprach sich Mirabeau in seiner Schrift über öffentliche Erziehung mit großer Lebhaftigkeit und Entschiedenheit gegen Zulassung der Frau zu irgendeiner wichtigen Thätigkeit im Staat aus.

Danton, darin mit Diderot einerlei Meinung, wollte in dem Weibe nichts weiter als ein Werkzeug sinnlicher Lust erkennen.

Und Robespierre endlich trat in der Kammer dem Antrag Sieyès' auf Befreiung des Weibes offen entgegen, und trug das meiste dazu bei, daß derselbe verworfen wurde. Und seitdem hatte der Volksmann weder mit einer Zeile, noch mit einem Laut auch nur die leiseste Abweichung von der auf der Rednerbühne ausgesprochenen Ansicht ausgedrückt.

Für den ersten Napoleon war das Weib nicht viel mehr als der Bestandtheil der Gesellschaft, welcher zur Vermehrung nothwendig ist, und der nur als solcher Beachtung und Rücksicht verdient. Es ist bekannt, daß er vor dem gesegneten Leib den Hut abnahm, er begrüßte die Fruchtbarkeit, welche Soldaten für seine Schlachten lieferte. Die Rohheit, mit welcher der Selbstherrscher die Schauspielerin Georges dafür bestrafte, daß sie ihre Reize nicht ausschließlich seiner Alleinherrschaft unterwarf, beweist die Unempfänglichkeit des Soldaten für die Gefühle, die ein Weib zarten Naturen einflößt.

Die Scheidung von der Kaiserin Josephine mag auf ein anderes Blatt gehören. Daß aber keines von den acht Mitgliedern des Staatsraths, welche mit Ausarbeitung des Code betraut waren, daran denken konnte die Freiheit des Weibes in der Familie festzustellen, das ergibt sich aus dem streng militärischen Sinn des Kaisers, der in der Familie, wie im Staat, wie im Heere den Gehorsam und die Disciplin als erstes Erforderniß ansah. In Staatsrath machte der unumschränkte Gebieter der Debatte über die Rechte der Frau durch diese entscheidende Erklärung ein Ende: „Es gibt etwas, das gar nicht französisch ist, daß nämlich eine Frau thun könne, was ihr beliebt. Il y a une chose pui n'est pas française, c'est qu'une femme puisse faire ce qui lui plaît.« Als der Art. 213 des Code abgefaßt wurde, welcher lautet: La femme doit obéissance à son mari, das Weib ist dem Mann Gehorsam schuldig, verlangte Napoleon, daß der Maire, wenn er diese Bestimmung den Verlobten vorsagt, feierlich in Amtstracht erscheine, daß er allen möglichen Nachdruck in seine Stimme lege und daß selbst der Saal wo die Feierlichkeit vor sich geht dem wichtigen Act angemessen hergerichtet sei.

Durch die nur halb eingestandene Furcht vor dem Uebergriff der Frauen erklärt sich's, daß in dem Lande der berühmten Weiber, ja daß gerade, da keine besondern Orden für Frauen bestehen, während in andern Reichen, in Rußland, Preußen, Spanien, Bayern, Schweden ꝛc., dergleichen Belohnungen für Frauen eingeführt sind. Die Ehrenlegion wird nur in den äußersten Fällen dem schönen Geschlechte zu Theil, während die „Stärkeren" bis zur Uebertreibung verschwenderisch mit derselben bedacht werden. Es bedurfte des Einflusses der Kaiserin Eugenie, damit die Malerin Rosa Bonheur durch das vielgesuchte Kreuz ausgezeichnet wurde. Selbst Frau Sand, der die öffentliche Meinung doch einen Stuhl in der Academie zuerkennt, ist der Preis auch künstlerischen Verdienstes von keiner der verschiedenen Regierungen angeboten worden, die während der ruhmreichen Thätigkeit der Romanschriftstellerin aufeinandergefolgt sind.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Nach dem Ernst der Scherz.

Des Kampfes Donner ist verhallt; verflogen
Der Pulverdampf, der grau das Feld verhüllt;
Der Feinde Heer, das Dorf und Stadt erfüllt
Ist heimwärts endlich siegesfroh gezogen.

Da naht Ihr wieder freundliche Gestalten,
Ein rührend Bild der schönen Friedenszeit:
Vom Staube ist das treue Schwert befreit,
Das Ihr so lange ach versteckt gehalten. —

Das Mordgewehr zur Hand, verderbendräuend,
Das schlau dem Feind zu bergen sich gewußt,
Deckt wieder Ihr mit blauem Frack die Brust,
In stolzem Zug den alten Brauch erneuernd.

Begraben sind die Tapfern, die da fielen,
Der Friede kam: an Euch ist nun die Reih,
Es kommt der Scherz; der Ernst ist ja vorbei;
Drum lustig wieder an's Soldatenspielen!

Allerlei.

Bücher die den Kopf verwirren, sind zu vernichten. Ein Herr Pfarrer legte seinen Pfarrkindern an's Herz, jene Bücher, die nur die Köpfe verwirren und das Herz verderben, zur Vernichtung abzuliefern. Ein gemüthlicher Bauer brachte am andern Tage seine und seiner Nachbarin Steuerbüchlein bemerkend, daß diese Büchlein ihm am meisten Sorgen und Kopfbrechen machen.

Präservativ gegen die Cholera. Ein französischer Arzt schlägt folgendes Mittel als untrügliches Präservativ gegen die Cholera vor und wir empfehlen es unsern Lesern ebenfalls. Man nehme:

Wärme	40	Theile.
Reinlichkeit	5	„
Mäßigkeit	1	Theil.
Thätigkeit	1	„
Guter Schlaf	1	„
Gesunde Nahrung	1	„
Reine Luft	1	„
Furchtlosigkeit	50	Theile.
	100	Theile.

Filteration des Himbeersaftes. Man kann die Filteration ungemein erleichtern, wenn man dem trüben Safte eine geringe Menge Milch zusetzt und damit tüchtig durchschüttelt.

Zugkraft der Pferde. Auf weichem Lehmboden kann ein Pferd 300 Pfund, auf gewöhnlichem steinigen Erdreich 600 Pfd., auf einer festen Sandstraße 1600 Pf., auf einer guten Chaussee 3000 Pfd. ziehen. Es gilt dies für vollkommen horizontale Wege; da man solche in dessen selten antrifft, so kann man selbst auf guten Wegen nicht mehr als 1800 bis 2000 Pfd. hinter ein Pferd laden. Auf einem Flusse zieht ein Pferd gegen einen ziemlich starken Strom 15—16000 Pfd. bei schwacher Strömung 55—80,000 Pfd., auf einem Kanal dagegen 160,000 Pfd. und oft sogar noch mehr. Im Durchschnitt zieht ein Pferd auf einem Kanal beinahe 400mal mehr, als auf schlechtem Wege und 60mal mehr als auf einer Chaussee.

In Holland hat man während der Cholera-Epidemie auf öffentlichen Plätzen zur Reinigung der Luft Teertonnen brennen lassen und meint einen sehr guten Erfolg bemerkt zu haben. Nach dem großen Brande in Antwerpen soll dort die Cholera sofort abgenommen haben, was man der durch das Feuer herbeigeführten Reinigung der Luft zuschreibt.

Ein pikantes Rendezvous. Ueber den dieser Tage verstorbenen Baron Salvotti, den berühmten Juristen und Anwalt starrster politischer und religiöser Orthodoxie, wird von dem Wiener Feuilletonisten des „Pesther Lloyd" folgende Anecdote erzählt: Baron Salvotti fungirte unter Kaiser Franz als politischer Oberrichter in dem Hochverrathsprocesse einer der vielfachen Carbonari-Verzweigungen, und überaus große Milde war just nicht die Eigenschaft, welche man dem obersten Leiter dieses Processes nachrühmte. Vor etlichen Jahren nun war er eines Tages zum Diner bei Sr. Eminenz dem Cardinal Rauscher geladen. Als Tischnachbar wurde ihm ein Herr beigesellt, dessen Physiognomie er nicht kannte, und dessen Namen er erst durch die gegenseitige Vorstellung erfuhr. „Herr Witt v. Dörring", lautete dieser Name — es war der Publizist, der damals nach Wien berufen worden war, an dem „Verjüngungswerke" Oesterreichs mitzuhelfen, und Zeugniß zu geben von den merkwürdigen Einfällen österreichischer Staatsmänner. „Witt von Dörring — Baron Salvotti", lautete also die gegenseitige Vorstellung und beim Aneinanderprallen der beiden Namen hätte wenig gefehlt, daß auch ihre beiden Träger aneinander gepralit wären. „Sind Sie der nämliche Witt, der mich in seinen Schriften so unbarmherzig heruntergemacht hat?" — „Sind Excellenz der nämliche Baron Salvotti, der mir einmal die Auszeichnung erwies, mich als ich noch ein Carbonari war, zum Tode zu verurtheilen?" — „Nun, Sie haben mich noch viel ärger behandelt, Sie haben mich in ihren Schriften förmlich hingerichtet." Und nach solchem pikanten Anfang nahm die Conversation der beiden Männer, die sich jetzt so vortrefflich verstanden, ihren gemüthlichen Lauf.

Verläumder sind wie gereizte Bienen, sie summen zwar um den Kopf herum, aber sie stechen nicht immer.

Auflösung des Logogryphs in Nr., 76.
Meile. Eile.

Eigenthum, Druck und Verlag von **Albrecht Schröder.** — Verantwortlicher Redacteur: **K. Pfisterer.**

Digitized by Google

Das Novellenbuch.

Unterhaltungsblatt zum „Fortschritt“ („Fürther Abendzeitung“).

Nr. 79. Montag, den 1. October 1866. 2. Jahrgang.

Ein Ritt um die Freiheit.

(Fortsetzung.)

3. Kapitel.

Im Stammhause der Ebelin, dessen palastartige Facade dem hohen Münster gegenüberlag, war es öde und still, denn das uralte Geschlecht stand nur auf zwei Augen. Dem Münzmeister war kein Kindersegen geworden und seit Jahren lag ihm auch die Gattin in der steinernen Gruft unter St. Guido, die seit Jahrhunderten alle seines Geschlechtes zur ewigen Ruhe hatte hinabsteigen sehen.

So reich und vor allen Andern angesehen dieses Haus aber auch war, schon seit Jahren schien ein Bann darauf zu liegen, alles war düster und trübe, was mit ihm in Beziehung trat. Einsam, nur von wenigen alten Dienern umgeben, lebte Ebelin vorm Münster in seinem stillen Palaste, nur in Amtsgeschäften kamen seine Standesgenossen zu ihm, noch seltener die Geistlichen des Capitels. In den dunkelen Hallen war daher der Junker Gottschalk Schaff eine auffallende Erscheinung und die fabelhaften Steinungeheuer, die am Aufgang der Treppe die Wappenschilder in ihren Löwentatzen hielten, sie schienen verdrießliche Gesichter ob des Glöckengebimmels zu schneiden, das jeden Tritt des Junkers begleitete, dem ein Diener die Treppen hinaufleuchtete. Das rothe Licht der vorangetragenen Fackel verschwand jetzt in einem tiefen, dunkelen Gange, eine schwere Eichenthür, deren Flügel im unsicheren Fackelschein die darauf gemalten biblischen Darstellungen halbwegs erkennen ließ, that sich auf und die Stimme des Vogtes und Münzmeisters hieß den Sprecher der Hausgenossen eintreten. Herr Ebelin brauchte nicht zu fragen, was den Junker herführte, er kannte den Grund nur zu gut und heißer, sehnlicher wünschte Keiner die Mitregentschaft der Zünfte gebrochen zu sehen als der stolze Münzmeister, aber neu war ihm die heftige Weise, in welcher der Heißsporn der jungen Hausgenossen ihm, dem energischsten Feinde der Zünfte, ein Hinneigen zu diesen vorwarf. „Hätte Euere Weisheit nicht die Gelegenheit beim Schopfe fassen und den frechen Rädelsführer des Pöbels packen können?“ polterte der Junker, „statt dessen lasset Ihr Euch und uns von ihm beschimpfen und ihn dann frei ziehen. Glaubet mir, dieser Eytel Fritz, das ist der Kopf dieses unsäthigen Leibes, den sie die gemeine Bürgerschaft nennen; schlaget Ihr diesen ab, so fallen Euch die Glieder von selbst zu.“

„Junker Gottschalk“ entgegnete der Münzmeister, „ich will Euch nicht vom Rechte reden, denn Ihr nehmet's leicht damit, aber den Vorwurf, unserer Sache geschadet zu haben, werf' ich von mir auf Euch zurück. Euer wüstes Treiben schadet uns mehr als Euere Worte nützen; oder meinet Ihr, der heutige Straßenlärm sei darnach angethan, um den gemeinen Mann sich willig unserer Mund zu fügen, wenn er sich solcher Dinge zu gewärtigen hat?“

„Nach des Pöbels Behagen oder gutem Willen frag ich auch nicht,“ rief der Junker patzig; „mir ist's genug ihn unter unsere Botmäßigkeit gezwungen zu wissen.“

„Und Ihr meinet, das ginge mit Geschrei auf der Gasse und Schlägereien mit den Gesellen?“ fragte der Münzmeister höhnisch; „ich gestehe Euch, das ist nicht mein Feld, denn ich hab' mich weder vor Burg Neuhofen noch vor dem Hause Affalterloch auf der Straße getummelt.“

Der Junker biß sich auf die Lippen, aber er bezwang sich und steckte den Hieb ein, denn der Münzmeister war nicht nur der vornehmste, er war auch der reichste der Innung, und bei dem, was die Hausgenossen vor hatten, galt es vor allem der Geldhilfe des Münzmeisters. Geschmeidiger fuhr daher der Junker fort: „Lasset uns über das Vergangene nicht streiten, geschehene Dinge sind nicht mehr zu ändern, daß sie aber keine schlimmen, sondern nur heilsame Früchte tragen sollen, dafür lasset uns sorgen. Ich weiß und Ihr könnet dessen ge-

Digitized by Google

wiß sein, daß der Eytel Fritz die heutigen Vorgänge dazu benützen wird, um mit Hilfe der aufgeregten Zünfte uns zu stürzen. Beugen wir dem nicht vor, so geht vielleicht kein Münzer und kein Hausgenosse mehr die Stufen des Retscher hinan und müssen wir vor jedem Zünftler als unserem Rathsherrn das Käpplein ziehen."

Der Münzmeister antworte nicht, aber er hatte es wohl erwogen und der Gedanke war ihm nicht nur durch den Junker erst eingeblasen worden, daß der heutige Vorfall wohl dem Funken in dem aufgehäuften Zündstoff zu vergleichen sein möge. Diese Bedenken hatten ihn auch hin und her getrieben in den wiederhallenden, öden Gängen seines Hauses, ehe noch die Fackel dem nächtlichen Besuche des Junkers vorgeleuchtet hatte. Aber wie? das war die ungelöste Frage, denn das sagte sich der Münzmeister unverhohlen, käme es zum Straßenkampfe, so würde die Masse des Volkes die geringe Zahl der Patricier und ihre Diener zerdrücken. Daß der Bischof aber auch sich gegen sie kehren würde, das unterlag dem Geschlechter keinem Zweifel. Auf welche Weise also?

Herr Ebelin schwieg und saß sinnend den Arm auf den Tisch aufgestemmt; der Junker aber, den schmächtigen Leib vorgebogen, den Ausdruck einer Lauerkatze in dem jungen und doch verwelkten Antlitz, schien die Gedanken des Mannes aus seiner Seele herauszulesen. „Was gilt da lang Besinnen, Herr Ebelin," sprach er, „wir sind unserer Wenige, das ist wahr, aber unser Arm reicht weit, ich weiß Euch auf den Ritterburgen Leute genug, die darnach brennen, das Pöbelpack zu zertreten."

„Auf den Ritterburgen?" unterbrach ihn der Münzmeister, indem eine dunkele Röthe sein ernstes Gesicht überflog, „meinet Ihr wirklich, Herr Gottschalk, den Ritteradel gegen die eigene Vaterstadt zu rufen?"

„Und was weiter?" rief der Junker frech, „Adel zu Adel, oder gefällt's Euch besser, den Eytel Fritz als Vogt zu sehen und die Verwaltung der Rheinzölle von Euerer Schreibstube in die Stube eines Zünftlers wandern zu sehen?"

„Nein, bei Gott nein!" rief der Münzmeister.

„Nun dann, so schlaget den einzigen Weg ein, der uns und Euch davon rettet," rief der Junker. „Ihr habt Essasser und Wasgauer Ritteradel genug in Eueren Pfandbüchern stehen, es sind schlechte Debitoren, sie würden lieber mit Eisen als mit Gold zahlen; macht's ihnen leicht, Euch kostets nur ein paar Striche durch eine Reihe Zahlen und Namen, und kampfgewohnte Fäuste werfen die Zünfte für ewige Zeiten von den Rathssitzen hinab, aber wir sichern Euch für alle Zeit das Amt des Münzmeisters, Euch und Euerem Geschlecht, wenn Ihr es fortpflanzen wollt. Ich hab' eine schöne Schwester, Herr Ebelin, und um Euretwillen löste ich ihr Verlöbniß mit dem Kraft vom Retschlin."

Noch zauderte der Münzmeister. Der Gedanke, die Stadt mit fremder Waffengewalt zu überziehen, war ihm zu ungeheuerlich, aber nicht lange mehr und Stolz und Herrschsucht trugen den Sieg davon. Der Junker Gottschalk ging mit der Einwilligung des Münzmeisters, seine bösen verrätherischen Pläne ins Werk zu setzen, und mit der Hoffnung, durch die ihm gefügige Schwester, wenn sie die Gemahlin Ebelins würde, diesen selbst und mit ihm die Stadt zu regieren. Kaum aber war der Junker aus dem Hause vorm Münster herausgetreten, tief in den Mantel verhüllt, den sein Knecht ihm nachgetragen, als ein hinteres Pförtlein sich öffnete vor einer dunkeln, hohen Frauengestalt. Der weißhaarige Diener, der es geöffnet und in zitternden Händen die Ampel hielt, er beugte sich tief vor der Gestalt und flüsterte: „Ach edele Frau, tritt so nach Jahren zum ersten Mal des Hauses Tochter über diese freudenlose Schwelle?"

Die Frau reichte dem greisen Diener die Hand. „Du brauchst mich nicht zu geleiten," sprach sie, „in der langen Zeit sind mir die Räume des Vaterhauses doch nicht fremd geworden. Aber wie Du willfährig meinem ersten Rufe gefolgt, so harre auch treu meiner Rückkehr." Und ihr dunkeles Wollengewand zusammennehmend, schritt sie hinein in die tiefe nur von einer Ampel matt erhellte Dämmerung des Ganges.

Herrn Ebelin vorm Münster hatte der Junker in einer leicht erklärlichen Aufregung hinterlassen. Der Gedanke, an den Verrath der Stadt den er üben sollte, stand ihm entsetzensvoll vor der Seele, aber lockender erschien ihm das hingeworfene Versprechen

Digitized by Google

einer erblichen ersten Würde der Stadt, und um dieser erste Begründer zu sein, ein Fürst der Freistadt, darum wollte er Bertha Schaff zu der Ecke zum Traualtare führen, ganz rücksichtslos dagegen, daß ein Jugendgelöbniß sie an Kraft vom Ketschlin band, und er die Familie der Schaff im innersten Herzen verachtete.

Der Münzmeister hörte es nicht, in Brüten und Sinnen versunken, daß hinter ihm sich leise eine Thür geöffnet und die ruhige Gestalt einer Frau aus dem Schatten ihn beobachtete; erst bei dem Rufe „Mannhard!" fuhr er empor und starrte umher. „Mannhard!" rief die Frau abermals und trat jetzt aus dem Dunkel hervor, „erschrick nicht, ich bin es, mein Bruder!"

„Du? Du?" stammelte der Münzmeister, den der Schrecken fast verwirrt zu haben schien, „Du Richmundis in meinem Hause?"

„Ja ich," sprach die Frau und warf einen langen schmerzvollen Blick umher, „ich, die ich dem Vaterhause eine Fremde geworden bin."

„Ist es meine Schuld?" grollte der Patricier. „Aber wohl nicht darum, um Dich hier umzusehen kamest Du hieher, die Martha aus dem Hofe zum Mandelbaum ging schon oft genug an meinem Hause vorüber, selbst als drinnen die Krankheit Opfer forderte."

(Fortsetzung folgt.)

Die Stellung der Frauen in Frankreich.

(Fortsetzung.)

Die Gattin des Präfecten des Somme-Departements hatte zu Amiens, als da die Cholera die fürchterlichen Verheerungen anrichtete, glänzende Beweise von Selbstverläugnung und aufopfernder Menschenliebe gegeben. Die Hälfte ihres verdienstlichen hülfreichen Wirkens wäre hinreichend gewesen, einem Manne den Orden der Ehrenlegion zu erwerben. Madame Cornuau erhielt eine zur Erinnerung an das Wüthen der Seuche zu Amiens eigens geprägte Medaille mit einer anerkennenden Zuschrift der Kaiserin Eugenie. „Bevor ich mich nach Amiens begab," schrieb die Fürstin der unverzagten Frau, „habe ich durch den Herrn Minister des Innern von den edelmüthigen Anstrengungen gehört, die Sie gemacht haben, um den Opfern der grausamen Krankheit, welche diese Stadt heimsuchte, Erleichterung zu verschaffen. Ich konnte mich selbst von Ihrem Eifer und Ihrem Muth überzeugen. Gattin des ersten Beamten des Departements haben Sie eingesehen, daß Sie allen als Beispiel voranzugehen schuldig sind. Und Sie haben, wie Ihr Mann, Ihre Pflicht zu erfüllen gewußt. Mit einer Selbstverläugnung und einer Ausdauer, die weder von Ermüdung noch von der Gefahr erschüttert wurden, haben Sie sich vervielfältigt, um Pflege und Trost rings auszutheilen. Die Bevölkerung von Amiens hat in Ihrer Beflissenheit nicht nur die wirksamste Hülfe gefunden, sie hat aus derselben die Ruhe und das Vertrauen geschöpft welche gestatten gegen die Anfälle des Uebels anzukämpfen, und oft sogar es zu beschwören. Dieses edle Benehmen hat mich tief bewegt. Ich schätze mich glücklich von demselben dem Kaiser Zeugschaft abzulegen, und mit Vergnügen übermache ich Ihnen heut in seinem Namen diesen Erlaß und diese Medaille, welche die Erinnerung an dasselbe verewigen und die das kostbare Erbtheil Ihres Sohnes sein werden, dem Sie die Hingebung und die Wohlthätigkeit seiner Mutter ins Gedächtniß rufen sollen. Empfangen Sie von neuem, Madame, die Versicherung meiner aufrichtigen und tiefen Sympathie. (gez.) Eugenie."

Da nun eine Frau ganz unverholen an den Regierungsgeschäften sich betheiligt, um sich eben für die Regentschaft vorzubereiten, die sie zu übernehmen hätte, wenn Louis Napoleon während der Minderjährigkeit seines Sohnes das Zeitliche segnete, so ist es ganz natürlich, daß auf die Frauen überhaupt mehr Rücksicht genommen wird und dieselben größerer Auszeichnung als sonst werth befunden werden. Die Kaiserin Eugenie ist es, welche es veranlaßt hat, daß der Großkanzlerschaft der Ehrenlegion der Auftrag zugegangen ist, die Stiftung eines Ordens in Vorschlag zu bringen, der ausschließlich für Frauen bestimmt wäre. Vielleicht kommt es noch zur Abänderung der Artikel des Code Napoléon, welche die Rechte der Frauen, sogar das Eigenthumsrecht, zu Gunsten der „Stärkeren" verkürzen.

(A. Z.)

Digitized by Google

Humoreske.

Johann, schnell her nun mit der weißen Binde,
Zerdrücke mir sie nicht mit plumpem Griff!
Wie man den Knoten diplomatisch winde,
An hohen Hälsen lauscht' ich ab den Pfiff. —
Die Radikalen schreien zwar Verrath!
Und stammen wird der biedre Wahl-Philister.
Ich gehe stolz, der Gang ist eine That. —
Ich speise heute bei dem Herrn Minister.

Vergessen ist jetzt Alles und vergeben,
Man beut sich wieder Gruß und Reverenz,
Und freudig wird des Volkes Brust sich heben,
Stößt sein Vertreter an mit Excellenz;
Des Zankens um das Recht ist langst man satt,
Erfolg und Recht sind leibliche Geschwister,
Wohl dem, der endlich das begriffen hat! —
Ich speise heute bei dem Herrn Minister.

Johann, den Frack! Schon eilt er, ihn zu holen.
Ein treuer Diener jedes leisen Wink's,
Warum nur schaut er an mich so verstohlen
Und blinzelt scheinisch nach dem Knopfloch links.
Ja so — der fehlt! ein reichgefaßter Schmuck
Gewiß der auserwählten Meist ist er,
Das übt auf meine Stimmung keinen Druck, —
Ich speise heute bei dem Herrn Minister.

Ein Opfer bring' ich — ach! mein altes Leiden
Reißt mich herum trotz Watte und Flanell,
Und ewig zieht's, es ist nicht zu vermeiden,
In solchem weitgeöffneten Hotel,
Auch soll ich lassen, was beschwert und blählt,
Mein alter Arzt wird alle Tage trister,
Weh' ihm, versagt er mir Indemnität! —
Ich speise heute bei dem Herrn Minister.

Johann, die Handschuh'! frei laß' ich die Rechte
Von dem gewohnheitsmäßigen Verschluß,
Damit sie die des Wirthes warm umflechte,
Kein fühles Leder störe unsern Gruß!
Der rechte Mann groult wohl zur rechten Zeit,
Zur rechten Zeit des Grolles auch vergißt er,
Die Welt sei Zeugin mir'er Herzlichkeit —
Ich speise heute bei dem Herrn Minister.

A. Träger.

Allerlei.

Seltsames Concert. Die wandernde amerikanische Künstlergesellschaft, welche unter dem Namen „Alleghanier" bekannt ist, gab kürzlich ein großes Concert auf der Insel Hawai, eine der schönsten Inseln im Cooks Archipel. Der König des Landes, Maleo, wohnte dieser musikalischen Production bei. Die Einnahme war sehr beträchtlich, sie bestand in 78 Schweinen, 95 Brut-hühnern, 116 gewöhnlichen Hühnern, 16,000 Cocusnüssen, 5700 Ananas, 418 Schäffeln Bananen, 600 Kürbissen und 27 Orangen. Bekanntlich besteht das Talent der Alleghanier darin, Musikstücke auf Glocken verschiedener Größe und Tonhöhe anzuführen. Die Insulaner von Hawai waren von dieser Musik entzückt, und es schien ihnen weder um ihre Schweine noch um ihre Hühner leid zu sein. Der König von Maleo unter Anderm that sich durch seinen Enthusiasmus ganz besonders hervor. Bei den letzten Noten des „Norma"-Marsches bezeigte er den Künstlern seine Zufriedenheit und schwor ihnen, die Hand auf dem Herzen, daß er sie nie vergessen würde.

Schiller und das faule Obst. Schiller litt sehr stark an Brustschmerzen; um diese weniger hervorzurufen und fühlbar zu machen, arbeitete er immer stehend an einem Schreibpulte. Unmittelbar unter dem Schreibpulte befand sich ein Kasten, in welchen der Bediente Schillers täglich faules Obst legen mußte. Empfand Schiller noch längerer Arbeit große Brustschmerzen, so öffnete er den Kasten mit faulem Obst und zog den Dunst davon ein. So soll Schiller sich Erleichterung gesucht haben.

Eine Schauergeschichte, welche vor 2[illegible] Jahren etwa ganz Paris in Bewegung und die Polizei in Verzweiflung setzte, hat jetzt, wenigstens theilweise, ihre Lösung gefunden. Man fand nämlich damals in einem Zimmer die Leiche eines Kaufmanns neben einer sehr zierlichen Guillotine. Das Fallbeil der Guillotine war blutig, sie hatte den Kaufmann ohne Zweifel enthauptet; aber der Kopf des Guillotinirten fehlte. Nach Ansicht der Polizei lag ein Verbrechen vor [illegible] ihre Agenten setzten sich in Bewegung; [illegible] fand sich nachher, daß der Kaufmann an wenigstens zwanzig seiner Freunde eigenhändige Briefe geschrieben hatte, in welchen er erklärt, daß er sich entschlossen habe, durch Selbstmord zu enden, und daß sich Niemand um seinen Kopf kümmern solle, da er für denselben bereits Sorge getragen habe; indessen setzte die Polizei, nicht ganz überzeugt, doch noch eine Weile ihre Nachforschungen fort, bis sie endlich, die Vergeblichkeit einsehend, davon abstand. Vor ein paar Tagen nun starb ein ehemaliger Compagnon des Guillotinirten; in seinem Nachlasse fand man in Spiritus den wohlerhaltenen Kopf, sowie den Stubenschlüssel und einen Brief des Selbstmörders, in welchem der Freund bittet, heimlich in sein Logis zu gehen, den abgeschnittenen Kopf zu nehmen und ihn aufzubewahren. Dieser hatte den Willen des Verstorbenen, wörtlich ausgeführt. Weshalb der Selbstmord unter so eigenthümlichen Umständen geschehen, das fügen uns die Pariser Blätter nicht.

Logogryph.

Still geht es seine Bahn,
Mit Wonne wird's erblickt;
Zwei Zeichen setz' voran,
Den Gaumen es entzückt.

Eigenthum, Druck und Verlag von Albrecht Schröder. — Verantwortlicher Redacteur: K. Pfäffer.

Digitized by Google

Das Novellenbuch.

Unterhaltungsblatt zum „Fortschritt“ („Fürther Abendzeitung“).

Nr. 80. Donnerstag, den 4. October 1866. 2. Jahrgang.

Ein Ritt um die Freiheit.

(Fortsetzung.)

„Mich trifft Dein Vorwurf nicht,“ entgegnete sanft die Martha, denn sie war es, „Du hattest der Hilfe übergenug, mein Dienst gehört den Armen und Verlassenen, und Mannhard, Dein Blick wich mir feindselig immer aus.“

„Kommst Du in der Nacht, Richmundis, um alte Dinge wieder ans Licht zu zu zerren?“ sagte ihr Bruder.

„Nein,“ entgegnete ernst die Beguine, „nicht von Altem, von Neuem will ich reden, und in wenigen Worten. Mannhard, Du gehest gefährliche Wege, ich ahn' es wie schwerverantwortlich sie sein müssen, halte ein auf dem begonnenen Pfade. Der Kaiser und die Stadt haben Dich mit dem höchsten Posten bekleidet, brauch' ihn zum Nutzen Deiner Stadt und Dein Andenken wird, wenn Du auch keinen Erben Deines Namens hinterlässest, ein gesegnetes, ein unvergessenes bleiben. Verbinde Dich nicht mit den Feinden Deiner Stadt in Innen und Außen.“

„Was weißt Du? Was willst Du?“ fuhr der Münzmeister heftig auf.

„Nichts weiß ich,“ entgegnete sanft Richmundis Ebelin, „aber ich will Dich retten. Geburt und Geist stellen Dich an diesen hohen Posten, bewahre ihn, aber bewahre auf ihm die Rechte der Stadt. Glaube mir, Ihr müßt erliegen im Kampfe gegen das Volk, wenn Ihr auch scheinbar einen kurzen Sieg davon getragen, Du wirst fallen, um der Hände willen, die Dich erhoben, noch triefend vom Blute Deiner Mitbürger, aber Du wirst stehen mit dem Volke und durch es. Ich bin heute zwischen Dir und meinem Gatten hindurch geschritten.“

„Nennst Du ihn noch so, Unselige?“ brauste der Münzmeister auf.

„Ewig — weder Dein noch des Papstes Spruch konnt' es ändern. Ihr konntet uns trennen für das Zeitliche, scheiden für die Ewigkeit nicht. Ja noch einmal, ich ging zwischen Dir und den Eytel Fritz, meinem Gatten, hindurch, da Ihr mit feindseligen Blicken Euch einander gegenüber standet, ach ich hätte so gerne Euere Hände einen mögen, die sich zürnend gegen einander erhoben, einen, daß sie gemeinsam schaffen am Baue des allgemeinen Wohls. Mannhard! Mannhard, mein Bruder, sieh, von eigenen Wünschen entkleidet, nur brennend für das Wohl meiner Stadt, fleh' ich zu Dir, vergiß alten Groll, vergiß den Uebermuth des Adels, sei ein Römer, ein römischer Bürger, wie unser erster Vorfahr es gewesen, dem die Stadt über die Familie ging, sei ein Christ, und sieh nur Bruder und Bruder im Aermsten und Höchsten; verbinde Dich mit dem Volke, verbinde Dich mit meinem Gatten, nicht um meinetwillen, denn die Martha vom Mandelbaum hat des Weibes Hoffnung und Glück Valet gegeben mit dem ersten Schritt in den Hof der Beginen. Aber um Deinet-, um des allgemeinen Wohles willen, verbinde Dich mit dem Volke, reiche meinem Gatten, auf dessen Verderben Du seit Jahren brütest, die Hand!“

„Genug,“ sprach der Münzmeister finster, „Richmundis, aus Dir redet der Aberwitz. Deine tolle Liebe gibt Dir tolle Gedanken ein. Frau Martha,“ fuhr er höhnischer fort, „der Hof zum Mandelbaum mangelt der Hüterin, gehet heim, es möchten sonst Hummeln und Bienen Euere Mandelblüthen umschwärmen. Das Tränklein, das Ihr mir zu reichen dachtet, nützt nichts, denn ich liege nicht im Fieber, und den Salbenbalsam Euerer Rede sparet für Wunden; ich aber, Frau Martha, ich, Richmundis, die Du den Namen der Ebelin geschändet, ich bin ein ganzer Mann, der ohne Hilfe Anderer, ohne Rath seiner Wege geht, sag' das dem Eytel Fritz, der Dich offenbar gesendet, und sag' ihm, daß er sich wahren solle, mir gegenüber zu treten und Dir, Frau Martha rath' ich, mische Dich nicht in die Angelegenheiten der Männer, ich möchte sonst die Beguinen nicht gegen Mönche und Nonnen schützen können!“

Digitized by Google

Ein Schluchzen war die Antwort. „Unselig Verblendeter!“ rief sie, „wolle Gott mein Gebet hören, daß die Stunde der Entscheidung nicht so hart auf Dich falle, als ich fürchte!“

Die Hände wie zum Gruße ausgestreckt, trat Richmundis dem Bruder näher, aber Mannhard Ebelin hielt seine Arme in Sammetpelz gewickelt, er verschmähte die Hand der Schwester, die aus der braunen Wollenkutte sich ihm entgegen streckte. Einstens ja, einstens hatte er auf diese Hand große Hoffnungen gesetzt, wollte er sie in die Hand eines Grafen legen und den uralten Stadtadel mit einem hohen Dynastengeschlecht verbinden. Da hatte in Thränen gebadet Richmundis ihm bekannt, daß sie zu Mainz in heimliche Ehe sich begeben mit Jenem, der zwar sein Spielgefährte, aber von Anfang an immer sein Gegner gewesen, mit dem Eytel Fritz, dem zünftigen Rheinkaufmann.

Furchtbar war da sein Zorn aufgelodert, ohne Erbarmen gegen die in Liebe Verbundenen trat das adelige Geschlecht wie ein Mann gegen sie in Fehde. Die Ehe wurde gelöst; das Geld der Ebeline bewirkte zu Rom, daß der Papst das vollzogene Sakrament null und nichtig erklärte. In tiefer Heimlichkeit gebar die verzweifelnde Richmundis den als Bastard erklärten Sohn, mit gebrochenem Herzen trat sie ein in das Haus der Beguinen, um dort in Arbeit und opferfreudiger Thätigkeit zu genesen von den schweren Wunden, die die gewaltsame Trennung von Gatten und Kind ihr geschlagen. Auch darin handelte sie im Widerspruch mit der stolzen Familie, die es kaum verwinden konnte, daß eine ihrer edelsten Töchter, statt den Schleier der vornehmen Benedictinerin oder Cistercienserin zu wählen, die Haube und den Werktag der Beguine erwählt hatte, daß sie, die Feingewohnte, die Edelgeborne, Mägdedienste verrichtete in den Häusern der ärmsten Hintersassen und Leibeigenen. Den unversöhnlichsten Haß aber warf der Münzmeister auf seinen unwillkommenen Schwager, den Eytel Fritz; doch dieser, ungefährdet von dem Uebelwollen der mächtigen Familie, ging seinen ernsten Weg, tief die Wunde verbergend, die der römischen Klerisei erkaufter Spruch ihm geschlagen. Im Beguinenhof wußte er die Geliebte seiner Jugend, die Mutter des Sohnes, den er nicht anerkennen durfte, der bei ihm aufwuchs — ein Namenloser, den er nur auf diese Weise vor dem Haß der Familie seiner Mutter schützen konnte.

Das war es, dieser Namen des über Alles Gehaßten, das den Münzmeister sich verhärten ließ gegen die Mahnung der Schwester, lieber wollte er fallen, unter den Trümmern seines stürzenden Hauses begraben sein, als vereint zu einem Ziele mit dem Eytel Fritz streben. Das Bewußtsein seines schweren Unrechts schärfte den Haß, er warf die Verantwortung seiner Ungerechtigkeit auf den, der durch sie gelitten, und jede Verantwortlichkeit, die aus der That erwachsen würde, zu welcher er sich mit den Hausgenossen verbunden, auf den Mann, in dem er den Führer und Aufreizer des Pöbels sah.

Schmerzvoller als sie gekommen, verließ Richmundis Ebelin vorm Münster das Haus ihres Geschlechtes; aber am Morgen, da sie ihrer stillen, frommen Thätigkeit oblag, sah Niemand der Martha vom Mandelbaum die schwere Stunde der Nacht im Vaterhause an, den bitteren Schmerz, den sie gelitten, da an der Schwelle des Alters wie in den Tagen ihrer heißen Jugend der harte, stolze Bruder ihr die versöhnende Hand verweigert hatte.

4. Kapitel.

Während sich diese Vorgänge in seiner Heimathstadt begaben, während die Mechtild mit stillverborgenen Thränen des fernen Geliebten dachte, weilte dieser, von Allem nichts ahnend, nur seinen Studien lebend, in Straßburg. Wohl dachte er manchmal mit heißem Herzweh an die verlassene Geliebte zurück, dann aber erinnerte er sich wieder des Gelöbnisses, das er dem Pflegevater gegeben, nichts thun zu wollen, was diesen Liebesbund fördern könne, bis er zum klareren Bewußtsein seiner Lage und den Mannesjahren näher vorgerückt sei. „Höre nicht die Stimme der Leidenschaft allein, geliebter Sohn,“ hatte der Eytel Fritz ihm beim Scheiden gesagt, „denke, daß, indem Du ihr nicht blindlings Dich ergibst, Du Dir und noch mehr Anderen unsägliches Leid ersparen kannst. Glaube mir, wenn ich Dir's sage, ich rede von

Digitized by Google

Wunden, deren Brennen mir noch keine Zeit gelindert."

Und der Sohn hatte versprochen der Mechtild kein Liebes- und Lebenszeichen zu senden, aber im tiefsten Herzen hielt er die Hoffnung als Palladium aufrecht, daß ein günstiges Geschick Alles zum Guten wenden könne. „Und was ist's denn?" fragte sich der Lutram oft in stillen Stunden, wenn er der Zeit gedachte, da er in Schilf und Röhricht bei der Mechtild am Rheinufer gesessen, „was ist es denn Unerhörtes, daß ich eines Mütters ehelich Kind freien will? bin ich denn selber ein Hausgenosse, oder der Sproß eines altrömischen Münzergeschlechtes? weiß ich's denn, ob mich eine Zunft gutwillig annehmen würde, mich, der ich gerade so gut vom Mitleid unter einer Hecke kann aufgelesen worden sein, als auf einem seidenen Kissen gelegen — wer bin ich denn? ein Kind des Zufalls, des Geheimnisses, also ist offenbar nicht auf meiner Seite die Herablassung, wenn des Mütters Tochter sich mir verbindet."

So dachte der Lutram, und er träumte von einer kommenden, glückseligen Zeit, wenn nach Würdigkeit und Menschenwerth, Amt und Ruhm zuertheilt werden würden, unangesehen der Geburt und Sippschaft; in dieser Zeit, ja da mochte er, und sei er selbst ein am Hag gefunden Zigeunerkind, durch sich selbst ein kaiserlicher Rath werden können, und ein Herzog sich beglückt fühlten durch die Liebe der Mechtild.

(Fortsetzung folgt.)

Der Küchenzettel im Zoologischen Garten zu London.

Wenn die Besucher des Zoologischen Gartens oft Stunden lang im Regents Park herumwandern und alle die Thiere betrachten, welche hier aus allen Theilen der Erde zusammen gekommen sind, denken sie oft wenig daran, wie viel es braucht, diese große Gesellschaft zu erhalten, und wie verschiedenartig der Küchenzettel sein muß, damit jedes einzelne Thier gerade diejenige Speise erhält, die seinem natürlichen Bedürfniß entspricht. Um diesen Küchenzettel zu erläutern, wollen wir einen Gang durch den Park machen und sehen, wie die Thiere regalirt werden. Wir fangen mit den Fischfressern an, welche reichlich vertreten sind. Für ihre Mahlzeit stehen auf dem Zettel lebendige und todte Fische und sie erhalten täglich 27 Pfund Weißlingfisch, 4 Pfund Flünderfische und 21 Pfund Kabeljau oder Schellfisch, was zusammen monatlich 600 Franken kostet. Die Seehunde haben keine bestimmte Stunde für ihre Mahlzeit. Sie haben den ganzen Tag Appetit und verzehren täglich 20 Pfund Weißlingfisch. Wenn der Wärter von vielen Leuten umgeben ist, so erkennen ihn die Seehunde schon an seinem Schritt, ehe sie ihn sehen. Alle Fische, die verfüttert werden, müssen zuvor untersucht werden, indem es schon vorgekommen ist, daß ein alter Seehund sein Leben lassen mußte, weil er einen Weißling verschluckte, der eine Menge Fischangeln in seinem Rachen hatte. Die Fischotter haben ihre Mahlzeit täglich um 3 Uhr, und jeder verschlingt 4 Pfund Flünderfisch. Während der Seehund sich keine Zeit nimmt, die Fische zuerst zu kauen, sondern alle ganz verschlingt, frißt der Fischotter langsam und kaut Alles sorgfältig und gemüthlich. Die gierigsten Fischfresser sind die Pelikane, welche ihr Diner um halb 3 Uhr haben. Der Wärter treibt sie in ein Gehöfe, und nachdem er die Fische in den Teig geworfen hat, öffnet er das Thor, worauf die Pelikane herausstürmen und mit Allem fertig sind, ehe sie kaum angefangen haben. Jeder Pelikan erhält täglich 3 Pfund Fisch. Der Pelikan hat ein schwarzes Auge, wenn er hoch in den Lüften schwebt, so daß er kaum noch sichtbar ist, kommt er plötzlich herunter wie ein Meteor, verschwindet im Wasser und bringt nach einigen Secunden einen Fisch herauf. Die Störche, Ibis, Rothaans und Seerabe sind alle Fischfresser.

Wie viel jeder Vogel täglich verzehrt, ist schwer zu bestimmen, da alle Fische in Stücke gehauen und mit Ochsen- und Pferdefleisch vermischt in den Teich geworfen werden. Im Durchschnitt verzehrt diese Klasse täglich 22 Pfund. Unter den Pflanzen und Früchte fressenden Thieren sind die Affen die zahlreichsten Kostgänger; sie haben um 4 Uhr ihr Mittagsmahl, und der Küchenzettel schreibt ihnen Rüben, Aepfel, gesottene Kartoffeln, Orangen und Nüsse vor.

(Schluß folgt.)

Guter Rath.

Gegeben im Juni 1866.

Warum willst Du sorgenvoll
Länger noch dich quälen,
Fragend: „welche Farbe soll
Ich zum Banner wählen?“

Schwarzweiß, schwarzgelb, schwarzrothgold —
Welche Musterkarte
Liegt vor Deutschland ausgerollt!
Warte, Theurer, warte.

Sei kein Hippopotamus,
Freund, und lern' verstehen:
Eine gute Fahne muß
Sich vor Allem **drehen**.

Salbe mit dem Oele sie
Sämmtlicher Parteien,
Daß beim Drehen sie sich nie
Unterfteht zu schreien.

Und inzwischen winde nur
Weiter deine Sträuße;
Morgen kriegt sie der Panduc,
Oder auch der Preuße.

Ist nur Eine Farbe gut!
Mancher Schwörmer glaubts, ach!
Bis er röchelnd liegt im Blut;
Siegen bleibt die Hauptsach.

Warte, warte, jedenfalls,
Wem das Glück die Metze,
Werfen wird an seinen Hals
Sich und ihre Schätze.

Suche deine Meinung klug
Möglichst zu verhüllen;
Erst beim Thriumphatorzug
Gilt es laut zu brüllen.

Brülle, brülle, brülle dann,
Laß den Sieger leben!
Viele Stellen hat der Mann,
Viele zu vergeben.

Ob's der Paul, ob's Peter sei,
Schakal oder Tiger —
Rufe; Zweimal zwei ist drei!
Vivat hoch der Sieger!

Georg Herwegh.

Allerlei.

Ein Tapferer auf dem Krankenlager. Preußische Blätter erzählen: Ein österreichischer Verwundeter, welcher nach Berlin gebracht worden war, verstarb vor wenigen Tagen in der Langenbeck'schen Klinik nach einer auf Leben und Tod versuchten Operation. Er hatte in der Schlacht bei Königgrätz eine Kugel in den Oberschenkel erhalten und war als schwer verwundet nach Berlin gebracht worden. Nach der ersten bei ihm angewendeten Operation, um die Kugel zu finden, erklärte der betheiligte Arzt, die Kugel befände sich nicht in dem Beine. Die Wunde heilte bereits zu, doch die Schmerzen empfand der Verwundete nach wie vor. Auf seinen speciellen Wunsch wurde nochmals eine Operation bei ihm vorgenommen, da er fest behauptete, die Kugel stecke noch in dem Beine; allein trotzdem das Bein an mehreren Stellen aufgeschnitten ward, die Kugel fand sich nicht vor. Es verging nach dem eine Woche, als der Verwundete nach unsäglichen Schmerzen und schlaflosen Nächten eine dritte Operation, und zwar auf Leben und Tod, verlangte. Der Wunsch wurde ihm gewährt, das Bein an mehr als zehn Stellen aufgeschnitten, und jetzt — die Kugel glücklich gefunden. Krampfhaft faßte sie der Verwundete in seine Hände und dankte dem Arzte unter Thränen. Am dritten Tage erlag er jedoch den Schmerzen der dritten Operation.

Seelenstärke. In Paris lebte eine Wittwe, welche sich nach Unglücksfällen mancher Art allein in der Welt sah mit drei Enkelinnen, deren einzige Stütze sie war. Sie hatte eine Leibrente von 3000 Frcs., die ihr halbjährig, am 10. Januar und am 10. Juli, ausgezahlt wurde. So lebte die kleine Familie 5 bis 6 Jahre, bis vor einem Jahr die Großmutter eine Treppe herunterfiel, und zwar so unglücklich, daß sie in Folge dessen krank und bettlägerig wurde. Woche auf Woche verging, die Ersparnisse der jungen Mädchen waren draufgegangen, um der Kranken Linderung zu verschaffen; allein alle Bemühungen der Aerzte waren vergeblich. Da trat mit einer Verschlimmerung des Zustandes eine Entkräftung ein, welche die Kranke nicht mehr über ihr nahes Ende täuschen konnte. Am 2. Juli ließ sie den Arzt rufen und verlangte inständig zu wissen, wie lange sie noch zu leben habe. „Nach menschlicher Berechnung höchstens noch zwei Tage“, sprach der Arzt. „Ich muß noch acht Tage leben, ich muß“, versetzte die Kranke. „Was sollen meine Kinder beginnen, wenn ich sie mit leerer Hand zurücklasse!“ Von dem Augenblick an verbot sie Allen, mit ihr zu sprechen, ihr nahe zu sein, bat, alles Geräusch zu vermeiden, welches sie hindern könne, ihre Gedanken auf einen Punct zu concentriren. So lag sie mit schwachen Athemzügen; der starre Blick, die Spannung der Gesichtszüge verriethen ihren Seelenzustand. Als nach vier Tagen der Arzt sein Staunen zu erkennen gab, daß sie noch am Leben sei, sprach sie kaum hörbar: „Ich muß athmen bis zum 10. Juli.“ Sie schlief weder Tag noch Nacht, ließ sich nur von Zeit zu Zeit etwas Zuckerwasser reichen. Da endlich tagte der 10. Juli. Man bemerkte eine große Aufregung in ihr, das Auge war unverwandt auf das Zifferblatt der Uhr gerichtet. „Nur noch ein Paar Stunden, mein Gott!“ betete sie. Gegen Mittag erschien der Commis mit dem Gelde. Als sie die blanken Thaler auf dem Tische sah und der Mann mit der Quittung fortgegangen war, athmete sie tief auf. Ihre Züge erschlafften, die Hände ließen die Decke fahren, die sie krampfhaft umfaßt gehalten, „Jetzt darf ich schlafen,“ sprach sie mit einem liebevollen Blick auf die Enkelinnen. Als diese leise an ihr Bett traten, war sie verschieden;

Eigenthum, Druck und Verlag von **Albrecht Schröder.** — Verantwortlicher Redacteur: **K. Pfisterer.**

Digitized by Google

Das Novellenbuch.

Unterhaltungsblatt zum „Fortschritt“ („Fürther Abendzeitung“).

Nr. 81. Montag, den 8. October 1866. 2. Jahrgang.

Ein Ritt um die Freiheit.

(Fortsetzung.)

Nächst dem Steinthor im Storchen hatte der Lutram Herberge genommen, denn es war ihm, als sei er um einen Schritt näher der Heimath, wenn er nächst dem Thore blieb, durch das er eingezogen und dermaleinst dem Glück entgegen wieder auszuziehen hoffte. Es war eine stille Herberge, darein er sich gethan, sie hatte nur wenigen Zuspruch und das nur von Landleuten der Umgegend, aber das war dem Lutram gerade recht, ihn zog es nicht in den Saus und Braus der Studentenschaft zu stürzen, er lebte still seinen Büchern und seinen Erinnerungen, dazu war die Herbergsmutter, eine freundliche Wittfrau, so liebevoll mütterlich für ihn besorgt, daß es ihm gar wohl in dem kleinen, dunkelen Hause und dem hellen Erkerstüblein war, daraus man über die Mauern hinweg sah ins lachende Elsasser Land.

Statt Bauern oder fahrender Gesellen kam aber eines Tages in die Herberge zum Storchen ein ungewohnt vornehmer Gast, zum großen Wundern der Herbergsmutter und der ganzen Nachbarschaft. Ein Herr Erkenbert von Schaidt war es, seiner Zeit der berühmteste Jäger des Binnwaldes, aber nun preßhaft und gar arg vom Zipperlein gequält; dem war ein geschickter Doctors zu Straßburg verrathen worden, der solchen heilen möge. Da der Herr von Schaidt, der sein Lebenlang nicht aus dem Binnwald herausgekommen war, mit Ach und Krach das Steinthor erreicht hatte, wollte er sich gar nicht weiter nach einer Herberge umsehen und dankte Gott, daß er sein Zipperlein vom Gaule herab in das weiche Gastbett der Storchenwirthin bringen konnte.

Da der Herr von Schaidt aber fast alle Zimmer des Mittelstockwerkes in Beschlag genommen, so mußte der Lutram, wenn auch widerwillig, es sich gefallen lassen, sein Erkerstüblein der Wirthin für ältere Gäste abzutreten, und er bekam dafür eine kleine, düstere Kammer eingeräumt, deren Fenster auf die Galerie gingen, die den Hof umschloß, außer diesem war sein Zimmer Wand an Wand mit dem Schlafgemach des Ritters, so daß das Stöhnen, Fluchen und Wimmern des kranken Jägers den Lutram nicht selten im Schlafe, ja selbst in seinen Studien störte.

Eines Abends aber ward der Lärm im Nachbarzimmer lauter als gewöhnlich; ärgerlich schloß der Lutram sein Buch und legte sich auf sein Bett, halb angekleidet wie er war, aber er konnte nicht schlafen, denn nebenan ward's zu laut, die Stimme des alten Edelmannes und noch eine fremde redeten laut und eifrig in einander. Zusammenhängendes konnte der Lutram nicht verstehen, er verlangte es auch nicht, er schloß die Augen und drehte sich gegen die Wand, meinend, er könne schlafen. Da aber schlug der Namen „Speyer“ an sein Ohr und dann die Namen Schaff zu der Ecke, Ebelin vorm Münster, Kraft unterm Hagon — Alles Patriciernamen seiner Stadt, ja jetzt selbst den Namen seines Pflegevaters, des Eytel Fritz. Dann hörte er wieder, wie die tiefe, grollende Stimme des alten Schaidter's sagte, „es ist ein Bubenstücklein;“ wie der Andere wieder leiser redete und wie zuletzt der kranke Ritter rief: „scheert Euch zum Teufel, ich will nichts von dem Anschlag wissen“; dann wir nebenan der Andere fluchte, wie die Thür zugeschmettert ward, ein sporntlirrender Tritt die alte Stiege hinabpolterte und unten eine fremde Stimme dem Hausknechte zuschrie, seines Ritters Roß vorzuführen.

Was war das? was sollte das sein? von welchem Anschlag, welchem Bubenstücklein war die Rede? und was hatten damit die Speyerer Herren, seines Pflegevaters Namen damit zu thun? Aber nicht lange konnte der Jüngling sich die Fragen vorlegen, nebenan ward es wieder stille und sachte war er eingeschlummert. Aber nicht lange währte der Schlummer, bald weckte ihn ein eigenthümlich Knistern und Knattern,

Digitized by Google

ein beängstigendes Gefühl legte sich auf seine Brust, bleiernschwer lag die Luft auf ihm, er meinte, die Augen nicht öffnen zu können und gab sich willenlos dem betäubenden Drucke hin. Plötzlich jedoch in diesem schweren Halbschlummer fiel seinen geschlossenen Augen sichtbar eine grelle Helle auf und zugleich strich ein heißer Hauch wie ein Höllenodem über sein Gesicht; mit dem Gedanken Feuer! erwachte der Jüngling zum Bewußtsein seiner fürchterlichen Lage, denn Feuer! Feuerjo! schrie es gellend vom Hofe und der Straße herauf. Er sah Flammen von der Decke herab auf sein Lager züngelnd und wie jetzt ein Windstoß durch das einstürzende Sparrenwerk Flammen und Rauchwolken zur Seite jagte, die vor seiner Stube sich befindliche hölzerne Galerie in glühenden Flammen stehen. Durch das Krachen der stürzenden Balken, das Heulen des Windes und das entsetzliche Geknatter der Flammen aber hörte er das jammervolle Hilfsgeschrei des Freiherrn nebenan. Rings um ihn züngelten die Flammen, Hitze und Rauch benahmen ihm fast die Sinne, vor seinen Fenstern wogte der Feuerstrom der hängenden Galerie.

Da in der höchsten Noth kam ihm die kalte Ueberlegung wieder; nur durch das Zimmer des Freiherrn konnte er sich retten und diesen selbst mit ihm. Einen schweren Eichenschemel, der nach der auf Dauer berechneten Mode der damaligen Zeit mit künstlich geschmiedeten eisernen Bändern zusammengefügt war, ergriff er, und mit Riesenkraft, von den drohenden Flammen gehetzt, führte er wuchtige Schläge mit demselben auf die Thür, die zu dem Zimmer des Ritters führte. Der Schweiß rann ihm von der Stirn, seine Kraft drohte zu erliegen in der Höllengluth des Raumes, der unbarmherzig festen Thür entgegen; schon sengte die Gluth sein Haar, da in der letzten Minute, wich das Getäfel und über die zerbrechende Thür stürzte der Jüngling in das andere von Rauch erfüllte Gemach, ihm nach schlugen die Flammen. Bei ihrem Loderschein sah er den alten Ritter von seinem Lager herabgesunken bewußtlos auf dem Boden liegen; mit der Kraft der Jugend, der Kraft, die der nahe Tod gibt, hob er die schwere Gestalt des Schaidters auf und mit der halb geschleppten, halb getragenen Last strebte er ins Freie. Aber da schlugen ihm die Flammen entgegen wie wilde Dämonen, sprühend und zischend; er sah vom Winde die Flammenwogen hin- und hergetrieben, jetzt für einen Augenblick die dunkelen Massen der gegenüberliegenden Häuser, die Kopf an Kopf gedrängte Menge im Hof; aber auch von unten ward er sichtbar in diesem Augenblick, ein hundertstimmiger Schrei scholl zu ihm herauf: „Wirf ihn weg! Rette Dich, sonst seid Ihr Beide verloren!"

„Das verhüte Gott!" sprach der Jüngling, und zu dem Schaidter sich wendend, der ihn mit verwirrten Augen anstarrte, sprach er: „Faßt alle Kraft zusammen und wenn's auch weh thut, jetzt gilt's einen Sprung. Mechtild!" flüsterte er, und den Ritter mit beiden Armen festhaltend sprang er in die Flammen, die vor der Treppe lodernd ihm die Rettung zu wehren schienen; er hörte das Aechzen des Freiherrn, das Krachen des Gebälkes, fühlte Flammen in sein Gesicht schlagen, hörte wie hinter ihm mit Donnergetöse die Stiege zusammenbrach, hörte ein vielstimmiges Jubelgeschrei, fühlte einen kalten Strom über seinen Körper fluthen und mit dem Worte Mechtild sank er besinnungslos den Umstehenden in die Arme. Der Ritter weinte wohl seit seiner Kindheit die ersten Thränen, denn er meinte nicht anders, als sein Retter sei todt. Aber er lebte, und als hätte ein Gott ihn durch die Flammen getragen, so wenig war er von Brandwunden bedeckt, nur die Kleider fielen theilweise mürb und kohlig ihm vom Leibe.

Von der ganzen Herberge war nur der steinerne Unterbau unversehrt geblieben, alles Andere lag in braudgeschwärzten Trümmern untereinander. In ein unversehrtes Gemach des Erdgeschosses hatte man den kranken Ritter gebettet, den Schrecken und Schmerzen dem Tode nahe gebracht hatten; mit schwacher Stimme verlangte er seinen Retter zu sehen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Küchenzettel im Zoologischen Garten zu London.

(Schluß.)

Die Speise wird in kleine Stücke geschnitten und in ihre Gefängnisse geworfen, worauf nicht selten Streit und Zank ent-

Digitized by Google

steht; überhaupt ist ihr Benehmen der Art, daß sie schon deßwegen die Ehre nicht verdienen, die Progenitoren des Menschengeschlechts zu sein. Uebrigens bleibt es Jedem unbenommen, seine Urahnen als Affen zu betrachten, nur muß er dann so bescheiden sein, diese Ehre für sich zu behalten, und sie nicht auch Anderen unter dem Namen von wissenschaftlichem Resultat aufdrängen wollen. Das neue Affenhaus, das kürzlich gebaut wurde, hat nicht weniger als 5000 Pfund oder 125,000 Fr. gekostet. Zu den fruchtfressenden Vögeln gehören etwa 80 verschiedene Arten von Papageien und viele andere Arten kleinerer Vögel, welche täglich mit Ananas, Bananen, Datteln, Orangen, Trauben und Aepfeln regalirt werden, während die Sträuße, Fasanen, Pfauen, Guineahühner, Gänse u. s. w., Kohl, Rüben und anderes grünes Futter nebst Korn erhalten. Das Kostgeld für die Pflanzen und Frucht fressenden Thiere beläuft sich im Durchschnitt monatlich auf 875 Fr. Die Singvögel bilden eine andere Klasse, welche gewöhnlich mit Samen gespeist werden und monatlich 150 bis 200 Franken kosten. Welschkorn, Hanfsamen, Reis und Gerste ist die Lieblingsspeise dieser Vögel. Wird ein Vogel mit Hanfsamen überfüttert, so soll er die Farben in seinen Federn verlieren. Manchen Vogelarten wird der Reis gekocht gegeben. Die Hirsche, Antilopen, Geisen, Schafe, Kameele, Giraffen, Zebra u. s. w. werden mit Korn, Heu, Oelkuchen, Wurzeln und Rüben gefüttert. Rhinozeros, Elephant und Hippopotamus haben im Durchschnitt die gleiche Kost, wie ein Pferd, nur brauchen sie eine größere Quantität, und es ist schwierig zu bestimmen, wie viel jedes einzelne dieser Thiere täglich bedarf. Im Durchschnitt sind die Ausgaben monatlich für Heu 2045 Fr., für Stroh 1150 Fr., für Wurzeln 125 Fr., für Wicke 125 Fr. und für Oelkuchen 25 Fr. Dazu kommt noch Brot und Biskuit, das für die Elephanten und manche Vögel gebraucht wird. Das Brot kostet monatlich 285 Fr. und das Biskuit 300 Fr. Man denke sich, Madame Elephant komme auf eine freundliche Weise zum Besuche nur für einen Tag, so würde sie nicht zufrieden sein, wenn sie nicht 100 Pfd. Heu, 20 Pfd. Brod mit einem Eimer Wasser erhielte, und noch 10 Kohlköpfe dazu, sammt etwas Biskuit. Auch mit dieser Portion ist sie noch nicht ganz zufrieden; sie schläft nämlich auf Stroh und sorgt dafür, daß sie jede Nacht ein frisches Bett erhält, indem sie während der Nacht das Stroh auffrißt bis auf den letzten Halm. Das Hippopotamus hat einen noch bessern Appetit und frißt nebst dem Heu und anderen Dingen noch 100 Pfund Gras täglich. Nun folgt eine Klasse, welche immer einen guten Appetit zu ihrem Diner bringt, es sind die Aristocraten des Waldes, welche um 4 Uhr ihre Mahlzeit haben: die Löwen, Tiger, Leoparden, Bären, Hyänen, Wölfe, Füchse u. s. w. Im Durchschnitt erhält jedes dieser Thiere täglich 12 Pfund Fleisch, die kleineren etwas weniger. Das Ochsen- und Pferdefleisch, das sie monatlich verzehren, kostet 3750 Fr. Noch mehr aber kostet die große Schaar von Raubvögeln, welche um halb 4 Uhr speisen und zusammen täglich 200 Zentner Fleisch verzehren, zu welchen noch Kaninchen, Guinea-Schweine, Spatzen, Tauben, Frösche, Insecten, Eier und Milch gerechnet werden. Die größere Zahl der Reptilien hat wöchentlich nur ein Diner, Freitag Abend 6 Uhr. 12 Kaninchen, 24 Spatzen, 20 junge Guinea-Schweine, 24 Mäuse mit einer Anzahl Tauben stehen auf ihrem Küchenzetttel. Es ist keineswegs angenehm zuzuschauen, wenn die Schlangen Alles lebendig verschlingen, doch ist es nothwendig, ihnen lebendiges Futter zu geben. Den giftigen Schlangen werden Mäuse und Schweinchen gegeben, welche schnell sterben, nachdem sie gebissen worden sind. Von den 98 Millionen Eiern, welche jährlich in London in verschiedenen Formen verspeißt werden, kommen für 1200 Fr. auf den Küchenzettel im Regents Park, und die Milch kostet jährlich 15,000 Fr. Um alle diese Gäste, die sich da aus allen Herren Länder beisammen finden, täglich zu speisen, so daß jedes Thier immer erhält, was es bedarf und was ihm zusagt, braucht es eine gute Aufsicht und Organisation, und diese ist denn auch so musterhaft im Regents Park, wie man sie wohl in keinem andern Thiergarten mehr finden wird.

Digitized by Google

In der neuen Welt.

Ein König sitzt im fernen Land
Im Kreise seiner Lieben,
Der Letzten, die, als er verbannt,
Ihm hold und treu geblieben.
Und der König ergreift den Goldpocal
Und spricht von den Unterthanen,
Von seines Reiches Macht zumal
Und der Vorzeit großer Ahnen.

Er spricht von fröhlicher Wiederkehr
Mit hoffenden Herzens Klopfen.
Und hebt den Becher und trinkt ihn leer
Bis auf den letzten Tropfen;
Er füllt ihn wieder mit kühlem Schaum
Und leert ihn aufs Neue wieder,
Dann aber streckt er zu tiefem Traum
Im Sessel zurück die Glieder.

Die Treuen lauschen still: O seht
Wie sich die Lippen regen!
Laßt hören, was der Majestät
Getreue Brust mag bewegen! —
Er spricht: Schritt fahren! Langsam, Schritt!
Wozu denn solche Hage?
Stehst du auch fest auf dem Wagentritt,
Mein allerliebster Page?

Ach, welche Pracht! Wie schön geschmückt
Die stattlichen Carossen!
Herr Bürgermeister, bin sehr entzückt
Von Ihren loyalen Worten.
Schön Dank, Jungfraulein für Ihren Strauß!
Grüß' Gott den Generälen!
Grüß' Gott, du altes Vaterhaus
Mit den hohen Rittersälen!

Herr Commandant, die Rebellen dort
Soll man in Eisen schließen!
Sie wollen nicht vom Platze fort?
Laßt schießen schnell, laßt schießen!
So recht! Da liegt die Drachenbrut
Und zappelt im Verenden!
Wischt mir vom Degen ab das Blut —
Will jetzt euch Gnaden spenden!

Bringt Scepter und Reichsapfel mir!
Die Cour soll gleich beginnen!
Was bohrt denn in dem Apfel hier,
Als säß' ein Wurm darinnen?
Fort mit dem Wurm! er steigt heraus
Und wird zur riesigen Schlange!
Er windet um mich und um mein Haus
Des ehernen Leibes Spange!

Er stürzt — ich bin befreit — Hurrah!
Erschlagen ist die Hyder!
O holde Göttin Victoria,
Wie glanzt im Licht dein Eisenfeder!
Welch' reicher Kranz! — O hör' den Schwur:
Ich nehm' ihn an und trage
Ihn dir, o Göttin, zu Ehren nur
Bis an das Ende der Tage!" —

Und als der König wieder erwacht
Aus seinem Traum, dem süßen,
Da war es ringsum still und Nacht,
Die Treuen standen zu Füßen.
„Wo bin ich?" — fragt der gefallene Held —
„In welch' entzückenden Räumen?" —
„In. — Gastho: Herr, zur Neuen Welt.
Majest. geruhten zu träumen!""

Kladderadatsch.

Allerlei.

Einst kam ein Mädchen zu einem Beichtvater. „Ehrwürdiger Vater," sagte sie, „ich habe einen großen Fehler, ich bin hochmüthig." — „Hast Du Geld, mein Kind?" — „Nein!" — „Nun dann gehe nur getrost nach Hause, der Hochmuth wird Dir schon vergeh'n."

Montesquien sagt in seinem „Geist der Gesetze:" Es wird nicht viel Rechtschaffenheit dazu gehören, eine monarchische oder despotische Regierung aufrecht zu erhalten. Die Stärke der Gesetze in jener, der stets schlagertige Arm des Fürsten in dieser, ordnet Alles und hält Alles im Zaume. Aber in einem Staate, wo das Volk regiert, wird eine Triebfeder mehr nothwendig sein, und dies ist die — Tugend.

Saphir sagt: Im Weine liegt Wahrheit; darum haben auch die Ritter des Mittelalters den Wein ganz allein getrunken, damit durchaus keine Wahrheit unter das Volk komme!

„Wo wohnen Sie?" fragte ein Gensd'arm ein paß- und obdachloses Individuum. — „Ich wohne gar nirgends," erwiderte der Gefragte. — „Und Sie?" fragte der Gensd'arm den Begleiter des Paßlosen. — „Ich wohne diesem Herrn gegenüber."

Börne pflegte, so oft er sich in Paris eine Portion Sauerkraut geben ließ, auszurufen: „Dies sei das einzige Band, das ihn noch an Deutschland knüpfe."

Wissenschaftliche Aufgabe.

Aus zwei Städten die 204 Meilen von einander entfernt sind, gehen zwei Courire zu gleicher Zeit gegen einander ab; der erste macht den ersten Tag 6 Meilen, jeden folgenden Tag aber um 2 Meilen mehr, als den vorhergehenden; der zweite macht den ersten Tag nur 2 Meilen, dafür aber jeden folgenden Tag um 3 Meilen mehr, als den vorhergehenden. Nach wie vielen Tagen werden sie sich begegnen?

Auflösung des Logogryphs in Nr. 79.
Stern. — Austern.

Eigenthum, Druck und Verlag von Albrecht Schröder. — Verantwortlicher Redacteur: K. Pfisterer.

Digitized by Google

Das Novellenbuch.

Unterhaltungsblatt zum „Fortschritt“ („Fürther Abendzeitung“).

Nr. 82. Donnerstag, den 11. October 1866. 2. Jahrgang.

Ein Ritt um die Freiheit.

(Fortsetzung.)

„Ihr habt mich zwar dem Tode nicht für lange entreißen können,“ sagte er zu Lutram, „aber s' ist doch großen Dankes werth, denn es wäre ein zu erbärmlich Ding gewesen, wenn mein Leichnam im Feuer einer Schenke hätte rösten sollen, davon gar nicht zu reden, daß Unsereiner im Binnwald nicht so leben kann, daß man am Ende aller Dinge ohne Absolution vor seinen Herrgott treten könnt'. Aber was kann ich für Dich thun, mein Sohn? denn wenn man dem Erkenbert von Schaidt auch allerhand nachsagen mag: daß er seine Schulden nicht bezahlt habe, das kann ihm hol mich der Teufel kein Mensch nachsagen. Aber wie entricht ich meine Schuld an Dich? nur frisch heraus, bei Unsrer lieben Frau, Du sollst mich nicht knauserig finden.“

„Herr Erkenbert,“ sagte der Lutram frei, „Geld und Gut wonnet mich nicht, und was mir das Liebste wär', könnt Ihr mir nicht geben.“

„Nun,“ sagte der Schaidter, „besinn Dich, aber mach's nicht zu lang, ich möchte Dir sonst gar flink entwischen; denn mich dünkt ich will meines Zipperleins gar bald ledig sein; in was kann ich Dir dienen mit Wollen und Wissen?“

Da ging plötzlich dem Lutram die Erinnerung an das Gespräch des vorigen Abends auf und er sagte: „Ja mit Euerem Wissen könntet Ihr mich lohnen, Herr Erkenbert, ich hab' Euch gestern Nacht von Speyer reden hören, auch den Namen mir Befreundeter, sagt was ist's?“ Auf diese Frage ward der Schaidter dunkelroth, wandte sich gegen die Mauer und brummte: „Ich kann's nicht.“

„Hab ich Euch doch können aus dem Feuer retten,“ sagte der Lutram, dem es ahnte, daß er ein gefährlich Geheimniß forderte, „Zahlet Eure Schuld, Herr Erkenbert, und ist's was Schlimmes, so entlastet Euere Seele, so lange es noch nützen kann, das rechnet Euch Gott für doppelte Absolution.“

„Bei Unsrer lieben Frau, Du hast Recht,“ sagte der Freiherr. „Der Teufel soll mich holen, wenn ich's nicht thu'; was liegt mir an dem verschuldeten Lumpenpack und an dem übermüthigen Stadtvolk, und 's ist ein Bubenstück allweg. Aber wenn ich Dir's sage, mußt Du für mich im Dome zu Speyer zwei jährliche Seelenmessen stiften, sie könnten mir zu gute kommen.“

„Das will ich geloben mit Hand und Mund,“ sagte der Lutram, dem die Gewißheit sich immer mehr befestigte, daß es sich hier um ein gefährlich Geheimniß handle.

„Nun denk,“ sagte der Ritter, „so laß Dir meinen Schecken satteln und reit' in einem Trab, das heißt wenn Du reiten kannst, Schlaraf, also reit' flink nach Speyer und sag' den Zünftlern, sie sollten sich vorsehen auf diese Nacht vor Sanct Severinus Tag. Die Hausgenossen haben zusammengerufen was sich an feilen Schwertern finden ließ auf den Burgen im Wasgau, im Binnwald und im untern Elsaß, ihrer achtzehnhundert; vom Binnwald in den Rechwald wollen sie ziehen und an Sanct Severins Tage sollen nur Geschlechter auf den Rathsstühlen sitzen, hol mich der Teufel, wenn das kein Schelmenstücklein ist. Einem der Speyerer, der an der Spitze steht, möcht ich aber besonders das Spiel verleiden, dem Schaffen zu der Ecke, was braucht sich der Stadtbürger auf der Straße zu nähren, er soll Pfefferjäck wiegen, Harnisch und Steigbügel sind nichts für ihn.“

Dem Lutram war es bei diesen Reden, als würde ihm ein Dolch ins Herz gestoßen. Also ein verrätherischer Ueberfall drohte der Stadt, und die Räuber wurden von jenen, welche sich annaßten, die Stadt zum Besten zu regieren, in den Frieden der Nichtsahnenden bei nächtlicher Weile gerufen?

„Und Herr Erkenbert,“ fragte er fast stockenden Athems, „ich hört' auch den Eytel Fritz nennen.“

Digitized by Google

„Den? ja der soll baumeln. Aber höre mich an, Du magst retten, wen Du willst, mir aber sollst Du schwören, daß Du keiner Seele sagen willst, von wem Dir diese Kundschaft geworden."

——„Das schwör ich zum allmächtigen Gott!" sagte der Lutram ernst, „und Euch, Herr Erkenbert, wird um dieser That willen, die so viel Elend und Ungerechtigkeit verhütet, Gott Euere Sünden vergeben."

„Mach, daß Du fort kommst!" drängte der Schaidter, „Sct. Severin, hol mich der Teufel, s' ist Morgen!"

„Morgen! Morgen!" Der Jüngling fuhr sich mit beiden Händen verzweifelt in das braue Gelock. „Und diese kommende Nacht —"

„Reite, reite, der Schecken ist Dein, Du brauchst ihn nicht zu schonen," rief der Herr von Scheidt.

Und der Lutram schonte des Schecken nicht, und der Schecke, der die Heimathluft des Binnwaldes witterte, er flog dahin, als wären ihm Flügel an den Fesseln gewachsen.

Grau lag die Dämmerung noch über den Thürmen und Dächern des alten Straßburg, da Lutram durch das eben geöffnete Steinthor ritt. Hinter ihm unter den rauchenden Trümmern des Storchen begraben lag all seine Habe, nichts rettete er aus Straßburg als seine halbverbrannten Kleider, sein verzweifeltes Herz.

Graue Herbstnebel hingen über dem Rhein, ein grauer bleifarbener Himmel spannte sich über dem einsamen Reiter; ach, unter dem Schutze dieses Nebels sammelten sich vielleicht schon die Mordbanden, die herrschsüchtiger Verrath in die Stadt gerufen — kam er zu spät? Da ging die Sonne auf, blutroth und strahlenlos hing sie im Nebelmeer. Ach warum wird es schon Morgen, warum währt die Dämmerung nicht länger, und ich bin noch so fern.

Wie ein Vogel flog der Schecke dahin, aber auch die Stunden standen nicht still. Stunde um Stunde zerrann, wolkenlos und blau, die besiegten Nebel tief hinabgedrängt, spannte sich der Mittagshimmel aus und kaum viel über das erste Viertel des Weges war zurückgelegt — voran! voran! aber der Tritt des Thieres ward matter, er mußte rasten. Rasten! rasten! und seine Gedanken konnten es nicht, die flogen vorwärts; auch flöge die Botschaft mit ihnen in die arglose Stadt! Neugestärkt erhob sich der Schecke, wieder ging's fort im sausenden Fluge; des Renners Hufe berührten fast kaum den Boden, aber dem Lutram schien es, als ginge sein Thier im Schneckentrab und die Stunden des Tages seien um die Hälfte verkürzt. Drüber flogen Weiler und Edelsitze, das Roß wandte schnaubend den Kopf, die geöffneten Nüstern der Waldluft des Binnwaldes zu; aber vorbei und hindurch, gut Roß, gut Roß, heute gilts kein Rasten!

Da blitzte der Rhein auf und verschwand wieder im Waldesdickicht. Wellen, seid ihr rascher, tragt die Botschaft; Herbstwind, schreie das Wort der Mahnung den Schlummernden in's Ohr — ach, kaum will ich's mehr erreichen!

Dunkel und finster zog sich der Rechwald am Rhein hin. Wohl mied im Harnisch ein einzelner Mann den Wohnort der Räuber und Diebe; wie das vom Ardenner Walde einst Petrarka gesagt, so galt es vom Rechwald, es war ein ungeheuerlich Reiten hindurch. Aber hindurch, hindurch und wär' jedes Eichblatt eine Lanzenspitze; Schecke, es weht Heimathluft uns an — Schecke, greif aus!

Dämmerig sank der Abend, kalt strich der Nachtwind vom Rheine her, er strich seufzend durch die laublosen Aeste; des Lutram Herz drohte zu zerspringen vor bitterem Weh, vor der Gewißheit der Erschöpfung. Wie Spuckgestalten tanzten die Bäume vorüber, höhnische Lieder schien ihm der Wind ins Ohr zu singen von dem Reiter, der reiten wollt, dem Warner, der warnen gewollt, aber der Reiter sank im Rechwald und die Warnung verwehte der Wind, und dazwischen klang es wie fernes Waffengeklirr, wie Rüdengebell. Und jetzt war es, als sei es Mai und die Weisel zögen aus; schwirrend, summend und flirrend gaukelte es ihm vor Auge und Ohr, ein toller Bienenschwarm; da wankt er im Sattel hinüber und herüber und der Schecke ließ die Ohren hängen und trabte wie im Schlafe. Da aber durch das traumhafte Geschwirr kam vom Winde getragen ein voller Ton: „Gottes Lob, Gottes Lob! das ist die Glocke vom Dome, sie läuten St. Severinsfest. Schecke, mein Schecke, greif aus!"

Digitized by Google

Und der Schecke flog hin. Vom Blute, das vom Sporn troff, war das weiße Gefieder roth besprengt, und wie die Glocke den letzten Schwung that, da ritt ein Reiter zum Stadtthore herein. „Hilf Gott, das ist ein Gespenst!“

Vor der Schenke zum Pfittich brachen Roß und Reiter zusammen. Der Pfittich hatte geträumt, vom Lärmen des stürzenden Rosses aber war er erwacht, er schlug mit den Flügeln und schrie wie in Verzückung: Salve Salvator!

Die Gäste des Pfittich hoben den Sprachlosen auf, sie netzten seine Lippen mit warmem Wein und badeten seine Schläfen in Essig. „Lutram!“ rief der Ehrtel Fritz, da das Gesicht des Jünglings unter Staub und Blut erkenntlich ward, „Lutram, was willst Du!“

„Laßt alle Künste zu den Waffen greifen,“ sprach matt der Lutram; „eilet zum Salzthor und zum Hasenpfuhl, der Hausgenossen Mordbande harret im Rechholz. Säumet nicht, es sind ihrer achtzehnhundert.“

„Sendet Botschaft in die Zunftstuben,“ rief der Ehrtel Fritz. „Meister und Gesellen, alle in Waffen zum Hasenpfuhl.“

(Fortsetzung folgt.)

Deutscher Waldglaube.

(Neue Freie Presse.)

Wer hat ihn nicht schon selbst empfunden, den stillen, mächtigen, beruhigenden Zauber der Waldeinsamkeit? Wem dehnt sich die Brust nicht freier, wem glättet sich die Stirne nicht, wenn er im kühlen Schatten des breiten Hochwaldes wandert? Die Sonnenstrahlen spielen an lichten Stellen auf den jungen Blättern, daß sie zitternden Smaragden gleich, im leisen Winde hin- und herschwanken; Drossel und Finke schlagen dir zu Häupten in den Baumkronen und tiefer im Grunde hämmert, als Secunden-Uhr des Waldes, der bedächtige, gravitätische Specht. Manchmal hüpft ein eilender Hase über deinen Weg und drüben am Rande des kleinen versteckten Sees röhrt der Hirsch; ringsum tiefer Friede und doch Alles voll Leben, voll Bewegung und Tönen. Und dazu die reine, würzige Luft, die kühl und weich die Wangen des Wanderers fächelt. Zuweilen fährt ein stärkerer Wind durch die Bäume, dann rauschen sie Dir Gruß und Duft entgegen, und durch ein dumpfes Brausen, ähnlich jener wunderbaren Naturmelodie, mit der die Wellen des Meeres an das Ufer schlagen. Der Wald gleicht fast dem Meere: auch wer in die grünen Blätterwogen taucht, vergißt die Außenwelt, vergißt Leid und Schmerz; aber das Meer gibt nicht wieder, was es verschlungen, der Wald entläßt uns gestärkt und gekräftigt.

Die meisten Völker alter Zeit haben ihre Wälder nicht nur mit Liebe und Stolz, sondern mit scheuer religiöser Verehrung betrachtet. Der Wald galt als Sitz der Gottheit, der Orakel; in jedem Baume wohnte ein halbgöttliches Wesen, dessen Leben mit jenem des Baumes blühte und endete. So war es bei den Griechen und Römern, so bei Slaven, Kelten und Germanen. Im Eichenhaine von Dodona lauschten die Hellenen den Zeichen des Göttervaters, der gallische Druide schnitt im weißem Gewande mit goldener Sichel den heiligen Mistelzweig im Schatten der Waldnacht, das Heiligthum der Göttermutter Nerthus, die im deutschen Norden alljährlich auf einem Schiffwagen ihren segenbringenden Umzug hielt, lag tief verborgen in einem großen Walde. Die schönsten und größten Wälder der alten Deutschen waren diesem oder jenem Gotte geweiht, dasselbe geschah mit einzelnen Bäumen von besonderem Alter und Umfang. In den Wäldern opferten unsere Väter den Göttern, dorthin brachten sie, wie Tacitus von den Semnonen erzählt, die im Kampfe erbeuteten Waffen, dort hingen sie ihre Opfer auf; die älteste Zeit kannte keine Tempel. Nicht in von Menschenhand erbauten Hallen, sondern unter dem Laubdache hundertjähriger Eichen fühlten sie sich der Gottheit näher; im Schatten der Buchen schüttelte man die aus ihrem Holze geschnittenen, mit den Runen bezeichneten Stäbe. Noch heute, nach zwei Jahrtausenden, erinnert uns das Wort „Buchstabe“ daran, daß die altdeutschen Priester im Walde die Loose der Zukunft warfen.

Die Verehrung für Wald und Baum wurzelte tief im deutschen Volke, im deutschen Gemüth. Als die Apostel des Christenthums kamen, war ihre erste Aufgabe die Zerstörung der heiligen Bäume; denn so lange diese standen, half ihr Predigen wenig.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Allerlei.

Originelle Anzeige. Newyork, 22 Sept. Das Prairie-Journal bringt folgende Anzeige: „Der Häuptling der Hayuse bietet 1000 Pferde einem reichen, tadellosen jungen weißen Manne, der gut empfohlen ist und seine Tochter heirathen will. Er muß sich im Territorium der Indianer niederlassen und sich auf den Ackerbau verstehen, den er die Indianer lehren soll. Die Pferde sind 60- bis 80,000 Dollars werth. Die junge Indianerin ist von mittlerem Wuchse, mit regelmäßigen Zügen, schwarzen Augen, prächtigen Haaren und starken Formen. Sie hat viel Anstand und Grazie."

Portugiesisches Commando! In der portugiesischen Armee gibt es ein eigenthümliches Commando. Nach dem „Schultert's Gewehr! Gewehr in Arm!" u. s. w. folgt auch eines, welches lautet: „Dem Feinde böse Miene gemacht!" (Cara fiera a l'ennemigo.) Hier runzeln die Soldaten die Stirn. Darauf commandirt der Officier: „Sehr bös!" (muchissimo fiera) und schneidet dabei ein entsetzliches Gesicht. Die Soldaten machen dies nach, so gut es geht. Man sieht daraus, daß in Portugal der häßlichste Soldat der beste ist.

Ein Land für manche unserer Dandys wäre China. Dort nämlich wird bei Schuldklagen nicht der Schuldner eingesperrt, sondern der Gläubiger erhält — Stockprügel, weil er der Unfreundlichkeit Vorschub leistete.

Friedrich der Große über den Adel. „Ist es das Wort von, was den Edelmann macht, oder der Glaube an eine immer sehr problematische Abstammung? Der Adel ist nichts anderes, als der höhere Grad von Bildung, Ehre und Vaterlandsliebe, den man billig bei Personen aus guten Familien, die eine sorgsamere Erziehung als andere genießen können, voraussetzen darf. Ist dies nicht da, so ist er nichts, gar nichts, ohne allen Werth und ein Unkraut, statt etwas Nützliches zu sein." Siehe die hinterlassenen Schriften des Professors Dieudonne Thiebault.

Zu den großen Schöngeistern, welche Feinde der Musik gewesen sind, gehörte unter andern auch Lessing. Er pflegte zu sagen, daß ihm bei Anhörung der schönsten Musik nicht viel besser zu Muthe sei, als wenn ihm der Barbier den Bart einseife.

Unter einer Million Deutschen gibt es nur zehn Menschen: die Uebrigen sind Schneider, Kaufleute, Justizräthe, Soldaten, Astronomen, Diplomaten, Geistliche, Gelehrte, Förster, Polizei-Directoren — und was man sonst noch sein kann, wenn man nichts ist. Der Schneider steht die Welt für einen Kleiderschrank an, der Kaufmann für eine Börse, der Justizrath für eine Kanzleistube, der Soldat für eine Kaserne, der Astronom für eine Sternwarte, der Diplomat für ein Staatsgeheimniß, der Geistliche für eine Kirche, der Gelehrte für eine Bibliothek, der Förster für einen Wald, der Polizei-Director für eine Diebes-Herberge. Der Mensch aber steht die Welt für das Alles zugleich an.

Die Verlobungsringe bestehen gewöhnlich in einer schuppigen Schlange, die sich in den Schwanz beißt. Das ist das egyptische Symbol der Ewigkeit. Bis zur Hochzeit ist die Liebe ewig und echt egyptisch: die Braut betet häufig ein Krokodil und der arme Bräutigam eine Schlange an, die ihn beschuppt. Die Liebe steigt, wie der Nil, bis über die Flitterwochen, dann aber fällt sie.

Ein Wettrennen aus Eifersucht. Ein junger, neu verheiratheter fremder Diplomat, der in Paris accreditirt ist, Herr X., empfing eines Tages folgendes Briefchen: „Madame X. hat morgen Früh ein Rendezvous im Vincenner Wäldchen; um 10 Uhr fährt sie hin; folgen Sie ihr." Am nächsten Morgen saßt der Ehegemahl in einem Fiacre jenem Hotel gegenüber; um 10 Uhr kommt seine Frau heraus und besteigt ein Coupe. „Kutscher, 2 Louis'or! folgen Sie diesem Wagen." Der Kutscher fährt, daß die Funken sprühen, kurz vor dem Boulevard du Prince Eugene kommt ihnen eine Karre in den Weg. „Vorwärts, Kutscher, vorwärts!" Der Fiacre fährt sich fest, eine Achse bricht. Der Diplomat springt heraus und setzt seinen Weg zu Fuße fort. Er trifft den Wagen einer Wascherin, springt hinauf, reißt ihr die Zügel fort: „Hundert Francs! Ich habe Eile!" — Vorwärts! — Das Coupe fährt langsamer, aber das Pferd der Wascherin stürzt, der Wagen fällt mit um, Herr X. in den Staub, mitten unter die schmutzige Wäsche, verletzt sich die Hand, wirft der Frau einige Goldstücke zu und kommt beschmutzt, schwitzend, rasend vor Schmerz und Zorn in dem Augenblick an, wo seine Frau aussteigt. „Madame, Madame, weßhalb sind Sie hier?" — „Um Sie nach Hause zu führen, lieber Freund." — „Aber das Duell? Lesen Sie!" — „Man hat mir gesagt, daß Sie eifersüchtig seien; jetzt bin ich dessen gewiß!" — Eine gute Kur oder — viel Geistesgegenwart, aber Eines von beiden gewiß.

Charade.

1.

Das Feuer, das die Seufzer kocht,
Und Thränen durch die Augen preßt,
Der Feind, dem ihr es nie vergeßt,
Wenn ihr nichts gegen ihn vermocht.

2.

Der Freund der jenes Feuers Wuth
Schnell dämpft und jene Presse bricht;
Er zeigt und schafft euch manches Gut,
Mit starkem Arm und Geisteslicht.

1. 2.

Doch wenn auch er nicht helfen kann
Zum liebsten Gut, das ihr vermißt,
So siedelt sich das Ganze an
Ein Menschenherz sein Stübchen ist.

Eigenthum, Druck und Verlag von Albrecht Schröder. — Verantwortlicher Redacteur: R. Pfisterer.

Digitized by Google

Das Novellenbuch.

Unterhaltungsblatt zum „Fortschritt“ („Fürther Abendzeitung“).

Nr. 83. Montag, den 15. October 1866. 2. Jahrgang.

Ein Ritt um die Freiheit.

(Fortsetzung.)

Die Schenkstube zum Pfittich war leer, nur der ohnmächtige Reiter lehnte darinnen und der Vogel sprang wie besessen auf seiner Stange umher. Da öffnete sich leise die Thür der Stube und zwei dunkele Gestalten traten ein. In den Hof zum Mandelbaum war die Kunde gedrungen von einem verunglückten Reiter. Da hatte die Martha sich aufgemacht mit Binden und Salben; sie trat herein in die dunkelnde Schenkstube und sah den zusammengebrochenen Jüngling, und Richmundis Ebelin legte seinen Kopf sanft in ihren Schooß, mit ihren Thränen wusch sie seine bleiche Stirn, und des Mütters Tochter kniete daneben und betete inbrünstig um des Geliebten Leben.

„Mechtild!“ flüsterte unruhig der Fieberglühende; er schlug die Augen auf, da sank sein Blick tief, tief in ein Augenpaar, das er nie gesehen, das aber auf ihn blickte, wie nur ein Wesen blicken kann, da ward es ihm wohl und leicht, er schmiegte sich in den warmen Arm, der ihn umfangen hielt. „O heilige Mutter!“ flüsterte er und schlief ein sanft wie ein Wiegenkind. Der Reiter hatte seinen Ritt gethan, der Warner hatte zur rechten Zeit noch gewarnt.

5. Kapitel.

Unterm Schutze der Nacht, des Nebels und des Waldes ritten die Herren von der Landstraße auf die Stadt heran, auf den Hasenpfuhl zu, da wo diese am schwächsten befestigt war. Und einzeln die Waffen unter dem Mantel tragend schritten die Hausgenossen heimlich durch die dunkelen Gassen dem Salzthore zu. Aber was war das? — dunkele Gestalten steigen vor ihnen auf „Gieb die Losung,“ hieß es. „Blut Gottes!“ das war das Losungswort der Hausgenossen, „heil'ge Dreifaltigkeit“ das der Zünfte. Immer mehr der Verräther, die unter der Losung Blut Gottes sich fanden, wurden in die Gewölbe des Salzthurmes eingeschlossen, immer mehr der Streiter, die unter dem Rufe heil'ge Dreifaltigkeit fechten wollten, fanden sich auf den Mauern. „Blut Gottes!“ stürmten aus dem Rechholze jetzt Schaaren hervor, deren Rüstzeug matt durch die Nacht blinkte, jetzt roth erglühte von dem lodernden Scheine in Brand gesteckter Fischerhütten. Schreien und Wehklagen scholl von den Hütten herauf, und immer entsetzlicher das Schlachtgebrüll der Räuberitter, die ihre rothe Brandfahne von Hütte zu Hütte flattern ließen.

Von der feurigen Gluth erhellt, wurden ihre Reihen den in tiefem Dunkel harrenden Zünften auf der Mauer beleuchtet, ihrem wüthenden Geschrei antwortete kein Laut, in tiefer Stille ließ der Ertel Fritz die Ausfallspforte öffnen und beim Scheine der in Brand gesteckten Hütten entspann sich ein mörderischer Kampf. Die Bürger kämpften wie die Helden, aber Morgenstern und Partisane zu führen war nicht ihres Handwerks; fast drohten sie, der Macht ihrer Gegner erliegend, wieder hinter die Wälle ihrer Stadt zurückgedrängt zu werden. Der Ertel Fritz kämpfte wie ein Löwe, seine Stimme brachte die Weichenden zum Stehen, belebte die Muthloseren mit neuem Muthe. Aber gegen ihn drang der heftigste Anprall der Ritter, immer dünner sah er das Fähnlein um sich werden, immer mehr der Leichen häuften sich neben ihm, immer schwächer ward der Ruf „heil'ge Dreifaltigkeit“, immer wüthender der Widerstand der Feinde, die so unvermuthet sich angegriffen gesehen. Da in der Stunde der höchsten Gefahr klang es den Räubern im Rücken: „Heil'ge Dreifaltigkeit!“ Die Sackträger, die Fischer, die Hasenpfuhler waren es, die gering geachteten Zünfte, aber jetzt hochwillkommene Streiter. Nicht nach den Regeln waren sie bewaffnet, aber in ihren kräftigen Fäusten ward das nächste beste zur Waffe. Ihnen Allen voran schritt der Mütter vom Mauththurm, der Vater Mechtilds; seine lange Gestalt schien im trügerischen Feuerschein noch länger, fast riesenhaft; sein langes weißes Haar wehte um das eingefallene

Digitized by Google

Gesicht, ein eisern Crucifix hatte er ergriffen und damit that er den ersten Streich auf einen Ritterhelm.

„Sanct Severin!“ schrieen die entsetzten Räuber, denn sie meinten nicht anders als der Heilige, dessen beginnenden Tag sie mit ihrem Mordanschlag geschändet, käme selbst der bedrängten Stadt zu Hilfe. Wo der alte Mütter in der braunen Kutte, mit dem gespenstig wehenden greisen Haar und dem Eisenkreuze in der Hand seine lange Gestalt zeigte, da schlug Schrecken und Aberglauben die Ritter zu Boden und derbe Fäuste und künstlerische Stoßwaffen thaten das Uebrige.

Als der Octobermorgen grau aufdämmerte über die Stadt, da fand er von dem nächtigen Kampfe nur mehr die noch glimmenden und rauchenden Brandstätten, zwischen ihnen todt oder wund dahingestreckt Freund und Feind. Die wenigen der überlebenden Ritter waren von tödtlicher Angst gehetzt ins Rechholz geflüchtet, von dort in unaufhaltsamer schimpflicher Flucht nach ihren Burgen, manch Einer, der stolz ausgeritten, nun wie ein gemeiner Knecht zu Fuß. Hunderte von ledigen Ritterpferden fingen die Bürger, und als sie ihre Leichen zählten, da waren es der Zünftigen um die Hälfte weniger, als der Ritter, die erschlagen waren. Ueber eine Trümmerstätte hatte man einen Haufen Kleider von Erschlagenen gebreitet, darauf ruhte schwer verwundet der Held dieser Nacht, der Eytel Fritz. Er fühlte, daß mit dem unaufhaltsam rinnenden Blutstrom sein Leben entströmte, aber er wußte, daß seine Aufgabe erst zur Hälfte vollendet war; ganz wollte er sie vollendet sehen, dann wollte er sich die Todesruhe gönnen; bis das aber geschehen sein würde, jetzt noch hielt sein starker, fester Wille selbst den Tod zurück. „Tragt mich auf den Retscher,“ befahl er, „und rufet dahin alle Zunftmeister, alle Räthe; führet die gefangenen Hausgenossen hin und entbietet Jene, die nicht Theil genommen an der verrätherischen That.“

Auf den Retscher trug man den todtwunden Mann, in des Münzmeisters Sammetsessel betteten sie ihn, und vor ihn traten zähneknirschend die überwundenen Patricier. Ihm hatten sie den schmachvollen Tod am Galgen zugedacht, wenn sie triumphiren würden; was hatten sie nun von ihm sich zu gewärtigen?

Aber der Eytel Fritz war ein edeler Sieger und persönliche Rache kannte er nicht, am wenigsten in dieser Stunde. Ihm ging das gemeine Wohl über Alles. Nicht einen Racheact wollte er vollziehen, nicht die Geschlechter, deren Namen und Thaten ruhmvoll mit der Geschichte der Stadt verbunden waren, vernichten, in ihren Reihen fanden sich fähige, wenn auch verblendete Köpfe, sie wollte er gewinnen für die neu wiederhergestellte Ordnung der Stadt. Er hatte nicht nothwendig, den Hausgenossen das Verbrecherische ihrer That vorzuhalten, sie empfanden den Verrath schimpflich genug am Licht des Tages. Die Glocken, die zu einem Te deum läuteten, die Rettung der Stadt aus Feindes Hand feiernd, sie gellten ihnen schwerere Anklagen ins Ohr als all eine jener Verwünschungen, die sie von ihrem Wege vom Salzthurme bis zum Retscher von der aufgeregten Menge gehört.

Der Münzmeister hatte keinen thätigen Antheil an den letzten Verhandlungen genommen; der unerwartete Besuch der von ihm so schwer gekränkten Schwester, ihre Worte und das Schwerwiegende der beabsichtigten That hatten ihn mächtig erschüttert, der ringende Seelenkampf hatte ihn aufs Krankenlager geworfen, aber mit Willenskraft die Krankheit abschüttelnd, machte er sich bei Wendung der Dinge auf zum Retscher. Er fühlte, daß die neue Wendung der Dinge die gerechte sei, und daß er sich ihr unterwerfen müsse, einerlei wie Uebles sie für ihn nachziehen möge.

So trat er, ein gebrochener Mann dem siegreichen aber sterbenden Feinde im Retscher gegenüber; er hörte, wie der Eytel Fritz zu den Patriciern sagte: „Nicht um niederzureißen, haben wir gekämpft, um aufzubauen, was lückenhaft geworden war, um die Freiheit der Stadt, der wir alle Bürger sind. Haben ihre ältesten Söhne auch gegen die Mutter gesündigt, sie verzeiht, wenn um so williger und ernster sie ihren Gesetzen sich unterwerfen. Wer mit dem rechten Willen Kaiser Heinrich's Satzung halten will, unser Kleinod von anno 1111, der recke die rechte Hand empor und rufe mit mir: ›Vivat Urbs Nemetum!‹ „Es lebe die Stadt der Nemeter!“ klang es durch den Saal; Münzer, Hausgenossen und Zünfte beschworen die alte Verfassung und die neue, nach welcher es fortan nur Bür-

Digitized by Google

ger ohne Unterschied geben solle. Sie beschworen die erste Zunft der Hausgenossen.

Aber auch viele Hände blieben gesenkt, viele Lippen schlossen sich beherzt übereinander und stimmten nicht in den Ruf, der die neue Ordnung und die alte Stadt begrüßte; über diese sprach der neue Rath ewige Verbannung und die Einziehung ihrer im Stadtbann gelegenen Güter aus, nur ihre fahrende Habe sollten sie ungekränkt mit fortnehmen dürfen. Ihrer fünfundzwanzig edlen Geschlechtes verließen auf diesen Spruch des Rathes der Sechse auf Nimmerwiedersehen mit ihren Familien die Stadt; im Getümmel der Nacht war Gottschall Schaff schon vorher entwichen.

(Schluß folgt.)

Deutscher Waldglaube.

(Fortsetzung.)

Als die Hessen sahen, daß Donar keinen Blitz hatte, um die Fällung seiner Eiche zu Geismar an Bonifacius zu rächen, nahmen sie die neue Lehre an. Aber viele von den Bekehrten wurden rückfällig, im Walde beteten sie zu den alten Göttern. Noch im elften, ja im zwölften Jahrhundert mußten Verordnungen gegen die heimlichen nächtlichen Zusammenkünfte in den Wäldern erlassen werden; noch in den Tagen Barbarossa's, während die Blüthe der deutschen Ritterschaft gegen Osten zog, um in Kleinasien dem Kreuze zu Ehren zu verschmachten, zuckte daheim, besonders in Niedersachsen, unter dem schwergedrückten, niederen Volke das Heidenthum auf. Mancher ging Vormittags zur Kirche und sprach Abends über seine Hausthiere eine uralte Segensformel von Phol und Wodan, bekreuzte sich öffentlich und legte heimlich ein Brot auf das Fenstergesims für Pergtha, die strahlende Göttin.

Das Christenthum blieb endlich Sieger, die Nationalgötter flüchteten in die Berge, die Wälder. Die Volkssage übernimmt das Vermächtniß der Volksreligion und webt ihre tausend Fäden, bis ein großes Netz über alle deutschen Stämme gespannt ist; ihren Mittelpunct aber bildet der Sitz der alten Gottesverehrung, der grüne, rauschende, träumende Wald. Das deutsche Heidenthum überließ der christlichen Religion Thal und Wiese, Dörfer und Städte, Burgen und Paläste, ihm blieb der Wald und hier lebte es fort bis in die neueste Zeit, bis in die Tage der Eisenbahnen und Telegraphen-Linien. Die Volkssage schweift noch jetzt durch Busch und Hag wie ein schüchternes Reh und blickt mit scheuen Augen aus dem Waldesdickicht; dort streut sie ihre reichsten Schätze aus, und Jedem, der darnach suchen will, fallen sie zuß den harzigen Früchten der Tannen in den Schoß.

In jedem Baum wohnt nach deutschem Volksglauben ein höheres Wesen. Die deutschen Baum-Elben entsprechen ungefähr den griechischen Dryaden. Wenn man einen Baum verwundet, so blutet er, darum bitten die Holzfäller den Baum um Vergebung, ehe sie die Art ansetzen. Klingt nicht ein Nachhall des Heidenthums aus den barbarischen Strafen, welche die altdeutschen „Weisthümer" (Rechtsbücher) auf Baumfrevel setzen, aus dem Todesurtheil, das Jenen trifft, der einen Baum geschält? Man möchte fast meinen; doch schwankt der Volksglaube, indem er das Leben der Wald-Elben nicht so bestimmt wie die griechische Sage an das Leben einzelner Bäume kettet. Er erzählt im Gegentheil von den Moosweibchen, kleinen, ganz in Moos gehüllten, aber klugen und heilmittelkundigen Frauen, welche den Holzleuten erscheinen und sie bitten, in jeden stehen gebliebenen Baumstrunk drei Kreuze zu hauen. Auf einem so bezeichneten Stumpfe finden sie Schutz und Zuflucht, wenn der wilde Jäger sie mit einem ausgerissenen Tannenbaum in der Hand verfolgt; können sie sich nicht auf einen solchen setzen, dann erreicht sie der schreckliche Waldgeist und zerreißt sie in kleine Stücke. Die alte Mythe von der Feindschaft der Riesen und Zwerge hat einen christlichen Zusatz erhalten und sich in den Wald geflüchtet.

Wer früh am Morgen in den Wald geht, sieht auf den kleinen Waldwiesen Kreise, in denen das Gras leicht niedergebogen ist und glänzender scheint, die sogenannten Elbenringe. Hier haben Nachts im Vollmondschein die Elben oder, wie wir gewöhnlich, aber falsch schreiben, die Elfen getanzt; die zarten, luftigen Geister, die bald als kleine, drei Fuß hohe zierliche Bürschchen, bald als Frauen in menschlicher Größe, aber von überirdischer Schönheit gedacht werden. (Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Wem nicht zu rathen ist, dem ist nicht zu helfen.

O gib, Papa, eh' es zu spät,
Doch endlich, was das Volk erfleht!
Führ' endlich ein Reformchen ein,
Und wär's, Papa auch noch so klein;
Gern danken wir's mit Fußes Kuß! —
„Non possumus, non possumus!"

Ach schau, Papa, eh' es zu spät,
Wie's andern Fürsten jetzo geht!
Noch gestern in sechsspänn'ger Kutsch',
Noch gestern hoch, und heute futsch!
Denn weit davon ist's gut für'n Schuß. —
„Non possumus, non possumus!"

Ach, denk', Papa, eh' es zu spat,
Was hilft Dir heut das Concordat?
Venedig und der Bundestag,
Der heil'ge Nepomuck zu Prag,
's ist alles futsch — o Herzverdruß! —
„Non possumus, non possumus!"

Ach, denk', Papa, du guter Hirt,
Was aus Dir und der Heerde wird.
Wenn der Franzos' abzieht in Ruh'
Und Victor schließt die Klappe zu!
Besinn' Dich noch vor Thoresschluß! —
„Non possumus, non possumus!"

Kladderadatsch.

Allerlei.

Künstliche Glieder. Der durch den letzten Krieg auf die Herstellung künstlichen Glieder gerichtete amerikanische Erfindungsgeist hat Erfolge bewirkt, welche das alte Märchen vom Münchner van Kork, mit dessen Leichname noch immer seine Korkbeine in der Welt umherlaufen sollen, zur Wahrheit zu machen scheinen. Sogar die künstlichen Beine, welche amerikanische Fabrikanten lieiern, ersetzen nicht blos an Aussehen, sondern auch an Beweglichkeit und Gelenkigkeit die natürlichen fast vollkommen und haben dabei den Vortheil, gegen Gicht und Hühneraugen gesichert zu sein. Unlängst ward auf einer landwirthschaftlichen Ausstellung in New-York ein Wettlaufen von Invaliden veranstaltet. Dabei soll ein Mann, dem ein Bein am Knie abgeschossen und durch ein künstliches ersetzt war, ohne Stock eine halbe englische Meile in neun Minuten (gleich einer Stunde vierundzwanzig Minuten für eine geographische Meile) zurückgelegt haben. Sein Aussehen, seine Haltung und seine Bewegungen waren so vollkommen die eines Mannes mit gesunden Gliedmaßen, daß er nach vollbrachtem Marsche sich das Bein abschnallen mußte, um das Publicum zu überzeugen, daß es ein künstliches sei. Den volkswirthschaftlichen Werth dieser überaus sinnreichen Construction wird Niemand bezweifeln, da sie die Arbeitskraft von Tausenden während des Krieges verkrüppelter Menschen verwendbar macht.

Sieg auf dem Schachfelde. Ueber den Sieg, welchen der in London lebende Oesterreicher Steinitz in einem Wettkampfe gegen den bisher für unüberwindlich gehaltenen Breslauer Professor Anderssen errang, wird einem Wiener Blatte geschrieben: Wilhelm Steinitz, der den Wiener Schachfreunden wohlbekannte jungendliche österreichische Schachheld, hatte den ersten Schachspieler Europas, den preußischen Professor Anderssen, zu einem Wettspiele herausgefordert. Als Preis wurde ein Betrag von 100 Pfund Sterling bestimmt. Die Ansichten über den Ausgang des Schachturniers waren getheilt. Viele wetteten auf Steinitz; als aber dieser die erste Parthie verlor, da glaubte man allgemein, daß Anderssen den Siegespreis davontragen werde. Doch in den nächsten Parthien entwickelte Steinitz die genialsten Combinationen und blieb zuletzt mit elf gegen sechs Parthien Sieger. Wilhelm Steinitz war im Jahr 1862 Mitglied des Wiener Schachclubs. Schon damals erregte er durch sein geistreiches Spiel Aufmerksamkeit und gewann mehrere Preise. Als zur Zeit der Londoner Weltausstellung der Londoner Schachclub ein großes Schachturnier ausschrieb, wurde auch der Wiener Schachclub eingeladen, sich durch eines seiner Mitglieder an dem Kampfe zu betheiligen. Steinitz wäre wohl der würdigste Repräsentant gewesen, allein die Sache hatte einen Haken. Der Club nahm an dem nicht sehr einnehmenden Aeußern Steinitz's Anstoß! (!), hielt ihn nicht geeignet, den Wiener Schachclub in angemessener Weise zu vertreten, und so unterließ man es, den Londoner Schachcongreß zu beschicken. Aber Steinitz suchte und fand die Mittel, auf eigene Faust nach London zu gehen, wo ihn der Präsident der dortigen Schachgesellschaft bald als einen der „glänzendsten Kämpen" dem Vereine vorzustellen Gelegenheit nahm. Steinitz betheiligte sich an dem damahgen Turnier und gewann einen Preis. Von diesem Momente an war sein Ruf als Schachspieler begründet. „Entweder sie werden gar nichts mehr von mir hören, oder ich bin in etlichen Jahren der erste Schachspieler Europas," hörten wir Steinitz beim Abschiede von Wien einem seiner Freunde sagen. Nun seine kühnen Träume sind in Erfüllung gegangen.

Curicius Cordus, der als ausübender Arzt zu Bremen 1538 starb, pflegte zu sagen: „Ein Arzt hat dreierlei Angesichte. Das erste, das eines Engels, wenn er am Krankenbette das erstemal erscheint — das eines Gottes, wenn die von ihm vorgeschriebene Arznei gute Wirkung gethan hat — das eines Teufels, wenn er seine Bezahlung fordert."

Für eine Hochzeit machte Jemand ein Gedicht. — Dieses schloß mit folgenden Worten:

Drum stoßet an, dem Bräutigam zu Ehren,
Mög' solch ein Tag ihm oft noch wiederkehren.

Eigenthum, Druck und Verlag von Albrecht Schröder. — Verantwortlicher Redacteur: L. Pfisterer.

Digitized by Google

Das Novellenbuch.

Unterhaltungsblatt zum „Fortschritt" („Jürther Abendzeitung").

Nr. 84. Donnerstag, den 18. October 1866. 2. Jahrgang.

Ein Ritt um die Freiheit.

(Schluß.)

Müde von der Anstrengung, zu Tode erschöpft vom Bluten und Brennen seiner Wunden war der Eytel Fritz in den Sessel zurückgesunken; das Wohl der Allgemeinheit, das Wohl der Stadt schien gesichert, aber noch konnte die Seele nicht fliehen aus dem müden Leibe, es hielten sie noch so theuere Bande zurück, noch so bittere jammervolle Fragen, die sich nicht auf die Lippen des Sterbenden wagen durften, weil ein Schwur sie band. Und dort drüben lehnte der, der seines Schwures Bewahrer war, bleich und finster der Münzmeister; er ahnte den Kampf in der Seele des Sterbenden, die Qualen dieses edelen Herzens, das bald ausgerungen haben sollte, von der schweren Pein des Lebens gedrückt; sein Wort hätte den Bann lösen können, aber mitleidlos stand er dem Feinde gegenüber, vor dessen Größe er sich doch unwillkürlich beugen mußte.

Doch in dem Augenblick, als die Todesschatten schon sein Auge umfloren wollten, öffnete sich die Thür, und wie auf der Straße so im Rathssaale wichen Adel und Volk ehrerbietig zurück vor der Martha vom Hofe zum Mandelbaum. Als wäre die Beguinenhaube ein Diadem, so stolz und königlich schritt sie darunter; ihre Linke ruhte auf der Schulter eines Jünglings, der seinen Arm um ihren Leib geschlungen hatte, und wie sie so nebeneinander herschritten, Frau und Jüngling, von fast gleicher Höhe, da schien es Jedem, als sei beider schönes Antlitz aus einer Form geprägt, nur mit dem Unterschiede, der das blühende Jünglingsalter von dem Ernste der Matrone unterschied. Doch heute schien ein Strahl der Jugendlichkeit von dem Jünglinge auf sie übergegangen zu sein; etwas wie eine verklärte Jugendfreude lag in den dunkelen Augen der Frau, die sich mit vorgestreckter Rechte dem Sterbenden näherte, der ihr entgegenblickte mit einem Ausdruck der Verzückung, als sei eine himmlische Vision ihm erschienen. Doch plötzlich machte diese verklärte Freude dem jammervollsten Schmerzensausdruck Raum, und in Tönen, daraus alle Qual seines Herzens sprach, rief er dem Münzmeister zu: „Mannhard, Mannhard, löse mich meines Schwures, den Du mir abgerungen in einer entsetzlichen Stunde!"

Erschüttert wankte der Patricier sich zur Seite, aber noch war sein Widerstand nicht ganz gebrochen, noch wollte das Wort der Versöhnung, das in seinem Herzen aufgelebt nicht über die Lippen treten.

Da trat die Beguine vor, immer umschlungen von dem Arme des Jünglings, immer das schöne große Auge voll Jugendgluth auf den sterbenden Mann gerichtet. „Eytel Fritz!" rief sie, „nicht in seiner Gewalt liegt die Lösung; der Schwur war ein ungerechter, Gott und der Tod sie haben ihn gelöst. Harter Bruder," wandte sie sich zu dem Münzmeister, „im Leben hast Du uns getrennt, im Tode reißest Du Richmundis Edelin nicht von ihrem Gatten."

„Die Martha, sein Weib?" ging es flüsternd durch die Versammelten.

„Ja, mein Weib, mein Weib, die Geliebte meiner Jugend!" rief der Eytel Fritz mit der letzten Kraft, „Du hast Dich zu mir bekannt noch in der letzten Stunde, so ist alles Weh meines Lebens gesühnt, ich sterbe in Deinen Armen! Mannhard, tritt auf als Zeuge jenes Bundes, den zu verheimlichen ich Dir einst schwören mußte, um mein Kind zu erlangen."

„So ist es," sprach der Münzmeister, „ich handelte in arger Verblendung, der Herr erbarme sich meiner, und Ihr, an denen ich so schwer gesündigt, vergebet mir?"

Brechenden Blickes reichte der Eytel Fritz dem versöhnten Feinde die Hand und Richmundis, in deren Armen der wiedergefundene Gatte ruhte, sprach: „Mannhard, Du hast es übel mit uns gemacht in vermessenem Stolze, jetzt thue das Gute, das Du an uns nimmer thun kannst, an unserem Sohne; nimm öffentlich von ihm den Makel der unehelichen Geburt und setze den

Digitized by Google

Sohn in Richmundis Ebelins Rechte ein. Mir sagt's eine innere Stimme, daß meine Zeit bald um sei, mit meines Lebens höchstem Wunsch werd ich auch meines Lebens Endziel finden."

„Er sei mein Erbe," rief der Münzmeister erschüttert, „er pflanze den Namen der Ebelin vorm Münster fort."

„Mit nichten, Herr Ohm!" rief der Lutram, „meines Vaters Namen will ich tragen, den Namen dessen, von dem eine innere Stimme mir schon seit Frühem sagte, er sei mir mehr als ein Pfleger, den Namen dieses, vor dessen brechendem Heldenleib ich kniee und schwöre, ihm folgen zu wollen wandellos auf der Bahn, die er vor mir betreten, seiner Stadt ein rechter Bürger."

Bei dem Klange der Stimme des geliebten Sohnes öffnete der Eytel Fritz noch einmal die matten Augen und auf kurze Zeit kam ihm die entschwindende Lebenskraft zurück: „Pflanze den Namen der Ebelin fort," sprach er, „mir liegt das adelige Gelüsten fern, daß ich meinen Namen der Nachwelt erhalten wollte; sei meines Sinnes Fortpflanzer, mein Sohn. Um deßwillen aber, daß ich meinen Sohn Deinem Hause überlasse, Mannhard, mußt Du es gewähren, daß er nach meinem Sinne sein Weib wähle. Der verachtete Mütter hat heute Nacht für die Stadt gekämpft als der besten Einer. Tritt vor, Mechtildis, lege Deine Hand in die Hand Deines Geliebten, das Zöllnerkind dem Sohne der Patricierin!"

Und bebenden Schrittes aus dem Dunkel, darein sie sich bescheiden gezogen, kam die schöne Mechtild, flammenden Blickes erwartete sie der treue Geliebte, die erkaltende Hand des Eytel Fritz fügte die ihren ineinander: „Fortan nur Bürger und Bürger!" flüsterte er, „Dein Ritt hat Deiner Stadt Freiheit erworben und Dir Dein Glück, mein Sohn!"

„In Leben und Tod in Liebe vereint!" sprach Richmundis, indem sie sich über den Sterbenden beugte, der seinen letzten Athemzug an ihrer Brust verhauchte.

* * *

Die Macht des Adels war erfolgreich gebrochen und nie mehr erhob sie sich in der alten Stadt. Lutram, der seines Ohms stolzen Geschlechternamen trug, ging seines Vaters Wege. Jahrhunderte lang noch feierte ein jährlich Hochamt im Dome am St. Severinstage diesen Ritt um die Freiheit. Herrn Gottschall Schaff zu der Ecke aber erging es, wie einst der Eytel Fritz an der Domschüssel ihm verkündete. Als der Tag kam, da er über seine Verbrechen Rechenschaft ablegen sollte, fand sich kein Asyl, diese zu bergen; als ein gemeiner Dieb hätte er den Strang verdient, aber als ein adeliger Dieb ward ihm auf dem Markt zu Speyer der Kopf vor die Füße gelegt. Seine Burgen Neuhofen und Affalterloch, die Raubnester im Rechwald wurden zerstört und geschleift. Zum Andenken an ihren Führer aber erbauten die Städter an der Stelle, wo er zum Tode verwundet worden war, einen festen Thurm, den Eytel-Fritzen Thurm, den erst Melac's Mordbrennerschaaren in Brand und Trümmer legten.

Deutscher Waldglaube.

(Fortsetzung.)

Es ist nicht ungefährlich, ihrem Reigen zuzusehen, denn sie können blenden und lähmen. Kinder entführen sie gern in den Berg, d. h. die Unterwelt, wo ein Jahr wie ein Tag vergeht; ihr Kuß ist schädlich, aber sie können auch Sterbliche liebgewinnen. Ein rührend schöner Zug der Sage, der hundertmal wiederkehrt und von Fouque in seiner „Undine" benützt ward, ist der Glaube, daß die weiblichen Elben, wenn sie aus Liebe zu einem Mann sich taufen lassen, eine menschliche Seele bekommen aber sterblich werden. Die Liebe haucht der Schönheit die Seele ein — ist das nicht tiefpoetisch gedacht? Die Elben führen in den verschiedenen deutschen Ländern verschiedene Namen; im Salzburg'schen heißen sie „wilde Frauen" und der sagenreiche Untersberg ist ihr Hauptsitz, in Tyrol kennt sie der Volksglaube als „Saligerfräulein", d. h. selige Fräulein. Hier sind sie mehrere Stufen höher im Range gerückt, sie spenden Segen, wohin sie kommen, aber sie stehen den Wünschen der Sterblichen zu fern.

Die Nächte sind nicht immer so schön und klar, daß die Elben tanzen können. Im Frühling und Herbst steigen die Nebel auf und hüllen den Wald in einen dichten feuchten Schleier. „Frau Holle spinnt", „Frau Holle heizt ein", sagt dann das Volk. Und den Kindern verbietet man in

Digitized by Google

den Wald zu gehen, damit ihm nicht Frau Holle begegne und ein Leid anthue. Sie wird recht garstig und böse geschildert, die arme Frau Holle, mit tiefen Runzeln, langer Nase und Triefaugen, mit dürren Knochenfingern und einem stattlichen Höcker; sie ist zur Hexe, zur „Buschmutter" herabgesunken, mit der man die Kleinen schreckt, gleichwie mit dem „Pelzmärtel" am Rhein oder dem „Klaubauf" in Tyrol. Das Schicksal entthronter Götter! Frau Holle heißt mit ihrem alten Namen Hulda, sie ist identisch mit der strahlenden Göttin Perchtha, der Göttermutter selbst, die als „Bertha mit dem vuoce", Bertha mit dem großen Fuß, den sie vom fleißigen Spinnen bekommen, in die Heldensage hereingreift. Eine Bertha erscheint als Gattin Pipin's und Mutter Karl's des Großen, eine Bertha steht an der Spitze fast aller deutschen Fürstenfamilien, in deren Schlössern sie als weiße Frau spukt. Die christliche Zeit erfand das Gottesgnadenthum; die heidnische war noch schlauer — sie leitete den Ursprung der Dynasten von der Göttermutter her. „Die Zeit, da Bertha spann", bezeichnet das goldene Alter; noch heute sagt der Italiener, dem das deutsche Sprichwort durch die Longobarden übermittelt ward: »Non é piu il tempo, che Berta filava.«

In den heiligen zwölf Nächten, den „Rauhnächten" vom Christabend bis zum Dreikönigstage, zieht Perchtha durch das Land: es ist die Zeit des nordischen Julfestes, des Verkehrs der Unterwelt mit den Menschen. Das segnende, häusliche Walten der alten Göttermutter klingt noch in den Sagen nach. Die fleißigen, emsigen Mägde und Knechte belohnt Perchtha, die faulen bestraft sie. Die größte Freude hat sie an feinem selbstgewobenen Linnen, sie ist ja selbst die spinnende webende Göttin. Der alte Germane konnte sich seine Himmlischen weiblichen Geschlechts nicht anders denken, denn als züchtige, schaffende Hausfrauen. Natürlich spielt Perchtha in vielen Sagen eine komische Figur, auch sie erlag dem Fluche verbannter Götter; hinkend und schmutzig, als „Perchtel mit der Eisennase" sieht sie des Nachts in Haus und Hof, in Scheuer und Stall nach. In Oberbayern bäckt man am Dreikönigstage fette Kuchen, „Perchtelkuchen", und sagt den Knechten, sie sollen sich damit den Bauch schmieren, damit die Perchtel mit ihrem Messer abgleite. Denn die Sage läßt sie umherziehen und an den faulen oder gar betrügerischen Dienstboten eine für Letztere höchst fatale chirurgische Operation vornehmen; sie schneidet ihnen nämlich den Bauch auf, stopft ihn mit Häckerling voll und näht ihn dann mit Draht wieder zu. Aber vielfach erscheint Perchtha noch im ursprünglichen Glanze, in langwallendem, weißem Gewande, übermenschlich an Größe und Schönheit, die schimmernde Krone auf dem Haupte. So namentlich dort, wo sie mit den „Heimchen" zieht.

Am Kreuzwege im Walde kann man ihr und ihrem Gefolge leicht begegnen. Klagend und weinend umgibt sie die Heimchenschaar, kleine schattenhafte Wesen, auf deren Köpfchen ein Flämmchen blitzt. Es sind die Seelen ungetauft verstorbener Kinder, die nicht in den Himmel kommen können, sagt eine; es sind die Kinder, die im Grabe keine Ruhe haben, weil die Mutter zu viel um sie weint, erklärt die andere Sage. Denn die Thränen, die man um einen Gestorbenen weint, fallen nach urdeutscher Auffassung in dessen Grab und lassen ihn nicht schlafen. Wenn Perchtha mit den Heimchen durch das Land wandert, klopft manchmal eines derselben an der Mutter Fenster und bittet: Lieb Mütterlein, weine nicht so sehr! Die Mutter springt auf und eilt dem gespenstigen Zuge nach, sie schreit nach ihrem Kinde, sie fleht und jammert, und die Göttin läßt sich endlich erweichen, sie gibt das Kind zurück; am nächsten Morgen, wenn die Mutter nach schwerem Traume erwacht, lächelt es in der Wiege: die Mutterliebe hat über den Tod gesiegt. Aber nur selten gibt die Unterwelt ihre Beute wieder, meist geht der traurige Zug unaufhaltsam weiter. Wenn er an ein Wasser kommt, dann weckt Perchtha den Fährmann und läßt sich sammt den Kleinen übersetzen. Zum Lohne erhält der Ferge eine Handvoll Hobelspäne; der Thor wirft sie ärgerlich fort, der Kluge bewahrt sie sorgsam, denn Alles, was die Himmlischen geben, verwandelt sich mit Tagesanbruch in lauteres Gold, wie umgekehrt in den späteren Teufelssagen das funkelnde Gold, das der Böse seinen Freunden schenkt, in der Lade zu dürrem Laub und Unrath wird. (Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Etwas von J H M.

JHM ist nicht wohl, ER ist nicht froh,
ER schleicht umher gebückt und stumm;
Was ER vernimmt aus Mexico,
Das geht JHM heut im Kopf herum.

Das geht JHM heut im Kopf herum,
Drum blickt ER so verstört und wild:
„Wer folgt MIR nach, wer geht hier um?
Was will das bleiche Frauenbild?

Was will das bleiche Frauenbild?
Es mahnt MICH an ein bessres Jahr,
Als purpurroth, mit Duft gefüllt
Die Rose von Puebla war.

Die Rose von Puebla war
An Dornen leider allzureich;
Jetzt blüht aus ihrem Stamme gar
Noch diese Rose todtenbleich!

Noch diese Rose todtenbleich!
Drum sei's genug, was MICH gethan
In dieser Art, fühlt' MICH mich gleich
Als einer höhern Macht Organ.

Als einer höhern Macht Organ,
Als einer Macht, vor der MIR graut!
Vergeblich ist, was MICH gethan,
Zusammensinkt, was MICH gebaut!

Zusammensinkt, was MICH gebaut!
Die du MIR einst so freundlich schienst,
O höh're Macht, vor der MIR graut,
Entlass' MICH jetzt aus Deinem Dienst.

Entlass' MICH jetzt aus deinem Dienst,
Sieh' dich nach einem Andern um,
Mit dem du Schuld und Frevel sühnst!" —
ER spricht's und schleicht von dannen stumm.

ER spricht's und schleicht von dannen stumm,
JHM ist nicht wohl, ER ist nicht froh;
Es geht JHM heut im Kopf herum,
Was ER vernimmt aus Mexico.

Kladderadatsch.

Allerlei.

Nach dem blutigen Treffen bei Korinth sagte Agesilaus: **„Wie unglücklich ist ein Land, das die Waffen gegen sich selbst führt."**

An der Stelle zwischen Budesheim und Günzburg, wo der Herzog Adolf von Nassau von seinen Truppen Abschied genommen, soll ein Denkmal gesetzt werden. Als Inschrift werden darauf die Worte prangen:

„Hier drückte er zum letzten Mal gerührt
Die Hand den Braven, die er — angeführt."

Agesilaus sagte: „Lieber will ich Herr über mich, als über eroberte Städte sein: **lieber meine Freiheit behaupten, als eine fremde missbrauchen."**

Ein verwaistes Soldatenkind. Vor einigen Tagen erschien im Prager erzbischöflichen Palais ein Knabe in seinem, doch ganz bestandten Anzuge und bat, vor den Herrn Cardinal Fürst-Erzbischof gelassen zu werden. Man willfahrte seiner Bitte, und vom Fürst-Erzbischof nach seinem Begehren gefragt, theilte er ihm mit, er heiße Victor Sedlatzek und sei der Sohn des k. k. Hauptmannes Sedlatzek. Sein Vater liege auf dem Schlachtfelde von Königgrätz begraben, die Mutter sei ihm schon früher in Krems gestorben. Er sei also als elfjähriger Knabe verwaist und habe deßhalb von Krems aus die Reise nach Prag unternommen, damit er hier vom preußischen Gouverneur versorgt werde, da doch die Preußen an dem Tode seines Vaters schuld seien. Bereits in Budweis sei ihm die Baarschaft ausgegangen, doch gute Leute hatten ihm zur Weiterreise verholfen. Er sei nun in Prag angekommen, allein viel zu spät, da schon zwei Tage früher der preußische Gouverneur nach Teplitz abgereist war. Da er kein Geld zur Weiterreise habe, so wisse er nicht, wohin sich zu wenden. Der Herr Erzbischof versicherte den Knaben, es werde für ihn gesorgt werden, und brachte ihn einstweilen bei einer Frau auf der Kleinseite unter. Diese aber führte Samstag den Knaben zum Herrn Bürgermeister Dr. Bielsky, der ihn mit sich auf seine Villa nahm; dort fühlte sich das Kind, von der Familie des Herrn Bürgermeisters aufs liebreichste behandelt, bald heimisch und wurde schon am andern Tage als ein Kind des Hauses angesehen. In der Stadtrathssitzung erzählte der Herr Bürgermeister den Fall, und es wurde einmüthig der Beschluß gefaßt, daß kein Einzelner, sondern die ganze Stadt den verwaisten Knaben adoptire und derselbe aus Gemeindemitteln erzogen werde. Als er gestern von dem Beschlusse des Stadtrathes in Kenntniß gesetzt wurde, beriet er sich, die Stadträthe im Magistrats-Gebäude aufzusuchen, um ihnen zu danken; beim Eintritte ins Präsidium aber sank er zusammen und es zeigte sich, daß er von der Cholera befallen worden. Es wurde schleunigst ärztliche Hilfe angewendet, und am Abende hatte sich sein Zustand bereits so gebessert, daß sein Aufkommen geschert erscheint.

Ein schwedischer Botaniker will die Erfindung gemacht haben, Pflanzen einzubalsamiren.

Auflösung der Charade in Nr. 82.
Wermuth.

Herr G. P.: Die eingesandten Charaden sind für uns nicht verwendbar.

Eigenthum, Druck und Verlag von Albrecht Schröder. — Verantwortlicher Redacteur: R. Pfisterer.

Digitized by Google

Das Novellenbuch.

Unterhaltungsblatt zum „Fortschritt“ („Fürther Abendzeitung“).

Nr. 85. Montag, den 22. October 1866. 2. Jahrgang.

Der Unverbesserliche.

Humoreske.

(Illustrirte Deutsche Monatshefte.)

Es war ein brennend heißer Nachmittag. Die Sonnenstrahlen glänzten auf allen Dächern und auf der Seite der Straße, wo die Häuser keinen Schatten warfen, geriethen die Vorübergehenden gradezu in Verzweiflung. Die Gepäckträger, welche gewöhnlich an der Landungsbrücke des Canals zu sitzen und zu plaudern pflegten, hatten sich der Länge nach hingelegt und die Gesichter mit ihren Mützen und Taschentüchern bedeckt; die Dienstmädchen, welche Einkäufe zu besorgen hatten, konnten die Kinder, die in der Hoffnung, bei dem Kaufmann ein paar getrocknete Pflaumen geschenkt zu bekommen mitgegangen waren, kaum fortschleppen, während andere Dienstmädchen, welche die Straße fegten, mit rothfleckigen Gesichtern und unter dem Kinn aufgebundenen Mützen schwer athmend ihren weniger belästigten Collegiunen neidisch nachblickten.

Niemand war mit der Temperatur zufrieden, ausgenommen hier und da ein alter Mann, der vor der Haustüre saß und sich an dem schönen warmen Wetter erfreute.

An solchen Tagen hat man wirklich zu wenig Mitleiden mit dicken Menschen. Wahr ist es, daß sie ihren Nebenmenschen oft lästig werden, indem sie sich gar zu ungeberdig anstellen, mit Blasen und Schnaufen, aber die Armen haben es auch gar zu schlimm, und ein Magerer kann sich keine Vorstellung davon machen, wie viel so ein armer Mensch, der vielleicht schon seit mehreren Jahren seine Füße nicht mehr gesehen hat, an heißen Sommertagen leiden muß. Unter den corpulenten Personen der neueren Zeit verdient der Assessor Friedrich Wilhelm Braun zwar vielleicht nicht den ersten, aber doch sicherlich einen bevorzugten Platz, denn er konnte zu seinem Leidwesen fast niemals einem alten Bekannten begegnen, ohne daß dessen erstes Wort gewesen wäre: „Wi sind Sie stark geworden!“ oder daß ein anderer, der ihn nur seit 14 Tagen nicht gesehen hatte, ausrief: „Wieder dicker geworden, alter Freund!“

Der Herr Assessor Braun bewegte sich an jenem brennend heißen Nachmittage in Rücksicht auf seine Corpulenz viel zu schnell durch eine Straße der Stadt Winberg. Er hielt in der einen Hand seinen Hut, und in der andern außer seinem rothen seidenen Taschentuche einen dicken Stock mit rundem Elfenbeingriff, den er sich mehrmals heftig gegen den Kopf stieß, wenn er sein Taschentuch gebrauchen wollte. Hinter ihm lief ein kleiner Straßenjunge, der des Assessors Ueberrock und Reisetasche trug, selbst ohne Hut oder Mütze auf dem Kopfe, mit einer blauen Jacke, die auf dem einen Ellbogen mit einem schwarzen und auf dem andern mit einem grauen Lappen geflickt war.

„Nun, wo ist es denn?“ frug der Assessor ungeduldig.

„Das erste Haus mit der kleinen Treppe,“ antwortete der Junge; „gleich neben dem Hause, wo der Schlächter sein en Laden hat.“

„Gut! gut! gut!“ sagte der Assessor.

An dem Schlächterhaus vorüber, stand der dicke Mann endlich auf der kleinen Treppe vor dem Hause des Doctors Delus, seines Universitätsfreundes, den er seit 16 Jahren nicht gesehen hatte.

Doctor Delus war, das wußte der dicke Herr, seitdem Familienvater geworden und dies war mit Hauptgrund, weßhalb des Assessors Mutter ihn zu diesem Besuche gedrängt hatte. Seit vielen Jahren gab sie sich nämlich vergeblich alle erdenkliche Mühe, den immer corpulenter und damit immer behäbiger werdenden Sohn zum Heirathen zu bewegen, und da alle ihre Worte in den Wind geredet waren, so hoffte sie zuletzt, ihn durch eine Thatsache durch den Einblick in ein glückliches Familienleben zu bekehren. Sie erinnerte sich der großen Freundschaft, die früher zwischen ihm und Delus bestanden hatte, und sie forderte ihn daher wiederholt auf, diesen einmal bei Gelegenheit einer kleinen Urlaubsreise zu besuchen. Nur um der Mutter den Gefallen zu thun, hatte der

Digitized by Google

dicke Assessor sich zu der ganzen Reise entschlossen, und so begegneten wir ihm an jenem mehrerwähnten heißen Nachmittage auf dem Wege zu des Doctors Haus und verließen ihn, als er eben auf der kleinen Treppe stand und heftig an der Hausglocke zog. Er nahm darauf seinen Ueberrock über den Arm und die Reisetasche in die Hand und gab dem Jungen ein Trinkgeld, indem er sagte: „Hier, mein Junge und nun mach', daß Du fortkommst."

Das Trinkgeld mußte reichlicher ausgefallen sein, als der Junge gehofft hatte, das konnte man an dem fröhlichen Gesichte und den lebhaften Sprüngen merken, womit er trotz der Hitze die Straße entlang lief.

Inzwischen ging die Hausthüre des Doctor Delus noch lange nicht auf, und der Herr Braun sah sich genöthigt, noch einmal zu läuten. Die Glocke hatte deutlich angeschlagen und schien von einer stark klingenden Sorte zu sein, trotzdem vernahm er kein Lebenszeichen im Innern des Hauses. Nachdem er noch einige Male seine Stirne abgetrocknet und mit dem Stock auf die Treppe aufgestoßen hatte, zog er zum dritten Male an der Glocke und begann zu versuchen, ob er durch eines der Fenster im Erdgeschosse in das Haus sehen könne.

Er blickte in ein gut eingerichtetes Zimmer und erkannte darin schwer, damastene Gardinen, einen hohen Glasschrank und das Portrait eines Mannes, welches an der Wand hing; aber weder das Portrait, noch der Schrank, noch die Gardinen konnten dem dicken Assessor die Hausthüre öffnen. Der gute Mann war inzwischen noch wärmer geworden, wozu seine Ungeduld und der Ueberrock, den er auf dem Arm trug, das Ihrige thaten. Er klingelte zum vierten Male und nun so laut, daß ein Frauenzimmer, die im Hause nebenan am Fenster saß und nähte, davon ganz nervös wurde und aus dem geöffneten Fenster hinaus dem Assessor mit einiger Entrüstung erklärte, daß Niemand in dem Hause sei.

„Der Doctor auch nicht?" frug der Assessor.

„Nein!"

„Und seine Frau auch nicht?"

„Nein!"

„Wohin sind sie denn gegangen?"

„Das kann ich nicht wissen!" versetzte die Näherin, „sie sind alle ausgegangen und nur das Dienstmädchen ist allein zu Hause geblieben."

„Warum macht denn das Dienstmädchen nicht auf?" fragte darauf der Assessor und die Antwort lautete: „Weil sie nicht drinnen ist."

„Und Sie sagen, daß sie zu Hause geblieben sei?"

„Ja, aber deßhalb ist es doch möglich, daß sie nicht drinnen ist," sagte das Frauenzimmer und schloß das Fenster, indem sie es dem Assessor überließ, seinen Gedanken in Bezug auf den Unterschied zwischen „zu Haus sein" und „drinnen sein," nachzuhängen. Es vergingen indeß nur wenige Augenblicke, so rief eine Stimme von gegenüber aus dem Schuhmacherladen: „Sie sind im Garten, und die Magd ist einen Weg ausgegangen, da kommt sie schon."

In der That sah der Assessor ein hübsches Dienstmädchen so schnell als möglich mit einem großen Schlüssel in der Hand herbeikommen; rasch schoß sie an dem Assessor vorüber, schloß mit außerordentlicher Geschwindigkeit die Thür auf und stand vor ihm in der Hausflur.

„Wollten Sie den Herrn Doctor sprechen?" frug sie.

„Ja, aber er scheint nicht zu Hause zu sein," erwiderte der Assessor.

„Nein, mein Herr," entgegnete das Mädchen, „der Herr Doctor und die Frau Doctorin und das Fräulein und alle Kinder sind draußen, und ich bin allein zu Haus, um aufzupassen, ob Jemand kommt."

Nun, der Assessor hatte Gelegenheit gehabt, sich zu überzeugen, mit welchem Eifer das Dienstmädchen, welches, während er vor der Thüre wartete, mit der Gemüsefrau an der nächsten Ecke geplaudert hatte, dieser Pflicht nachkam; er hatte jedoch zu viel Eile, um irgend eine Bemerkung zu machen und frug hastig: „Wo sind sie denn draußen? ist es weit?"

„Im Gartenfeld," entgegnete das Mädchen.

„Im Gartenfeld?" versetzte der Assessor, „woher soll ich wissen, wo das ist?" Als er sah, daß das hübsche Dienstmädchen sich durch diese Frage verletzt fühlte und schmollte, setzte er mit verändertem Tone freundlich hinzu: „Hören Sie, liebes Kind, ich bin extra hierher gereist, um den Doctor und seine Familie zu besuchen; wenn es nun nicht weit ist,

Digitized by Google

will ich gern hinausgehen; können Sie mich nicht zurechtweisen?" Er sah dabei verlangend die Straße auf und ab, ob nicht irgend ein kleiner Junge in der Nähe sei, um ihm den Weg zu zeigen, aber Niemand ließ sich sehen. Das Dienstmädchen gab ihm inzwischen die erbetene Auskunft und unterrichtete ihn so genau von der Lage des Gartenfelds, daß er dasselbe in der That nicht verfehlen konnte. Der Assessor bedankte sich und machte sich auf den Weg, aber als er kaum hundert Schritte gegangen war, bemerkte er, daß er noch immer den Rock über dem Arm und die Reisetasche in der Hand trug, er kehrte deßhalb um und zog noch einmal die Hausglocke, aber vergeblich, denn das Mädchen mußte schon wieder „nicht drinn" sein und der Herr Assessor sah sich hierdurch genöthigt, an diesem brennend heißen Nachmittag seinen Ueberrock und seine Reisetasche mit vor das Thor zu nehmen. Dies fiel ihm jedoch zu schwer, und bei dem letzten Colonialwaarenladen, in der Nähe des Thores, trat er ein, füllte sich die Cigarrentasche und bat bei dieser Gelegenheit den im Laden anwesenden Commis seinen Rock und seine Reisetasche dort niederlegen zu dürfen, bis zu seiner Zurückkunft in die Stadt. Dann wandelte er muthig weiter mit dem Hut in der einen, dem Taschentuch nebst dem Stock in der andern Hand und so viel wie möglich den Schatten der vereinzelt stehenden Bäume aufsuchend.

(Fortsetzung folgt.)

Deutscher Waldglaube.

(Fortsetzung.)

Die Ueberfahrt Perchtha's und der Heimchen hat der bekannte Maler Spangenberg als Stoff zu einem seiner mondlichtbeglänzten, spuckhaften Nachtstücke gewählt; das läßt sich aber nicht malen. Spangenberg's Heimchen sind nur kranke Kinder, nicht todte, wie die Sage erzählt, nicht ungeborene, die sie eigentlich meint. Im tiefen Walde, im Schutze der Göttermutter, keimt die Fülle künftigen Lebens, und kommende Geschlechter wallen im nächtlichen Zuge über die Erde. Die ersten Menschen schufen die Götter nach der altnordischen Kosmogonie aus Bäumen am Strande des Meeres; die Kinder kommen, wie man ihren Geschwistern sagt, aus dem hohlen Baum. Mensch und Baum, sie sind dem deutschen Glauben zwei nahe Verwandte. Und mit Recht. Der Mensch wächst wie der Baum, er grünt und blüht, er trägt Frucht, die Stürme schütteln und festigen ihn, wenn sein Mark gut ist; Vorurtheile und Leidenschaften fallen nach und nach von ihm ab wie welke Blätter, er strebt empor und gibt im Alter erquickenden Schatten, bis der Tod ihn fällt. Aber er nützt auch dann noch gleich dem Baum; wie an dessen Holz, wärmen wir uns an den hellen Gedanken Jener, die vor uns gewesen.

Im Waldgrunde versteckt liegt ein kleiner See. Aus seiner tiefen, stillen Fluth trinkt der Damhirsch, die Dohlen fliegen mit heiserem Schrei über die grünen Wellen, auf denen die schweren breiten Blätter, die zarten, weißen wie aus Wachs geformten Blumen der Wasserrose schwimmen. Röhricht umsämt die Ufer, eine junge Birke neigt den schlanken Stamm herüber und streut die grünen Kätzchen auf den klaren Spiegel, der ihr zitterndes Bild zurückwirft. Hier lauert der Nix auf sein Opfer, den arglosen Jäger, unter dessen Tritt der trügerische Moosboden plötzlich einbricht. Dann zieht ihn der Nix hinunter in das feuchte Grab, jährlich muß er wenigstens Einen haben. Der Nix ist eben der Genius loci, ein göttliches Wesen, dem früher Opfergaben gebracht wurden und der sich jetzt, erzürnt über die Vernachlässigung, selbst holt, was ihm gebührt. Er hieß in der Sprache unserer Väter nihhus, menni oder necker. Die erste Benennug ist die gebräuchliche geworden, von der zweiten, in „Mummel" entstellten, hat der durch seine Nixensagen berühmte, romantisch gelegene Mummelsee bei Baden-Baden, von der dritten der Neckarfluß seinen Namen.

Die Nixen haben durchaus menschliche Gestalt; den Fischschwanz der griechischen Sirenen kennt die deutsche Sage nicht. Den Nix, der mitunter eine rothe Mütze oder einen Seemannshut trägt, verrathen seine grünen Zähne, die Nixe der nasse Saum ihres Kleides oder die feuchten Locken. Die reizenden Wasserfräulein mischen sich gern in die Gesellschaft der Menschen und kommen Sonntags auf die Tanzböden der Dörfer, um sich mit den schmucksten Burschen im Kreise zu drehen. (Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Allerlei.

Ein prosaischer Geliebter. Bei dem Einzuge des hanseatischen Militärs in Hamburg war fast die ganze weibliche Dienstbotenschaft auf den Beinen, um den Heimkehrenden Blumen und Kränze zu spenden. Eine „Donna" hatte sogar eine Guirlande mitgebracht, lang genug, um eine halbe Compagnie zu umspannen. Aber, o Prosa! was sagte ihr Geliebter? Er sagte: Schade, daß der Ding keen Bratwurst is!

Wie man Büchertitel macht. Ein französischer Autor, Hr. Eduard Ourliac, wurde von einem seiner Freunde consultirt, welchen Titel er einem neuen von ihm verfaßten Roman geben solle. „Nichts leichter als das!" antwortete Jener. „Kommt in Ihrem Roman ein Tambour vor?" — „Nein." — „Auch kein Trompeter?" — „Nein." — „Nun, so heißen Sie denselben: „Ohne Pauken und Trompeten."

Eine Replik. Der Wiener „Volksfreund" erzählt: Bei einem Hochzeitsmahle wurde der erste Toast auf einen anwesenden Herrn Cooperator ausgebracht mit den Worten: „Der hochwürdige Herr Cooperator soll leben!" Zufällig hatte dieser seit längerer Zeit keinen Gehalt bekommen und lebte in drückender Noth. Daher repligirte er lakonisch: „Aber wovon soll ich leben?"

Amerikanische Zeitungsenten. Zur Probe, wie in Amerika über den Krieg in Böhmen telegraphische Depeschen gemacht worden sind, theilt die Hagener Zeitung ein ihr aus St. Antonio in Texas zugesendetes Extrablatt mit, das, aus dem Englischen übersetzt, folgendermaßen lautet: Extra. Neueste durch den Telegraph. Ankunft der Arabia! Die Preußen aus Haupt geschlagen! Große Schlacht bei Pardubitz in Böhmen am 4 Juli; 120,000 Mann todt und verwundet. Die Oesterreicher auf dem Marsche nach Berlin. König Wilhelm und Bismarck fliehen nach England. Deutschland zu einem Reiche unter Franz Joseph erklärt; der Rhein soll auf alle Fälle gegen französische Angriffe vertheidigt werden. Garibaldi landete in Fiume mit 4,000 Mann!"

Grausame Behandlung politischer Gefangener. Ein spanischer Correspondent des Temps schildert in sehr düsterer Weise die immer mehr zunehmende Grausamkeit, mit der man gegen die politischen Angeschuldigten zu Werke geht: „Im Winkel des Golfs von Guinea unter dem Aequator besitzt Spanien die Insel Fernando-Po, deren für den Europäer fast unbedingt tödtliches Klima selbst für den Eingeborenen nur auf den Hochplateaux erträglich ist. Von der Meeresküste bis an das Land an den Gebirgen herrschen mit unerbittlicher Grausamkeit Dysenterien, tropische Fieber, die scheußliche Elephantiasis, während alle giftigen Insecten der tropisch-afrikanischen Sümpfe diejenigen verderben, welche Geburt oder ein unglücklicher Zufall an diese mörderischen Gestade geworfen hat. Einige Horden dickbäuchiger, verwachsener und wilder Neger bevölkern die Höhen und steigen nur dann an die Küste hinunter, wenn innen der Sturm einen Schiffbruch verspricht. Nach dieser Giftküste nun schickt jetzt Spanien seine politischen Angeschuldigten hin. Ehedem transportirte man derartige Leute nach Havanna oder nach den Philippinen; dort konnte man bei einigermaßen menschlicher Pflege und mit einer gewissen Vorsicht doch wenigstens dem gelben Fieber entgehen, und einmal einen Strich, fand man leicht seinen Unterhalt und bisweilen sogar sein schönes Auskommen. Aber jetzt werden die Unglücklichen nicht allein nicht mehr nach Havanna gebracht, sondern auch die verdächtigen Havanesen werden nach Fernando-Po geschleppt. Ehrenleute, Militärs aller Grade, Handeltreibende, Künstler, Handwerker werden mit der Brandmarke des Bagno versehen, mit gemeinen Verbrechern geächtet, in diese schrecklichen Gegenden transportirt."

Eleonore, Erbherzogin von Oesterreich, bekam täglich für ihre Wohlthäter. — Befragt, wen sie darunter verstehe, antwortete die Fürstin: „Meine Unterthanen, welche mich durch ihrer Hände Arbeit ernähren."

Thomas More ward am Tage seiner Enthauptung des langen Haares wegen vom Barbier gefragt, ob er nicht frisirt werden wolle? „Im Vertrauen gesagt, guter Freund" — versetzte jener — „der König und ich prozessiren um meinen Kopf, und bevor das Recht entschieden ist, mag ich keine Kosten auf ihn verwenden."

Ein merkwürdiges Wunder hat sich kürzlich irgendwo zugetragen. Ein Mann hatte eine dumme Frau und lebte glücklich mit ihr. Eines Tages, während er nicht zu Hause war, brach bei ihm Feuer aus; die Frau erschrack so, daß sie die Sprache wieder bekam. — Der Mann kam nach Hause, die Frau läuft ihm freudig entgegen und ruft: „Ich rede, ich rede!" — Der Mann schwieg — er hatte vor Schrecken die Sprache verloren.

Eine einmal gefallene Unschuld ist weniger verführbar, als die sichere Einsicht: und was ist eine Tugend, die nie geprüft worden, nie Gefahren bestanden? Ein tönendes Erz und eine klingende Schelle.

Der Morgen des Mannes gehört den Geschäften, der Abend den Weibern. Jetzt gehen die Männer Abends in Versammlungen, und so haben die Weiber nichts.

Charade.

Ich komme mit Scham,
Ich gehe, kommt Gram;
Ich komme mit Freud,
Ich gehe, kommt Neid.
So lang ich mag steh'n,
Lust, Leben, wie schön!
Wenn ganz ich vergeh',
Glück, Jugend, ade! C. A. R.

Eigenthum, Druck und Verlag von Albrecht Schröder. — Verantwortlicher Redacteur: R. Pflieger.

Digitized by Google

Das Novellenbuch.

Unterhaltungsblatt zum „Fortschritt“ („Fürther Abendzeitung“).

Nr. 86. Donnerstag, den 25. October 1866. 2. Jahrgang.

Der Unverbesserliche.

(Fortsetzung.)

So gelangte der dicke Herr Braun an die Umzäunung mehrerer Gärten und es schien ihm, als müsse er hier sein Ziel erreicht und das Gartenfeld vor sich haben. Nun aber stellte sich eine neue Schwierigkeit heraus. Wie sollte er den Garten des Doctors Delus finden, da weit und breit kein Mensch sich sehen ließ! Endlich erblickte er vor einer angelehnten Gartenthür ein kleines Kind, welches dort saß und mit Steinchen spielte.

„Ist hier das Gartenfeld, liebes Kind?“ frug der Assessor. Das Kind nickte. „Wo wohnt denn der Doctor Delus?“ frug er weiter. Das Kind sagte nichts. Der Assessor wurde verdrießlich, nicht sowohl auf das Kind, als über die Schwierigkeit seiner Lage. „Weißt Du es nicht?“ frug er ein wenig zu laut. Das Kind ließ die Steinchen fallen, stand auf, fing laut an zu weinen und lief in den Garten. Der Assessor seufzte; er ging noch an einigen Gartenthüren vorüber, und las mit Aufmerksamkeit die Schilder, welche hier und da daran befestigt waren. Endlich wagte er es, an eine der Thüren, woran sich kein Schild befand, zu klopfen, sie zu öffnen und einzutreten. Aber kaum hatte er einige Schritte gethan, als eine lange und hagere Dame sich von der Bank, auf welcher sie mit einem Buche in der Hand gesessen hatte, rasch erhob und den Eintretenden durch eine blaue Brille mißtrauisch ansah. „Wohnt hier der Doctor Delus?“ frug der Assessor sehr höflich, worauf die hagere Dame mit scharfem Tone entgegnete: „Das ist hier nebenan,“ und darauf hinter dem heraustretenden Assessor die Thür so heftig zuschlug, daß er erschreckt zusammenfuhr. Er war jedoch nun aus aller Verlegenheit und klopfte aufathmend an der Thüre des Nachbargartens.

„Trienchen, da wird geklopft,“ rief eine Frauenstimme.

„Ich höre es wohl, Fräulein,“ antwortete Trienchen.

Gleich darauf wurde die Thür geöffnet, und nachdem Trienchen dem Eintretenden erklärt hatte, daß dies Doctor Delus Garten sei und daß der Doctor sich im Pavillon befinde, sagte er: „Gut, mein Kind, zeigen Sie mir nur den Weg nach dem Pavillon, ich bin ein alter Freund des Doctors und will ihn überraschen.“

„Soll ich dann nicht erst sagen, daß Sie da sind?“ meinte das Mädchen, worauf der Assessor entgegnete: „Um Gottes Willen nicht! gehen Sie nur voraus!“

Der Garten war ein schmales Stückchen Land, längs des Canals; die sehr schmalen Fußwege waren theils mit Erdbeerenpflanzen, theils mit Buxbaum eingefaßt. Der Assessor machte seine Betrachtung darüber, wie vortheilhaft das kleine Fleckchen Land benutzt wurde, und während er diese Anmerkung bei sich machte, frug er das Mädchen, ob Niemand in dem Garten sei.

„Die ganze Familie ist im Pavillon,“ antwortete Trienchen, „nur das Fräulein sitzt dort auf der Bank unter dem Apfelbaum.“

In diesem Augenblicke kamen sie nahe an der Stelle vorüber, wo der Assessor die älteste Tochter seines Freundes sitzen sah; er grüßte, und sie erwiederte seinen Gruß mit einer gleichgiltigen Kopfneigung. Ein kleiner Hund, der zu ihren Füßen gelegen hatte, sprang gegen den Assessor an und bellte wie wüthend; dieser hätte dem Kläffer gern einen Schlag mit dem Stocke gegeben, aber er besann sich noch zur rechten Zeit und bedachte, daß er die Ueberraschung des Doctors nicht mit einem Mord beginnen dürfe. So gelangte er mit seiner Führerin nach dem Pavillon, der aus einem großen Zimmer nebst einem kleinen Raum bestand, in welch' letzterem die Frau Doctorin vor Kurzem den Kaffee bereitet hatte.

Bevor der dicke Assessor die Thür öffnete, bedankte er sich bei Trienchen und versenkte sich dann einen Augenblick in die Erinnerungen an jene Zeit, als er mit

Digitized by Google

Delus gemeinschaftlich die Hochschule besuchte. Er hatte ihn seitdem nicht gesehen, und sollte ihn nun als vielbeschäftigten Arzt an der Seite einer liebenswürdigen Gattin, umringt von blühenden Kindern wiederfinden. Wie oft hatte ihm seine Mutter dies Bild vor die Seele gerufen! Erwartungsvoll öffnete er die Thüre, aber was sich nun seinen Blicken zeigte, entsprach nur sehr wenig der Vorstellung welche seine Phantasie sich gemacht hatte.

Er sah einen ungezogenen Jungen von ungefähr sechs Jahren, der gewaltig schrie und mit den Füßen stampfte; er sah einen Vater, der roth von Zorn, mit der einen Hand an dem Tische sich festhielt, mit der andern Hand drohte; er sah eine Mutter, die bleich vor Angst, den Jungen zu beruhigen suchte; er sah ferner einen großen Knaben, von ungefähr vierzehn Jahren mit ungesund bleichem Gesichte, der mit beiden Ellenbogen aufgestemmt an dem Tische saß, und über das vor ihm liegende Buch hinwegsah, um über den Vorfall zu lachen, er sah endlich ein kleines Mädchen von vier Jahren, welches sich weinend an Mama's Rock fest hielt. Dies war das Bild, das sich den Blicken des Eintretenden bot, es war Doctor Delus im Kreise seiner Familie.

„Ich will nicht," schrie der Junge, indem er den Stuhl umwarf, der dicht neben ihm stand.

„Augenblicklich!" schrie der aufgeregte Vater, „oder es geschieht ein Unglück."

„Nicht so heftig, Delus," bemerkte die Mutter; er wird schon gehen."

„Entschuldigen Sie, mein Herr," wendete sich nun der Doctor zu dem Eintretenden, „man hat mit dem Jungen seine Last, ich stehe sogleich zu Diensten," und er packte den ungehorsamen Sohn beim Kragen.

„Delus!" flehte die Mutter, aber der Doctor schleppte den widerspenstigen Burschen in die hintere kleine Kammer, um ihn dort einzuschließen.

„Verzeihen Sie, mein Herr," sagte inzwischen Frau Delus, indem sie sich auf einen Stuhl niederließ; „solche Auftritte greifen mich entsetzlich an; ich weiß mir gar nicht zu helfen." Sie seufzte und fuhr dann fort: „Das Beste wird sein, wenn ich ein wenig in die Luft gehe."

„Lassen Sie sich durch mich nicht abhalten," entgegnete höflich der dicke Herr Braun und sie ging hinaus und mit ihr das schluchzende Kind, welches sie noch immer an ihrem Rocke festhielt. Der junge Herr Delus mit dem ungesunden Gesichte blieb allein mit dem Fremden und sah denselben mit unverschämten Blicken an.

„Ich will die Nachbarschaft schon vor Euren Ungezogenheiten bewahren," sagte Doctor Delus, als er wieder eintrat und dann abschloß; er hielt es für nothwendig, das Vergehen seines Sohnes zu nennen, damit man ihn nicht für einen hartherzigen und ungerechten Vater halte. Darauf wendete er sich zu dem Assessor und sagte: „Darf ich fragen?"

„Altes Haus!" rief der gutherzige dicke Assessor mit einem herzlichen Lachen auf seinem erhitzten Gesichte.

Dieser Ausruf kam jedoch dem Doctor aus dem Munde eines Fremden etwas sonderbar vor, und er machte große Augen.

„Nun, altes Haus!" wiederholte der Assessor.

Der Doctor dachte, er habe einen Irrsinnigen vor sich und da er eben erst in großem Zorn gewesen, so war er nahe daran, wieder hinein zu gerathen, was sonst sehr selten geschah. „Was ist gefällig?" fragte er streng.

„Erkennt Ihr mich denn nicht mehr?" frug nun der Assessor.

Der Doctor blickte ihm forschend in das Gesicht und mit einem Male ging ihm ein Licht über den Fremden auf. „Braun!" rief er aus, „wahrhaftig, Ihr seid es, alter Freund! Nun erkenn' ich Euch! Wie seid Ihr verändert, seit der schönen Zeit, die wir zusammen verlebten! Aber wo ist denn meine Frau?" fuhr er darauf fort, indem er sich umsah.

„Sie ist ganz außer sich," erklärte Braun, „und darum ging sie ein wenig in die Luft."

„Wilhelm! geh' hin und rufe die Mama," sagte Doctor Delus.

Wilhelm stand langsam auf, reckte sich ein wenig und ging an die Thüre des Pavillons, wo er stehen blieb und so laut er konnte: Mama! schrie; dann setzte er sich wieder nieder und sah über sein Buch hin.

„Ich will heraus," rief der Junge nebenan, und schlug gegen die Thüre, die das Zimmer von dem kleinen Raum trennte.

Digitized by Google

„Ihr seid noch nicht verheirathet, alter Freund," sagte Delius zu dem Assessor, indem er sich hinter den Ohren kratzte. „Leider nein," entgegnete der dicke Mann, der vor Durst und Hitze fast verschmachtete. In diesem Augenblicke trat die Doctorin herein. „Liebes Weib," sagte der Doctor, „dies hier ist der Assessor Braun, von dem ich Dir so oft erzählt habe." Das Gesicht der Doctorin zeigte, daß sie sich daraus nicht besinnen konnte. Nachdem sie einige Worte gesprochen hatte, stellte sie eine Tasse zurecht und bot dem Assessor Kaffee an, der wie sie sagte, noch ganz warm sei. Der Assessor hätte Alles darum gegeben, ein Glas Bier oder Wein zu trinken, und es war für ihn eine schwere Aufgabe, so müde und erhitzt wie er war, in einem dumpfigen Pavillon Kaffee zu trinken. Der Doctor errieth die Gedanken seines Freundes und sagte seufzend: „Es ist schade, daß wir keinen Keller hier draußen haben."

„Dafür ist eine dunkele Kammer da!" rief der eigensinnige Junge, der in dem Orte eingesperrt war, den er nannte. „Der Unart," sagte die Mutter mit einem Lächeln.

(Fortsetzung folgt.)

Deutscher Waldglaube.

(Fortsetzung.)

Gleich ihren Schwestern aus dem Walde den Elben, schenken sie ihre Liebe leicht den Sterblichen. Sie enthüllen ihm ihre wahre Natur, sie erzählen in träumerischen Mondnächten vom Palaste ihres Vaters, der auf dem Grunde des Sees glänzt, wohin sie zu einer bestimmten Stunde stets zurückkehren müssen. Wehe der Nixe, wenn sie zu lange säumt und zu spät hinabtaucht. Dann tönt ein dumpfer Schrei aus der Tiefe, und ein rother Blutstrahl, der an die Oberfläche dringt, verkündet dem besorgt am Ufer harrenden Geliebten der Nixe Tod. Die Wassergeister sind grausam, unerbittlich; sie haben alle etwas von der nordischen Göttin Ran in sich, welche die Ertrunkenen in ihrer Halle sammelt. Auch die Nixen rächen jede Untreue; norddeutsche Strandsagen wissen davon zu erzählen. Der reiche Schiffsherr hat einst eine Nixe geliebt und verlassen, um eine irdische Braut zu freien. In der Hochzeitsnacht, die im stattlichen Hause am Meeresstrande gefeiert wird, tritt die bleiche Nixe in den fröhlichen Kreis, die Sturmfluth bricht herein, Haus und Land, Brautpaar und Gäste versinken in den kalten Wogen. Der Fischer liebt ein fremdes Mädchen, „Niemand weiß, woher sie kam", er kost mit ihr in seiner Hütte und erzählt ihr, einst habe ihn eine Nixe umarmt, aber ihm graue jetzt vor Wasserweibern. Da verwandelt sich die Geliebte in seinen Armen, es ist die verrathene Nixe. Er will entfliehen — zu spät; hohnlachend hält sie ihn fest und versinkt mit ihm in den heranstürzenden Wellen.

Solche Rache droht im Walde nicht, die elbischen Waldfrauen sind milderen Characters. Sie verstehen die chirurgischen Wissenschaften aus dem Grunde; keine Heldensage, kein höfisches Rittergedicht, worin nicht Wunden von einer weisen Waldfrau verbunden und geheilt werden. Auch die Zukunft liegt offen vor ihrem Blicke, sie weissagen, gewöhnlich jedoch nur gezwungen. Halb streifen sie an die Walkyren, halb an jene Seherinnen der ältesten deutschen Geschichte, die, wie Veleda, Gambara und Andere, einsam im Walde wohnten und die Krieger durch ihre prophetischen Siegeskunden begeisterten. Daß die Walkyren hereinspielen, sieht man an der oft wiederholten Angabe, man müsse die Waldfrauen im Bade überraschen und ihnen die Kleider wegnehmen. Um diese zurückzuerhalten, verkünden sie die Zukunft. So nimmt der grimme Hagen im Nibelungenlied den Wasserfrauen die Gewande, um sein und seiner Herren Schicksal im Hunnenlande zu erfahren. Die Gewande bedeuten das Schwanenhemd, in dem die Walkyre durch die Luft fliegt, ohne welches sie nichts vermag. Hier geht die Waldfrau in das Schwanenmädchen, dort in das zwerchenhafte, schon erwähnte Moosweibchen über. Der Waldglaube wechselt und schwankt im Laufe der Zeit mannichfach hin und her, die alten Erinnerungen verwischen sich und verdunkeln einander, nur Eine Sage bleibt unverändert, bei allen deutschen Stämmen übereinstimmend und überall den gleichen Kern des ursprünglichen Mythus bewahrend: die Sage von der wilden Jagd.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Ein Stückchen von deutscher Treue.

Es zogen zwei Gesellen
Zum Kampfe wider den Feind,
In allen Wechselfällen
Des Krieges treu vereint.

Und Jeder dacht' verstohlen
Von seinem Kriegskumpan:
„Mag dich der Teufel holen,
Wird mir nur nichts gethan!

Falls schlecht geht unsre Sache,
Und falls ich was verlier',
So weiß ich, was ich mache:
Ich — nehm' mir was von dir!"

So dachten sie und stritten
Und hatten Unglück schier;
Sie wurden von einem Dritten
Gehauen nach Gebühr.

Die Niederlage hat Einer
Dem Andern wohl gegonnt;
Nur schade war's, daß Keiner
Dem Andern was nehmen konnt'.

Als sich im Frieden später
Begegneten die Zwei,
Da nannten sich Verräther
Die beiden Freunde treu.

Im Orient ist gewöhnlich
Dergleichen Freundschaftsbrauch;
Jedoch passirt es ähnlich
Bei uns zu Hause auch.

Kladderadatsch.

Allerlei.

Ein poetischer Lieutenant. Als am 4. August das schlesische Grenadier-Regiment Nr. 10 in Hrabin (bei Troppau) einmarschirte, machte sich besonders ein Lieutenant dadurch bemerkbar, daß er, so erzählt die Sil. das löbliche Geschäft des „Requirirens" unter poetischen Ergüssen vornahm. So trat er zu dem herbeigerufenen Bürgermeister Halsar, faßte ihn an der Nase und declamirte:

Herr Schultze, entweder vier Centner Speck,
Oder ich schneide Ihnen die Nase weg!

Die begehrten vier Centner waren in einigen Augenblicken herbeigeschafft, durch welche Thatsache zugleich der Beweis hergestellt ist, daß die Nase eines Ortsvorstehers einen größeren Werth besitzt als vier Centner Speck.

Photographien auf den Zifferblättern von Taschenuhren sind augenblicklich in Amerika sehr in Aufnahme gekommen. Der Erfinder dieser neuen Anwendung der Photographie ist ein Mr. Carbutt in Chicago. Die Photographien auf den Zifferblättern dienen als Schutzmittel gegen den Uhrendiebstahl und sollen sich als solches sehr gut bewähren.

Mechanische Kraft des Herzens. Man hat berechnet, daß das menschliche Herz, bei fünfundsiebenzig Pulsationen in der Minute, während der Dauer von vierundzwanzig Stunden eine Arbeit verrichtet, welche so groß ist, daß ein Centner dadurch 4463 Fuß hoch gehoben werden könnte.

Fräulein Tinne, welche auf ihrer holländischen Yacht „Umy" selber den Capitän macht, besuchte vor einigen Tagen Mahon, wo ihr Erscheinen Aufsehen machte. Die berühmte Africa-Reisende ist sehr einfach gekleidet, hat aber ein Gefolge von vier Personen bei sich, das in reicher africanischer Tracht erscheint. Sie ist etwa 26 Jahre alt, hat gediegene Kenntnisse, spricht das Französische, Englische und Arabische wie ihre Muttersprache und gilt als sehr geistreich und eingehend in der Unterhaltung.

In **Europa** bestehen gegenwärtig 1584 Theater, von welchen Italien 346, Frankreich 337, Deutschland 191, Spanien 168, Oesterreich 150, Großbrittanien 150, Rußland 44, Belgien 34, Holland 23, die Schweiz 20, Schweden und Norwegen 18, Portugal 16, Dänemark 15, die Türkei 4, Griechenland 4, Rumänien 3 und Serbien 1 besitzt.

Ein guter Vergleich. In einer alten englischen Posse sagt der Gewürzkrämer Morgens zu seinem Lehrjungen: Hast Du den Tabak angefeuchtet? — Ja. — Hast Du Staub in den Pfeffer gethan? — Ja, Sir. — Hast Du Sand unter den gelben Zucker gemischt? — Ja, auch Das, Sir. — Nun, so wollen wir in die Kirche gehen. — Diese Stelle hatte wohl „Punch" im Sinn, als er folgende Notiz aufsetzte: „Frömmigkeit Wilhelm's des Eroberers. Wilhelm (vom ersten Stock durch das Sprachrohr herunterrufend): Haben wir die Herzogthümer annectirt? Bismarck (unten): Ja, Sire. Wilhelm: Haben wir Kurhessen unsern Landen angefügt? Bismarck: Ja wohl, Majestät. Wilhelm: Auch Nassau und Frankfurt? Bismarck: Auch Das, mein König. Wilhelm: Und unsern Nachbar, den König von Hannover gegen seinen und seines Volkes Willen seiner Lande beraubt? Bismarck: Gewiß, Allergnädigster Souverän von Gottes Gnaden. Wilhelm: Dann komm herauf, wir wollen beten."

Räthsel.

Des Landmanns saure Arbeit, Müh und Sorgen
Belohnet reich mein erstes Silbenpaar;
Nicht oft hat er die Dritte; jeder Morgen
Ruft ihn zur Arbeit auf. Doch jedes Jahr
Sieht er das Ganze wiederkehren;
Es mahnt ihn, Gottes Güte zu verehren.

Eigenthum, Druck und Verlag von Albrecht Schröder. — Verantwortlicher Redacteur: E. Pfisterer.

Digitized by Google

Das Novellenbuch.

Unterhaltungsblatt zum „Fortschritt" („Fürther Abendzeitung").

Nr. 87. Montag, den 29. October 1866. 2. Jahrgang.

Der Unverbesserliche.

(Fortsetzung.)

„Haben Sie noch mehr Bekanntschaften in unserer Stadt?" frug darauf die Doctorin den Assessor.

„Bitte um Verzeihung," entgegnete dieser, „ich kenne hier Niemand als Ihren Herrn Gemahl, obschon auch unsere Bekanntschaft bereits etwas verjährt ist."

„Das ist der Welt Lauf," meinte die Doctorin, und frug dann: „Noch ein Täßchen?"

„Danke! danke!" versetzte der Assessor. Die Doctorin stand auf, und meinte: der Assessor würde sie wohl für einen Augenblick entschuldigen, worauf sie hinausging. Das vierjährige Kind weinte zwar nicht mehr, aber es hing noch immer an ihrem Rocke und folgte ihr überall hin.

Als sie hinausgegangen war, holte der Doctor tief Athem und sein Freundschaftsgefühl für den Assessor wurde wieder lebendig; er wollte sich gern mit demselben ein wenig in die vergangenen Zeiten zurückversetzen, aber er fand dazu zweckmäßig, seinen vierzehnjährigen Sohn zu entfernen. „Ich kann nicht begreifen, Wilhelm," sagte er, „daß Du Dich nicht im Garten beschäftigst?"

„Im Garten? bei dieser Hitze?" entgegnete der Junge, „das wäre etwas Schönes!"

„So unterhalte Dich mit Deiner Schwester beim Schaukeln."

„Schaukeln? warum nicht gar!"

„Der junge Herr scheint eine große Vorliebe für das Lesen zu haben," sagte der Assessor.

„Ja zuweilen, wenn es grade durchaus nicht am Platze ist," antwortete der Doctor.

Der vierzehnjährige Schlingel sah voller Wuth nach dem Assessor, schlug sein Buch heftig zu, stieß es auf den Tisch, daß es eine ganze Strecke fort flog und die Kaffeetasse des Besuchers fast in Lebensgefahr brachte, dann stand er auf, wobei er den Stuhl umwarf, murmelte etwas zwischen den Zähnen und ging hinaus, indem er die Thür mit aller Macht hinter sich zuschlug. Der glückliche Vater wollte aufbrausen, aber er besann sich und setzte sich mit einem Seufzer nieder. Die Herren zündeten sich jeder eine Cigarre an und waren eben dabei, die alten Zeiten lebendig werden zu lassen, als Trienchen, die von der Arbeit im Garten und vom Schäkern mit dem Gärtnerburschen so roth wie eine Coralle aussah, hereintrat, um zu sagen, daß der Bediente von Frau von Alpin da sei, der Doctor möge doch augenblicklich zu ihr kommen, da die gnädige Frau sehr schlimm sei.

„Ich würde augenblicklich kommen," sagte der Doctor zu dem Dienstmädchen und darauf zu seinem Freunde: „Es wird nicht viel zu bedeuten haben, es ist ein Elend in unserem Stande, daß die Leute uns um jede Kleinigkeit rufen lassen." Darauf machte er sich bereit und sah nach der Uhr, bevor er hinaus ging. „Es wird wohl anderthalb Stunden dauern, bis ich wiederkomme," sagte er; „finde ich Euch dann noch hier?"

„Ich weiß es nicht," versetzte der Assessor, der ursprünglich mit der Absicht gekommen war, einige Tage bei seinem Freunde zuzubringen; — „ich wollte eigentlich heute Abend weiter reisen."

„Nichts da," sagte der Doctor, „ich hole Euch hier ab, und Ihr bringt den Abend bei uns zu."

„Ich weiß nicht," wiederholte Braun, der es lieber gesehen hätte, wenn die Doctorin bei dieser Einladung zugegen gewesen wäre.

„Nun, wir werden sehen," sagte zuletzt der Doctor, „jetzt kommt, ich will Euch zu meiner Frau bringen."

Frau Oelus war nicht sehr weit und hatte soeben mit Trienchen einen kleinen Zank gehabt. Sie begreife nicht, sagte sie mit einem Seitenblick auf den Gärtnerburschen, warum immer so viel in dem Garten gearbeitet werden müsse, wenn sie gerade darin sei. Doctor Oelus empfahl seinen Freund seiner Frau und wollte sich entfernen.

Digitized by Google

„Noch ein Wörtchen," sagte die Doctorin. „Was gibt's denn?" frug der Doctor. „Sollte nicht davon zu thun sein, daß es den Jungen verboten würde?"

„Welchen Jungen? Wilhelm und Ach nein," fiel ihm die Doctorin in's Wort, „ich meine die Jungen dort im Feld." „Aber, Liebste, dagegen läßt sich nichts thun," sagte der Doctor. „Nun dann," versetzte eifrig seine Frau, „finde ich es mindestens sehr unpassend und unangenehm für Minna, die dort immer unter dem Apfelbaume sitzt, sollte st Du nicht —"

Der Doctor konnte nichts mehr hören, weil er bereits weg war.

Diese Probe eines ehelichen Gespräches bezog sich auf vier bis fünf kleine Jungen, die es in einer Entfernung von einer kleinen Viertelstunde an diesem brennend heißen Nachmittage im frischen Wasser angenehmer gefunden hatten als in ihren Kleidern.

„Ihre älteste Tochter," begann Braun, als er mit der Doctorin allein war, „scheint die Einsamkeit sehr zu lieben."

„So ist es, Herr Assessor," lautete die Antwort; „wir erleben viel Freude an dem Mädchen; sie ist stets mit den Büchern beschäftigt, und ich kann Sie versichern, daß sie ihr Französisch besser versteht als ich; sie liest auch englisch und der Musiklehrer sagt, daß sie seine beste Schülerin sei."

„Was Sie sagen!" entgegnete der Assessor, „das ist ja sehr erfreulich! Sie haben gewiß gute Lehrer in der Stadt."

Frau Delus dachte, diese Bemerkung könne die Verdienste ihrer Tochter verkleinern. „Es ist ein großer Unterschied," sagte sie, „wie der gute Unterricht benutzt wird, und meine Tochter brennt viel, lernt eigentlich immer, das Lernen ist ihr größtes Vergnügen, und sie hält sich mit all den Dingen, woran andere Mädchen ihres Alters Gefallen finden, gar nicht auf."

Der Assessor hielt von dieser Art von Mädchen nicht viel. „Wie alt ist Ihre Tochter?" frug er. „Sechzehn Jahre," entgegnete Frau Delus, indem sie mit mütterlicher Würde ihr Haupt erhob.

„Ein schönes Alter," bemerkte der Assessor.

„Und wie Ich sage," fuhr Frau Delus fort, „sie spricht mehrere Sprachen geläufig; gewiß hat sie sich wieder mit einem englischen Buche irgendwo hingesetzt, haben Sie sie nicht bemerkt?"

„Ich habe eine Dame gesehen, die dort unter dem Baume saß und las," sagte der Assessor, dessen Gewohnheit es sonst nicht war, ein sechzehnjähriges Mädchen eine Dame zu nennen. „Das ist ihr Lieblingsplätzchen," entgegnete Frau Delus, lassen Sie sie uns einmal dort aufsuchen, es ist so kühl und wir können ein wenig ausruhen."

Sie näherten sich dem Lieblingsplätzchen, die Tochter erhob sich und verbeugte sich nochmals vor dem Assessor. Frau Delus setzte sich neben ihre Tochter auf die Gärtenbank und der Assessor bediente sich eines Stuhles, der dabei stand.

„Wir wollen uns hier ein wenig ausruhen, Minna," sagte die Doctorin; „was liesest Du da? gewiß wieder ein englisches Werk."

„Ach nein, Mama," erwiederte das Mädchen, „es ist nur so ein Buch, das ich liegen sah, ich wußte grade nicht, was ich nehmen sollte. Ist Hannchen wieder artig?" frug sie darauf, und beschäftigte sich mit dem vierjährigen Mädchen, welches immerfort an Mamas Seite geblieben war. Frau Delus frug nicht weiter nach dem Buche, welches, so viel der Assessor aus der Entfernung bemerken konnte, viel Aehnlichkeit mit einem bekannten Werkchen hatte, das den Titel führte: „Les Amours de Napoléon," und worans ein junges Mädchen von sechzehn Jahren ohne Zweifel sehr viel lernen kann. Einige Augenblicke saßen nun die Drei und Frau Delus wußte das Gespräch so zu lenken, daß die Vorzüge ihrer Tochter in ein möglichst helles Licht traten, dabei schüttelte sie zuweilen das Haupt über die kleinen Jungen, welche auf eine Viertelstunde Entfernung badeten. Unweit des Platzes befand sich die trotterne Scheidewand des Nachbargartens. Dort ließ sich jetzt plötzlich ein Geräusch vernehmen, und Minna schien dadurch in Verlegenheit zu gerathen. Ihre Finger zitterten in großer Aufregung über die Decke des Buches, das sie in der Hand hielt und sie sagte: „Es ist recht schade, daß man hier nicht ungestört sein kann." In diesem Augenblicke wurde ihr Name mit halblauter Stimme gerufen. „Du wirst gerufen, Kind," sagte Frau Delus. „Nein, Mama," entgegnete

Minna, und sie zerrieb fast den Umschlag des Buches. Der Assessor schlug mit seinem Stocke einigen Butterblumen die Köpfe ab.

„Minna!“ rief die Stimme mit demselben flüsternden Tone; „warum kommst Du nicht? der Alte ist nach der Stadt und Triechen sagt, daß Deine Mama mit einem fremden Menschen im Pavillon sitzt.“

Die Mama blickte die Tochter an, und der fremde Mensch that, als ob er nichts bemerkt habe; er stand auf und schaute in die Ferne, wo die badenden Knaben sich im Wasser umhertummelten. Frau Delus schoß Blitze aus ihren Augen; sie faßte Minna beim Arme. „Was bedeutet das?“ frug sie leise, denn sie wollte in Gegenwart des Fremden keine Scene machen.

(Fortsetzung folgt.)

Deutscher Waldglaube.

(Fortsetzung.)

Wenn der Sturm Nachts durch den Wald braust, daß die Eichen ihre breitgabligen Aeste beugen und die Fichte von steiler Höhe jäpflings in die Schlucht hinntergewirbelt wird; wenn die Zweige knarren, knacken und brechen und der ängstliche Schrei der aufgescheuchten Vögel in den dröhnenden Wind hineintönt, dann fährt in den gepeitschten Wolken, hoch über den Wipfeln der Bäume, der wilde Jäger dahin. Mit wüster Phantasie hat die spätere Sage sein Gefolge zusammengestellt und ausgeputzt. Selbstmörder, Trunkenbolde, Falschspieler und dazwischen gespenstige Unholde mit Thierköpfen auf schwarzen, feuerschnaubenden, manchmal dreibeinigen Rossen, Der und Jener das Gesicht in den Nacken gedreht, Hunde mit glühenden Zungen und markdurchdringendem Geheul, Peitschenknall und gellender Hörnerton, Jagdruf und Halloh, das ist die wilde Jagd. Wer ihr im Walde begegnet, muß an einem Kreuzweg zu kommen trachten, oder sich in der Mitte des Weges mit dem Gesichte auf die Erde niederlegen, auf dem Felde muß man unter den Pflug kriechen oder den Kopf zwischen die Speichen eines Wagenrades stecken, um sich zu retten. Sonst wird man von der vorüberrasenden Schaar in die Höhe gehoben, auf ein Roß geworfen, und fort geht's über Land und Meer, bis die Sinne schwinden. Am nächsten Morgen erwacht man mit grauen Haaren auf irgend einer steilen Felsenspitze, tausend Meilen von der Heimath entfernt. Wer keck genug ist, den wilden Jäger um ein Stück Wildpret anzurufen, dem wirft er einen Pferdeschinken oder ein Menschenbein zu. Wer seiner spottet, dem schlägt er die Axt in den Rücken, wo ein tüchtiger Höcker daraus wird, oder streicht ihm mit den Fingern über das Auge, daß es erblindet; aber wenn der Beschädigte am Jahrestage an derselben Stelle den wilden Jäger erwartet, wird er geheilt.

Die meisten Sagen geben dem wilden Jäger einen bestimmten Namen und ein Hofamt. Er ist der herzoglich-braunschweig'sche Oberstjägermeister Conrad von Hackelberg, der verdammt ist, bis zum Weltuntergange zu jagen, entweder weil er dies einmal frevelnd selbst gewünscht, oder weil er Sonntags gejagt, oder endlich, weil er dem edlen Waidwerk zuliebe die armen Bauern gequält und geschunden. An mehreren Orten Niedersachsens zeigt man Hackelbergs Grab, aber eben diese Mehrzahl deutet auf einen Mythus. Zudem wechselt auch der Name; statt Hackelberg findet sich Hackelblock, Hackelbernt. Letzteres Wort, das in der alten Sachsensprache hakolberandh gelautet, heißt Mantelträger; diese Bezeichnung aber gebührt dem obersten Gotte der Germanen, der im Norden Odhin, im Süden Wuotan hieß. Im blauen fleckigen Mantel, den breiten Hut tief in das Gesicht gedrückt, um die Einäugigkeit zu verhehlen, so schritt der Sieges- und Schlachtengott verhüllt durch das Land, um persönlich in der Menschen Schicksal einzugreifen. Im Mantel erscheint er als Bauer Hrani dem Dänenkönig Hrolf Kraki und bietet ihm Schwert und Panzer an; im Mantel rettet er in der Haddingssage seinen Schützling; im Mantel kommt er in der Wölsunga-Sage zu der Hochzeit Signe's und Sigge's und spendet das siegverleihende Schwert. Er stößt es in den Stamm, der mitten in der Halle steht, und ruft, es solle dem gehören, der es herauszuziehen vermöge. Keinem gelingt es außer dem jungen Sigmund, des leuchtenden Sigurd Vater. Er siegt durch des Gottes Schwert in jeder Schlacht und wird der berühmteste Kriegsfürst des Nordens, bis sein Haar weiß und seine Zeit um ist.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Allerlei.

Eine Pariser Berühmtheit der letzten Jahre wird möglicherweise vom Podium ihres an Beifall und klingender Anerkennung reichen Wirkens abtreten. Diva Theresia die gefeierte Localsängerin, welche eine dreifach höhere Einnahme, als die ersten Künstlerinnen der großen und italienischen Oper erzielte, ist in Folge chronischer Entzündung des Larynx mit dem Verlust ihrer wundbaren Stimme bedroht. Einstweilen hat sie sich nach dem Süden begeben, um womöglich einem solchen Unglück vorzubeugen.

Ein Mord aus Freundschaft. Der „Cour. der Vereinigten Staaten" erzählt folgendes Factum, welches in europäischen Landern sicher zu einer Anklage auf Mord geführt hätte. Ein Mann wurde durch einen Eisenbahnzug tödtlich verletzt und auf seine Bitte von einem Freunde, der ihn die schrecklichsten Schmerzen dulden sah, durch einen Pistolenschuß getödtet.

Der Schneider Napoleon's des Ersten. Vor wenigen Tagen ist, wie aus Paris geschrieben wird, Herr Leger auf seinem prachtvollen Schlosse zu Ville d'Avray gestorben. Wissen Sie, wer Herr Leger, der als hundertjähriger Greis starb, war? Nun, Herr Leger war der Schneider des ersten Napoleon, der Gründer des historischen grauen Ueberrockes, der Schöpfer der traditionellen grünen Uniform der Chasseurs von der Garde, in welcher Napoleon sich begraben ließ, aber auch der Mann, dessen Hand den römischen Kaisermantel aus Purpur schnitt, in welchem Napoleon zu Notredame gekrönt wurde. Der Grundbesitz, welchen der berühmte Schneider hinterläßt, ist sehr bedeutend, seine Erben werden denselben parcelliren und einzeln verkaufen. Leger erzählte gern und gut aus der Kaiser- und Revolutionszeit, namentlich amüsirte es ihn, dem General Kleber einen Vorwurf daraus zu machen, daß er gestorben sei, ohne ihm seine letzte Rechnung bezahlt zu haben.

Wildfeuer. Es ist ziemlich bekannt, daß Halm sein Drama „Wildfeuer" mit der Berechnung schrieb, dieß Halm der Notorität am Burgtheater zu Wien zu Füßen werfe. Gosmann dargestellt zu sehen. Ja man erzählt sich sogar in Theaterkreisen, eine mit der Gosmann zusammenhängende Anecdote über die Entstehung des Dramas, die durch die Details allerdings sehr glaubwürdig erscheint. Darnach wäre Halm eines Abends, wie so oft, bei den Rettichs zu Gaste gewesen und hätte auch Fräulein Gosmann daselbst getroffen. Diese zuversichtig daß der Dichter seine Aufmerksamkeit fast ausschließend der Frau des Hauses, die nunmehr verewigten Tragödin widmete, hätte sich nun, nachdem es ihr durch nichts gelingen konnte, ihn seiner Freundin auch nur für eine Minute abwendig zu machen, in höchster Ungeduld dem Dichter genähert und mit etwas kleinwegs geheilter Zorne ausgerufen: „Aber, verehrter Herr Baron, warum denn immer Rettiche, nehmen Sie doch auch einmal mit einem — Radieschen vorlieb." Darüber hätte Halm sehr viel lachen müssen und Fräulein Radieschen versprochen, sich fortan auch mit ihr, und zwar sehr angelegentlich zu beschäftigen; er werde ihr, wie man so in der Handwerkssprache zu sagen pflegt, eine Rolle an den Leib schreiben. Halm habe Wort gehalten und sein — „Wildfeuer" gedichtet.

Deutsche Zuversicht. Der Großvater des Kurfürsten von Hessen lebte während der französischen Occupation als Privatmann mehrere Jahre lang in Prag, aber jeden Morgen sagte er mit lauter Stimme zu seinem Friseur: „So wahr der Himmel dort oben blau ist, ich kriege mein Land wieder!" Und er hatte sich nicht getäuscht; er hatte eine echt deutsche Zuversicht und er wußte auch, daß man den deutschen Völkern etwas zutrauen kann. Die Hessen holten sich ihn wieder und er setzte den Zopf wieder in seine Rechte ein.

Im Jahre 1789 erfanden die Franzosen ein großes Kaleidoscop, in welches sie, statt der Glasstücklein Constitutionen thaten, und es nun immerfort drehten, wodurch sie immer neue Muster darstellten, Buonapart und Louis Philipp schlugen es entzwei.

Das zugestandene Recht war bis jetzt nur der Wiederschein der Gerechtigkeit in der Welt.

Ein altdeutsches Wort.

Ich stamm' aus alter deutscher Zeit
Und bin ein Wort so deutsch wie Leut;
Doch hat mein liebes Vaterland
Mich fast aus seiner Schrift verbannt —
Und sag't der Dän' den Deutschen auch,
Er spricht mich doch nach deutschem Brauch:
Und spricht man gar mich zweimal aus,
So wird ein Griechisch Wort daraus;
Den Namen einer Flüssigkeit,
So alt wie ich und deutsch wie Leut,
Den hänge mir am Ende an
Und ein Franzose bin ich dann;
Hängt man an mich die Silbe In,
So bin ich Rus' in vollem Sinn.
Der Rus' versteht's, kraut weite ich
Hängt man die Silbe An an mich;
Das Wörtchen Am setz' vor mich hin,
So sieht man, daß ich Perser bin.
Ein tuskisch Fürwort häng' mir an,
Fruntanisch ist mein Ursprung dann,
Drauf häng' ein römisch Bindewort
Mir an, und englisch bin ich, Lord: —
Lies rückwärts mich, das Deutsch ist fort,
So bin ich ein slawonisch Wort;
Doch stell' ich vor auf deutsch ein Thier,
Hängst noch an's End' ein Zeichen mir:
Willst Du, daß ich Araber sei,
So setz ein Zeichen vorn mir bei. —

Auflösung der Charade in Nr. 85.
Das Roth der Wangen.

Eigenthum, Druck und Verlag von Albrecht Schroeder. — Verantwortlicher Redacteur: L. Pfleter.

Digitized by Google

Das Novellenbuch.

Unterhaltungsblatt zum „Fortschritt“ („Fürther Abendzeitung“).

Nr. 88. Donnerstag, den 1. November 1866. 2. Jahrgang.

Der Unverbesserliche.

(Fortsetzung und Schluß.)

„Höre,“ fuhr die Stimme fort, „keine Verstellung! ich weiß sehr wohl, daß Du dort sitzest, aber ich soll nicht hinüber kommen. Hier steht Dein Stuhl noch von neulich und Niemand kann uns sehen.“ Es folgte einen Augenblick Stille, dann sagte die Stimme wieder: „Was habe ich zu risciren, wenn der Alte fort ist!“ — Paff! da sprang Jemand über die Scheidewand, daß die Bäume und Büsche umher zitterten und auf dem Lieblingsplätzchen der vortrefflichen Tochter erschien ein hoch aufgeschossener, junger Mensch, von ungefähr siebzehn Jahren mit einem sehr dummen und frechen Gesichte.

„Das ist etwas Anderes,“ sagte der junge Mensch, sobald er Frau Delus und den Assessor bemerkte.

„Was soll das?“ fragte Frau Delus bebend vor Wuth.

„Ist Wilhelm nicht hier?“ frug ohne alle Verlegenheit der junge Mensch.

„Nein,“ antwortete Frau Delus, „und wäre er auch hier, mein Sohn hat keinen Umgang mit einem jungen Menschen, der es wagt, mit meiner Tochter in einer Weise zu sprechen, wie Sie es gethan haben.“

„Das ist etwas Anderes,“ entgegnete der aufgeschossene junge Mensch, „was kann ich dafür, wenn Ihre Tochter mir nachläuft, sie hat selbst den Stuhl an die Bretterwand gestellt, nicht wahr, Minna?“

„Sie sind ein elender Mensch!“ sagte Minna, indem sie sich die Lippen blutig biß, „ich habe Sie nie gekannt und will Sie nicht kennen!“

„Das ist etwas Anderes,“ entgegnete Jener wieder — wahrscheinlich war diese Redensart gerade in der Mode bei den Gymnasiasten — und indem er sich umdrehte, schickte er sich an, pfeifend den Garten zu verlassen. In diesem Augenblicke kam Wilhelm, der mit solcher Sorte von jungen Leuten keinen Umgang hatte. „Da bist Du ja,“ rief der aufgeschossene Gymnasiast, „nun, Wilhelmchen, wie schmecken die Eier aus des Nachbars Hühnerstall?“ und lachend ging er zum Garten hinaus.

„Es ist die höchste Zeit, Frau Doctorin,“ sagte der Assessor, indem er sich den Anschein gab, als habe er, in das Anschauen der Gegend versunken, nichts von dem gehört, was vorgefallen war, — „grüßen Sie Ihren Mann noch recht herzlich von mir und nehmen Sie meinen Dank für Ihre freundliche Aufnahme. Leben Sie wohl!“ und indem er Mutter, Tochter und Sohn begrüßte, verließ der dicke Mann das Lieblingsplätzchen, noch bevor Frau Delus, die natürlich ganz außer sich war, irgend etwas sagen konnte. Er beeilte sich durch die schmalen Gartenpfade seinen Weg zu finden. Da plötzlich hörte er, wie eine Stimme von einem der Bäume herab „altes Haus“ rief. Der Assessor fühlte das Blut zum Kopfe steigen, denn er erkannte die Stimme des sechsjährigen Knaben, der seinem Gefängnisse entsprungen war, sobald sein Vater den Garten verlassen hatte. Vergeblich drehte sich der Assessor nach allen Seiten, um den Taugenichts zu finden und er machte dabei eine Bewegung mit dem Stocke, als wolle er ihm einen kräftigen Schlag versetzen. An der Gartenthüre kostete es ihn einige Mühe, das verrostete Schloß zu öffnen, und während er damit beschäftigt war, klang ihm wiederholt in allen Tonvariationen der akademische Freundesgruß „altes Haus“ in die Ohren.

Gott sei Dank sagte er darauf aus Herzensgrunde zu sich selbst, als er im Freien war. Nachdem er bei dem Colonialwaarenhändler seinen Ueberrock und die Reisetasche abgeholt hatte, verfügte er sich nach dem ersten Hotel der Stadt, wo er zu Abend aß und zeitig zu Bette ging, um am andern Morgen in aller Frühe abzureisen.

„So erzähle doch, wie Du es bei Deinem Freunde, dem Doctor Delus, fandest?“ frug die alte Frau Braun, als ihr Sohn

Digitized by Google

einige Tage später bei ihr saß und ein Glas kühlen Rheinwein trank, was ihm bei der großen Hitze, die noch immer herrschte, sehr wohl that. „Hat er Dich recht herzlich empfangen? Ist er glücklich verheirathet? Hat er liebe Kinder?"

„Mein Freund, der Doctor Delus," entgegnete der dicke Assessor, „hat einen sehr schönen Garten, eine Frau, zwei Söhne und zwei Töchter, an denen er viele Freude erlebt, besonders an der ältesten Tochter."

„Nun, und?" frug die Mutter weiter, „hast Du es endlich eingesehen, daß der Junggesellenstand nichts taugt und ein glückliches Familienleben besser ist als Eure Clubbs und Abendparthieen?"

Der dicke Assessor trocknete mit seinem rothseidenen Taschentuche die heiße Stirn und erwiderte nichts, worauf die Mutter ihn einen unverbesserlichen Hagestolz schalt und verdrießlich das Zimmer verließ.

Deutscher Waldglaube.

(Fortsetzung und Schluß.)

In seinem letzten Kampfe gegen Lyngwi tritt ihm wieder der Mann im blauen Mantel entgegen; sein Schwert zerplittert an dessen Speer und er fällt. Eine ganze Reihe deutscher Mantelsagen deutet auf den alten Gott. Gleich König Hadding werden Heinrich der Löwe, Ritter Thedel, Gerhard von Hohlenbach im Mantel durch die Luft geführt; noch in der Faustsage spannt Mephistopheles seinen rothen Mantel aus und Doctor und Teufel fahren darauf hinweg, bei Göthe zur classischen Walpurgisnacht.

Der wilde Jäger ist also Wuotan, daher die göttliche Gewalt dieser Nachterscheinung, daher die milden Seiten derselben bei aller Furchtbarkeit. Das Band, woran ein Bauer dem wilden Jäger die Hunde gehalten, brachte Segen über das ganze Haus, für ein Hufeisen wirft er dem Schmied eine Rolle Gold in die Hand. Selbst der Name des alten Gottes hat sich noch erhalten: auf Schonen und in Schweden heißt der wilde Jäger Oden, in Holstein, Pommern und Mecklenburg »de Wöd«. Das Gefolge des wilden Jägers sind ursprünglich die Einherier, die seligen Helden Walhallas, die im Kampfe, wenn des Lebens Stunden abgelaufen, lachenden Mundes starben, wie es im nordischen Krakumâl heißt. Einherier (Schreckenskämpfer) bildeten »Wuotanes her«, daraus entstand wohl der Ausdruck „Wüthendes Heer," hier eine der wilden Jagd verwandte, aber doch verschiedene Lufterscheinung. Das wüthende Heer (in Bayern »Mutesheer«) erscheint vor großen Kriegen, an seiner Spitze reiten in Vertretung Wuotan's historische Helden; Karl der Große, Barbarossa, Karl der Fünfte und Andere. Mythologie und Patriotismus mischen sich hier durcheinander, die todten Streiter stehen auf, sie kommen „aus dem Berge", der die Unterwelt bedeutet und worin sie sonst verzaubert schlafen, um dem bedrängten Vaterlande zu helfen. Im Frühlinge von 1813 wollten Schäfer und Jäger in den verschiedensten Theilen Deutschlands das wüthende Heer gesehen haben; der erwachende Geist der Nation lechzte nach Kampf und Vergeltung.

Auch die Romanen kennen die Sage vom wilden Heere, in Spanien heißt es »ejercito antiguo«, das alte Heer. Ein echt deutscher euphemistischer Ausdruck für Sterben aber lautet: In das alte Heer gehen. Auch heute noch hört man hie und da die Redensart von einem Verstorbenen: Er ist zur großen Armee abgerückt. Die sie gebrauchen, denken nicht mehr an die ursprüngliche Bedeutung, wonach der gefallene Held von den Walkyren nach Walhall geleitet ward, um dort vom Fleisch des Ebers Sährimnir zu essen und von Odhins Meth zu trinken. Der „Strohtod" auf dem Krankenlager schloß von dieser Seligkeit aus, daher tödteten sich alte Helden, denen es nicht mehr vergönnt war, in den Kampf zu ziehen, indem sie sich an einem Baume aufhingen und Siegrunen in die Brust schnitten. So hatte sich Odhin selbst geweiht, er hing, um den Runenzauber zu lernen, nach dem eddischen Hávamál „neun Nächte, vom Speer verwundet am Aste des Baumes, dem Niemand ansieht, aus welcher Wurzel er sproß." Dieser Baum als dessen Frucht Odhin gedacht wird, ist der Weltbaum, die Esche Yggdrasil. Ihre Wipfel beschattet Asgard, den nordischen Olymp, ihre drei Wurzeln strecken sich zur Unterwelt, zu den Riesen und den Menschen. Unter einer der Wurzeln quillt der Brunnen Urd's, der ältesten der drei Nornen, die täglich mit ihren Schwestern Verdandi und Skuld den Weltbaum begießt, damit er nicht faule;

Digitized by Google

unter der andern der Born Mimirs, die Quelle der Weisheit. Für einen Trunk aus ihr hatte Odhin ein Auge gegeben, darum ist er einäugig. Ein wunderbar speculativer und tiefsinniger Mythus, der den grübelnden Sinn des Germanen selbst für jene schlachtenfrohen Zeiten geschichtlichen Dämmerlichtes bezeugt. Urd's Brunnen bedeutet die Vergangenheit, die Geschichte, Mimir's Born erklärt sich selbst. Geschichte und Philosophie sind nach urdeutscher Auffassung die belebenden Quellen des Weltbaumes; wenn sie vertrocknen, wankt die sittliche Ordnung der Dinge, geht die Nation zu Grunde. Die nordischen Wikinger werden sich das allerdings nicht klar gemacht haben, sie nahmen den Weltbaum buchstäblich und deuteten nicht lange daran herum; der geistigen Tiefe des Bildes, thut das indessen keinen Abbruch. Der Weltbaum aber macht es leicht erklärlich, warum der Wald, der Baum ein Gegenstand der Verehrung war, warum man den Sitz der Götter in dunkle Haine verlegte, warum das Heidenthum, Schritt für Schritt vor dem Schwerte der Carolinger zurückweichend, seine letzte Zuflucht in den Wäldern suchte. Die Liebe für den Wald blieb dem deutschen Volke; aus der Religion vertrieben, ging sie in die Poesie, in die Kunst über. Unzählige Volkslieder, alle Kunstdichter feiern den frischen grünen Wald; die deutsche Landschaftsmalerei glänzt durch ihre trefflichen Waldbilder. Und wenn am Weihnachtsabende der dunkelgrüne Tannenbaum mit dem blitzenden Lichterschmuck in unserer Stube steht, daß die Kinder jubelnd die Händchen ineinanderschlagen und nach den schönen Sachen hinauflangen; wenn wir dies Wahrzeichen der deutschen Familie aufstellen, das den Auswanderer in den russischen Steppen, in den Wildnissen von Arkansas an die verlassene Heimath erinnert — dann glauben wir vielleicht ein christliches Fest zu begehen, in Wirklichkeit aber feiern wir ein nationales, der gabenbehängte Tannenbaum ist der letzte Rest des alten, schönen, vergessenen Waldglaubens.

K. v. Thaler.

Welt-Ausstellung von 1867.

Die Anstalten für die Weltausstellung von 1867 auf dem Champ de Mars sind zwar erst zur Hälfte beendet, aber schon jetzt wird der Besucher nicht ohne einen mächtigen Eindruck von ihnen scheiden. Die bisherigen großen Ausstellungen in Paris, London und den deutschen Hauptstädten fanden in der Hauptsache innerhalb der Mauern eines einzigen großen Gebäudes statt; bei der nächstjährigen hiesigen Ausstellung wird dagegen das Ausstellungs-Gebäude nur das größte unter mehreren Dutzend, um nicht zu sagen hundert anderen, bilden, die, wenn sie allein ständen, durch Größe, Eleganz oder Originalität die Augen auf sich ziehen würden; es wird nur sein, was die Peterskirche neben den 360 kleineren Kirchen in Rom ist; das Champ de Mars wird ein großer Marktplatz sein mit Villen und Pavillons statt der Buden. Selbst bei dem jetzigen Werdezustand reicht kaum ein Nachmittag hin, um auf alles Sehenswürdige einen Blick zu thun. Der Grund ist parcellirt und jedem Ausstellungsland — in der ganzen Welt wird sich aber kaum eines ausschließen — ist sein Theil angewiesen. Mars hat das Feld geräumt und macht Platz für Merkur, Minerva und die Musen; der Boden, auf dem die Pferde der Reiterschwadronen sich tummelten, die Räder der Geschütze tiefe Geleise wühlten, wird sich mit grünendem Rasen und Blumenteppichen bedecken; die baumlose Ebene wird in einen kühlen Hain umgestaltet sein. Hohe, wohlgewachsene Bäume aller Art werden für sechs Pfund Sterling der Stamm hervorgebracht und eingepflanzt, sie kränkeln anfangs etwas, erlangen aber bald ihre Kraft und Frische wieder; im nächsten Frühjahr werden sie durch Quellen bewässert und der See, den neulich die Ueberschwemmung füllte, wird durch einen mittelst eines Canals herangeleiteten künstlichen Fluß gespeist werden. Natürlich ist es ein bescheidener See, mehr ein großer Teich, indeß wird er doch auch seine Inseln haben und jedenfalls malerisch und erfrischend wirken. Von den Gebäuden ist erst ein kleiner Theil zu erwähnen. Der für den Kaiser bestimmte Pavillon Imperial hat ein etwas pagodenhaftes Ansehen und könnte als das Hauptquartier des chinesischen Himmelssohnes gelten; sobald er indeß von dem kaiserlichen Adler gekrönt sein wird, mag er für den Herrscher Frankreichs immerhin ein ganz würdiges Bauwerk sein. (Schluß folgt.)

Digitized by Google

Böse Nachricht.

Nun der Sommer ist geschieden
Und die Tage werden kalt,
Fortgezogen nach dem Süden
Sind die Vöglein aus dem Wald.

Aber wie ich heut vernommen,
Und darob erschrack ich sehr,
Sollen andre Vögel kommen
Aus dem fernen Süden her.

Aus dem Süden nach dem Norden
Fliegt von Vögeln eine Schaar,
Denen es zu heiß geworden
In dem schönen Süden war.

Krähen, Raben, Leichenhühner,
Mit Gekrächz' und mit Geschrei,
Jesuiten, Kapuziner
Und die ganze Clerisei.

Richteten in unsern Gauen
Gar zu gern sich häuslich ein,
Möchten gern sich Nester bauen
An dem freien Deutschen Rhein.

Ungeladen, nichts als Schaden,
Lauter Unheil bringen sie.
Wahr' der Himmel uns in Gnaden
Vor dem schwarzen Federvieh!

Kladderadatsch.

Allerlei.

Gast (im Wirthshause): Kellner, was bin ich schuldig?

Kellner: Was Sie schuldig sind, weiß ich nicht; ich bekomme einen Thaler.

Im Faubourg du Roule zu Paris baut man gegenwärtig ein neunstöckiges Haus mit Parterre- und Kellerwohnung und Kellern, so daß dasselbe also, eigentlich ohne die Keller elf Stockwerke haben wird. Das Haus enthält keine Treppe, sondern einen Flaschenzug, der von Minute zu Minute die Bewohner in die Höhe befördert. Das Haus wird zur Probe gebaut, und wenn es Anklang findet, wird man mit dem Bau solcher Häuser fortfahren.

Liebet eure Feinde ꝛc.
Admiräle, Generäle,
Prinzen selber klagt man an,
Und sie haben doch den Feinden
Gar nichts Uebles angethan!

Schultze. Also die Ultramontanen hoffen immer noch, daß der Papst von Napoleon jerettet werden wird?

Müller. Ja, er soll den Kaiser schon halb jewonnen haben.

Schultze. Ich denke, jerade nich!

Müller. Doch! Des beeßt — seine schönere Hälfte.

Schultze. Ach so! (Kladd.)

Der Mont-Cenis-Tunnel war am 16. Oct. bis auf 6110 Meter vorgerückt, also gerade zur Hälfte vollendet, indem bekanntlich die ganze Galerie 12,220 Meter lang ist.

Gut berechnet. Der International erzählt: „In der Umgegend von London, zu Hampstead, war am Eingange einer umzäunten Wiese zu lesen: Auf dieser Wiese können Pferde weiden, und zwar: 1. Pferde mit langen Schwänzen für drei Shilling sechs Pence. 2. Pferde mit kurzen Schwänzen für zwei Shilling. Der nach der Ursache dieses Preisunterschiedes gefragte Wächter gab folgende Auskunft: Nichts klarer, wie das. Pferde mit langen Schwänzen können sich leicht der Fliegen erwehren, ohne sich im Fressen stören zu lassen, während Pferde mit kurzen Schwänzen fortwährend nach den Insecten beißen müssen und fast gar nicht zum Fressen kommen.

Kürzeste Kritik. Die „Berl. Mont.-Ztg." theilt folgende Anecdote mit, welche in Dresden erzählt wird. Ein sächsischer Soldat kehrt aus dem Felde in die Heimath zurück und erzählt, daß er „Alles mitgemacht habe." Auf die Frage: „Nu, wie war'ich denn?" ertheilt er die Antwort: „Nu ja: die Preußen hatten die Waffen, die Oesterreicher die Pfaffen, un mir, — un mir war'n die Affen!"

Die Geschichte des Jahres 1866 auf einer Zeile. In Frankfurt am Main soll, wie wir hören, für devossedirte ganze, halbe und Viertelfürsten ein eigenes Fürstenviertel eingerichtet werden. Dasselbe soll zur Bequemlichkeit der hohen Gäste so eingerichtet werden, daß es zwischen dem Hause Rothschilds, dem „Pariser Hof" und der „schönen Aussicht" liegt. Zur Erlangung der Niederlassung ist nichts weiter erforderlich, als daß sich die betreffenden bei dem Viertels-Commissarius melden; wer sich selbst als Fürst ausgewiesen hat, wird ohne weiteres zugelassen. Wir werden, falls der Plan ausgeführt wird, dann in Frankfurt die historisch wichtigste Stadt Deutschlands besitzen; denn wenn die Herren Devossedirten auf der Hauptstraße Frankfurts stehen, so haben wir die ganze Geschichte des Jahres 1866 — auf einer Zeile. (Kladd.)

Im Jahre 1460 trugen die französischen Damen Kleider, deren Aermel bis zur Erde herabreichten und deren Schleppen im Umkreise mehrerer Ellen das Straßenpflaster fegten.

Auflösung des Räthsels in Nr. 86.
Erntefest.

Eigenthum, Druck und Verlag von Albrecht Schröder. — Verantwortlicher Redacteur: A. Pfisterer.

Digitized by Google

Das Novellenbuch.

Unterhaltungsblatt zum „Fortschritt“ („Fürther Abendzeitung“).

Nr. 89. Montag, den 5. November 1866. 2. Jahrgang.

Welt-Ausstellung von 1867.

(Schluß.)

Nicht fern von dem Kaiser hat sich die Kirche angesiedelt. Ein katholischer Bischof hat den Beweis liefern wollen, mit wie Wenigem sich ein anständiges Gotteshaus improvisiren läßt. Die Kirche, die er bauen läßt, wird nicht über 2000 Pfund Sterling zu stehen kommen. Auch für eine protestantische Kirche wird gesorgt; dem geistlichen Bedürfniß der schriftlichen Besucher der Ausstellung wäre also Genüge geschehen. Ein Theater ist gleichfalls projectirt, an Sing-Cafés wird es nicht fehlen, und an Erfrischungs-Localen wird schon darum kein Mangel sein, weil sie bei den weiten Gängen, welche der Besucher zu machen hat, eine Nothwendigkeit sein werden. Eines der nützlichsten und durch die Großartigkeit der Anlage auch eines der imposantesten Gebäude wird der National-Club sein. Der Bau ist in raschem Fortgang begriffen und wird nach der Versicherung des Architecten zur rechten Zeit fertig sein. Der National-Club soll ein Versammlungsort für die Aussteller und ihre Freunde sein, die dort Geschäfte mit einander abmachen, Briefe schreiben, absenden und empfangen, Zeitungen lesen und vortrefflich diniren können. Das untere Stockwerk wird eine einzige große Halle von 170 Fuß Länge und 100 Fuß Breite bilden; ihr Character wird der einer Börse sein. An den Seiten dieser Salle des Pas-perdus werden Bureaux zum Schreiben und Briefkasten aufgestellt. Im oberen Stock sind die Eßzimmer für 50, 20, 10 Gäste. Die Clubverwaltung verspricht mäßige Preise und eine Küche sowie Weine erster Qualität; sie hat Ursache, Wort zu halten, denn an gastronomischen Concurrenten wird es nicht fehlen. Rund um das Stockwerk wird ein Balcon laufen. Von ihm und der Terasse auf dem Dach wird man den schönsten Ausblick auf den Ausstellungspark, den Fluß, die Champs Elysées und das riesige Amphitheater, in welches der hohe Trocadero durch das Abtragen von 800,000 Cubikmeter Erde verwandelt ist, genießen. Vor der Front des Clubhauses wird eine große Veranda angebracht; auch die Seiten erhalten Fortsetzungen durch Galerien, die mit Glas überdeckt und ein halbes Hundert Läden enthalten werden. Alle Aussteller können gegen Zahlung von 100 Francs für die sieben Monate der Ausstellung Mitglieder des Clubs werden; Nichtaussteller müssen dazu von zwei Ausstellern oder ihren zuständigen diplomatischen oder Consular-Behörden vorgeschlagen werden.

Der Boden des Marsfeldes ist zur Zeit durch den starken Regenfall für den Besucher besonders unbequem geworden, man muß auch oft große Umwege machen, um dem überall angehäuften Baumaterial und den Gruppen der schwere Lasten tragenden Arbeiter aus dem Wege zu gehen. Ein Gesammt-Ueberblick läßt sich noch nicht gewinnen. An den Ausstellungsgebäuden für die verschiedenen Länder ist meistens noch viel zu thun. Am Weitesten sind die Egyptier. Für jetzt springen unter Anderem die großen Schornsteine für die Oefen, welche den Dampf für die Maschinen der Ausstellung hervorzubringen haben, sehr in die Augen; wenn erst die Gebäude fertig, werden sie hinter diesen verschwinden.

Was schließlich das große Central-Ausstellungs-Gebäude betrifft, so ist es zwar auch im Bau bedeutend vorgeschritten und wird mit Hilfe der Tausende von Arbeitern, die täglich an ihm beschäftigt sind, gewiß auch zur rechten Zeit fertig werden. Für den gewöhnlichen Zuschauer bietet es indeß mit seinen vielen Gerüsten, Leitern und Lücken noch einen verwirrenden Anblick. In einem halben Jahre werden die Photographen dagegen alle Welt mit ihm bekannt gemacht haben. Einen bestimmten Eindruck nimmt man aber schon jetzt von ihm hinweg. Man ist absolut nicht im Stande, an eine nur ephemere Existenz desselben zu glauben. Wenn es vollendet ist, würde seine Hinwegräumung nicht leichter sein,

Digitized by Google

als die einer egyptischen Pyramide. Es ist kein elegantes Glashaus, sondern Alles daran ist solid und fest. Selbst das Glas in den Fenstern trotzt einem tüchtigen Hammerschlage. Der unterirdische Theil allein mit seinen riesigen kreisförmigen Galerien, die von massiven Steinen überdeckt sind, muß Millionen gekostet haben. Man kann unmöglich glauben, daß ein solches Bauwerk nach siebenmonatlichem Gebrauche wieder auseinandergeschlagen werden soll. Aber was soll man dann mit ihm anfangen? Und wenn Frankreich eine Armee von einer Million Soldaten haben soll, wird es seinen schönsten Paradeplatz entbehren wollen? Diese Fragen wird der Kaiser sich zu beantworten haben.

Eine Staatsruine.

Verstoßen von dem Glücke
Der neuen Christen liegt Granada da.
Und jauchzend sieht Europa seinen Feind
An selbstgeschlagenen Wunden sich verbluten.
Don Carlos.

Ibn Batuta, der unermüdliche Reisende, welcher von Indien und China bis an den atlantischen Ocean die halbe Erde durchwandert, nennt Granada das Paradis der Welt und eine Stadt, welche nicht ihresgleichen hat. Petrus Martyr, welcher die Stadt schon erobert, aber noch unzerstört sah, datirt aus Granada ein Schreiben, welchem wir folgende Stelle entnehmen: „Allen Städten, soviel deren die Sonne bescheint, ist meines Bedünkens Granada vorzuziehen. Nur vom Meere umgürtet ist das wunderbare Venedig; nur eine Ebene ward dem reichen Mailand zu Theil; Florenz, rings von Bergwinden bestrichen, hat alle Schrecken des Windes zu erdulden; Rom, von den Dünsten der Tiberſümpfe und den ungesunden Südwinden heimgesucht, läßt nur Wenige ein hohes Alter erreichen. Granada dagegen erfreut sich zugleich der Berge und des Flachlandes, rühmt sich einer ewig gemäßigten Luft, prangt mit Cedern, mit Feigen und Granaten, ist ein Lusthain wie der Garten der Hesperiden. Das nahe Gebirge streicht in Hügeln herab, welche mit Wein, Myrtenwäldern und gewürzreichen Auen allenthalben bedeckt sind. Die ganze Umgegend mit ihrer Lieblichkeit und ihrer Wasserfülle kann für das Urbild dessen gehalten werden, was die Poesie das Elysium nennt. Wie sehr diese durch Olivenwälder und Blumenauen rieselnden Bäche den ermüdeten Geist erfrischen und neue Ströme von Lebenskraft erzeugen, fühle ich in stündlicher Erquickung an mir selbst.“ Endlich schreibt noch der Gesandte Karl's V. aus dem Jahre 1526, also aus der Zeit, wo der Ruin durch die Christen schon seit einem Menschenalter angefangen, über die unerschöpfliche Schönheit des Landes Folgendes: „Rings um die Stadt ist das ganze Land, sowohl Höhen als Ebene überaus schön und von wunderbarer Anmuth. Alles hat Ueberfluß an Wasser, Alles ist voll von Feigen, Pflaumen, Quitten, Granaten, so daß man vor der Dichtheit der Zweige kaum den Himmel erblickt. Neben sah ich dort und Olivenbäume, so stark, daß sie Eichen zu sein schienen. Zu allen Seiten rings um Granada erblickt man in den zahllos verstreuten Gärten so viele, Nachbar an Nachbar gedrängte Häuser der Morisken, daß sie, zusammengestellt, eine zweite Stadt und nicht minder so groß als die erste bilden würden. Es ist wahr, die Häuschen sind nur klein, aber alle haben ihre Brunnen, ihre Rosenlauben und Fruchthaine, und zeigen, daß das Land, als es sich noch in den Händen der Mauren befand, um Vieles schöner bebaut war als jetzt. Denn viele dieser Häuser sind jetzt zerstört und die Gärten verwildert, da die Morisken viel mehr ab- als zunehmen, und sie sind doch diejenigen, welche das ganze Land bewässern und anpflanzen.

Diese letzteren Worte bezeugen schon das begonnene und um sich greifende Zerstörungswerk, kaum dreißig Jahre nach der christlichen Eroberung und fast ein halbes Säculum noch vor dem schauerlichen Jahre 1573, wo der Krater der christlichen Verfolgungswuth seine heftigste Eruption feierte. Man ermesse, was in diesem halben Jahrhunderte geleistet wurde, und in jenem weiteren bis zum Jahre 1609, wo die Verödung und Entvölkerung des Landes endlich vollendet war. Von je vierzehn maurischen Dörfern gingen dreizehn zu Grunde und blieb nur ein einziges übrig! Granada selbst zählte unter der maurischen Herrschaft bis zu 600,000 Seelen, erreicht aber heute kaum den siebenten Theil der Bevölkerung, und doch ist selbst das eine durch den Hauch der modernen Cultur schon gehobene Zahl.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Ein Langes und Breites über den Kalender.

(Aus des Lahrer Hinkenden Boten illustrirter Dorfzeitung.)

Wenn der Hinkende Bote seinen Kalender geschrieben hat, und wenn die Setzer ihn gesetzt, die Drucker ihn gedruckt und die Buchbinder ihn gebunden haben, dann ist's ihm ein Seelengaudium, im Hofe der Druckerei auf der grünen Bank unter dem Lindenbaume zu sitzen, seine Pfeife zu rauchen und zuzuschauen, wie die Kalender in gewaltige Ballen gebunden, verladen und in alle Welt hinaus versendet werden. Keine Pfeife im ganzen Jahre hindurch schmeckt ihm so wie diese, — obschon zwar die andern schmecken ihm auch gut — und jedem Ballen gibt er gleichsam seinen Segen und einen Gruß mit in die Fremde, und er ist guten Humors und gemüthlich aufgelegt, wie einer, der ein tüchtig Stück Arbeit hinter sich hat. So saß er denn auch behaglich sein Pfeifchen schmauchend und schaute zu, wie sie seinen 67er zusammenschnürten, kommt der Rathschreiber, sagt guten Tag und Exküse und setzt sich zu ihm. —

Sagt der Rathschreiber: „Höret einmal Hinkender, ich bin froh für Euch und Eure Freunde, daß Euer 67er endlich einmal zum Loche hinauskommt; Ihr machet jetzt doch auch wieder ein menschliches Gesicht; in den letzten Wochen aber habet Ihr eines gemacht, wie ein frisch geschärftes Reibeisen." —

Da lachte der Hinkende: „Das könntet Ihr Anfangs wissen, daß ein Kalendermacher vier Wochen vor dem Fertigmachen ein wenig brummig ist. „Wenn Ihr einer wäret, Rathsschreiber, ich glaube, Ihr thätet gar kein Gesicht mehr machen. Seid Ihr doch, wenn Ihr nur Eure Gemeinderechnung stellen müßtet, wie eine melancholische Kratzbürste, und da ist doch so ein Kalender ein ganz ander Ding will ich meinen."

„Thut mir nicht so dick", entgegnete der Rathschreiber etwas spitzig, „was ist denn an so einem Kalender? Geschrieben ist doch das kleine Ding bald, das schüttelt Ihr nur so aus dem Aermel, und dann das Setzen, Drucken, Falzen und Heften, nun, das ist auch kein Hexenwerk, dazu habt Ihr Eure Leute und Eure Maschinen, und Ihr brauchet nur zuzuschauen, es lauft Alles fast von selber. 'S ist eine wahre Bagatelle!"

„Eine Bagatelle, so meinet Ihr?" sagte der Hinkende. „Ich merke, Rathschreiber, daß Ihr von so einem Kalendergeschäfte gar keinen Begriff habet und den will ich Euch jetzt beibringen, wenn's möglich ist. Von dem Kalenderschreiben will ich nicht reden, ob leicht oder schwer, das ist meine Sache; aber von der mechanischen Arbeit denn Kalendermachen will ich Euch ein Stücklein erzählen, daß Eure paar Haare dabei zu Berge stehen sollen und Ihr aussehet wie ein Bismarck. Z. B. wisset Ihr, wie viele Kalender jedes Jahr gedruckt werden?

„Nun ich denke 250,000 Stück, wenn Ihr nicht aufschneidet; es ist ja fett genug zu lesen auf dem Titelblatte."

„Dieses Jahr drucke ich, Dank meinen Freunden den Schwarzröcken, 300,000. Und wennst man diese 300,000 Kalender aufeinander setzen würde, einer auf den andern, was meinet Ihr, wie groß müßte die Leiter sein, um den letzten Kalender oben drauf zu legen?"

„Nun", sagte der Rathschreiber und warf einen prüfenden Blick an dem Hause hinauf, „ich schätz' so hoch wie unsere große Feuerleiter, sie wird hinaufreichen bis an Euer Dach."

„Nichts nutz, viel höher."

„Nun meinetwegen so hoch wie unser Rathhaus?"

„Also noch höher."

„Wie unser Kirchthurm? Aber jetzt gebe ich keinen Zoll mehr zu!"

„Ja wohl wie unser Kirchthurm", sagte der Hinkende lachend, „aber unser Kirchthurm müßte 9 mal so hoch sein wie der Freiburger Münster!"

„Treibet keinen Utz mit mir, Hinkender", sagte der Rathschreiber und erhob sich fast zornig von der Bank, „ich bin heute nicht aufgelegt zu solchen Narretheien."

„Neunmal so hoch wie der Freiburger Münster", fuhr der Hinkende Bote mit unerschütterlicher Ruhe fort, „fast so hoch wie der Blocksberg, auf dem am 1. Mai die Hexen mit dem Junker Satan Polka tanzen."

„Im vollen Ernst?"

„Im vollen Ernst und ich kann es Euch gleich beweisen, wie Alles, was ich behaupte. Hier ist ein Packet von 100 Kalendern; messet einmal mit Eurem Maßstabe, wie hoch diese sind."

„Zwölf Zoll", sagte der Rathschreiber, nachdem er gemessen hatte.

„Richtig, zwölf Zoll. Und wenn 100 Kalender 12 Zoll hoch sind, wie hoch sind 300,000? Nun Herr Rechnermeister?

„3000 mal 12 Zoll oder 36,000 Zoll", erwiderte der Rathschreiber etwas kleinlaut.

„36000 Zoll sind aber 3000 Fuß", sagte der Hinkende triumphirend, „und mit dem 9fachen Münster und mit dem Blocksberge wird es also seine Richtigkeit haben schätz' ich."

„Heiden Gallen!" rief der Rathschreiber und schnalzte mit den Fingern, „Reipect davor! Und was muß man da Oben herunter für eine schöne Aussicht haben."

„Ja, aber ein wenig wackelig", lachte der Hinkende. „Wenn Ihr aber noch eine schönere Aussicht haben wollet — nur ein bischen kälter — so stoppelt einmal sämmtliche Kalender aufeinander, die der Hinkende seit 67 Jahren gedruckt hat, es sind gerade 2,541,000 Stück, ein Dutzend auf oder ab. Das macht eine Höhe von 30,492 Fuß, also bedeutend höher als der höchste Berg der Erde, die Everestspitze im Himelaja-Gebirge, der bekanntlich 27,212 Fuß hoch ist, wie ihr noch von der Schule her wissen könntet, wenn Ihr nicht die Geographie so oft geschwänzt hättet. Und wenn man von dieser Kalender-Pyramide die obersten 20 Jahrgänge lesen wollte, so müßte man erst den Schnee wegputzen, denn diese stecken im ewigen Schnee bis über die Ohren."

„Hinkender", sagte der Rathschreiber ziemlich demüthig, „ich schäme mich, daß ich solch ein Esel war mit der dummen Feuerleiter da."

„Thut nichts", begütigte der Hinkende, „und ich schämen, daß man ein Esel ist, ist keine Schande,

Digitized by Google

und man braucht sich deßwegen nicht zu schämen. — Weil wir aber nun einmal am Rechnen sind, so sagt mir Rathschreiber, wenn alle diese Kalender Maculatur waren — Gott sei meiner armen Seele gnädig — ich hätte sie müssen dem Tapezier verkaufen für Untervapier, wie viel Quadratfuß könnte der damit tapeziren? Nun, nehmt nur das Maul recht voll!"

„Meinethalben hunderttausend, weil ich denn doch das Maul vollnehmen soll", rief der Rathschreiber fast erschrocken über die große Zahl.

„Mehr als 37½ Millionen Quatratfuß könnte er damit tapeziren, Ihr könnt es selber nachrechnen, denn ein Kalenderblatt hat 41¼ □ Zoll und der Kalender besteht aus 36 Blättern. Das müßte schon ein hübscher Tanzsaal sein und wer den auch nur einmal herum tanzt, muß gute Beine haben. — Und wenn man die Zeilen aus dem Kalender so herab haspeln könnte, wie die Seide von einem Cocon, wie lange würde würde der Faden werden, wenn jede Zeile 2½ Zoll Länge, eine Seite 140 Zeilen und der Kalender 72 Seiten hat? Nun, Rathsschreiber, noch einmal sollter Ihr rathen."

„Lasset mich in Ruhe", brummte dieser in komischem Zorne, „der Teufel mag mit Euch rechnen, ich nicht."

„Aus einem Kalender, fuhr der Hinkende fort, könnte man einen Faden herausspinnen, von 2520 Fuß und aus sämmtlichen Kalendern einen Faden von 6,403,320,000 Fuß oder von 360,262 geogr. Meilen Länge. Wäre dieser Faden nicht ein schwacher Papierstreifen, sondern so stark wie das Kabel, das sie jetzt um die Erde gelegt haben, so könnte man ihn beinahe 67 mal um die Erde herumwickeln, wie man Strickwolle auf einen Knäul wickelt. Der Faden wäre 210 mal so lang als der Erddurchmesser, und wenn man den Faden an dem Sterne des Freiburger Münsters festbinden und mit ihm in den Mond hinaufstiegen und ihn dort um ein Ringgebirge herumwickeln würde, so könnte man die Erde und den Mond mit einem sechsfachen Faden zusammenkrüppeln und bliebe erst noch ein Trumm übrig von 4500 Meilen, aus dem man noch eine ganz anständige Portion Strümpfe stricken könnte. He, Rathsschreiber, was saget Ihr dazu, habt Ihr jetzt bald Respect vor dem Kalender?

„Ich sage gar nichts mehr, erwiderte der Rathsschreiber, „wenn Ihr mir mit solchen Zahlen zu Leibe geht, da hört meine Naturgeschichte auf."

„Aber die lustige Rechnung kommt noch", fuhr der Hinkende mit einem triumphirenden Lächeln fort. Ein Kalender hat 72 Seiten, eine Seite 7000 Buchstaben, macht 504,000 Buchstaben, oder rund 500,000, macht für den 67er Jahrgang 150,000 Millionen Buchstaben. Nun denket Euch einmal, wenn der Guttenberg nicht, so geschieht gewesen wäre und hätte die Buchdruckerkunst erfunden und der Hinkende müßte alle seine Kalender mit der Feder schreiben. Wenn er auch alle Tage 20,000 Buchstaben machte und jährlich 300 Tage an seinem Schreibtische säße — er müßte doch auch Sonn- und Feiertage halten und hie und da ein Schöpplein trinken — so müßte er 25,000 Jahre an einem einzigen Jahrgange schreiben und der geneigte Leser müßte noch etwas länger auf den Kalender warten als jetzt. Wenn aber der Kalender — wie es der Brauch ist — in einem Jahre erscheinen müßte und wenn der Hinkende besser mit den Jesuiten stände und diese würden ihm erlauben, seinen Kalender ihn ihren Klöstern schreiben zu lassen, so wären dazu 600 Klöster nöthig und in jedem Kloster müßten außer dem Abte, dem Bruder Pförtner und dem Bruder Kellermeister, denen man so etwas nicht zumuthen könnte — 42 Mönche Tag für Tag sich die Finger krumm schreiben und hätten nicht viel Zeit übrig zum Beten und zum Faulenzen und man hätte ein ganzes Jahr Ruhe vor ihnen. Und das ist nur ein einziger Jahrgang! Das gäbe eine Schreibseligkeit, —

Daraus aber könnet Ihr ersehen, wie gut es ist, daß der Guttenberg die Buchdruckerkunst erfunden hat, und daß der Hinkende Maschinen hat, von denen eine einzige in einer einzigen Minute mehr Buchstaben zu Wege bringt als ein fleißiger Mönch — wenns überhaupt fleißige Mönche gibt — in neun Monaten. — So, das war wegen der „Bagatelle", wie Ihr meinen Kalender zu nennen beliebtet und wenn Ihr wieder einmal etwas gerechnet haben wollet, so stehe ich zu Diensten."

Damit klopfte der Hinkende seine Pfeife aus, griff grüßend an seinen Hut und stelzte zum Hofe hinaus.

Der Rathsschreiber blieb noch eine Zeitlang sitzen und starrte mit einem ziemlich dummen Gesichte auf die Kalenderballen hin; dann aber ging er in den Adler, um seinen Aerger mit einem Schoppen Achter hinunterzuschwenken. Ueber den Kalender aber hat er nie mehr gespottet. —

Auflösung des altdeutschen Wortes in Nr. 87.

Das alte Worte: bar, nur noch wenig üblich; in Bar-fuß sieht man noch deutlich seine ursprüngliche Bedeutung.

Der Däne gebraucht das Wort noch immer wie im Altdeutschen für: bloß, nackt.

Bar-Bar, nannten die Griechen jeden Nichtgriechen.

Den deutschen Namen einer Flüssigkeit: Bier.

Bar-biet, französisch.

Bar-in, russisch, der Herr.

Bar-au, russisch, der Hammel.

Am-bar, ein persisches Wort, Vorrathskammer, Getreidekammer.

Das russische Fürwort, dritte Person, männlichen Geschlechtes: on, er.

Bar-on, ist bekanntlich romanischen Ursprungs.

Hänge man noch das lateinische et daran, Bar-on-et, englisch.

Lies das Wort rückwärts: rab.

Slawonisch, der Knecht, Sclave.

Hänge ein Zeichen an C an: der Rabe.

Setze statt des C ein Zeichen, ein: A vornhin, A-rab.

Eigenthum, Druck und Verlag von Albrecht Schröder. — Verantwortlicher Redacteur: K. Pfisterer.

Digitized by Google

Das Novellenbuch.

Unterhaltungsblatt zum „Fortschritt" („Fürther Abendzeitung").

Nr. 90. Donnerstag, den 8. November 1866. 2. Jahrgang.

Eine Staatsruine.

(Fortsetzung.)

Verschwunden sind die zahllosen Fabriken und Werkstätten der Mauren, verfallen ihre Canäle und Aquäducte, Mensch und Natur für immer gebrochen auf diesem Boden. Der Fremde, welcher nach Cadix und Sevilla die alte Stadt der Alhambra besucht, dünkt sich in einer wunderbaren Oede und Einsamkeit, dort, wo Spaniens Mark und Lenden einst von Zeugungskraft strotzten und Straßen und Städte am dichtesten bevölkerten. Im Winter fehlt selbst der Wolf diesem Leichenfelde nicht, und im Sommer lechzt Mensch und Thier auf den Ruinen versiegter Wasserkräfte. Nur wenn der Regen seine natürlichen Schleusen auftut, sprießt die verschwundene Vegetation wenigstens fleckenweise wieder empor, und der Fremde glaubt dann das alte Paradies zu sehen, wo der alte Maure höchstens Oasen in der Wüste erkennen würde.

Der 2. Januar des Jahres 1492, der Tag, an welchem der Cardinal Mendoza das Kreuz auf die Alhambra pflanzte, weihte Granadas Untergang ein. Tedeum singend rückte das christliche Heer in die eroberte Stadt, zum entgegengesetzten Thore flüchtete Boabdil hinaus. Auf dem Hügel von Padul wendete er sein Pferd und sah noch einmal zurück auf Granada, den Schauplatz einer Menschengröße, welche für immer verschwinden sollte. Allah Akbar! Gott ist groß, seufzte er auf und brach in Thränen der Wehmuth aus. Seitdem heißt der Ort Ultimo sospiro del moro, der letzte Seufzer des Mauren. Achthundert Jahre hatte die arabische Herrschaft in Spanien gedauert — erst halb so lange blinkt das Kreuz auf der Alhambra.

Nach dem Verlust ihrer Hauptstadt bildete das fernere Schicksal der Mauren auf andalusischem Boden eine Tragödie, auf ewig vorwurfsvoll für diejenigen, welche das böse Prinzip darin spielten.

Den Mohamedanern war bei der Capitulation von Granada der Besitz ihrer Moscheen, sowie die unbedingte Freiheit des Cultus gewährleistet worden; sie sollten nach ihren eigenen Gesetzen unter ihren eigenen Magistraten gerichtet und weder im Vollgenuß ihres Eigenthums beinträchtigt, noch wegen ihrer Sprache, Tracht und alten Gebräuche belästigt werden. Die Geschichte Spaniens in den nächsten hundert Jahren erfüllt sich in dem Schauspiele, wie diesem Vertrage gegenüber Kirche und Königthum miteinander wetteiferten, Treue und Glauben mit Füßen zu treten.

Zwar in den ersten acht Jahren ging Alles noch gut. Allerdings trat die Tendenz, die Mohamedaner nicht bei ihrem gewährleisteten Glauben zu lassen, sondern zu dem der Sieger-Nation zu bekehren, jetzt schon hervor. Aber es mag sein, daß die christliche Gesellschaft für das sittliche Princip der Glaubensfreiheit damals noch zu unreif war; hat sie doch diese sittliche Reife noch heute nicht allenthalben erlangt. Inzwischen begnügte sich der wahrhaft christliche Erzbischof Talavera, wenigstens nicht anders Proselyten zu machen, als durch seine herzgewinnende Persönlichkeit; gewaltsame Bekehrungsversuche erklärte er ausdrücklich für ebenso unerlaubt als zwecklos. Es war derselbe Mann, welcher den berühmten Ausspruch that: Um Christen zu heißen, fehle den Arabern der Glaube der Spanier, aber den Spaniern die guten Werke der Araber. Sehr bald aber wurde der fromme gemäßigte Priester überflügelt von der hinter ihm stehenden Partei der rothen Fanatiker.

Das Organ dieser Partei war der bekannte Ximenes. Kaum in Granada angekommen, wendete er alle Mittel der List und Bestechung an, die Bekenner des Islam zu verführen. Besonders legte er es auf die Literatur des gebildeten Volkes an. In Granada waren die Ueberbleibsel der ungeheuren Bibliotheken zusammengeflossen, welche einst in Cordova, Sevilla und anderen Hauptstädten die Bewunderung der damals noch rohen Europäer gewesen. Ximenes besoldete Häscher, all diese Bücher dem Heiligthume des Hausrechtes zu entreiße

Digitized by Google

und in seine Hände zu liefern. Weder die Pracht der Kalligraphie, noch die Kostbarkeit des Einbandes, noch der oft völlig untheologische und unverfängliche Inhalt fand Gnade vor dem christlichen Herostrat. Auf dem Marktplatze zu Granada thürmte er hohe Berge dieser Literaturschätze auf und steckte sie in Brand. Diese That muß um Vieles strenger beurtheilt werden, als Omar's Verbrennung der alexandrinischen Bibliothek. Ximenes war ein christlicher Prälat mitten in Zeiten der widerauflebenden Künste und Wissenschaften, Omar Führer eines rohen Hirtenvolkes in der ersten Sturmperiode seiner Welteroberung. Aber noch mehr. Die That des Ximenes ist leider historisch, während Omar's Brandstiftung historisch nicht zu erweisen ist, sondern von umsichtigen Geschichtskritikern ziemlich allgemein für ein Märchen erklärt wird.

Es geschah nun, was stets der böse Circel politischer Verfolgungen ist. Die Verfolgung ruft den Aufstand hervor, der Aufstand aber heißt Hochverrath und beschönigt die Verfolgung. Albaicin, das hochgelegene Stadtviertel von Granada, empörte sich. Als die Kunde davon zu Ferdinand und Isabella gelangte, mißbilligten dieselben den Eifer des Erzbischofs, welcher aber nach Unterdrückung der Revolte durch Sophismen sich reinzuwaschen, ja für seine ferneren Verfolgungen wenigstens stillschweigende Zustimmung zu gewinnen wußte. Er trat jetzt offen mit Zwang auf. Für die Empörung eines Stadtviertels machte er alle Mauren solidarisch verantwortlich und ließ dem ganzen Volke nur die Wahl zwischen Auswanderung oder Uebertritt. So wurde die Capitulation von Granada — Garantie des Cultus und der Nationalität, schon nach wenigen Jahren ausgelegt! Das betrogene Volk fügte sich in der einen oder der anderen Weise. Viele wanderten in die Wüsten Africas aus, Viele, auf den Gräbern ihrer Väter von uralter Heimathsliebe gefesselt, bequemten sich zur Taufe. Durch ganz Andalusien aber erscholl das Wehklagen des Volkes, und mehr als Ein herzzerreißendes Lied ist uns aufbewahrt, welches im rührendsten Schmerze die Bekenner des Kreuzes verklagt.

Und doch sollte der Aufstand von Albaicin nur ein schwaches Vorspiel zu dem Verzweiflungskampfe in den Alpujarren sein und Ximenes, nach dem milden Talavera eine Geißel, selbst wieder mild erscheinen im Vergleiche zu dem schauerlichen Torquemada, jenem Ungeheuer, welches mit Sulla, mit Iwan dem Grausamen und Robespierre in allen Zeiten zu den schrecklichsten Ausübern des Terrorismus zählt.

Der Aufstand von Albaicin scheint kraftvoll gewesen zu sein, denn der Graf von Tendella hatte es für räthlich gehalten ihn in Güte zu dämpfen. Er sicherte den Unzufriedenen Abstellung ihrer Beschwerden zu und bestätigte ihnen in einer neuen Capitulation die frühere von Granada, womit es ihm solcher Ernst war, daß er den Mauren seine Frau und seine zwei Kinder als Bürgen zurückließ. Aber die katholische Hofpartei verwarf diesen Vertrag. Dennoch stellten die betrogenen Mauren dem Grafen Frau und Kinder großmüthig wieder zurück. Das Empörende des Verhaltens der Christen — sagt Herr v. Schack — tritt um so greller ins Licht, wenn man bedenkt, daß sie selbst unter den Mohamedanern fast jederzeit Freiheit des Gottesdienstes genossen und mit wenigen Ausnahmen keine Verfolgungen zu leiden hatten. (Fortsetzung folgt.)

Das Jubiläum des Henkers von Bristol.

Die gewerbreiche Stadt Bristol war in den ersten Tagen des Monats Juni d. J. Zeuge einer eben so seltsamen als glänzenden Feier, an der sich alle Schichten der dortigen Bevölkerung jedes Alters und Geschlechts in gleicher Weise betheiligten. Der Scharfrichter James Fitz, ein ehrenwerther corpulenter Herr, zugleich ein Mann von großem Ansehen, der Schrecken aller Gauner, die er nach dem Spruche der weltlichen Gerechtigkeit nunmehr seit 25 Jahren mit anerkennenswerther Geschicklichkeit ins bessere Jenseits befördert hatte, feierte sein fünfundzwanzigjähriges Amtsjubiläum. Der hehre Tag wurde in würdiger Weise dadurch eingeleitet, daß der ehrenwerthe Herr James Fitz bei Sonnenaufgang die Mörderin Klara Gagot, die ihren Gatten und ihre Tochter vergiftet hatte vom Leben in den Tod mit dem Stricke beförderte. Eine zahllose Menschenmenge wohnte diesem schauerlichen Drama bei, bei welchem Herr Fitz, wir wissen nicht zum wievielten Male, als Meister in seiner Kunst sich bewährte. Ein donnerndes Cheer der gaffenden, müssigen Menge lohnte

Digitized by Google

seine Bravour, als er nach gethaner Arbeit im Vollgefühle erfüllter Pflicht, sich vom Richtplatze unter der üblichen Escorte im scharlachrothen Amtskleide entfernte. Alles, was Bristol an Berühmtheiten von Geist und Kapital nachwies, hatte sich am Abende des solennen Tages in Fitz-Hall, dem reizenden Landhause des greisen Helden vom Stricke, ein Stelldichein gegeben, um diesen zu beglückwünschen, zu betoasten; es wurden lange warme Speechs gehalten, aus allen Theilen des meerumschlungenen Reiches trafen auf telegraphischem Wege Grüße und Anerkennungsadressen ein. Kurz, Herr Fitz hatte an seinem Ehrentage sich so vieler Ehren und Auszeichnungen zu erfreuen, daß er bei einbrechender Nacht mit diesem schönsten Tage seines geplagten Daseins zufrieden sein konnte. Doch der Mensch soll den Tag nicht eher loben als bis er vorüber ist. Es war eine trübe, regnerische Nacht. Herr Fitz, von den Anstrengungen des Tages ermüdet, von den ihm gewordenen Ehren gleichsam erdrückt, wollte sich zur Ruhe begeben, als er in seinem Schlafzimmer angelangt, durch ein unheimliches Geräusch unliebsam erschreckt wurde. Durch das halbgeöffnete Fenster, dessen Aussicht in einen baumreichen Garten geht, stiegen mittelst einer angelegten Leiter einige handfeste stämmige Kerle mit wilden verzerrten Mienen ein, in denen der geübte Blick des Herrn Fitz nur allzu leicht jenes Gelichter erkannte, an welchem Bristol so reich ist. Die Gäste des Hrn. Fitz, sechs an der Zahl, hatten ihren Sprecher, der in echt englischer parlamentarischer Weise an den ehrenwerthen Fitz ungefähr folgende Rede hielt: „Sie seien zur Begrüßung des erfahrenen und erprobten Scharfrichters bei Nacht gekommen, weil die kostbaren Stunden des Tages von andern Gästen in Anspruch genommen worden seien, weil sie ferner zu keiner gesetzlich anerkannten Corperation zählen, weil ferner ihre Widersacher sie beharrlich in den Gefühlen aufrichtiger Sympathien und in ihren Loyalitäts-Ausdrücken behindern. Herr Fitz habe sich um die Menschheit hoch verdient gemacht durch sein Wirken; die Ehre des Standes, dem sie (die Gauner) angehörten, gebiete diese Anerkennung; denn wenn er auch so manchen ihrer guten Freunde den Weg ins Jenseits angebahnt, so sei Dieß stets von ihm „liebevoll in echt humaner Weise" geschehen." Als Zeichen ihrer Anerkennung überreichte die Deputation dem Scharfrichter einen aus getriebenem Silber kunstvoll gefertigten Galgen. Hr. Fitz, Anfangs verdutzt über den unerwarteten Besuch durchs Fenster, beantwortete die Ansprache in würdevoller Weise, dankte für den ihm gewordenen Ausdruck der Achtung und Anerkennung und bedauerte wegen der vorgerückten Nachtstunde seine Gäste nicht entsprechend bewirthen zu können, doch reichte er jedem einzeln die Hand, und nachdem neuerdings Complimente gewechselt waren, entfernten sich die Gäste auf demselben Wege, auf welchem sie gekommen waren, trotz aller Einsprache des Hrn. Fitz, welcher ihnen den Weg durch die Thür gezeigt hatte. Kaum war Dieß geschehen, als die Haushälterin des Herrn Fitz, Sarah Klimport, athemlos ins Schlafgemach ihres Herrn stürzte und zitternd vor Angst und Entsetzen folgenden Rapport herstammelte: Es seien ungefähr 10 Männer in den Speisesaal zu ebener Erde gedrungen, hätten den Dienstleuten Stillschweigen geboten, die sich Widersetzenden geknebelt und sodann alles Silbergeschirr, das den Gästen bei der Tafel gedient hatte und zum größten Theile entlehnt war, Becher, Platten, Krystalle, die kostbaren Ehrengeschenke zusammengerafft, sogar die Amtsreliquien des Henkers. Das Haus sei förmlich ausgeplündert worden; der Schaden belaufe sich auf mehrere Tausend Pfund und es sei nicht abzusehen, wie Herr Fitz die Darleiher des Silbers entschädigen könne. Herr Fitz blickte verzweiflungsvoll auf den silbernen Galgen, das Ehrengeschenk seiner Freunde, stieß sodann ein Wuthgeschrei aus und stürzte hinaus, um sich zu überzeugen, in wie weit Frau Klimport die Wahrheit gesprochen. Frau Klimport, zeitlebens eine Freundin der Wahrheit, hatte auch dießmal nicht zu viel gesagt, der Schweiß einer fünfundzwanzigjährigen mühsamen Arbeit und noch mehr als Dieß, war auf schlau berechnete Weise in die Hände der Gauner gefallen, und nichts war ihm geblieben als der Symbol seines Amtes: der silberne Ehrengalgen. Zwar wurden die Strolche nachträglich eingefangen, aber die ganze Habe des Henkers, die entliehenen Werthsachen und die Ehrengeschenke waren unwiederbringlich verloren.

Digitized by Google

Dem Homo novus der Hofburg.

(Die Endreime der einzelnen Strophen sind leider verloren gegangen.)

Bekränzt der Hofburg Hallen sein
Mit Laub der Sächsischen Raute!
Es zieht als neuer Minister ein
Der große Beust, der Schau....

Der Schauplatz ist in Oestreich jetzt;
Dort herrscht der Hochgesinnte,
Er führt auch dieses Volk zuletzt —
Habt Acht nur! in die Di.....

Die Dichter feiern ihn schon in Wien
Als Retter und Befreier,
Die Diplomaten feiern ihn
Als allergrößten Schr...:

Schreibt er die Noten für den Thron
Dann, Welt, in deinen Besten
Erbeb'! — Er hat ja Sachsen schon
Gehalten stets — zum Best....

Bestellt ist herrrlich Volk und Staat,
Wo er regiert den Karren;
Er weiß in allen Dingen Rath,
Ihm trauen alle Na...

Natur hat ihn gar reich bedacht:
Er schreibt mit Salz und Pfeffer;
Er gilt als Geist von Witz und Macht
Im Kreis der kleinen K t—..

Klafft Oestreichs Wunde noch so breit,
Er sorgt nicht seinethalben!
Die Wunden wird zur rechten Zeit
Er sicherlich bes.....

Besonnen, kurz und resolvirt,
Ein Mann von Herz und Ehre
Ist er; von ihm allein dadirt
Die sächsische Mi....

Mißglückt ihm manchmal Dies und Das
Nach neuer Hilfe spaht er;
Er fürchtet weder Spott noch Haß,
Und nicht das Wort Ver.....

Verliert er das, verliert er dies —
Geduld! Die Zeit bringt Rosen —
So geht er, war's selbst bis Paris,
Und steht um rothe Hos...

Hosiannah ihm und Friedensgruß!
Er wird euch Rettung schaffen!
Er hält's mit Allem, wenn er's muß,
Getreu, selbst mit den Pf.....

Den Pfad zur Größe zeigt er dann
Euch, ihr ungläub'gen Ketzer.
Graf Bismarck zittert: Welch ein Mann!
Welch ein verwegner Schw....

Schwermüthig sieht im Kaiserstaat
Er neu den Knoten schürzen;
Es gibt halt keinen andern Pfad:
Er oder ich muß st.....

Stürz' dich in Lust, o Oesterreich,
Im neuen Glorienscheine
Des Mannes, dem kein Andrer gleich!
Ruf Eisen ihm und — lache!

Kladderadatsch.

Allerlei.

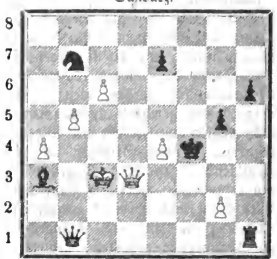
Schützet die Maulwürfe. Aus dem schweizerischen Canton Thurgau wird berichtet, daß dort Legionen von Engerlingen ungehindert ihr Zerstörungswerk auf den Feldern treiben und die Wurzeln des Getreides häufig so weit abfressen, daß ganze Flächen nicht mehr abgemäht werden können. Auch die Kartoffelfelder wurden von der gefräßigen Maikäferlarve angegriffen. Unter einzelnen Stöcken fand man 10 bis 20 Stück Engerlinge, welche die kleingebliebenen Knollen vollends auffraßen. Wann wird man endlich die Nützlichkeit des Maulwurfes einsehen und von dessen sinnloser Vernichtung abstehen?

Einem Weibe ist so wenig zu trauen, als einem Wasserwirbel zur See. Anfänglich ist das ein Leben voll Juchhe und Heyja! aber segelt man nur einmal gegen den Strom ihrer Neigungen, gleich fängt der Sturm an zu heulen aus Süden und Norden, aus Westen und Osten.

Schach-Aufgabe Nr. 5.

Weiß ist am Zuge und macht in neun Zügen Matt.

Schwarz.



Weiß.

Eigenthum, Druck und Verlag von Albrecht Schröder. — Verantwortlicher Redacteur: R. Pfisterer.

Digitized by Google

Das Novellenbuch.

Unterhaltungsblatt zum „Fortschritt“ („Fürther Abendzeitung“).

Nr. 91. Montag, den 12. November 1866. 2. Jahrgang.

Eine Staatsruine.

(Fortsetzung und Schluß.)

Diese Ausnahmen aber zogen sich die Christen theils durch ihre eigenen Herausforderungen zu, theils fallen sie den Berbern zur Last, jenem rohen afrikanischen Wüstenvolke, von dessen vorübergehender Herrschaft die Mauren selbst zu leiden hatten.

Die Partei der Zeloten stürzte auf der Bahn des Fanatismus mit schnaubendem Ungestüm vorwärts. Die Mauren wurden gewaltsam bekehrt, aber ihre Rückfälle in den Islam so bestraft, als ob sie im Christenthume geboren und auf dem Rechtsboden der christlichen Gerichtsbarkeit von jeher zuständig gewesen wären. Kaiser Karl V., noch jung und unerfahren, ließ sich zu dem unglücklichen Schritte verleiten, gegen seine maurischen Unterthanen — die Inquisition aufzubieten. 1526 hielt das Gericht, das seine Blitze bisher nur aus der Ferne geschleudert hatte, seinen Einzug in die Hauptstadt Boabdiel's. Es erschien ein Decret in welchem den Mauren der Gebrauch ihrer Muttersprache, ihrer Familiennamen und ihrer Nationaltracht verboten wurde. Dazu kam später noch das Verbot der Bäder, welche allen Orientalen Bedürfniß sind, der arabischen Gesänge, der musikalischen Instrumente, Feste, Tänze u. s. w. Mit größter Strenge und unter Namensaufruf wurden sie angehalten, dem christlichen Gottesdienste beizuwohnen, den sie im Herzen verabscheuten, und von der Inquisition verfaßte Erbauungsbücher auswendig zu lernen, die sie mit nichten erbauten. Alljährlich fand in den Kirchen die Verlesung eines sogenannten Delations-Edictes statt, in welchem die Inquisition den Gläubigen bei schwerer Strafe gebot, jede Handlung, ja sogar jede Geberde anzuzeigen, welche irgendwie den Verdacht des Mohamedanismus erregen könnte. Trotzdem und trotz der Heere von Spionen, die sie umgaben, übten die Morisken im Stillen ihre heiligen Gebräuche fort und fort, und wer im Leben die Maske des Katholicismus getragen, warf sie wenigstens auf dem Todtenbette ab, um zum großen Verdrusse der Priester unter lauter Anrufung des Propheten zu sterben. So füllten sich denn die Kerker, die Folterbänke ächzten und es schien, als werde nicht Holz genug in Andalusien wachsen, um dem Könige von Spanien das glaubenstreue und fleißige Volk — in Asche zu verwandeln! Da war die Ernte der Torquemadas! Und das Alles geschah fast nach der nämlichen Generation, welcher von den Christen die Capitulation von Granada beschworen worden war! Längst wurde jede Berufung auf diese Capitulation mit Füßen getreten. Die unglücklichen Mauren griffen zu den sanften Mitteln der Schwachen; sie bezahlten mit Geld, was ihnen als Recht schon gebührte. Wiederholt brachten sie Millionen Francs auf, um sich von den Verfolgungsedicten loszukaufen. Man nahm die Millionen an und — setzte die Verfolgungen fort.

Endlich brach der zweite Aufstand aus. Das ganze Alpujarren-Gebirge starrte von den Waffen der Morisken und noch einmal verkündeten die Muezzim von den Minareten: Gott ist groß und Mohamed ist sein Prophet! Aber dieser letzte Verzweiflungskampf konnte nur kurz und sein Ende nicht zweifelhaft sein. Anstatt zu erzählen, wie er in Strömen von Blut und Thränen erstickt ward, lassen wir den Vorhang über das Trauerspiel fallen. Nachdem Don Juan von Oesterreich bei der Einnahme der Festung Galera alle Einwohner ohne Unterschied des Alters und Geschlechtes niedergemetzelt hatte, wurden die unterworfenen Morisken in die Entlegensten Theile des Königreichs deportirt, wo sie ärger als Sclaven gehalten und jedes Symptom ihres alten Glaubens mit Galeere und Scheiterhaufen bestraft wurde. Den in die Gebirge geflohenen Rest hetzte man gleich wilden Thieren, und jeder Ergriffene fiel unter Henkershand. Aber noch auf dem Richtplatze priesen sie mit lauter Stimme Gott und seinen Propheten und starben mit Gebeten des Korans auf den Lippen. Rathlos

Digitized by Google

rang die Regierung die Hände, sie überzeugte sich, daß sie nur mit dem Hauch des letzten Morisken vollenden könne, was sie begonnen. In der That fand sich auch ein geistlicher Gelehrter — Bleda, defensio fidei — welcher den Beweis zu führen unternahm, daß es erlaubt und nützlich sei, alle Moristen zu tödten. Vor 100 Jahren hatte der Erzbischof Talavera das Gegentheil behauptet! Man war auf der untersten Stufe der abschüssigen Bahn angekommen!

Indeß schien es doch nicht thunlich, den Rath des Mordknechtes auszuführen; denn das reproductionsreiche Volk, so fürchterlich es gelitten hatte, zählte noch immer — nach Hunderttausenden! Vielleicht scheiterte das menschenfreundliche Project an rein physischer Unmöglichkeit, denn man hätte die Hälfte der Spanier zu Henkersknechten ernennen müssen, um die andere Hälfte zu würgen. Es ging also ein Beschluß im Staatsrathe durch, die maurische Nation aufzulösen, wie man eine Versammlung auflöst. Sie sollte theils verbannt, theils zu Sclaven gemacht, theils in die amerikanischen Bergwerke geschickt, kurz, durch Elend aufgerieben werden. Am 11. Sept. 1609 unterzeichnete Philipp III. diesen Beschluß und verwandelte dadurch mit einem Federzug die schönste Provinz seines Reiches in eine Wüste, in welcher von nun an allerdings nur orthodoxe Christen faulenzen oder Schafheerden weideten, welche sich vollends um theologische Streitfragen nicht kümmern.

Warum wir diese traurige Rückschau gemacht haben? In Bezug auf die unmittelbarste Gegenwart! Die Revolution ist in Spanien chronisch geworden, von Zeit zu Zeit bricht sie acut aus. In dem Augenblicke, da wir dies schreiben, kann Prim's Fahne zum zweitenmale wehen und „der letzte Seufzer des Mauren" auf irgend einem Hügel sein Gegenstück finden — im letzten Seufzer der Bourbons. Der Thron sucht vergebens eine Partei im Lande, welche in den Gemüthern nicht vorhanden und durch die rothe Reaction des jüngsten Ministeriums nicht erzwungen worden ist. Der Thron kann untergehen.

Halten wir uns nun einen Augenblick bei dem Gedanken auf, um wie viel besser die Chancen des spanischen Königthums ständen, wenn es dem Volke der Mauren Treue und Glauben gehalten hätte, anstatt es mit einer Grausamkeit auszurotten, welche die Menschheit und doppelt das Christenthum schändet. Wir sehen die Mauren widerspenstig bis zum letzten Mann, aber nur im heiligen Rechte der Nothwehr. Nachdem der Weg mit Gewalt einmal betreten war, die Regierung mit diesem Theil ihrer Unterthanen sich auf Kriegsfuß gesetzt hatte, war ein friedlicher Ausgleich allerdings nicht mehr möglich und der Krieg mußte ausgefochten werden. Der Fanatismus des Christenthums blies den Fanatismus des Islams an und maß sich mit den intensiven Lebensgluthen des Orients. Natürlich bis zur Vernichtung! Denken wir uns aber, die Bekehrung wäre im Sinne Talavera's und nicht der Inquisition, wäre friedlich und nicht blutig durchgeführt worden. Dann ist mit Sicherheit anzunehmen, die Verchristlichung der Morisken hätte glänzend gelingen müssen. Der katholische Cultus wendet sich ja so vielfach an Phantasie und Sinne, er hätte über kurz oder lang auf die phantasievollen und sinnlichen Kinder des Orients die Kraft der Anziehung ausgeübt, wäre nicht die entgegengesetzte Kraft der Abstoßung und des Widerstandes von einer der christlichen Sanftmuth und Langmuth so entgegengesetzten Ungeduld fast wahnsinnig entfesselt worden.

Ferner alle Völker des Orients sind monarchisch gesinnt. Ist es doch sprichwörtlicher Popanz bei uns Abendländern, wenn wir den stärksten Gegensatz unseres Gemüthes zum Hochdruck der monarchischen Waltung aussprechen wollen, daß wir von einem „orientalischen Despotismus" reden. Nun! Das spanische Gottesgnadenthum hätte das schönste orientalische Material schon von Natur aus gehabt, und hat es mit selbstmörderischer Wuth zu Grunde gerichtet! Jener abendländliche Freiheitsgeist, welcher Constitutionen, und wenn miubandelt, Revolutionen erzeugt, ist allen Kindern des Orients fremd und wenn wir die spanischen Araber auch die witzigsten, lebhaftesten, geistreichsten Orientalen, fast die Franzosen des Orients nennen könnten; alles Morgenländische ist übersatt in seiner Wolle gefärbt und die Kraft seines Blutes von unserem blasseren Himmel nicht abzuschwächen. Immer wäre die maurische Race dem Geiste näher gestanden, welcher vor Sultanen kniet, als welcher um Freiheitsbäume tanzt.

Digitized by Google

So dürfen wir, wenn irgend ein Schluß von Prämissen auf Consequenzen je zulässig war, mit aller Gewißheit der Schlußfolgerung behaupten: das maurische Andalusien müßte geradezu die Vendée, die unerschöpfliche Vendée für Spaniens Kirche und Königthum geworden sein. Wie aus einem stets gefüllten Vorrathshause könnten Thron und Altar bei dem monarchisch-kirchlichen Conservatismus der Araber alle Hilfsmittel holen gegen den vordringenden Freiheitsgeist der gothisch-germanischen Race. Jetzt ist das Vorrathshaus leer. Die Mauren zu vertilgen, ihr Land zur Wüste zu machen, haben sich Kirche und Königthum eine hundertjährige Arbeit von Treubruch und Grausamkeit kosten lassen. Jetzt flattern Kirche und Königthum in den Lüften. Schon hat die Kirche ihre Güter verloren und das Königthum kann stündlich seinen Thron verlieren. Einst waren sie einander sich selbst genug und glaubten ein Volk, welches nach Millionen zählte, ihren specifischen Leidenschaften ungestraft opfern zu dürfen. Die Kirche hatte die Anmaßung, sich zur alleinigen Stütze des Thrones aufzuwerfen, und der Thron die Verblendung, ihr seinen weltlichen Arm zu leihen zu der Vernichtung der wirklichen Stütze, der Volkskraft. Heute büßen sie beide. Wie die Schuld, so die Strafe. Dieses Spanien, dieser Urherd der europäischen Reaction, welcher unerschöpflich an Finanzen und Menschen war, um seine Armaden und Albas gegen den germanischen Freiheitsgeist auszusenden, welcher, schon erschöpft und heruntergebrannt, noch seinen giftigen Geist durch die Ritzen entferntester Staatkanzleien qualmen ließ; dieses Spanien, welches Allen half, wenn's zu unterdrücken galt, kann heute sich selbst nicht mehr helfen, zerbröckelt hilflos in seinen Revolutionen. Einst die Hochwarte europäischer Rückschrittspolitik, ist es von allen Staatsbauten Europas jetzt die ruinirteste Staatsruine. In solchen Illustrationen pflegt die Geschichte ihre „Lehrmeinungen" kundzugeben! (N. Fr. Pr.)

Ein Mordproceß.

Ein äußerst interessanter Criminalfall wurde seit dem 22. October vor dem Assisenhofe in Brüssel verhandelt. Risk-Allah-Bey, früherer Oberst der türkischen Armee und Inhaber verschiedener Ordenszeichen, steht unter der Doppelanklage, seinen Mündel, einen 22jährigen Jüngling, Namens Charles Readly, der zugleich sein Stiefsohn war, ermordet und Handelspapiere gefälscht zu haben. Sein Mitangeklagter, ebenfalls ein Türke, welcher sich den Namen Osman beilegte, aber eigentlich Ruscovich heißt, hat nicht ermittelt werden können. Am 30. März v. J. wurde der junge Readly in seinem Bette in einem Gasthofe Antwerpens durch einen Schuß getödtet gefunden. Risk-Alla, welcher in demselben Hause abgestiegen war, wurde als des Mordes verdächtig in Haft genommen, einige Tage später jedoch wieder freigelassen, da nach der Ansicht des Instructionsrichters die Vermuthung, Readly habe sich selbst entleibt, gerechtfertigt erschien. Die Freiheit Risk-Allas war aber nur von kurzer Dauer, denn bald erfuhr das Gericht, daß der türkische Oberst durch den Tod Readly's um die Summe von mehr als 77,000 Franken reicher geworden sei. Die Untersuchung wurde trotzdem nicht von neuem aufgenommen; ein Zwischenfall gab indessen der Angelegenheit eine andere Gestalt. Die Justiz ermittelte nämlich, daß im Monat Februar bei einem Bankier in Brüssel zwei Checks der englischen Bank im Gesammtbetrage von 350 Pfund durch einen Fremden zur Escomptirung angeboten und escomptirt worden waren, und daß sich nachträglich die sämmtlichen Unterzeichnungen derselben als gefälscht erwiesen hatten. Der Fremde hatte vorgegeben, er heiße Charles Read, und hatte auch einen auf diesen Namen lautenden Reisepaß vorgelegt. Als der betrogene Bankier sich wegen der Wiedererlangung des Geldes an die englische Bank wendete, antwortete diese, die bezüglichen Checks rührten aus dem Checkbuche des sich in Paris aufhaltenden Risk-Allah her, welcher indessen der Bank angezeigt habe, das Buch sei ihm abhanden gekommen, und die Bitte hinzugefügt habe, die Checks nicht zu bezahlen. Als der Bankier sich schriftlich an den türkischen Oberst wendete, antwortete dieser, er habe das die Checks enthaltende Portefeuille wirklich in Paris verloren.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Allerlei.

Ein Ehrgeiziger. Nach dem „Courrier von San Francisco“ verlangt ein Chinese, Mong Chaw Lav, von einem Dampfschiffscapitän 5000 Doll. Schmerzensgeld dafür, daß dieser ihn, als Farbigen, nicht an der Tafel der ersten Cajüte mitspeisen lassen wollte.

Auch ein „Eingesendet“. In Cleveland (Ohio) fand der Redacteur eines dortigen Blattes vor seiner Thür einen Korb mit einem Kinde und hiezu einen Brief, welcher jedenfalls beweist, daß die Mutter des Kindes von der Journalistik eine gute Meinung besitzt. Der Brief lautete: „Herr Fremder hier! Ich sende Ihnen hier eine Kleinigkeit zur Aufnahme. Es steht Ihnen frei, hierüber eine Redactionsbemerkung zu machen. Es ist ein Knabe, und ich und sein armer Vater möchten, daß Sie ihn zum Redacteur erziehen. Magdalena.“

Das Schnarchen — kein Ehescheidungsgrund. Ein eigenthümlicher Ehescheidungsgrund kam dieser Tage beim Berliner Stadtgericht zur Sprache. Ein Geschäftstreibender beantragte die Scheidung von seiner Ehefrau, weil diese so übermäßig schnarche, daß er dadurch in seiner nächtlichen Ruhe gestört werde. Da das Schnarchen bis jetzt ein gesetzlicher Ehescheidungsgrund nicht ist, wurde der unglückliche Ehemann mit seiner Klage zurückgewiesen und wird ihm nichts übrig bleiben, als auf ein anderes Mittel zu sinnen, seine Nachtruhe nicht gestört zu sehen.

Von Schweinen zerfleischt. Wie aus dem Dorfe Leschen in Mähren unterm 28. Oct. geschrieben wird, wurde daselbst das sechs Monate alte Kind eines Bauers, das von seinen Eltern, welche in der Nähe des Hauses arbeiteten, der Obhut einer fünfjährigen Schwester anvertraut war, von Schweinen, welche in die Stube gekommen waren, aus der Wiege geworfen und im buchstäblichen Sinne des Wortes zerfleischt; auch das ältere Mädchen, welches dem jammernden Kinde zu Hilfe eilen wollte, wurde nicht unbedeutend verletzt.

Es ist eine arge Verläumdung, daß der gegenwärtig sich so hoher Gunst erfreuende, Chignon das bloße Geschöpf eines bizarren Einfalls unserer Damenwelt sei. Derselbe hat seinen Vorgänger und zwar — bei den africanischen Schönen. Wie der berühmte Reisende Du Challu dieser Tage in London in einem Vortrage über die Schwarzen nördlich vom Aequator erzählte, gehört dort zu den Requisiten vollendeter Schönheit neben einem mit Einschnitten versehenen Gesichte und einem der vier Vorderzähne entblößten Munde auch ein ansehnlicher Chignon. So ein rechter Chignon erfordert einen unverkürzten Haarwuchs von mindestens einem Dutzend Jahren. (Dann ist er aber wenigstens echt, was bei der Mehrzahl der europäischen Damen nicht der Fall ist.)

Ein Schädel als Morgengabe. In Amerika hält jetzt ein Professor Kickeler populäre Vorlesungen über Physiologie, und bedient sich dabei eines Schädels, der dem größten phrenologischen Enthusiasten Amerikas, dem erst vor wenigen Monaten verstorbenen Dr. Powel, gehörte. In seinem Testamente hatte Letzterer nämlich seinen Kopf einer Dame vermacht, die seine Lieblingsschülerin gewesen und der Gerichtshof von Kentucky hatte dahin entschieden, daß der Kopf, vom Rumpfe getrennt, der glücklichen Erbin ausgeliefert werden müsse. Sie brachte ihn als Morgengabe dem Professor Kickeler, der sie bald darauf heirathete, und kann somit täglich das Vergnügen haben, an der Hand ihres Gatten und mit Hilfe des Schädels ihres früheren Lehrers ihre phrenologischen Studien fortzusetzen.

Das Kochen der Kartoffeln. Man bringe das Wasser, worin man die Kartoffeln kochen will, erst zum Kochen, gieße es dann kochend über dieselben und stelle sie damit sofort auf das Feuer. Sobald die Kartoffeln gar sind, gieße man das Wasser von denselben rein ab, decke sie darauf wieder gut zu und lasse sie noch einen Augenblick so stehen. Die Kartoffeln werden darnach ungleich wohlschmeckender, als wenn sie mit kaltem Wasser auf das Feuer gestellt werden, wie das zu geschehen pflegt.

Eine Wohnung in einem Wallfischbauche. In Berlin trifft demnächst ein dem Museum Gothenburgs in Schweden gehörender Wallfisch ein, um öffentlich zur Schau gestellt zu werden. Dieß, wie die „V. Z.“ sagt, schönste bis jetzt in Museen existirende Exemplar hat eine Länge von 55 und einen Umfang von 26 Fuß. Sein Inneres ist zu eleganten Salons umgewandelt, in denen, durch den geöffneten Rachen eingehend 25 Personen Platz finden. Dieß Thier wurde im vorigen Jahre bei Gothenburg ans Land getrieben, wog 1080 Zentner und wird in seiner natürlichen äußern Form mit der Haut gezeigt werden. Auch das vollständige Gerippe des Thieres sowie präparirte einzelne Theile desselben befinden sich bei der Schaustellung.

Charade.

Eh' du die erste Silbe sprichst,
Berathe dein Gewissen;
Denn fürchterlicher ist wohl nichts,
Als ist sie frech zerrissen.

War'st du in Freude oder Leid,
Wo Mitgefühl dich rührte,
So war's in treuer Einigkeit,
Die zweite, dritt' und vierte.

Die fünfte wird von Holz gemacht,
Hat Fächer, Schloß und Riegel.
Hier wird Gewand hineingebracht,
Dort Speise, Topf und Tiegel.

Das Ganze ist ein schönes Land.
Voll Berge, Seen, Flüsse,
Aus welchem Euch sei'n zugesandt
Der Freundschaft schönste Grüße.

Eigenthum, Druck und Verlag von Albrecht Schröder. — Verantwortlicher Redacteur: K. Pfisterer.

Digitized by Google

Das Novellenbuch.

Unterhaltungsblatt zum „Fortschritt“ („Fürther Abendzeitung“).

Nr. 92. Donnerstag, den 15. November 1866. 2. Jahrgang.

Lorelei.

Novelle von Otto Roquette.

(Westermann's Illustrirte Deutsche Monatshefte.)

I.

„Nach den entzückenden Landschaften von Oberwesel biegt der Rhein plötzlich um die schroffen Felsen des Roßsteins, und stürzt sich auf eine Reihe hochgethürmter Felsenklippen zu, die „sieben Jungfrauen“ genannt. Bald wird des Flußes Strömung von kahlen, dunklen Felsen umstarrt und eingeengt, in unergründlicher Tiefe wie regungslos, scheint der Rhein ein ausgangloses finsteres Felsenbecken, auf dessen furchtbr zerklüfteten Ufern alles Leben erstorben ist. Da bäumen sich mit einem Mal himmelhoch die gewaltigen Felsenmassen der Lurlei empor, als wollten sie den Weg mit einem drohenden Zurück! versperren. Finsterniß, Einsamkeit; Enge beklemmen die Brust des Reisenden, und erwecken in ihm das Gefühl — —“

Der Reisende warf das Reisehandbuch, worin er diese Zeilen gelesen, bei Seite, er hatte ein ganz anderes Gefühl, als das vorgeschriebene, und ließ die Blicke über die sonst nicht unrichtig geschilderte Umgebung schweifen. Nur daß es mit der Finsterniß keine Richtigkeit hatte, denn es war heller Mittag, die Sonne prallte grell und blendend auf die Felsen, die Situation war jedem Eindruck des Schaurigen entgegen. Auch von Einsamkeit hätte der Reisende sich mehr gewünscht, da das Dampfschiff überfüllt war, und so blieb ihm nur die Enge als unwiderlegliche und lästige Thatsache bestehen. Er hatte diesen Weg öfter gemacht, zu Schiff und zu Fuß, allein und in Gesellschaft, kannte die Gegend ziemlich genau, und bedurfte keines Reisehandbuchs. Es gehörte einem jungen Mann, der sich auf dem Dampfer zu ihm gesellt und augenblicklich eine Wanderung nach dem Vordertheil des Schiffes angetreten hatte, wo die üblichen Böllerschüsse gelöst werden sollten.

Auch unser Reisender verließ seinen Platz, auf den die Mittagssonne unbarmherzig brannte. Jetzt dröhnten die Schüsse, welche das berühmte Lurlei-Echo zu wecken hatten, und von einer entfernten Höhe ließ ein angestellter Höhlenbewohner ein Hornsignal hören, um den Wiederhall auch dieses Instrumentes aufzurufen. Jeder gewissenhafte Reisende, der den Rhein zum ersten Mal befuhr, fühlte sich erhoben und befriedigt, daß ihm für sein Fahrgeld auch diese Naturgenüsse zurecht gemacht wurden. Eine junge Dame flüsterte: „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten, daß ich so traurig bin?“ Und als der Troglodyt oben in's Horn stieß, lächelte die wohlbeleibte, und von der Hitze fast aufgelöste Frau Mama voll Verständniß: „Und das hat mit ihrem Singen die Lorelei gethan!“

Diese verwünschte Lorelei-Poesie! dachte unser Reisender zwischen Mißbehagen und Belustigung. Am hellen Mittag, wo die Sage sich glücklich priese, wenn sie ein Schläfchen halten könnte, wird sie herausgequält, um recht prosaische Kellnerdienste zu thun. Ja, wenn es noch um Mitternacht wäre, wo sie nach Gespensterart umgeht — aber damit will sich dieser bequeme süße Reisepöbel nicht zu schaffen machen!

„Professorchen!“ rief neben ihm eine Stimme, „es ist wieder ein Act aus, benutzen wir die Pause, um auf das Wohl der Heldin des Stückes, genannt Lorelei, anzustoßen!“ Der Sprecher war ein hübscher junger Mann mit blondem Schnurrbart, in eleganter Reisekleidung, und von weltmännisch gewandtem Anstand. Er brachte eigenhändig eine Flasche Wein nebst 2 Gläsern, und suchte dafür die Ecke eines Tisches von Tüchern, Taschen, Schirmen und anderem Damengepäck frei zu machen.

Das „Professorchen“ — welches sich zwar als einen fein gebauten, aber keineswegs winzigen oder unansehnlichen jungen Mann darstellte, denn seine Gestalt und sein ausdrucksvolles Gesicht waren schon einigen Damen auf dem Schiff angenehm aufgefallen — hatte keine rechte Lust zum Trinken, ließ sich's aber endlich gefallen, und mußte mit dem Blonden anstoßen. „Lorelei!“ rief dieser — „aber irgend eine hübsche Darstellerin der Rolle, eine lebendige, nicht die unsichtbare Heldin! Schade,“ fuhr er fort, „daß

Digitized by Google

keine rechte Vertreterin auf unserm Schiffe ist; Außer ein paar blauen Augen, die sich zwischen den Ufern und einem Gedichtbuche voll Rheinsagen hin und her bewegen, und Bildung für die nächste Wintersaison einsaugen, ist nichts von Belang da."

Der Professor setzte sein Glas weg. „Ist es nicht ein Mißbrauch," begann er, „hier auf dem Schiffe Wein zu trinken! Da fährt man an den gesegnetsten Rebenorten vorbei, deren Anblick und Name schon die Zunge lechzen machen, überall verschieden, charaktervoll, mannigfaltig, während Einem von Mainz bis Köln auf dieser Nußschale immer dieselbe Sorte von Säuerling aufgetischt wird!"

„In der That," rief der Blonde, „das Zeug ist abscheulich! Wissen Sie was, Professorchen, steigen Sie mit mir in St. Goar aus. Wir machen Mittag dort, ich weiß, daß was Besseres dort zu finden ist."

„Vielleicht Ihre Lady?"

„Nicht doch, die sind' ich erst in Düsseldorf wieder. Inzwischen hab' ich Zeit, und möchte mir den Glücksfall nicht entgehen lassen, mit Ihnen nach sechs Jahren wieder zusammengetroffen zu sein. Fast hätt' ich Lust, mich Ihnen aufzudrängen, wie in unseren Universitätsjahren, und, ohne nach Ihrer Einwilligung zu fragen, Sie in Ihr angenehmes Seitenthal zur „schönen Rosa" zu begleiten."

„Sie würden sich über die Dame sehr enttäuscht finden."

„Gar nicht. Ich weiß, sie könnte Großmutter sein. Schon ihre Mutter, die demselben Wirthshause vorstand, hieß die schöne Rosa, und die Tochter wieder, und wär' eine Enkelin da, so wär' auch die eine „schöne Rosa," der Name ist eben nur eine berühmte Firma. Sie sehen, ich bin, noch von meiner Studentenzeit, genau über diese Dinge unterrichtet. Was wollen Sie aber da?"

„Studien machen."

„Studien, und immer Studien! Ist denn der Ort so günstig dafür?"

Der Professor lächelte. „Vielleicht nicht ungünstig für meine Zwecke. Die breite Heerstraße ist abgefahren, im Leben wie in der Wissenschaft. Die Seitenthäler bieten noch Ausbeute genug, und mehr Interesse als der große allgemeine Weg, wo dem Auge Alles hüllenlos und zudringlich entgegenspringt."

(Fortsetzung folgt.)

Ein Mordprozeß.

(Schluß).

Die Polizei vermuthete aber, der Fälscher, welcher der nicht aufzufindende Osman gewesen war, könne Nisk-Allah nicht unbekannt sein, und es stellte sich wirklich heraus, daß Osman, welcher bereits früher wiederholt in London und Triest verurtheilt worden war, in äußerst intimen Beziehungen zu Nisk-Allah stand, und daß beide Freunde am 2. Februar, d. h. einen Tag nach der Honorirung der gefälschten Papiere, und gleich nach Osman's Rückkehr aus Belgien in Paris zusammen gefrühstückt hatten. Die Vermuthung, welche übrigens noch verschiedene andere Umstände verstärkten, daß Osman die Fälschung der Checks im Einvernehmen mit Nisk-Allah verübt habe, lag daher nahe. Vier Tage vor dem Tode Readly's war Osman außerdem von London nach Antwerpen gereist, er wurde, als er darauf wieder nach der englischen Hauptstadt zurrückkehrte, im Hause Nisk-Allahs aufgenommen, welcher sich inzwischen ebenfalls nach dem Ableben Readly's in London niedergelassen hatte. Osman verübte später noch verschiedene andere Fälschungen, von welchen Nisk-Allah ebenfalls Kenntniß gehabt haben sollte. Was Readly betrifft, so war derselbe der einzige Sohn einer Wittwe, welche sich nach dem Tode ihres zweiten Mannes mit Nisk-Allah verheirathet und in ihrem Testamente dem Readly ein Fidei-Commiß von 5000 Pfund vermacht hatte, unter der Bedingung jedoch, daß, wenn derselbe das Alter der Mündigkeit nicht erreichen sollte, diese Summe Nisk-Allah anheimfallen sollte, was demnach auch wirklich stattfand, da der Unglückliche 3 Monate vor dem Termin seiner Großjährigkeit starb. Außerdem erhielt Nisk-Allah durch diesen Tod noch eine Summe von 1000 Pfund, da er im Jahre 1862 auf Readly einen Lebensversicherungsvertrag mit einer englischen Gesellschaft abgeschlossen hatte. Nisk-Allah behauptet nun seinerseits, Readly sei wie irrsinnig gewesen, und sucht dadurch den Mord seines Mündels zu erklären, während ein Zeuge aussagt, daß Nisk-Allah am 26. ein Gewehr aus seinem Zimmer in dasjenige des unglücklichen Jünglings getragen habe. Am 30. stürzte Nisk-Allah plötzlich aus den Gemächern seines

Digitized by Google

Stiefsohnes heraus und erzählte, er habe denselben entleibt in seinem Bette gefunden. Er wies zugleich ein auf dem Tische liegendes Papier vor, auf welchem die Worte »I have done it« geschrieben standen. Readly lag wirklich todt auf seinem Bette ausgestreckt, seine beiden Hände befanden sich jedoch unter der Bettdecke.

Zu diesem seltsamen Umstande kam noch ein anderer, der nämlich, daß die Schußwunde sich auf der linken Seite des Halses befand, während das Gewehr auf der rechten Seite der Leiche gefunden wurde — Thatsachen, welche nach Ansicht des General-Procurators jede Annahme eines Selbstmordes ausschließen.

Diese Anschauung wurde durch neun Tage durch Risk-Allah selbst, seinen Vertheidiger, den von Paris citirten Lachaud, und den Brüsseler Advocaten Groux in der energischesten Weise und mit immer mehr Erfolg bekämpft. Dem General-Procurator in seinen Argumentationen Schritt für Schritt folgend, wiesen sie zuerst die Grundlosigkeit der Fälschungsklage und dann weiter nach, daß Readly epileptisch war, daß er in Folge seiner Epilepsie wenige Tage vorher auf die Heirath mit einem von ihm geliebten Mädchen hatte verzichten müssen, und daß er in einem dieserhalb geschriebenen Briefe die Absicht, sich an das Leben zu gehen, deutlich genug aussprach. Sie legten ferner dar, daß das Gewehr, welches von Risk-Allah auf das Zimmer Readlys gebracht worden war, ein Eigenthum des Letzteren und daß Risk-Allah zur muthmaßlichen Todeszeit Readly's nicht im Zimmer des Verstorbenen war. Den Hauptgegenstand der gerichtlichen Erörterung — von welch' letzterer, nebenbei bemerkt, der Franzose Lachaud sagte, daß Belgien um seine Justiz zu beneiden sei — bildete natürlich die Frage: Konnte sich Readly in der Lage, in welcher seine Leiche gefunden wurde, selbst erschießen?

Eine ganze Reihe von Sachverständigen und Ansichten der verschiedensten Nuancen waren schon gehört worden, als der Präsident anordnete, daß ein vor den Augen der Geschworenen und des Gerichtshofes ausgeführtes Experiment die Stichhaltigkeit der einen oder andern Ansicht erweisen solle. Und so geschah es auch. Ein Sachverständiger, und zwar ein Militär, der erklärte, er hoffe seine Officiers-Ehre durch diese im Dienste der Gerechtigkeit begangene Handlung nicht zu schädigen, legte sich Angesichts der Geschworenen und des Publicums in ein Bett, und zwar in jene Lage, in welcher Readly, nach einer photographischen Aufnahme gefunden wurde. In die Nähe des Bettes wurde, ebenfalls entsprechend der photographischen Aufnahme, jener Sessel gestellt, auf welchen Readly das gegen seinen Kopf gerichtete Gewehr gestützt habe, und welcher nach dem losgegangenen Schusse umgefallen sein soll. Hierauf ließ der Sachverständige, indem er seine Lage einmal gar nicht, ein andermal nicht wesentlich veränderte, zweimal den Hahn ins Schloß fallen. Officier Devismes, der bekannte Gewehrfabricant und ein sachverständiger Arzt erklärten hierauf als ihre durch diesen Versuch nur bestärkte Ueberzeugung, daß ein Selbstmord möglich, ja wahrscheinlich sei. An diesen Sachverständigen-Ausspruch reihte sich ein zweiter, der der Schreibkundigen. Diese erklärten auf das bestimmteste, daß die Worte I have done it (Ich habe es gethan) von Readly geschrieben worden, wobei der Polizei-Commissär, der knapp nach dem Tode Readlys in dessen Zimmer kam, erklärte, daß er die Feder, mit der diese Worte wahrscheinlich geschrieben wurden, noch von der Tinte feucht fand.

Zu all diesem kamen noch die glänzenden Zeugnisse, welche Risk-Allah von allen Seiten gegeben wurden, des Letzteren ruhiges Auftreten und endlich die nicht gering anzuschlagende Thatsache, daß der General-Procurator in der einen und anderen Nebenfrage sich geschlagen geben mußte.

Nicht weniger als sechzig Fragen wurden den Geschworenen vorgelegt. Sie beantworteten sie erst nach vierstündiger Berathung, und zwar mit der Schuldloserklärung Risk-Allah's. Der Beifallssturm, welcher diesem Ausspruche folgte bewies, daß die öffentliche Meinung auf dieses Urtheil gehofft hatte.

Allerlei.

Chinesische Vergleiche. Die Chinesen haben, wie alle Nationen, eine große Menge sprichwörtlicher Redensarten, von denen viele sehr sarkastisch und treffend sind. Einen bärbeißigen, aber, wenn es zur Sache kommt, sehr harmlosen Renommisten nennen sie einen „papiernen Tiger".

Digitized by Google

Wenn Jemand sich selbst überschätzt, so vergleichen sie ihn mit einer „Katze, welche in eine Wagschale fällt und sich selbst wägt“. Wer etwas übertreibt, heißt bei ihnen ein „Buckeliger, der einen Bückling macht“. Einen Verschwender vergleichen sie mit einer „Rakete, welche mit Einemmale verknallt“. Von Jemandem, der seinen Wohlthätigkeitssinn ihm entfernt stehenden Personen zuwendet, seine eigene Familie aber darben läßt, sagen sie, er „hänge eine Laterne an eine Stange, so daß sie in weiter Ferne zu sehen ist, aber kein Licht unterhalb verbreitet“.

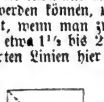
Ein englisches Blatt erzählt: Als der bekannte Sir Moses Montefiero sich eines Tages am Bord eines „Steamers“ befand, machte er die Bekanntschaft eines Reisenden. Bei der Ankunft des Dampfers stiegen die improvisirten Freunde in demselben Gasthofe ab; das betreffende Individuum hatte seinen kleinen Knaben bei sich. Kaum war eine Stunde vergangen, seit Sir Moses und sein neuer Freund von ihren bezüglichen Zimmern Besitz genommen hatten, als der erstere ein Billet erhielt, durch welches der zweite ihm anzeigte, daß, wenn er das Billet gelesen, er, Herr K., nicht mehr lebe; aber er vermache Sir Moses Alles, was er auf Erden besitze, nämlich seinen Sohn. Der Verfasser dieses Billets hatte sich in seinem Zimmer getödtet. Sir Moses nahm sich des Kindes an; er selbst hatte keines; er hätte es adoptiren und in dem Judenthume aufziehen können, dem er so ergeben ist. Er that es nicht und placirte den Knaben in einem christlichen Institute, wo man ihn auf Kosten des israelitischen Menschenfreundes als Christen erzieht.

In dem großen Marine-Lazareth zu Brest wurden an den Körpern der vier guillotinirten Mörder von der „Fooderis Area“ sehr interessante anatomische und galvanische Untersuchungen angestellt die, wie man dem Evénement schreibt, in den Archives de médecine nächstens ausführlich beschrieben werden sollen. 20 Minuten nachdem das letzte Haupt gefallen, lagen die Leichen bereits auf den Secirtischen und wurden sofort in Behandlung genommen. Ungewöhnlich stark zeigte sich bei Anwendung des galvanischen Stromes die Contractabilität der Muskeln, namentlich an den vier Köpfen. Die von Dillie und Carbuccia waren gräulich anzusehen. Ein Bleistift, den man zwischen die Zähne des ersteren hielt, war in Einem Biß wie mit einem scharfen Messer durchgeschnitten.

Eine dankbare Patientin. In Lille hat ein Fabrikant ein eigenes Mittel gegen die Cholera vielfach und mit Erfolg in Anwendung gebracht. Er wickelte nämlich die Patienten ganz in rohe Wolle ein, und setzte sie sehr heißen Dämpfen aus. Eine seiner Arbeiterinnen, die sich schon in einem beinahe rettungslosen Zustand befand, wurde durch diese Behandlung gerettet, aber durch den Dampf an der Schulter verbrannt, so daß eine zweitägige Arbeitsunfähigkeit daraus entstand. Die dankbare Patientin hatte nichts Eiligeres zu thun, als eine Entschädigungsklage gegen den improvisirten Choleradoctor einzuleiten. Der Friedensrichter, dem der Fall eigenthümlich vorkam, erließ jedoch unter dem hellen Gelächter des Publikums die salomonische Erklärung, daß er bereit sei, den Fabrikanten zu verurtheilen, nur müsse er vorher der Klägerin ihre Cholera wieder zurückerstatten.

Chinesisches Geduld-Spiel.

△ Der Apparat zu diesem ingeniösen Spiel besteht aus sieben geometrischen Figuren, nämlich einem Quadrat, einem Parallelogramm und fünf Dreiecken, die etwa aus dünnem Holz*) (Fournir) verfertigt werden können, und deren richtige Form man erhält, wenn man zwei ganz gleiche Quadrate, von etwa 1½ bis 2 Zoll Höhe in der durch die punctirten Linien hier angegebenen Weise zerschneidet.



Mittelst dieser 7 Theile können gegen 3000 verschiedene Figuren und Symbole dargestellt werden und wir hoffen unsere sinnigen jungen Leser, besonders diejenigen, welche sich für unsere algebraischen Aufgaben interessirten, uns zu verpflichten, indem wir sie durch eine Reihe von Aufgaben mit diesem unterhaltenden Spiele bekannt machen. Ausdrücklich sei es jedoch bemerkt, daß zu jeder Darstellung die sämmtlichen oben erwähnten Steine verwendet werden müssen.

Aufgabe 1.

*) Um denjenigen unserer geehrten Leser oder Leserinnen, die sich für dieses höchst anziehende „Chinesische Geduldspiel“ interessiren, gefällig zu sein, haben wir die Apparate hiezu anfertigen lassen und sind solche in unserem Expeditions-Locale zu haben. Die Verlags-Expedition.

Auflösung der Schachaufgabe Nr. 5 in Nr. 90.

Weiß.	Schwarz.
1) D 3 — F 3. †	1) F 4 — E 5.
2) F 3 — F 6. †	2) E 5 — D 6.
3) F 5 — D 5. †	3) D 6 — C 7.
4) D 5 — D 7. †	4) C 7 — B 6.
5) D 7 nimmt B 7. † . . .	5) B 6 — C 5.
6) B 7 nimmt E 7. † . . .	6) E 5 — B 6.
7) E 7 — D 8. †	7) B 6 — A 7.
8) D 8 — C 7. †	8) A 7 — A 8.
9) C 7 — B 7 † und Matt.	

Eigenthum, Druck und Verlag von Albrecht Schröder. — Verantwortlicher Redacteur: K. Pfisterer.

Digitized by Google

Das Novellenbuch.

Unterhaltungsblatt zum „Fortschritt" („Jürther Abendzeitung").

Nr. 93. Montag, den 19. November 1866. 2. Jahrgang.

Lorelei.

(Fortsetzung.)

Der Blonde sah den Sprecher von der Seite an und schwieg einen Augenblick. Dann begann er: „In der Wissenschaft mag es sein, da kann ich Sie nicht widerlegen, verstehe auch nicht ganz, was Sie meinen. Aber, Professorchen — im Leben ist die große Heerstraße doch nicht so uninteressant, als Sie sich einbilden. Jeder neue Menschenzug, mag er immer in den bekannten Formen vorübergehen, hat sein Eigenthümliches, denn die Menschen, so gleich oder ähnlich sie einander im Ganzen sehen, sind eine unergründliche Race, deren jedes Individuum uns ein neues Problem zu lösen aufgibt. Und zwar Männlein wie Weiblein — doch gesteh ich gern, daß die letzteren meine Forschungslust bisher vorwiegend genährt haben. In Ihren Seitenthälern, wo Sie dem großen Strom aus dem Wege gehen, ist freilich der Einzelne besser in's Auge zu fassen, und meist scheint er nur darum interessant, weil er der Einzige ist, der Einem begegnet. Aber interessanter däucht es mir, und mehr Uebung erfordert es, auf der Heerstraße und in der Masse des Gleichartigen das Besondere herauszufinden. Ich bin nicht eingebildet auf mein Studium, aber für die Welt, in die man doch einmal gesetzt ist, wirft es mir ebenso viel Nutzen als Vergnügen ab, und läßt mich das Lehrgeld, das man zum Verkehr und zur Kenntniß der Menschen aufwendet, nicht bereuen."

Der Professor sah den Sprecher verwundert an, er hatte ihn für eine seichtere Natur gehalten, als er ihm jetzt erschien. Der andere aber fuhr fort.

„Wenn ich sagte, daß bisher die Weiblein mich vorwiegend angezogen, so wissen Sie selbst davon zu sagen, wie ich auch hin und wieder den Character eines Männleins zu ergründen suchte. Denn Sie, Professorchen, waren der erste Gegenstand meiner derartigen Studien. Wir wohnten als Musensöhne in einem Hause. Sie gingen mir geflissentlich aus dem Wege, denn Sie hielt nicht viel von mir, ich aber machte mich, wie heut, schon damals gern zudringlich bei Ihnen. Freilich gab es, obgleich wir von gleichem Alter waren, nicht leicht zwei verschiedenere junge Leute. Sie bildeten sich zum Gelehrten aus, waren zwar kein menschenscheuer Bücherwurm, aber doch ein großer Philister. Ich verfolgte gar keinen Bildungsplan, gab mehr Geld aus als nöthig war, und genoß den Tag, und meist die Nacht dazu, als ein ziemlich lockerer Gesell. Wenn ich spät heim kam, und wie gewöhnlich den Hausschlüssel vergessen hatte, sah ich regelmäßig in ihrem Zimmer noch Licht. Dann klatschte und rief ich unter dem Fenster so lange, bis sie mir verstimmt das Instrument herabwarfen, das mir den gemeinsamen Hafen öffnete. Oft konnt ich es Ihnen nicht ersparen, noch persönlich Ihre Treppe hinaufzupoltern, und Sie aus Ihrem gelehrten Eulennest aufzustören. Ich weiß sogar einen Fall, wo Sie mich in liebevollem Aerger beim Arm nahmen, mich in mein Zimmer hinabführten, und mir eigenhändig die Stätte bereiteten, welche selbstständig zu finden mir der Moment versagte. Ich weiß nicht, was mich trieb, gerade Sie zu meinem Vertrauten zu machen, da ich doch leichte Cumpane meiner eigenen Art genug hätte haben können, und Sie jede Gegenseitigkeit so entschieden ablehnten. Sie waren eben mein Opfer, und ich bin schlecht genug, mit Freude an die Zeit zu denken, da Sie meine unbequeme Gegenwart ertrugen. Sie erfuhren alle meine thörichten Streiche, meine Liebesgeschichten und Heimlichkeiten. Sie erhielten einen unverhüllten Blick in alle meine Verhältnisse. Von Ihnen erhielt ich freilich nichts Derartiges zurück, aber doch vieles Andere, womit ich vorerst auch zufrieden sein mußte. Reichlichen Tadel und starke Zurechtweisungen, die zwar mit etwas moralischem Hochmuth ausgesprochen wurden, aber mich von Ihnen nie verletzten. Wir stritten oft, ohne uns vereinigen zu können. Nun, das werden Sie mir zugestehen müssen, daß ich wenigstens

Digitized by Google

kein schlechter Gesell war, bei allem Leichtsinn. Von ihrem Büchertische nahm ich mir mancherlei mit, das heißt Romane und Gedichte, für die ich nicht unempfänglich bin, und so bleibt Ihnen das Verdienst, auch meine Bildung gefördert zu haben. Sie wissen nicht, daß ich in Briefen an meine Famile die ausschweifendsten Schilderungen über ihre Vortrefflichkeit machte, so daß von Hause die Aufforderung erging, dieses Ideal eines sittlichen und fleißigen jungen Mannes zu den Ferien mitzubringen. Sie schlugen die Einladung kurz und entschieden aus, was mich damals im Stillen recht sehr ärgerte. Aus alledem sehen Sie, daß, während Sie glaubten, daß wir beide nur in ganz oberflächlichem Verkehr ständen, der Verkehr von meiner Seite so ernst genommen wurde, wie ich damals im Stande war, etwas ernst zu nehmen, ja, daß Sie, Professorchen, eigentlich der Einzige sind, mit dem ich in innerem Verkehr gestanden, oder hätte stehen mögen. Nun, ich nehm' es Ihnen nicht mehr übel, daß Ihnen die Sache nicht von Interesse war. Ich kann es Ihnen nicht einmal übel nehmen, daß Ihnen heut, nach sechs Jahren, unser Wiedersehen auf dem Schiffe kein bemerkenswerthes Ereigniß erscheint, mir aber müssen Sie die Freude darüber erlauben. Sie sind ein gelehrter Mann geworden, vielleicht schon ein Licht in der Wissenschaft, geachtet und vielgenannt, ich bin — nun gestehen Sies nur, Sie finden mich noch ganz als den alten leichtfertigen und zudringlichen Menschen, der nur dazu geschaffen scheint, Ihnen die gute Stunde zu verderben!"

Der junge Professor hörte mit Ueberraschung zu, die Mittheilungen seines Reisegefährten machten ihn eben so verlegen, als sie ihn wohlthuend berührten. Er reichte ihm die Hand, die der Andere freundlich ergriff und begann: „Sie beschämen mich, Herr von Wilda — ich muß in der That bereuen —"

„Warum nicht gar!" rief der Andere. „Ich habe in der Stunde des Wiedersehens so herausgeplaudert, was mir auf die Lippen kam, Sie haben darum nichts zu bereuen. Es wird zwischen uns doch Alles — beim Alten bleiben (fügte er scherzend hinzu), denn jeder hat seine Eigenart nur noch selbstständiger herausgebildet. Sie sehen aber, mein werther Herr Professor Hildebrand Wittig, daß man auch auf der großen Heerstraße allerlei findet, ja oft ohne Studium entdeckt, was man nicht erwartet hatte."

(Fortsetzung folgt.)

Ein Diamant im russischen Kaisercepter.

Als noch der Boden des Palastes zu Ispahan von dem Blute desgemordeten Schah Nadir feucht war, stürmten die wilden Krieger der Afghanen durch die Säle, um Beuten aller Art in die zottigen Ranzen zu stecken, welche über ihren braunen Schultern hingen. Während des Tumultes befand sich zu Ispahan Gregor Schafras, ein armenischer Handelsmann, der in Bassora sein Waarenlager hatte, und allgemein der „Millionär" genannt ward. Schafras war ein erfahrener, kenntnißreicher Kaufmann. Als die tolle Jagd durch Ispahans Gassen tobte, als die Krieger in blutigen Gewändern, flatternde Banner schwingend, unter dem Geheul der Derwische die Stadt besetzten, schlich der Armenier umher, nach Gelegenheit zum guten Handel spähend. Abends beruhigte sich die Erregung einigermaßen. Die Empörung hatte gesiegt und die Helden feierten ihren Triumph beim Gelage. Schafras ging in eines der größten offenen Locale, wo Tänzerinnen und Gaukler vor den Gästen ihr Spiel trieben. Nachdem er eine Zeitlang hier gesessen, kam eines der Mädchen auf den Fremden zu und bot ihm das Tambourin, damit er, wie es Brauch war, ein Geldstück darauf legen solle. Schafras hatte den Beutel gezogen, aber als er der Tänzerin Arm betrachtete, hielt er betroffen denselben fest. Er gewahrte, an das Armband mittelst eines starken Drahtes befestigt, einen ungeheuren Diamanten. Schafras war Kenner. Er wußte auf den ersten Blick, daß die Tänzerin ein riesiges Vermögen an ihrem Armreifen trug, und erkannte den Stein sofort als eines der beiden unschätzbaren Juwele, welche die Seitenlehnen des Thrones des ermordeten Schah geziert hatten. Das eine dieser Juwele hieß: Medusenhaupt, das andere: Mondberg. Letzteres glaubte Schafras vor sich zu haben. Er scherzte mit der Tänzerin. „Was hast Du für Glaskügelchen an dem Reifen?" fragte er. „Hassan gab sie mir vor einer Stunde. Er hat sie erbeutet." „Im Palaste des Schah?" fragte der Armenier. „Ich weiß es nicht.

Digitized by Google

Er gab mir auch noch bunte Stückchen." Bei diesen Worten zog das Mädchen eine Hand voll der köstlichsten Steine aus ihrem Gewande. Schafras staunte, offenbar hatte der Soldat die Juwelen beim Sturm auf den Palast entwendet. Der Armenier ließ den Krieger zu sich bescheiden. Er kam und brachte die Steine. Der Preis, den er forderte, war nicht hoch, allein Schafras fürchtete den Ankauf. Er schützte vor, daß er sich erst mit seinem Bruder berathen müsse. Der Afghane ließ die Steine in des Kaufmanns Händen, ging und — kam nicht wieder. Vielleicht fürchtete er den Verrath des Armeniers. Schafras sah sich also im Besitz der Steine, und der unschätzbare Mondberg war ihm zugefallen. Er kehrte nach Bassora zurück und berieth mit seinen Brüdern, was zu thun sei. Die Brüder kamen überein, das Geheimniß zu bewahren. Ein Verdacht, und sie waren alle verloren. Zwölf Jahre lang warteten sie, bevor Gregor eine Reise nach Amsterdam unternahm. Hier legte er die Edelsteine, darunter den „Mondberg" zum Verkaufe aus. Brittische und russische Agenten fanden sich ein. Das Petersburger Cabinet forderte Schafras auf, nach Rußland zu kommen, wobei ihm die Reise vergütigt werden sollte. Der Minister Panin bot endlich durch den Juwelier Lasarew dem Schafras: die Adelswürde, lebenslängliche Pension von 6000 Rubeln, 500,000 Rubel baar und einen kostbaren Ring, Schafra's Geiz war mächtig angereizt. Er knüpfte noch allerlei Bedingungen für sich und seine Brüder an den Verkauf, und man brach die Unterhandlungen mit ihm ab. Bald genug bereute der Geizhals sein Verfahren. Er hatte auf das Geschäft hin allerlei Gelder erhoben, der Aufenthalt kostete ihm große Summen. Die Agenten murrten und Schafras rettete sich durch die Flucht nach Astrachan. Hier wurde durch Gregor Orlow das Geschäft wieder aufgenommen, und der Armenier überließ dem Minister den Stein für das Adels-Diplom und 450,000 Rubel. Von dieser Summe gingen für 120,000 Rubel für Zinsen, Sold der Agenten ꝛc. ab. Seit jener Zeit prangt der Diamant des Schah Nadir im Scepter des russischen Kaisers. Schafras sammelte große Reichthümer, aber sie brachten ihm kein Glück. Es schien von den geraubten Steinen ein Fluch auszugehen, der den Armenier traf. Seine Kinder geriethen durch Verschwendung der Reichthümer ins Elend und die rasch emporgestiegene Familie ist eben so rasch wieder versunken. (Bazar.)

Aus der Hauptstadt München.

Unsere Haudtstadt gleicht einem Jungen, dem man den Rock zu groß angemessen hat, damit er hineinwachsen kann. Doch haben sich die in die Wiesen oder ins Feld auslaufenden Straßen seit wenigen Jahren dicht mit Häusern besetzt. Neue Quartiere sind entstanden; sie berücksichtigen wenigstens das Bedürfniß nach Luft und Licht. Freilich, man sieht es den Neubauten an, daß sie aus Speculation entstanden sind. Diejenigen, welche Geschmack und Styl, verrathen, leiden doch an Magerkeit der architectonischen Gliederung. Aber das kömmt auf Rechnung des wenig bildsamen Materials: Backstein, Holz und Eisen. Indessen die Mehrzahl der neuen Häuser hat ganz gewiß den famosen Styl der Backkisten. Ihr Inneres ist nur auf möglichst viele Wohnungen berechnet, bestehend aus ein paar Zimmern wie „Spuckrügerln", und nicht selten ohne Küche, ohne Waschleinrichtung u. s. w. Ein behagliches Familienleben am häuslichen Herde mag da unmöglich aufkommen; ganze Familien führen eine nomadisirende Junggesellenwirthschaft. Der Mann ißt irgendwo in der Stadt, die Frau holt für sich und die Kinder gleichfalls das Essen aus dem Wirthshause. Die üblen social-politischen Folgen aus solchem verkümmerten Familienleben ergeben sich leicht bei einigem Nachdenken; ich begnüge mich, blos auf das Thatsächliche hinzuweisen. — Mit der raschen Vergrößerung hält auch die physiognomische Umwandlung Münchens im schlimmen und guten Sinn gleichen Schritt. Das berüchtigte Kieselsteinpflaster ist durch prächtige Steinwürfel ersetzt worden, aber nur in der Altstadt. Draußen in den Vorstädten herrscht noch Makadam, gähnen noch tiefe Straßengräben, in denen sich zur Regenzeit Schaaren von Enten und Gänsen ihres Lebens freuen, während der Fußgänger verzweifelnd an einem Straßenübergange steht und nicht weiß, wo der flüssige Koth am tiefsten ist. Die öffentlichen Plätze kleideten sich mit Baumgängen, Rasenplätzen, Ziersträuchern, und wo halbwegs ein passender Platz, dort steht gewiß das Erzbild eines berühmten oder berühmt sein müssenden Mannes. Wozu wäre sonst die Erzgießerei? Die Stadt ist kanalisirt, aber die „Münchener Neuesten Nachrichten" behaupten hartnäckig, das Canalisirungssystem verpeste die Stadt. Wir haben ein altes neu restaurirtes Rathhaus mit chinesischen Motiven und werden noch ein neues dazu erhalten. Unsere Stadt gehört gewiß zu den bestberathenen. Dagegen besteht der „Kalbelmarkt" in Mitte der Stadt, ein neues Schlachthaus wird noch lange nicht errichtet, und das jämmerliche Geschrei der Schlachtschweine ertönt jeden Freitag an hundert und aber hundert Plätzen der königlichen Residenzstadt München. Wenn Tausende von Menschen in den Nächten vom Freitag auf den Sonntag vor dem Geplärre der

Digitized by Google

Kälber, die in den Ställen der Wirthshauser allenthalben eingesperrt sind, nicht schlafen können, so mögen sie mit ihrem sensiblen Nervensystem rechten. Wir haben auch eine neue Wasserleitung mit gutem Trinkwasser für den westlichen Stadttheil, aber viele Hausbesitzer belieben nicht, sich einen „Steiten" zu kaufen und so mögen ihre Hauseinwohner nur getrost die aus den Pumpbrunnen geholte grüne, vom Kieselboden filtrirte Jauge trinken, denn es herrscht ja zur Zeit keine Cholera hier. Trotz dieser Mißstände fehlt es unserm Isar-Athen doch an der schönsten und nützlichsten Zierde — an monumentalen öffentlichen Brunnen mit gesundem Wasser. Der neue Brunnen am Marienplatze ist der einzige schöne Brunnen. Fort und fort ist er auch von Menschengruppen umstanden, und zwar von Leuten, die an jedem andern Monument theilnahmslos vorübergegangen wären. Aber solche Brunnen — die Paarung des Schönen mit dem Gemeinnützlichen, die Belebung des starren Monumentes durch das sprudelnde Wasser: — das ergreift mächtiger den gemeinen Mann als, eine ganze Allee von Erzbildern, wie sie am Promenadeplatz kahl genug steht. Die alten deutschen Reichsstädter dachten anders. Allein in künstlich gemachten Residenzen ohne große historische Erinnerungen, wie in Berlin, München, Dresden, Stuttgart u. s. w. ist Alles nur auf äußern Prunk berechnet — mehr für die Bewunderung der Fremden, als für die Behaglichkeit der Einwohner; die Façade, die Decoration herrscht da vor; das Solide, Behäbige, Malerische haben nur alte reiche Bürgerstädte, die aus sich selbst herausgewachsen sind. Es ist wahr, München hat einen tüchtigen Bürgerkern. Aber im Ganzen ist es doch keine reiche Stadt. Hier finden sich glänzende Reihen von Schaufenstern, sie können sich an Eleganz mit denen der Zeile in Frankfurt am Main messen. Mit den Geschäften steht es weniger glänzend; manche leere Waarenlager gähnen den Spaziergänger melancholisch an. Ich weiß nicht, welche von den Boten des Handelsgerichtes geräumt worden sind. Wahrlich München war vor dem Kriege von einem heftigen Speculationsschwindel befallen, dem nun die Ernüchterung folgt. Mancher lebte im Wahne, ein glänzender Laden mit der Inschrift: „On parle français" und „English spoken" bedeute ein glänzendes Geschäft und mit besonderer Wehmuth gedenkt der ehrsame Münchener der soliden alten Wirthshäuser, wo die Einrichtung der Speisenkarten unbekannt war und wo der Kalbskopf auch das „Züngl" und Hirn in sich begriff. Sie haben sich in Gasthöfe mit hochtrabenden Namen aus der griechischen Mytologie, aus der deutschen Nationalliteratur oder von obskuren Landstädtchen verwandelt. Gott allein und der Magistrat kennt all' die „Höfe" mit ihren leeren Gaszimmern und ellenlangen Speisekarten, die ewig das Thema „Kälbernes" variiren. Sie haben zwar hohe Preise, aber dafür lassen die Portionen an Qualität und Quantität nicht selten zu wünschen übrig. Die gewöhnlichen Bierwirthschaften benamsen sich „Salons", in denen die Volkssänger ihre „Soiréen" veranstalten. Der wegen seiner Derbheit bekannte hiesige Pferdeverleiher müßte sich im Grabe umdrehen, wenn er so etwas von München erführe. — Um unsere Scizze auszuzeichnen: — „Hausbesitzer gibt es, denen kein Stein vom Hause gehört, und ein Schwarm von „Privatiers", die vom Bücher leben, und „Industrielle", deren Industrie darin besteht, unerfahrene Leute mit Kautionen in Dienst zu nehmen und sie schließlich um ihre Cautionen zu prellen. Das ist actenmäßige Thatsache. Nur nicht arbeiten! Es gibt „Salzsiößler", deren ganzes kaufmännisches Wissen in dem Satze gipfelt: die vom Kaufmann gekauften Waaren im Detailhandel wieder um fünfzig Prozent zu verkaufen. Sie leben in der That von der Armuth ihrer Kunden. Genußsucht, Arbeitsscheu und Luxus kommen überall häßlich zu Tage, besonders am „schönen Geschlecht." Aber nicht immer sind es dessen schönste Repräsentantinnen, welche am geputzteften auftreten. Eine Promenade in der Maximilianstraße führt Hunderte von reizenden Toiletten in der Stunde an uns vorüber. Ach! es sind nur Toiletten. Hier diese trockenen Scelette sollten mit Fleisch bedeckt sein und jenen plastischen Gestalten dort mangelt der Liebreiz der weiblichen Sittsamkeit. Die sogenannte „demi-monde" wird immer zahlreicher, immer ungenirter in unserer altbayerischen Metropole. Der französische Name paßt jedoch schlecht auf die deutsche Waare, die sich mit plumper Ostentation zu Markte drängt. Das sind die „Zimmermräuleins"! Manche Familie, die es mit der Moral nicht genau nimmt, lebt von solchen Zimmermräulein. Diese gleichen den Lilien des Feldes: sie nähen nicht, sie spinnen nicht und doch gehen sie in Sammt und Seide. Wenn auch die mangelhafte weibliche Bildung, die Verführung und vor allem die sociale Schaden, an denen unsere Zeit laborirt, die größte Schuld tragen, so ist doch ganz gewiß eine Portion Genußsucht ein charakteristischer Zug unserer Bevölkerung. Heine schrieb von München (1828): „Ich lebe als grand Seigneur und die 5½ Menschen hier, die lesen können, lassen mir auch merken, daß sie mich hoch schätzen. Wunderschöne Weiberverhältnisse, indessen diese befördern weder meine Gesundheit noch meine Arbeitslust. Am liebsten bin ich unter jungen Malern, die besser aussehen, als ihre Bilder." (A. Abendztg.)

Eine musikalische Monstrosität. Ein amerikanischer Componist, Namens Greecler, gab unlängst, wie der Courir des Etats-Unis meldet, eine musikalische Soirée in Boston, welche in den Annalen der Kunstgeschichte als epochemachend verzeichnet werden muß. Der Rivale Mozart's u. Rossini's hat nämlich den Riesenwurf gethan, die Verfassungs-Urkunde der Vereinigten Staaten in Musik zu setzen! Das Opus wurde im Freundeskreise executirt und dauerte — acht Stunden. — (Jedenfalls wäre, wenn die Sache ihre Richtigkeit hat, die Verfassung der Union ein würdigerer Gegenstand für eine musikalische Composition als so mancher Sudeltext in Europa).

Auflösung der Charade in Nr. 91.
Eidgenossenschaft.

Eigenthum, Druck und Verlag von **Albrecht Schröder.** — Verantwortlicher Redacteur: **K. Pfisterer.**

Digitized by Google

Das Novellenbuch.

Unterhaltungsblatt zum „Fortschritt“ („Jürther Abendzeitung“).

Nr. 94. Donnerstag, den 22. November 1866. 2. Jahrgang.

Lorelei.

(Fortsetzung.)

„Sie haben Recht, und ich freue mich dessen von Herzen! Lassen Sie uns Versäumtes nachholen. Kommen Sie mit in mein Seitenthal zur „schönen Rosa,“ dort wohnen wir einige Wochen ungestört beisammen und genießen unsere jetzt erst befestigte Gemeinsamkeit. Ich war in meiner Jugend schroffer und einseitiger als heut. Sie finden keinen Pedanten in mir, ich bin dem Leben und seiner Bewegung nicht so entfremdet oder abgeneigt, als Sie glauben. Aber ich vergesse, daß Sie ein anderes Ziel haben, Ihre Lady —“

Herr von Wilda lächelte. „Meine Lady ist eine flüchtige Reisebekanntschaft, und würde mich nicht hindern, Ihren freundlichen Vorschlag anzunehmen. Allein es rufen mich ernste Geschäfte in Angelegenheiten meines Oheims nach Düsseldorf. Sind diese erledigt, dann könnte ich in freier Muße mit Ihnen in der Einsamkeit Ihre Ferien verleben. Aber dennoch — ich muß zurücknehmen, womit ich selbst noch vor wenigen Minuten drohte. Sie wollen dort Studien machen, also wahrscheinlich arbeiten, Sie brauchen Ruhe nnd Stille; ich habe nichts zu thun, bin unstät, bedarf viel Gesellschaft, würde Sie nur stören, Sie zu einem Opfer Ihrer Gutmüthigkeit machen, wie vordem. Wäre die jüngste „schöne Rosa“ (von der ich weiß, daß sie vor sechs Jahren keine Töchter hatte) achtzehn Jahre statt ihrer fünfzig, so dürfte ich's wohl einige Wochen aushalten, allein so — Sie verzeihen mir, Professorchen! — fürchte ich, wir holen die Gemeinsamkeit nicht nach, die wir uns vor sechs Jahren unter den Händen haben entschlüpfen lassen. Vielleicht erkenne ich Sie besser als Sie sich selbst. Wir leichtfertigen Weltleute gewinnen so einen gewissen Blick auch in feinere Naturen, denen wir sonst mit unserer Bildung, unserem Wissen, unserm ganzen inneren Wesen durchaus nachstehen.“

„Sie sprechen von sich, als von einem Theil jener Masse leichtfertiger Weltleute, Herr von Wilda,“ entgegnete ernsthaft der Professor, „während Ihre Worte mir doch zeigen, daß Sie über ihr stehen.“

„O nicht doch, lieber Herr,“ unterbrach ihn Wilda, „ich mache mir selbst keine Illusionen, und möchte auch Sie nicht täuschen, Sie selbst dürfen es nicht durch ein paar im Fluge aufgerafte Beobachtungen, die nun einmal mein kleines Privatstudium sind. Unter Meinesgleichen bin ich nur Durchschnittsmensch. Da durch nichts das Gefühl eigener Wichtigkeit und Bedeutung so sehr genährt wird als durch die Einsamkeit, so fliehe ich diese, um in der Masse aufzugehen, denn ich fühle mich durch nichts zur Ausbildung jener Eigenschaften berechtigt. Nichts ist lächerlicher als ein eingebildeter selbstgefälliger Mensch. Hält man sich einmal in einem Stücke für vollkommener als Andere, so ist man schon mit dem ersten Schritt auf dem Wege zur Lächerlichkeit. Freilich haftet davon uns Allen mehr oder weniger an, und die Menschenmasse ist im Ganzen so spaßhaft anzusehen, daß ich über meine lieben Mitnarren oft von Herzen auflachen kann. Unter ihnen zu wandeln ist auch eine Bildungsschule, in der man lernen kann, eine Schlangenhaut der Thorheit nach der andern abzustreifen.“

„Also doch wieder, um besser und vollkommener zu werden!“ fiel der Professor ein. „Und das ist in der That die Aufgabe unser Aller, ohne daß wir darum auf dem Wege zur Lächerlichkeit sind. Nehmen sie der Menschheit das Bewußtsein ihrer Aufgabe, ihrer Fähigkeit der Vervollkommnung, so nehmen Sie ihr Alles. Wer die Welt bloß von der spaßhaften Seite ansieht, ist auch auf jenem Wege der Vereinsamung, den Sie fliehen, um das Gefühl der eigenen Wichtigkeit und Bedeutung nicht in sich aufkommen zu lassen. Denn das selbstüberhebende spottende Beobachten schließt jenes Gefühl bereits in sich. Man ist aber nicht da um zu lachen und zu spotten, der Mann hat einen ernsteren Lebenszweck, den er voll-

Digitized by Google

enden soll, unbekümmert um den Anschein der Lächerlichkeit, den leichtfertige Thoren ihm abgewinnen möchten."

„Da haben wir meinen eifernden Mentor von der Universität wieder!" rief Wilda vergnügt. „Professorchen, Sie haben Recht wie immer, nämlich Recht für sich, für Ihre Lebensaufgabe. Aber da Sie auch den Troß leichtfertiger Thoren statuiren, so werden Sie mich wohl unter diesen zu suchen haben, wo denn doch auch von Rechten zu sprechen ist, Männer wie Sie, die an dem großen Werk der Fortentwicklung des Lebens arbeiten, sind mir ehrenwerth. Die Natur hat sie für die Zukunft der Menschheit geweiht, und ihr pflichtgetreues Wirken belohnt sich selbst. Aber was bleibt für uns Andere, die wir keine derartige Pflicht, keine Arbeit haben, welche für den großen Curs zu verwerthen wäre? Nichts als der Genuß! Das ist auch ein Recht des Daseins. Je mehr ihr fleißigen Arbeitsbienen davon verschmäht, desto mehr fällt es uns Drohnen zu, und wir müssen uns gefallen lassen, daß Ihr uns für unnützen, leichtfertigen Menschentrödel erklärt."

„So dürfen Sie nicht reden, Herr von Wilda," eiferte der Professor, „nachdem Sie bereits Gedanken ausgesprochen haben, die mich Besseres in Ihnen erkennen ließen. Den bloßen Genuß halten auch Sie nicht für Ihren Lebenszweck."

„Der Begriff Genuß ist vieldeutig, lieber Herr Professor. Wenn ich die Vortheile des gelehrten Forschens, der Wissenschaft hinnehme, die Früchte aller stillen Arbeit, welche nun lebendig über das ganze Leben sich ausbreiten, und als Kunst, Comfort, Verkehrsmittel, Handel, gesellschaftlicher Verein und Staat mich beschäftigen und bilden, so ist das auch ein Genuß, der dem Würdigen und Unwürdigen (Letzterem meist noch mehr) zu Gute kommt. Wir genießen, was Bessere für uns geschaffen haben, und wir thun wohl, uns darauf zu beschränken, wenn wir nicht die Fähigkeit in uns fühlen, mit irgend etwas in die große Arbeit einzutreten."

„Sie unterschätzen Ihre Fähigkeiten," sagte der Professor ernst. „Ich mache mich anheischig, Ihnen darzulegen, wo Sie die Arbeit Ihres Lebens zu beginnen haben, und ich bin überzeugt, Sie werden sie finden."

Herr von Wilda klopfte dem Gefährten auf die Schulter und rief ablehnend, mit gutmüthigem Leichtsinn: „Ja, Professorchen! Aber heut nicht. Ein Andermal! Wir sind noch jung, sechsundzwanzig Jahre — nämlich ich, denn Sie, obgleich von gleichem Alter, sind von den Frühgeweihten, denen das Geschick für große Lebensgaben doch den Schmelz der Jugend vorzeitig weggeweht hat. Ich bekenn' es Ihnen gern, daß es mir noch großen Spaß macht, jung zu sein, und daß ich mir die reiferen Jahre nicht gern verfrühen möchte. Sie sehen, wir sind noch ganz in dem alten Verhältniß, ich bin der Zudringling, der nach wie vor für seine Bekenntnisse sich Ihren Unwillen und Tadel zu holen kommt."

„Doch nicht, Herr von Wilda! Ich glaube eher, das Verhältniß hat sich umgekehrt. Unser Gespräch läßt mich bedauern, daß Sie der Aufforderung, mein Reiseziel für einige Zeit zu theilen, nicht nachkommen wollen. Ich bin jetzt der Werbende, zumal nach den freundschaftlichen Erklärungen, die Sie mir gethan haben."

„Ja," rief der Andere heiter, indem er des Professors Hand ergriff, „ich habe Ihnen eine Art von Liebeserklärung gemacht, und kann Sie versichern, daß Sie der Erste sind, der dergleichen von mir zu befahren hatte. Und damit Sie sehen, daß ich mich Ihren freundlichen Vorwürfen und Zurechtweisungen gern von Neuem aussetze, komme ich sicher nach einigen Wochen auf ein paar Tage nach Ihrem Asyl zur schönen Rosa. Meine Hand darauf!"

Unter solchem Gespräch der Reisenden war das Schiff längst bei St. Goar vorübergeglitten und folgte der Strombiegung bei Boppard. Immer lebendiger wurde der Redeaustausch der Gefährten, und ließ sie bedauern, daß aus der Entfernung schon die prächtige Feste Marxburg auf ihrem Felsen sichtbar ward, der heutige Grenzstein ihres Beisammenseins. Hier wollte der Professor das Schiff verlassen. Von Braubach kamen die Kähne, welche dem Dampfer neuen Zuwachs brachten, und die Aussteigenden aufnahmen. Nochmals versprach Herr von Wilda seinen Besuch, und der Professor sprang in den Kahn, der ihn ans Land trug. Hier stieg er auf bekannten Pfaden über die Berge, die ihn seinem Reiseziele entgegenführten.

Digitized by Google

Er hatte heute eine merkwürdige Erfahrung gemacht, der er lange nachdachte. Ein Mensch, den er niemals besonders geschätzt, und den wenige Jahre aus seiner Erinnerung fast verlöscht hatten, war seinem Interesse plötzlich näher getreten. Vergegenwärtigte er sich das Wesen Alfred's von Wilda, so mußte er sich bekennen, daß ihn dies Gemisch von weltmännischer Gewandtheit, Leichtsinn, Naivität und Nachdenken, als durchaus liebenswürdig und anziehend berührte. Dachte er an die Jahre ihrer Hausgenossenschaft zurück, so mußte er sich sagen, daß er diese Züge wohl auch schon damals an ihm hätte wahrnehmen können. Er hatte sie übersehen. Die Gesellschaft, worin jener lebte, mißbehagte ihm, und knabenhafte Feindseligkeiten academischer Corporationen stimmten ihn ablehnend gegen den Zuvorkommenden. Jetzt mußte er gar ein gewisses Schuldgefühl gegen ihn mit sich forttragen. Ueberdies war er nachdenklich geworden über manchen Gedanken, den Jener im Gespräch leicht hingeworfen, und der, auf ihn selbst bezogen, ihn anfangs stutzen machte, dann aber zu genauerer Prüfung aufforderte.

Hildebrand Wittig war ein junger Mann, der in seiner Erscheinung nicht eben den Büchermenschen vergegenwärtigte, am wenigsten heut, wo er mit dem Wanderstab und Ränzel über die Berge stieg und seine Gesichtsfarbe sich lebhaft geröthet hatte. Und doch verkehrte er sonst mehr unter Büchern als unter Menschen. Gelehrte, Studien und Glück hatten ihm früh einen Namen, Titel und erwünschten Wirkungskreis gebracht, aber auch sein Leben in eng gezogene Gleise gelenkt. Während er der Wissenschaft lebte, kümmerte ihn die Gesellschaft, die Welt nur wenig, ohne daß er sich ihr absichtlich verschlossen hätte. Und dennoch hatte er sich vereinsamt, er wußte es selbst nicht. Zwar pflegte er seine Ferien gerne zu Ausflügen zu benutzen, meist aber galt es ihm, in irgend einer auswärtigen Bibliothek auf irgend ein Buch zu fahnden, vergilbten Blättchen alter Volkslieder nachzuforschen und so pflegte er selbst auf seinen Reisen mehr Bekanntschaften mit Büchern denn mit Menschen anzuknüpfen. Diesmal jedoch war er dem Dringen des Arztes gewichen und hatte sich ein anderes Ziel ausersehen. Freilich nicht ohne einen reichlich mit Büchern beschwerten Koffer, der, an bestimmten Ort vorausgeschickt, auf der Post seiner harrte.

Wie schön war der Weg, den sein Fuß ihn heut dahintrug! Felsen, Berge, Wald und tiefe Schluchten, köstliche Fernblicke in eine segenduftende Landschaft. Er genoß die Geschenke der schönen Natur mit offener Seele und der Abstand zwischen dieser Herrlichkeit und dem Dunstkreis der Gelehrtenstuben und Bibliotheken kam ihm ganz erstaunlich vor. Sehr beschäftigten ihn dabei die Gespräche mit dem Reisegefährten. War er wirklich mit seinen Jahren noch so jung, wie Jener gemeint? Er hatte nie darüber nachgedacht. Eigenthümlich berührte ihn Wilda's Ausspruch, daß das Geschick aus seinem Leben früh den Schmelz der Jugend hinweggewebt haben sollte! Eigenthümlich auch fühlte er den indirecten Vorwurf gelehrten und moralischen Hochmuths als einen kleinen Stich im Gewissen. Und eigenthümlich endlich, wie leise Beschämung, drang ihm die Erkenntniß ins Herz, daß der leichtlebige junge Weltmann, der Repräsentant einer Menschenclasse, die er wenig schätzte und tief unter sich sah, daß Jener sein Wesen mit sicherer Beobachtung durchdrungen hatte als er selbst. Er fühlte, daß Wilda in manchen Stücken Recht behielt. Das verletzte ihn nicht gerade, denn Jener hatte ihn durch Liebenswürdigkeit sehr gewonnen, es beschäftigte ihn aber prüfend innerlich, und ließ ihn dem Besuche des Gefährten mit Interesse entgegensehen. Und als er, angelangt auf einer Felsenhöhe, athmend und erregt hinausblickte in das sonnige Land, da warf er lächelnd den Kopf zurück, und sein Auge glänzte heller auf, als habe er hinter sich geworfen, was ihn lange beschwert, und das Leben dürfe heiter einziehen in seine Brust.

(Fortsetzung folgt.)

Allerlei.

Ein Sachverständiger über den Rausch. In einer Gerichtsverhandlung in Weis, bei welcher sich der wegen Verbrechens der öffentlichen Gewaltthätigkeit angeklagte Kutscher Michael Dietzer zu seiner Rechtfertigung auf einen Rausch, den er gar nicht ausschlafen konnte, berief und die vernommenen Polizeiwachmänner die Intensität dieses Rausches in Abrede stellten — wurde von dem Gerichtspräsidenten an den als Zeugen vorgeladenen Kutscher Mathias Kael die Frage gerichtet, ob er glaube, daß der Angeklagte wirklich

Digitized by Google

so betrunken war, daß er über Nacht den Rausch nicht ausschlafen konnte. Der Gefragte antwortete: Das kann ich ihnen am besten sagen, unserener hat an Rausch und glei wieder nit; wir müssen bald damit fertig sein, weil man die Zeit nit hat, sich damit aufzuhalten; oft verliert man ihn schon, daweil man noch trinkt — oder a bissel dunken (schlafen) und gor ist's, dös kann ich von mir am besten.

Grabschrift auf eine Pfarrersköchin. Zu Walldorf, einem großherzoglich badischen Dorfe beim Städtchen Wiesloch findet sich auf dem Kirchhofe eine alte Grabinschrift originellen Inhalts, welche lautet:

Hier liegt unßere Magdt Anna,
Sie hat gar selten gebutzt die Pfanna;
Der HErr Sei Ihr Gnädig,
Sie war sehr Unsäthig
Im Leben, hat auch gar offt gezanckt,
Biß Sie der Guguck hat gelangt:
Lieber Leßer geh weg von hier,
Sie Zankt Sonst auß dem grab mit Dir.

Der Verfasser dieser Grabschrift war, wie versichert wird, ein Pfarrer von Walldorf. Das Epitaph hat wie aus dem Wortlaut zu entnehmen wohl seiner eigenen Köchin gegolten.

Neue Verwendung der Stimmgabeln. In Paris wurde jüngst ein Instrument gebaut das große Kraft und Wohlklang vereinigt. Es gleicht einigermaßen einem Piano, ist aber viel einfacher, da die Saiten durch Stimmgabeln, eine für jede Note, ersetzt sind. Die Töne werden durch Hämmer hervorgebracht und klingen fort, bis sie dadurch zum Schweigen gebracht werden, daß man die Finger von den Tasten entfernt und dadurch einem Dämpfer gestattet, seine Wirkung zu äußern.

Was ist Wahrheit?

Schlagt jedes Blatt auf in der Weltgeschichte
Und les't! und les't! da steht es sonnenklar,
Was Wahrheit ist und daß bis zum Gerichte
Sie steh'n wird geistesfest, unwandelbar.
Ein jeder Zug auf ihrem Angesichte
Sagt euch, was sein wird aus dem Ist und War,
Und was nur schwach sich darstellt im Gedichte —
Es hebt sich riesig dort und sonnenklar;
Daß Recht und Wahrheit doch zum Siege schreiten,
Ob alle Erdenmächte widerstreiten.

Ein Rivale August's des Starken. Der ebenso galante als riesenstarke König August von Sachsen, der bekanntlich in seiner nächsten Umgebung stets einen Bären hielt, wie etwa Sportleute von heute einen Lieblinghund, war Vater von 365 Kindern; ein Berliner Cavalier eiferte ihm, wie die Montags-Ztg. berichtet, in letzterem Betrachte recht erfolgreich nach; derselbe, ein Baron v. Kr....., welcher vor wenigen Wochen in der preußischen Hauptstadt starb, hat in seinem jetzt geöffneten Testamente jedem seiner 142 (schreibe einhundertundzweiundvierzig Kinder) 1000 Thaler und zweien von diesen, seinen besonderen Lieblingen, ein bedeutendes Capital vermacht.

Fataler Druckfehler. Der Theaterdirector in H. war in mißlichen Umständen. Er ließ, um sich zu helfen, die „Hugenotten" mit neuen Costümen und Decorationen aufführen. Der Recensent im dortigen Unterhaltungsblatte besprach die erste Vorstellung und sagte zum Schlusse: „Unser Herr Director hat diese Oper mit viel Geschmack und Pomp ausgestattet." — Der Setzer aber ergriff durch ein Versehen ein u statt eines o und so lautete die Stelle: „Unser Herr Director hat diese Oper mit viel Geschmack und Pumpy ausgestättet."

Die höflichsten Chinesen haben für den Begriff „sterben," je nach dem Range der Person, von welcher sie sprechen, verschiedene Bezeichnungen. Vom Kaiser sagen sie peng, welches den Sturz eines Kriegswagens bedeutet; pi, verderben, und tso, enden, wird bei Lehnfürsten gebraucht; pongtu, nicht glücklich sein, bei hohen Staatsbeamten; tschang, sterben bei Mandarinen, hingegen mu, nicht da sein, bei geringen Leuten u. s. w.

„Wer's Feuer haben will, muß den Rauch leiden." Deßhalb dulden unsere Damen alle die rauchenden lebendigen Oefen um sich; allein die armen Damen täuschen sich, unsere Jünglinge haben nur Rauch aber kein Feuer, sie können blos einräuchern aber nicht zünden.

Bei der letzten Versammlung der Dienstmädchen in Leipzig äußerte eine Reduerin: „Wenn es keine Herrschaften mehr gäbe, so könnten wir uns auch Dienstmädchen halten."

Was ist ein Budget? Das Budget ist ein Buch, das mehr Zahlen als Witz, mehr Thaler als Freiheiten enthält. Ein Buch, das einige lachen und fast alle weinen macht. Ein Buch des Lebens für die Könige und deren Minister, ein Buch des Todes für die Steuerpflichtigen, ein Buch, das die Thränen und den Schweiß des Volkes knetet, um daraus Gold zu backen. Ein Buch, das die gehäuften Ersparnisse einer Nation in unüberlegten und thörichten Ausgaben verschleudert.

Chinesisches Geduld-Spiel.
Aufgabe 2.

Eigenthum, Druck und Verlag von **Albrecht Schröder.** — Verantwortlicher Redacteur: **K. Pfisterer.**

Digitized by Google

Das Novellenbuch.

Unterhaltungsblatt zum „Fortschritt" („Fürther Abendzeitung").

Nr. 95. Montag, den 26. November 1866. 2. Jahrgang.

Lorelei.

(Fortsetzung.)

2.

„Es steht ein Wirtshaus an der Lahn" — so beginnt ein altes Volkslied, welches merkwürdige Dinge von Wirth und Wirthin, Knecht und Magd erzählt. Heutzutage stehen an der Lahn sehr viele Wirthshäuser, worin wohl noch merkwürdigere Dinge vorgehen. Das, welches seit einigen Menschenaltern den Namen der „schönen Rosa" trägt, ist eines der stattlichsten, wenn es gleich nichts von einem modernen Hotel hat: kein prahlerisches Aussehen, das den ermüdeten Fußreisenden abschreckt, keine Kellner, nichts von all' den eleganten Vortheilen, die der Einkehrende bezahlen muß, auch wenn er sie nicht genossen hat. Sogenannte feine Leute fahren vorüber, denn was würde man sagen, wenn sie, nicht viele Stunden von einem berühmten Badeorte entfernt, bei der „schönen Rosa" eingekehrt wären? Sie brauchen für ihren Ruf und ihr Reisegewissen einen großen Hotelnamen, der sehr prosaisch nach irgend einer Stadt, einem europäischen Fürsten, oder gar einem Raubthier gewählt ist. Wer aber ein Verständniß hat für die Poesie der freien Landstraße, wer das süße Behagen kennt, die wegemüden Glieder auch auf harten Herbergebänken und in gemischter Gesellschaft auszustrecken, wer ein Auge hat für malerischen und landschaftlichen Reiz, der wird sich von dem Wirthshause der „schönen Rosa" gastlich angeheimelt fühlen.

Da steht es an der aufsteigenden Straße, die breite Giebelfront ihr zugekehrt, im Schatten uralter Nußbäume. Eine hölzerne Galerie länft rings um das Obergeschoß. Die Bedingungen des Bodens haben dem Haus Mannigfaltigkeit und malerisches Ansehen gegeben. Links hebt es sich auf einem gewaltigen Unterbau, den die Menschenhand mit Benutzung des natürlichen Felsengrunds aufgeführt hat. Hier finden sich gewölbte kühle Kellerräume, voll köstlicher Habe in Reihen von Fässern, denn die schöne Rosa treibt den Weinbau und Handel eigentlich als ihr Hauptgeschäft. Vor der Thür auf der breiten steinernen Rampe stehen Tische und Bänke, die vom Blätterknospen bis zum Fallen des Laubes von Gästen nicht leer werden. Links ist der große geebnete Hof, mit seinen Ställen und Nebengebäuden, die gleichfalls wie in einem Walde von Nußbäumen liegen, und hinter denen die Felsenwände hoch emporsteigen. Selbst am wolkenlosen heißen Sommertage ist es hier kühl und schattig, der Wein berühmt in der Umgegend, ebenso rühmlich bekannt das gastliche Entgegenkommen der schönen Rosa.

Die jüngste Trägerin dieses Namens stand vor der Thür, im Gespräch mit einigen Männern, die sich das Abendessen schmecken ließen, und beaufsichtigte die Bedienung der ab- und zugehenden Magd. Die Gäste waren Herren aus dem benachbarten Städtchen, alte Bekannte von ihr, die den behaglichen Platz auf der Rampe nur zum Ziel eines Spazierganges gewählt hatten. Trotz ihrer fünfzig Jahre war Frau Rose noch eine wirklich rosige Frau. Hochgewachsen, stattlich, nicht ohne einige Fülle, immer freundlich, dabei von einer gewissen Vornehmheit des Wesens. Sie trug sich städtisch, halb nach der Mode, wenn auch nicht der neuesten, halb nach eigenem Geschmack und Bedürfniß. Das hell lilafarbene Cattunkleid und die weiße Schürze waren von höchster Sauberkeit, die Haube mit grünen Schleifen saß auf dem gescheitelten Haar, das noch keine Spur von Grau zeigte, sehr wohlanständig und bieder. — Da bemerkte Frau Rose, wie von dem gegenüberliegenden Felsenpfad ein Wanderer herabstieg. Das war nichts Ungewöhnliches, sie ließ sich dadurch im Gespräch nicht stören. Jetzt aber kam er die Stufen der Rampe herauf und fragte grüßend: „Kennen Sie mich noch, Frau Rose?"

Sie sah ihn überrascht an, und plötzlich ging ein Ausdruck lebhafter Freude durch ihre Züge. „Herr Wittig!" rief sie. „Ja freilich sind Sie's! Willkommen, gottwillkommen!" Sie reichte ihm beide Hände,

Digitized by Google

ließ es aber dabei nicht bewenden, sondern faßte ihn bei den Schultern und schüttelte ihn herzhaft. Es war etwas von mütterlicher Freude in ihrer frohen Aufregung. Sie ließ ihre übrigen Gäste, setzte sich zu ihm auf die andere Seite der Rampe, fragte ihn aus, lachte und gab Winke und Aufträge. Christian, der Knecht, auch noch ein alter Bekannter des Professors, wurde gerufen und mit der Schubkarre nach dem Städtchen unten geschickt, um Hildebrands Gepäck von der Post zu holen. Eine Magd deckte vor ihm auf, während eine andere sich des Ränzels bemächtigte. „Sie sollen Ihr altes Zimmer haben," rief die Wirthin, „das mit der Aussicht über die Weinberge hinunter, und Alles wird wieder so gestellt und eingerichtet, wie Sie's damals hatten!" Dabei legte sie ihm den Imbiß selbst vor, schenkte ein, nöthigte, fragte nach seiner Gesundheit, seinen Erlebnissen, schlug die Hände zusammen, daß er schon Professor sei, und klopfte ihn auf die Schulter, weil er sich so brav gehalten. Dann erzählte sie von ihren eigenen Angelegenheiten. Ihre übrigen Gäste mußten heute mit kurzen Begrüßungen fürlieb nehmen, sie kehrte immer wieder zu ihm zurück, um über Altes und Neues zu plaudern.

Als junger Student, vor bald neun Jahren, war Hildebrand Wittig mit Kameraden auf einer Ferienreise hier zuerst eingekehrt. Er erwachte Morgens mit einem Unwohlsein, das ihn hinderte, die Wanderung fortzusetzen. Die Freunde mußten ihn zurücklassen, sie wußten ihn gut aufgehoben, und ein neuer Rastort wurde zur Wiedervereinigung verabredet. Aber die leichtgenommene Unpäßlichkeit steigerte sich zu einem Nervenfieber, das den jungen Gast vier Wochen lang niederwarf und ihn noch fast eben so lange bis zur völligen Genesung bei der schönen Rosa festhielt. Sie nahm sich des kaum achtzehnjährigen Studenten mit mütterlicher Sorge an, sie wußte, daß er keine Eltern hatte, wußte, daß er von Haus aus mittellos war und von Stipendien lebte. Das hielt sie nicht ab, Alles für seine Pflege zu thun, und bei dem armen kranken Knaben, selbst mit Vernachlässigung ihres Hausstandes, auszudauern. Ihre mitleidige Seele dachte nicht daran, jemals eine Vergütigung dafür zu verlangen, sie fühlte sich belohnt genug, als ihr Pflegling endlich genas, und wies auch späterhin jede Entschädigung standhaft ab. Sie hatte selbst drei Söhne im Knabenalter unter ihren Händen sterben sehen, der Fremde, der in ihrer Pflege zum Leben gedieh, war ihr jetzt nicht minder theuer als ein eigenes Kind. Sie verschmähte jeden Lohn, wo sie allein ihrem Herzen gefolgt war. So hatte sich zwischen der wackern Frau und dem Studenten ein Verhältniß gebildet, das dem einer angeborenen Verwandtschaft wenig nachgab. Sie entließ ihn mit Thränen. Er schrieb ihr seitdem häufig und dankerfüllt, und während seiner drei Studienjahre gingen fast alle seine Ferienreisen zur schönen Rosa. Aber seitdem er, weit entfernt, im nördlichen Deutschland eine Anstellung gefunden, war ihm das Wirtshaus an der Lahn nicht mehr das vorzügliche Reiseziel. Zwar unterließ er nicht, ab und zu seiner einstigen treuen Pflegerin Nachricht von sich zu geben, doch aber waren sechs Jahre vergangen, seit er nicht persönlich bei der schönen Rosa vorgesprochen.

„Ich sehe schon," begann sie, „daß ich Sie wieder einmal als Herbergsmutter nach alter Art in die Cur nehmen muß, und mein Haus soll Ihnen besser thun als ein kostspieliger Badeort. Ihr Arzt ist ein verständiger Mann, daß er Ihnen das Stöbern in Bibliotheken einmal verboten hat. So eine große Scheune voll Büchern läßt nichts als Staub in die Seele dringen. Ich hab' in meinem Keller eine andere Bibliothek, Alles schön numerirt nach Jahrgängen, da mögen Sie studiren. Sie waren sonst kein Feind davon, so ein schmales Bürschlein Sie auch damals vorstellten. Jetzt sind Sie wahrhaftig gewachsen und männlicher geworden, Sie sehen ganz schmuck aus — ei warum nicht? Eine alte Frau, wie ich, darf Ihnen das sagen. Nur die Gesichtsfarbe ist nicht die beste. Kathrin', einen frischen Schoppen für den Herrn Professor! Da sollen Sie meinen Julian sehen, was das für ein Bursch geworden ist. Erinnern Sie sich seiner noch? Freilich damals war er noch ein kleiner Bub."

„Ich habe Ihren Sohn merkwürdigerweise niemals gesehen," entgegnete Wittig. „So oft ich hier einsprach, war er in der Pension. Erzählt haben Sie mir Manches von ihm, aber zu Gesicht bekam ich den Erben der schönen Rosa niemals."

Digitized by Google

„Ei nun, entgegnete Frau Rose, mit Bezug auf die letzten Worte, in ihrem mütterlichen Stolz etwas geschmeichelt — „mein Julian kann sich schon sehen lassen! Aber daß Sie ihn gar nicht kennen sollten, wär' in Wahrheit merkwürdig. Es ist richtig, ich hab ihn früh nach Düsseldorf in die Pension gegeben, hier bei der Mutter that er nicht gut. Er sollte lernen. Daß er überstudirt heimkommen würde, darum braucht' ich nicht zu sorgen. Aber eine Angst hatt' ich doch um ihn, als er eine Zeitlang den Einfall bekam, etwas Anderes zu werden als mein Nachfolger in Haus, Hof, Keller und Geschäft. Er hat sich später gegeben, denn er ist ein braver Bub. Jetzt dient er sein Jahr ab in Coblenz. Er hätte loskommen können, da er mein einziges Kind ist, und ich hätte sagen können, daß ich ihn nothwendig im Geschäft brauchte. Aber so arg ist's nicht, ich kann mich noch behelfen, und ihm wars gar zu sehr um das Jährlein in zweierlei Tuch zu thun. Auf Michaelis ist er ja auch damit fertig."

Christian kam mit dem Gepäck des Professors zurück. Frau Rose bemerkte, daß der Knecht schwer an dem Koffer trug, und rief: „Da stecken doch nicht etwa Bücher drin? Nein, damit wird's dießmal nichts, lieber Herr, und ich thät' am besten, sie gleich in Verschluß zu nehmen! Jetzt sollen Sie aber ihr Zimmer sehen und mir sagen, was Sie noch hinein verlangen." — Sie stiegen hinauf und traten in die zwar niedrige, aber helle und geräumige Stube. Sie war sauber, blank, wohnlich, die Aussicht herzerfrischend. „Da!" rief Frau Rose, über den Sopha deutend, „da sind auch noch ihre drei Freunde! Als Sie so krank waren, und fortwährend von Honolulu und Kosinski und Pomare phantasirten, dacht ich, Sie sprächen lateinisch, bis der Arzt erklärte, die Bilder wären dran Schuld, und sie wegnehmen ließ. Nach der Genesung wollten Sie sie wieder haben, weil Ihnen die fremdländischen Herrschaften Spaß machten und da sehen Sie, hängt das Dreigestirn noch heut in aller Pracht." Der Professor lachte, als er seine alten Jugendfreunde wieder erblickte. In der Mitte ein größeres Bild, Karl Moor unter seinen Räubergenossen im Walde darstellend; rechts und links zwei buntgemalte Steindrucke. Das Porträt eines Häuptlings von den Südseeinseln, das andere ein litographischer Frevel an einer einst dramatisch schriftstellernden deutschen Prinzessin. Niemand, auch Frau Rose nicht, wußte, wie diese beiden Größen, die nie in nachweisbarer Verbindung unter einander, noch zu diesem Lande, noch auch zu diesem Hause gestanden, unter einem Dach zusammen gekommen waren. Die Besitzerin stimmte in das Lachen ihres Gastes mit ein. „Ich hatte mich," rief sie, „um diese Herrschaften niemals gekümmert, bis Sie kamen und ihnen Ihre Gunst schenkten. Seitdem sind sie mir werth geworden. So weiß man oft gar nicht, was man für Schätze in Besitz hat, bis Einer kommt und drauf aufmerksam macht. Jetzt aber gute Nacht, es ist spät geworden. Und daß Sie mir nicht noch im Bette lesen, das ist eine von Ihren schlimmsten Gewohnheiten!"

Wittig's Zimmer hatte eine Thür nach der Galerie hinaus. Er öffnete sie, sobald er allein war und seine Sachen ausgepackt hatte, um die frische Nachtluft hineinströmen zu lassen. Es war die Seite des Hauses, wo der natürliche Felsengrund das Fundament abgab, und der Berg sich mit seinen Weinterassen steil und tief hinabsenkte. Gegenüber hoben sich die dunklen Umrisse der Berge vom Nachthimmel ab, das Thal lag wie ein stummes Chaos drunten unter dem dunklen Schleier der Nacht, während droben unergründlich hoch der Sternenhimmel seine Glorie entfaltete. Erquicklich angeweht von Kühlung, Stille und Einsamkeit, lehnte Wittig sich an einen Pfeiler der Galerie und ließ die Blicke zwischen Höhe und Tiefe schweifen. Minutenlang schien die Welt unter ihm lautlos dazuliegen. Dann kam wohl eine wie aus Träumen erwachte Luftwelle und spielte über die Wipfel der Nußbäume hin, daß auch sie aus der Ruhe aufgestört rauschten, oder es schwoll aus dem unterscheidungslosen Dunkel herauf ein Ton an, wie fernes Brausen eines Wehrs, oder ein Ruf, räthselhaft verhallend wie er gekommen war. Dann war's wieder still drunten, droben, und still auch längst im Hause.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Allerlei.

Reclame. Ein französisches Wochenblatt machte vor dem Quartalwechsel bekannt, daß noch keiner von seinen Subscribenten weder Cholera noch Blattern bekommen, und daß nur drei unter ihnen etwas krank wären — und diese drei wären schlechte Zahler.

Auf der Post denkt man nicht. Postoffiziant: „Regensbur—? Schwernoth, wie soll denn das heißen? ich kann den letzten Hacken da nicht erkennen."

Der Briefbesteller: „Nun, Regensburg? Mein Gott, das hätten Sie sich denken können!"

Postofficiant (ärgerlich): „Ei was, auf der Post denkt man nicht."

In der Londoner „Times" werden in allen Branchen gegenwärtig 370 Personen beschäftigt. Zu der zu liefernden Auflage von 65,000 Exemplaren werden täglich zehn Tonnen Papier gebraucht.

Neue Mode. Erst kürzlich wurde eine wichtige Art von Crinolinen in Paris erfunden, die allgemein Furore macht. Die Reife derselben sind von feiner, elastischer Guttapercha und innen hohl, also förmliche Schläuche nach modificirter Art der bekannten Luftkissen. Sie sind sehr practisch, da sie nach der Menge der in ihnen enthaltenen Luft sich ausdehnen und zusammenziehen, also ihr Volumen je nach Bedarf vergrößern oder verkleinern lassen. Ein Haupt- oder Leitungsschlauch unterhält die Verbindung mit den einzelnen Reifen und läuft durch die Crinolinen herauf bis zur Taille, wo er durch das Kleid heraustritt und mit Seide überzogen, einer Kordel gleicht, die am Ende ein durch die Fransen einer Quaste verdecktes zierliches Mundstück von Elfenbein oder Bernstein hat, welches mit einer Klappe versehen ist. Will nun ein Dämchen die faltige Hülle ihres Untergestelles in vergrößertem Maßstabe erscheinen lassen, so braucht sie nur das besagte Mundstück an ihre rosigen Lippen zu führen, die Klappe zu öffnen und Luft hinein zu blasen, dann dehnt sich die Crinoline und mit ihr das Kleid, da bauscht sich's und bläht sich's um sie her und aus einem eben noch bescheidenen Gänschen wird in wenigen Augenblicken eine Gans oder gar ein stolzer Schwan! Ist jedoch der disponible Raum für die umgestülpte Lilie des Feldes zu beschränkt, z. B. im Sperrsitz eines Theaters, dann öffnet sie einfach die Klappe hinter dem Mundstück und läßt, so lange Luft ausströmen, bis das Volumen ihrer reizenden Hülle auf das entsprechende Maß reduzirt ist. Galante Herren sind ja stets bereit, die Mühe des Aufblasens wieder mit dem größten Vergnügen zu übernehmen. So hört man jetzt in den Foyers der Pariser Theater, wenn die Damen aus den Logen und Sperrsitzen kommen, auf allen Seiten wispern, hier: „Ach, lieber Mann, so blas mich doch auf, geschwind! Dort seufzt ein Seladon: „Schönes Fräulein, darf ich's wagen, mich als Blasbalg anzutragen?" Und sanft erröthend reicht sie ihm das Mundstück und der Ueberglückliche bläst mit vollen Backen, bläst und — bläst alle Sehnsucht seines Herzens in — die Crinoline.

Räthsel. Warum werden die Buchdrucker nicht so schnell reich wie die Bierbrauer? Antw.: Weil die Brauer für den Magen, die Buchdrucker aber für den Kopf arbeiten; nun hat zwar fast jeder Mensch einen gesunden Magen, aber erst der zwanzigste ein gesundes Gehirn. (Pr.)

L'International, ein französisches, in London erscheinendes Blatt, kritisirte kürzlich die englische Zeitungspresse in strenger Weise wegen höchst lächerlicher Druckfehler. Wir können uns nicht versagen, einige davon wiederzugeben: Während des mexicanischen Kriegs verloren 1 General und 37 Soldaten ihr Leben in einer Flasche (bottle statt battle = Schlacht). — Auf dem Marylebone Polizeigericht wurde ein Mann bezichtigt, einen Ochsen (ox statt box = Schachtein) gestohlen zu haben. Als er ausgesucht wurde fand man ihn (den Ochsen) in seiner Tasche. — Eine Ratte (rat statt raft = Floß), die den Fluß hinabging, kam mit einem Dampfboot in Collision und beschädigte es so schwer, daß nur mit größter Mühe die Passagiere gerettet wurden. — Als die Prinzessin von Wales in London einzog waren zwei Wittwen (widows statt windows = Fenster) „zu vermiethen" angezeigt. — Ein Herr ward vor Gericht verklagt, einen Droschkenkutscher, der seine gesetzliche Taxe verlangte, aufgefressen (eaten statt beaten = geschlagen) zu haben u. s. w.

Was ließe sich zum Glücke und Ruhme der Völker nicht Großes und Vortreffliches zu Stande bringen, wenn die schwachen, engherzigen Bedenken des Philisters nicht den gewaltigen Gedanken des Genies durchkreuzten — wenn die Dummheit nicht die Alles lenkende Vorsehung der Weltgeschichte wäre!

Ein Weib, das der Weiblichkeit entsagt ist eine Königin, die auf ihre Krone Verzicht geleistet.

Logogryph.

Ich bin des Feldbaues Gabe,
Vom weiblichen Fleiße geehrt.
Auch wird des Ackermanns Habe
Durch mein Gedeihen vermehrt.
Ein Zeichen lasse verschwinden,
So wohne im Ocean ich.
Auch kannst auf Tafeln mich finden;
Zur Speise bereitet man mich.
Jetzt nige mein zweites Zeichen,
Umsonst sucht dein Auge mich auf:
Nur Denkkraft kann mich erreichen;
Planeten bestimmt ich den Lauf.
Andern Sinn's werd' ich dem Wagen
Ein ganz unentkehrlich Ding;
Ich muß alleine ihn tragen,
Und bin seiner Haltung Gewinn.

Eigenthum, Druck und Verlag von Albrecht Schröder. — Verantwortlicher Redacteur: K. Pfisterer.

Digitized by Google

Das Novellenbuch.

Unterhaltungsblatt zum „Fortschritt" („Fürther Abendzeitung").

Nr. 96. Donnerstag, den 29. November 1866. 2. Jahrgang.

Lorelei.

(Fortsetzung.)

Da wurde der leise Gesang einer weiblichen Stimme hörbar. Erkamaus der Nähe, schien aus einem geöffneten Fenster zu dringen, das auch auf die Galerie hinausging. „So viel Stern' am Himmel stehen —" die alte Volksweise, klang an Wittig's Ohr. Er wandte sich um. Die Fenster an der Thalseite des Hauses, wo er stand, waren dunkel und geschlossen, die Sängerin mußte sich an einem Fenster um die Ecke des Hauses herum befinden. Doch schien sie nicht um des Singens willen zu singen, es hörte sich an, als ob Jemand, dem der Gesang zur andern Natur geworden, bei irgend einer Beschäftigung den Liedertönen nur freien Lauf ließe, und halb bei dem Inhalt, halb bei anderer Thätigkeit verweilte. „So viel mal seist Du gegrüßt —" jetzt schwollen die Töne lauter an, um bei der Wiederholung leise und wehmüthig auszuklingen. Die Sängerin schien sich vom Fenster zu entfernen, aber man hörte den Anfang der nächsten Strophe noch; er tönte wie verstohlen, und auch als sie sich wieder näherte, halblaut, leise wie Bienensummen, wurde bald abgebrochen, bald wieder aufgenommen. Hildebrand ließ den holden Wohllaut rein in sein Gemüthe dringen. Das Volkslied war seine Lieblingspoesie, war sein Studium — hier fand er es in stiller Lebensfülle, er belauschte es in dem geheimen Ausdruck seiner Innerlichkeit. Es fiel ihm nicht ein, dem Gesang nachzugehen, und die Sängerin zu entdecken, was ihm auf dem Wege der verbindenden Galerie wohl ohne Mühe möglich gewesen wäre, er stand nur und lauschte, und hörte auf die weiche, gedämpfte Stimme, die der Nacht vielleicht ein stilles Geheimniß wider Willen verrieth. „Alle Abend will ich sprechen, wenn mir meine Augen brechen, o mein Lieb, gedenk' an mich!" Das kam noch einmal heller aus der Brust, wie aus tiefster Seele — dann hörte man ein Fenster schließen und dann war Alles stumm und still, droben, drunten, und im Hause. Hildebrand verließ die Galerie und ging zur Ruh.

III.

Morgensonne in den Fenstern, ein lachendes Thal zu Deinen Füßen, Rebenberge, tanzende Goldlichter über Baumwipfeln, Thaugefunkel im Gras, und blauen Himmel drüber — jauchze auf, Menschenherz, wenn Du das gefunden und Dein nennst zu Genuß und Muße, darin Du allen Staub, Ingrimm und Unsinn, den der Mensch in steinernen Arbeitshöhlen sammelt und hegt, vergessen kannst. Reichlich erquickt vom Schlummer sprang unser Freund in den Tag hinein. Ihm war zu Muth wie damals vor neun Jahren, als er nach der Krankheit in demselben Zimmer genesungskräftig seine Jugend erstarken fühlte. Er eilte vor die Thür. Noch war kein Verkehr hier, er bestellte sein Frühstück auf die Rampe.

Ein munterer Knabe gesellte sich zu ihm, brachte einen Gruß von der Base, und der Herr Professor möchte sich die Zeit nicht lang werden lassen, sie werde gleich selber kommen. Der Bub sah ihn mit hellen Augen an, und setzte sich dem Professor gegenüber auf die Bank. „Gehörst Du ins Haus, Kleiner?" fragte Hildebrand. „Ja freilich," entgegnete die Magd für ihn, während sie aufdeckte, „es ist unser Friedel, die Frau ist seine Bas'."

„Ich kann auch lateinisch —" begann der Knabe wichtig, und wie es schien erwartungsvoll.

„Du?" rief lachend der Professor, und die Magd lachte auch und schlug die Hände zusammen. Und als der Knabe unaufgefordert und mit höchstem Ernst sein »amo, amas, amat, amamus —« zu conjugiren begann, schrie die Kathrin' vor Lachen laut auf, und lief ins Haus zurück. Der Professor aber verbiß das Lachen, begann sein Frühmahl, und ließ den jungen Gelehrten mit Ruhe ein Pensum abschnurren. Der war nicht zu unterbrechen, und steuerte bereits mit Sicherheit auf das Futurum los,

Digitized by Google

als Wittig ihm mit der Frage dazwischen fuhr: „Wo hast Du das gelernt, Junge?“

„Bei meinem Vater . . . amabimus, amabitis, amabunt.“

„Wer ist Dein Vater?“

„Der ist schon todt. Amans, amatus. amaturus — —“

„Halt! Du wüthiger Lateiner,“ rief der Professor, zugleich mit seinem Ruf aber fuhr er komisch erschreckt auf, denn aus seiner Kaffeetasse hüpfte es wie ein kleiner Springbrunnen, und spritzte ihm ins Gesicht. Eine grüne Nuß war von oben herabgefallen, auf den Tisch geschlagen, und hatte sich wieder aufspringend ein Ziel in des Gastes Tasse gesucht. „Oho!“ rief er, indem er mit dem Löffel den Eindringling herausfischte, der Knabe aber sprang von der Rampe und sah nach der Galerie hinauf. Ein leichter huschender Tritt wurde oben gehört, der sich um die Ecke verlor. Zu sehen war Niemand.

„Die Nuß ist nicht gefallen, man hat sie geworfen,“ sagte der Jüngere der beiden Gelehrten. Hierher reichen gar keine Zweige, so kann auch nichts abfallen. Die Kathrin' muß es gewesen sein, die hat immer —“

„Verdirbst Du unserm Herrn Professor hier schon frühzeitig den Tag, Du böser Bub?“ so ertönte Frau Rosens Stimme in der Hausthür. „Ich hör', Du plagst ihn mit Deinem Lateinisch. Jetzt pack aber Dein Ränzel auf und mach, daß Du in die Schule kommst. Guten Morgen Herr Professor! Wie gings die erste Nacht im alten Neste? Doch nichts von Räubern und Honolulu geträumt?“

Frau Rose sah frisch wie der Morgen aus, und glänzte schon in sauberster Tageskleidung. Heut trug sie ein helles gelbes Kleid, das Band auf der Haube war purpurroth.

„Was hat Ihr Haus da für einen kleinen wissenschaftlichen Zuwachs bekommen?“ fragte Wittig nach den ersten Begrüßungen. „Sie scheinen es auf die Gelehrten abgesehen zu haben.“

„Das Bürschlein da meinen Sie? Ja, was die Gelehrten angeht, die hab' ich immer gern gemocht, und ihrer manchen hat mein Haus beherbergt, Studenten, Professoren, Lehrer und Herren von Buch und Feder aller Art. Aber der kleine Bub da macht mir Sorge. Er ist meiner Schwester Kind. Ihr Mann war Schullehrer da unten im Schwäbischen, in einer kleinen Stadt. Es ist eine traurige Geschichte, ich erzähl' sie Ihnen wohl einmal. Vergangenen Winter starb der Mann, meine Schwester war im Elend, und, krank wie sie lange gewesen, starb sie gleich hinterher. Da nahm ich die Kinder zu mir, den Knaben und seine Schwester. Es sind sonst gute Kinder —“

„Brav und großmüthig wie immer, Frau Rose!“ unterbrach sie Wittig. Sie aber machte eine abwehrende Handbewegung und fuhr mit ernstem Gesichte fort. „Der Schwager war selbst ein Stück Gelehrter, aber es ging ihm schlecht mit seinem Theil. Von jung auf hat er das Bürschlein auch dazu erzogen, jetzt weiß ich nicht, was mit ihm anfangen. Ich hab ihn da unten in die Stadtschul' gethan, aber da gibt's kein Lateinisch, und wird nicht auf Gelehrtenthum gearbeitet. Das aber kann unser Friedel nicht mehr aus dem Sinn bekommen. Da waren letzthin Studenten hier, die kriegten mir den kleinen Bub vor, und verdrehten ihm wieder von Neuem den Kopf, und als er gestern hörte ein gelehrter Herr Professor sei im Haus, war er gar nicht mehr zu halten. Schon zehnmal hat er heut gefragt, ob Sie noch nicht aufgestanden wären? Reden Sie ihm die Sach aus. Studiren wollt ich ihn wohl lassen — aber hernach?“ Frau Rose seufzte und schwieg.

„Nun, und hernach?“ nahm der Professor die Frage auf. Er war zu sehr Gelehrter, als daß er nicht in der frühen Regung des Knaben eine entschiedene Bestimmung für das Leben hätte sehen sollen. Sein Interesse erwachte. „Hernach (so fuhr er fort) hilft sich der Knabe weiter, wie er kann und muß! War es mit mir anders —?“

„Ja mit Ihnen! Solcher gibts auch nicht Viele!“

„Tausende! Wir Männer der Wissenschaft kommen selten aus wohlgeordneten und gesicherten Verhältnissen heraus, und unser Stolz ist es, wenn wir etwas aus uns gemacht haben.“

„Ja, ja, mein lieber Herr Wittig, ich versteh es gewiß! aber es gibt auch Beispiele, wo Alles fehlschlägt, wo der bravste Mann den Kopf voll Wissen hat, und es zu Nichts im Leben bringt, weil er wohl für das Bücherwesen, aber nicht für's Le-

Digitized by Google

ben paßt. So ein Mann war der Vater meines Friedel! Ich sag es sonst nicht gern aus. Der Mensch soll die Augen offen halten für die Dinge der Welt, und die Arme fleißig rühren, daß er nicht mit all' seinem Geist und Wissen zum Spott der Leute wird, weil er im Traume geht, und nicht sieht wie die Welt steht und was sie von ihm verlangt. Es ist gar schön, wenn Einer stolz ist auf das, was er aus sich gemacht hat, aber dann muß er auch was Rechtes vorstellen und sagen können, ich weiß mit der Welt und dem Leben so gut Bescheid wie mit meinen Büchern und ich habe mir damit etwas genützt, und darum kann ich auch der Welt nützen."

Wittig schlug die Augen nieder. Gleich aber rief er mit Eifer: „Vortrefflich Frau Rose! Hat Ihr Pflegebefohlener ein solches Vorbild, wie Sie sind, dann ist er ja wohl vor dem Verstauben gesichert! Wenn es Ihnen recht ist, will ich mich jeden Morgen eine Stunde mit ihm beschäftigen und seine Fähigkeiten prüfen. Inzwischen überlegen wir, was zu thun sei."

„Na mit Gottes Willen mag geschehen, was nicht zu ändern ist!" rief Frau Rose wieder heiter. „Obgleich ich's gar nicht dulden sollte, daß Sie hier Allotribus treiben. Ich hab auch schon nachgespürt — den halben Koffer voll Bücher haben Sie mitgebracht! Ja doch, ich weiß, Sie können nicht ohne Ihr Handwerkszeug leben, und würden sich nur langweilen, aber machen Sie's mit Maß, lieber Herr! Ich hab mir vorgenommen, daß Sie bei mir rothe Backen bekommen sollen, also stören Sie auch mir nicht das Handwerk. Und jetzt ist das Erste, daß Sie mir spazieren gehen, und nicht gleich auf die Stube. Gehen Sie hinauf nach der Mühle, der Weg ist schattig jetzt. Sie hatten ja sonst Ihre Freud' an den Leuten, und die Brigitt ist ein stattliches Mädchen geworden. Einen Gruß von der Pathe können Sie ihr auch mitnehmen."

„Es scheint, ich komme hier unter einen strengen Pantoffel, Frau Rose," sagte der Professor heiter.

„Ja ja, ich bin mit Ihrem Arzt verschworen, mein guter Herr, und wenn Sie nicht gutwillig gehen, so werd' ich Sie zu Zeiten mit Gewalt aus dem Hause treiben!"

Sehr befriedigt kehrte Witttig gegen Mittag zurück von seinem Gang, den er ziemlich weit ausgedehnt hatte, und brachte zur Freude seiner Freundin den besten Appetit mit. Nachmittags pflegte vor der Thür unter den Nußbäumen viel Verkehr und Leben zu sein, das fahrende Volk der Wanderstraße sammelte sich dann zur Rast im Schatten. Man sah bunte Mützen, hörte Lachen und Rufen, Klappern mit Tellern und Gläsern, dazwischen die Guitarre und Stimme eines modernen Minnesängers im zerrissenen Rock, dessen Kunst, wenn nicht nach Brod, so doch nach einigen Groschen zu einem Schoppen ging. Das verrieth seine Nase. — Der Professor suchte seine stille Stube auf, und nahm ein Buch, über das er bald einschlief. Er erwachte von einem Geräusch, sah ein Kaffeegeschirr neben sich auf dem Tisch, und die Kathrin, welche eben lachend aus der Thür schlüpfte und zurückrief: „Die Frau hätte gemeint, es sei nun Zeit."

Nicht lange, so öffnete der Professor seine Schreibmappe, entfaltete Collectaneen und Hefte, um, wenn nicht schon zu arbeiten, doch sich vorbereitend in die Situation des Arbeitens zu versetzen. Denn auf ein müssiges Feiern hatte er es hier durchaus nicht abgesehen, eine angenehme Ferienarbeit sollte der Situation angepaßt werden. Er war Philolog, pflegte vom Catheder über Griechen und Römer zu sprechen, allein mit dem Herzen lebte er mehr in Forschungen über die sprachlichen und literarischen Alterthümer seines Volkes. Er war ein deutscher Professor, so ganz ein Deutscher, daß er über seinen urdeutschen Namen Hildebrand Wittig eine kindliche Freude hatte. Der deutsche Volksgesang war es, der ihn seit Jahren beschäftigte, und auf diesem Gebiet wiederum fühlte er sich von der reinsten ursprünglichsten Quelle deutscher Poesie, dem Volkslied, immer mehr angesprochen. So hatte er die Vorarbeiten und Studien zu einem Werkchen über gewisse Erscheinungsformen und Richtungen innerhalb des lyrischen Volksgesangs mit auf Reisen genommen, um in einer ihm werthen Umgebung die Stimmung dafür walten zu lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Die ewige Stadt.

Tiefe, bange Stille lagert
Auf des stolzen Rom's Palästen;
Leise nur mit würz'gem Dufte
Weht ein sanfter Hauch aus Westen
Leise nur in schlamm'gem Bette
Seine Wogen rollt der Tiber;
Leise, wie aus weiter Ferne,
Dringt der Gassen Lärm herüber.

Zwei Jahrtausende verflossen,
Seit vor diesen sieben Hügeln
Seinen Siegeslauf der Punier
Hannibal einst mußte zügeln;
Seit hier Völker Gnade flehten.
Seit des Triumphators Wagen
Kön'ge folgten, Ketten tragend,
Unterjocht, geschmäht, geschlagen.

Tausendmal um ihre Sonne
Wälzte kreisend sich die Erde;
Fest standst, Roma, du, gebietend,
Wie der Hirt gebeut der Heerde.
Leib und Geister, Alles wolltest
Du vor dir geknechtet sehen,
Ja, die Erde selber hießen
Deine Priester stille stehen.

Aber sie bewegte dennoch
Sich trotz Priesterfluch und Zeter,
Und — **„Non possumus!"** klingt heute
Die Devise von Sanct Peter.
Habe deine Zingherrn ihres
Schutzes Bann von dir genommen,
Ew'ge Stadt, dann ist das Ende
Deiner Ewigkeit gekommen!

(Kladderadatsch.)

Allerlei.

Mecklenburger Zustände. Herr v. B. auf T. erfreute sich eines jungen, braven Hauslehrers, den er aber entließ, weil derselbe sich in seine Tochter verliebt hatte. Die Trennung war bitter, denn das Fräulein liebte den jungen Mann von ganzem Herzen. Er war bereits Doctor der Philosophie und beschloß seine Studien noch weiter auf der Universität in Leipzig fortzusetzen. Inzwischen fand unter den Liebenden ein Briefwechsel statt, und um der Sehnsucht Genüge zu leisten, wird unweit des Gutes ein Rendezvous bestimmt. Der junge Doctor reist ab und findet sich am bestimmten Orte ein, wo er zwar nicht das geliebte Mädchen, wohl aber dessen Vater findet, der ihm hoch zu Roß und mit der Hetzpeitsche in der Hand nebst einigen mitgebrachten Leuten entgegenkommt. Der Doctor wird auf Befehl des Gutsbesitzers gebunden und nach Parchim vor das Gericht gebracht, damit ihn solches für einen Vagabunden erkläre und dann nach Güstrow an das Landarbeitshaus abliefere. Das Gericht vollzieht, was der gnädige Herr befohlen, darf aber den Doctor nicht direct an das Landarbeitshaus abliefern, es muß dieß an das nächste Dominalamt geschehen. Der Doctor wird nach Lülz gebracht, wo man ihn in Freiheit setzt und dies mit Recht. Er ist kein Vagabund, denn er ist im Besitz einer vom Universitäts-Gericht zu Leipzig ausgestellten Legitimations-Karte; er ist kein Bettler, denn er hat außer einer guten silbernen Cylinderuhr noch sechs Thaler Reisegeld, was zur Rückkehr nach Leipzig ausreicht. Voller Zorn erscheint der gnädige Gutsbesitzer bei den Beamten in Lülz und führt Klage, daß man nicht erst die Gegenpartei gehört habe, worunter er sich verstanden wissen will. Die Sache wurde nach vielen Streitworten geschlichtet, gibt aber Beweis, wie weit noch die Willkür der Besitzenden in jenem Lande geht.

Vom Hof in Compiegne. Es geht dieses Jahr am Compiegner Hoflager etwas steif zu, und es herrscht kein rechtes Leben, aber im Ganzen genommen konnten die Amusements, welche der Kaiser seinen Gästen darbot, und die Ehre zu denselben zu gehören, doch für die Langeweile, welche die diesjes Jahr ziemlich streng inne gehaltene Etiquette mit sich führt, einiger Maßen entschädigen. Dann herrscht auch in den intimen Versammlungen ein ziemlich freies Leben und die Kaiserin, welche ihre römisch katholischen Scrupel bei Seite gelassen, eine sehr lebenslustige Dame ist, hat es gern, wenn man sich in ziemlich ungebundenen Redensarten und Witzen ergeht und ihr die Canears und Geschichtchen mittheilt, welche „am Hofe und in der Stadt" verbreitet sind. In den größeren Gesellschaften, bei den Theatervorstellungen und in der Schloßcapelle geht es dagegen sehr steif zu; man will dort imposant erscheinen; man erachtet es für nothwendig, weil dort auch das große Publicum, wie die Beamten und Honoratioren von Compiegne, Zulaß finden.

Chinesisches Geduld-Spiel.
Aufgabe 3.

☞ Die Figuren zum „Chinesischen Geduldspiel sind in der Expedition dieses Blattes zu haben. Besteller von auswärts belieben ihren franeirten Aufträgen 12 kr. in Briefmarken für ein Spiel beizulegen.

Eigenthum, Druck und Verlag von **Albrecht Schröder.** — Verantwortlicher Redacteur: **K. Pfisterer.**

Digitized by Google

Das Novellenbuch.

Unterhaltungsblatt zum „Fortschritt“ („Fürther Abendzeitung“).

Nr. 97. Montag, den 3. Dezember 1866. 2. Jahrgang.

Lorelei.

(Fortsetzung.)

Eben blätterte er in einer größeren gedruckten Liedersammlung, da war's, als dränge wieder jener sanfte Gesang an sein Ohr, den er in vergangener Nacht vernommen. Er horchte auf. Es war dieselbe Stimme, halblaut, bald nur summend, bald die Worte deutlicher erkennen lassend. „Zu Straßburg auf der Schanz, da ging mein Trauern an —“ wurde wehmüthig gesungen, so wehmüthig in den hellen sonnigen Tag hinein, so klagend — der Professor sprang auf und ging gegen die Thür, ohne noch auf die Galerie hinauszutreten. Er stand und lauschte. Das Lied wurde abgebrochen, muntere Stimmen sprachen und lachten unbefangen. Plötzlich hub der Gesang wieder an, aber hell und jubelvoll:

„Drunten im Unterland
Da ist's halt fein!
Schleben im Obereland,
Trauben im Unterland!
Drunten im Unterland
Möcht' ich halt sein!“

Das war nicht dieselbe Stimme. Sie klang naiver, knabenhafter. Eine zweite fiel ein und begleitete die erste mit natürlichem Gehör. Wittig trat hinaus und sah sich um. Da hörte er die Worte: „Und er ist doch zu Haus, sag' ich! Sollst sehen!“ Gleich darauf sprang sein gelehrter junger Freund Friedel um die Ecke, sah mit lachenden Augen bald zurück, bald auf den Professor und rief: „Hab ich's nit gesagt?“

„Bist Du der Sänger!“ fragte Wittig.

„Ja, ich und meine Schwester. Da sitzt sie.“ Der Knabe deutete die Galerie hinab, dem Professor aber war es, als hörte er im unwilligen Ton die Worte: „Du böser Bub! Gleich komm zurück!“ Friedel aber blieb stehen und schien den Gast einzuladen, näher zu treten. Der Professor zögerte, es schien ihm nicht ganz schicklich hier vorzudringen. Aber dennoch ging er, und blieb an der Ecke der Galerie in großer Ueberraschung stehen.

Hier auf der Hofseite, halb im Schatten der Nußbäume, halb unter den tanzenden Goldlichtern, die durch die Blätter fielen, saß ein junges Mädchen, nähend an einem großen Stück Leinwand und umgeben von Körben voll Leinen. Sie erhob das rosige Gesicht erschrocken, stand auf und blieb in Verlegenheit einen Augenblick stehen. Sie war bis an die Stirn, bis an die prachtvollen goldblonden Flechten, die den Kopf umwanden, erröthet. — Der Professor fühlte sich von ihrer Bestürzung angesteckt, und brachte nur eine verlegene Entschuldigung für seine Dreistigkeit zu Stande. Sie sammelte sich zuerst wieder, lächelte und meinte, der Friedel verdiene, daß man ihm ordentlich den Text lese, er sei gar zu vorwitzig. Dann setzte sie sich wieder an ihre Näharbeit. Sie nöthigte den Professor nicht, Platz zu nehmen, fragte aber mit anmuthiger Schüchternheit, ob es ihm im Hause noch so gut gefalle wie sonst, und zeigte damit, daß sie über ihn unterrichtet sei. Der Professor nahm also nicht Platz, sondern blieb an einen Pfeiler der Galerie gelehnt stehen. Es war ihm willkommen, daß er auf ihre Frage der Nothwendigkeit überhoben war, ein Gespräch anzubahnen, denn darin hatte er wenig Uebung. Er brauchte jetzt nur zu antworten und, was ihm auch nicht unangenehm war — er brauchte nicht gleich seinen Rückzug zu nehmen. Die natürliche Unbefangenheit, die dem jungen Mädchen nach der unvermutheten Begegnung wiedergekehrt war, wirkte auch auf ihn zurück. Er richtete jetzt dieselbe Frage an sie, ob sie sich in Frau Rosens Haus wohl fühlte?

„O ich —!“ entgegnete sie mit einem Blicke voll glücklicher Unschuld. „Mir gefällt es, wo ich eine Pflicht und frisch zu schaffen habe. Und gar bei der guten Base, wie sollt es mir hier nicht von Herzen wohl sein. Sie ist die beste Frau.“

Der Knabe hatte sich angezogen durch irgend einen Vorgang auf dem Hofe, entfernt. Das Mädchen hob die großen blauen Augen zu Wittig auf und sagte: „Herr

Digitized by Google

Professor, ich hab Ihnen schon etwas abzubitten." Er sah sie fragend an. Die Nuß heute früh hab' ich geworfen. Sie sollte den kleinen Schwätzer treffen, als ein Wink, daß er Sie nicht mit seinem Latein quälte — verzeihen Sie die Thorheit?"

Der Professor lachte, und das junge Mädchen stimmte halbverlegen ein.

„Ei da war meine Sorge unnütz!" rief plötzlich Frau Rose heiter dazwischen, indem ste näher trat. „Ich machte mir schon ein Gewissen, daß ich Sie nicht gleich mit meiner Eva bekannt gemacht habe, Herr Professor. Jetzt ists ohne mich geschehen, und es ist auch so gut. Wollen Sie heut das das Nachtessen mit uns theilen, da können Sie noch genug mit ihr schwätzen. Jetzt aber brauch' ich die Eva. Ein halb Dutzend Studenten wollen Nachtquartier. Komm und hilf der Kathrin, daß sie's ordentlich macht." — Die Frauen verließen die Galerie, der Professor ging auf sein Zimmer. Da schien ihm ein Gedanke zu kommen. Schnell eilte er vor die Thür und suchte eifrig mit den Augen am Boden umher. Plötzlich fuhr er mit der Hand unter eine Bank und steckte hastig etwas in die Tasche. Es war eine grüne Nuß.

Auch dieser Tag ging mit Gesang, wenn gleich anderer Art, zu Ende. Eva deckte eben den Tisch des gemeinsamen Mahles ab, das man in Frau Rosens Zimmer genommen, als die Hausfrau, die sich einen Augenblick entfernt hatte, zurückkam. „Wer heut gut singen hören will," rief sie, „der geh' vorn auf die Galerie. Unsere Studenten sind von den Braven, hübsche Leute, es ist eine Freude zuzuhören." Sie schritt voran, Hildebrand und Eva folgten ihr die Galerie entlang nach der vorderen Seite des Hauses, wo man im Dunkel, grade über den Sängern saß. Die ließen sich, um den Tisch gereiht, den guten Wein munden, unter Lachen und Gesang, das Licht in der Windglocke auf dem Tisch beleuchtete vergnügte Gesichter und warf hellen Schein hinauf in die Zweige des Nußbaumes. Es waren ein paar gute Naturstimmen unter den fahrenden Gästen, besonders ein wohlklingender Tenor, und sie schienen im gemeinsamen Singen wohl eingeübt zu sein. Bis auf Einen, der bei bestem Willen nur grauenhafte Töne von sich gab, nnd dem man den Mund zuhielt und Strafen dictirte, wenn er seine künstlerische Betheiligung nicht lassen konnte.

Eben wurde ein bekanntes niederrheinisches Lied begonnen. Der Vorsänger hub an, der Chor fiel ein und sang zum Schluß den Rundreim:

„Verstohlen geht der Mond auf,
Blau, blau, Blaublümelein,
Durch Silberwölkchen führt sein Lauf.
Rosen im Thal, Mädel im Saal,
O schönste Rosa!"

„Das ist eine Huldigung für Sie, Frau Rose," sagte der Professor.

„Ja, wenn es vor dreißig Jahren gewesen wär!" lachte die Angeredete.

„Er steigt die blaue Luft hinauf,
Blau, blau, Blaublümelein,
Bis daß er schaut auf die Löwenburg.
Rosen im Thal, Mädel im Saal,
O schönste Rosa!

O schaue Mond durch's Fensterlein.
Blau, blau, Blaublümelein,
Meine Liebste lock mit deinem Schein!
Rosen im Thal, Mädel im Saal,
O schönste Rosa!"

Und siehst du mich, und siest du sie,
Blau, blau, Blaublümelein,
Zwei treu're Herzen sahst Du nie!
Rosen im Thal Mädel im Saal,
O schönste Rosa!"

„Merkwürdig!" dachte Hildebrand Wittig und schlug in Gedanken seine Collectaneen nach, um Aehnliches oder Gleichartiges aufzufinden, oder das Alter des Liedes zu bestimmen. Es schien ihm verdächtig, fast modern, jedenfalls seit seiner Entstehung durch viele umgestaltende Auffassungen und Ueberlieferungen gegangen. Allein er wurde schnell aus seinen Reflexionen gerissen, da er vernahm, wie seine Nachbarin mit gedämpfter Stimme die Melodie nachsummte, um sie sich einzuprägen. Aber wie ertappt hielt sie plötzlich inne. Der Professor wollte reden, allein unten erscholl ein lautes Hurrah und Händeklatschen. Er sah hinab. Frau Rose, deren Entfernen er nicht bemerkt hatte, war unten erschienen und wurde mit Jubel empfangen. Es befand sich noch sonst Gesellschaft unten, alte Bekannte und Freunde ihres Kellers aus dem nahen Städtchen, die durch den Gesang und das fröhliche Treiben sich hatten fesseln lassen. Frau Rose ging mit würdevoller Freundlichkeit von einem Tisch zum andern, saß einen Augenblick, sprach ein paar Worte und sah nach dem Rechten.

Digitized by Google

„Wie lange ist's her, Herr Professor," begann Eva, „daß Sie da unten mitsaßen und sangen?"

„Manchmal ist mir, als läg' eine unendliche Zeit dazwischen. Wenn ich je mitgesungen, so war es damit doch früh vorbei, und ich kam bald beim Sammeln dessen an, was Andere sangen. Man genießt nur kurze Zeit, dann beginnt man zurückzulegen, einzuernten, und muß bei eigenem Schaffen dem Genuß Anderer zusehen."

„So werden Sie doch nicht sagen wollen!" meinte Eva. „Kann man nicht das Gute genießen und dabei fein haushälterisch sammeln, damit man lange habe, sich zu freuen? Singen ist auch ein Genuß, man kann sich viel Trost ins Herz hinein, und viel Böses von der Seele weg singen."

„Und welches von beiden thaten Sie gestern Abend und heut Nachmittag?" fragte Wittig, und erschrack über seine vorwitzige Frage.

„Wenn ich Sie dadurch gestört habe, Herr Professor," entgegnete das Mädchen ausweichend, „so ist's mir leid. Gestern Abend dacht' ich, Sie wären von der Reise müd', und schliefen längst. Heute Nachmittag meint' ich, Sie wären ausgegangen. Jetzt muß ich mich wohl in Acht nehmen, und will schweigen so gut es geht."

Hildebrand betheuerte, daß er durch ihr Singen nicht gestört worden, daß er im Gegentheil große Freude daran gehabt habe, daß er hoffe, sie noch oft zu hören. „Gewiß," fuhr er fort, „haben Sie einen reichen Schatz von Liedern?"

„O nein," lachte das Mädchen, „gar nicht! Ich hab nur, was ich brauchen kann und Vieles, was ich höre, geht an meinem Ohr vorbei. Ich singe auch nicht, damit man es hören soll, und erschrecke meist, wenn es Jemand vernommen hat, als hätt' ich laut gesprochen, was nur für mich war. Oft hab ich mir fest vorgenommen, das Singen zu lassen, aber meist weiß ich selbst nicht, daß ichs thu. Ich glaub', es ist eine recht böse Gewohnheit. Sagen Sie mir nur, Herr Professor, woher es kommt, daß manches Lied so ganz und gar auf das paßt, was man gerade denkt, so daß man es selber nicht besser hätte ausdenken können?"

„Weil die Empfindungen der Menschen im Wesentlichen dieselben sind, weil ein in sich vollkommener Ausdruck für Freude oder Schmerz immer das gleiche Verständniß die Stimmung, den verwandten Ton im Gemüthe hervorrufen wird."

„Und," fragte Eva weiter, „Einer weiß die Gedanken so zusammenzufügen, daß die ganze Menschheit sie als die ihrigen wieder erkennt? Vor dem Einen könnt' ich mich fürchten! Mir wär's, als müßt er mich durch und durch sehen, mir aus der Seele lesen." Eva schien über ihre eigenen Worte verwirrt zu werden und schnell fügte sie in lustigem Tone hinzu: „Ei er wird bei mir nicht viel finden, was der Menschheit dienen kann!"

„Sie können auch sonst beruhigt sein," sagte Hildebrand heiter. „Solcher gibt es nicht viel, die das gemeinsame Gemüthsleben Aller durchzuempfinden und auszusprechen vermögen. Und was Sie im Lied ergreift oder erfreut, liegt oft in aller Welt und seit langen Zeiten ausgestreut da, so daß der Eine, der es im Worte faßte, nur zuzugreifen brauchte. Es blüht ihm entgegen am Weg, im Wald, im Feld, Tausende übersehen's, wer aber die rechten Augen hat, der findet auch die rechten Blumen zum Strauß. Und oft ist es gar nicht Einer, dem das Lied gelungen, sondern an den schönsten Liedern haben oft Viele geheimnißvoll mitgestaltet, ohne es zu wissen, ohne es zu wollen. So entsteht das Volkslied. Wo, zum Beispiel haben Sie Ihre Lieder gelernt?"

„Gelernt? Ich hab sie eben gehört und behalten. Draußen auf dem Feld, von den spinnenden Mägden, auf der Bleiche, Sonntags im Freien, oder auch — hier." Eva deutete hinab auf die Gesellschaft vor der Thür.

„Vortrefflich!" rief der Professor, „das sind die Stätten und Situationen wo das Volkslied entsteht, sich ausbildet, mitgetheilt und mitgenommen wird. Was das Gemüth empfindet, klingt plötzlich in Wort und Ton an, Niemand weiß, woher beides gekommen, aber es ist da. Nun nimmt's ein Anderer und singt's, er singt's ausführlicher, und ein Dritter wieder, ein Vierter vielleicht rundet es ab, und plötzlich kann man es im Kreise singen, und weiß nicht wo es hergekommen ist."

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Allerlei.

Zucker in der Mechanik. Wie man Fenster dahin disponiren könne, daß sie sich bei Eintritt von Regenwetter von selbst schließen — diese Aufgabe des Comforts hat sich ein Engländer gestellt und sie in fast erheiternder Weise gelöst. Man kann sich leicht eine Spannfeder vorstellen, die das Bestreben hat, das offene Fenster zuzuwerfen. Dann bedarf es nur einer Vorrichtung, durch welche die Feder für gewöhnlich abgestemmt und festgestellt, bei Regeneintritt dagegen freigelassen wird. Eine Vorrichtung aber, die solchergestalt fungiren soll, wird doch wohl irgend eine feine physikalisch-mechanische Combination sein müssen? Keineswegs; sie besteht einfach aus — einem Stück Zucker. Dieses dient so lange als Vorstecker gegen die Feder, bis die ersten Regentropfen, die übrigens noch durch eine Rinne speciell darauf hingeleitet werden, seine Widerstandskraft vernichten. Es braucht kaum bemerkt zu werden, daß diese naive Erfindung in England patentirt ist; auch wird sie nicht verfehlen auf der bevorstehenden Pariser Welt-Ausstellung zu erscheinen, die überhaupt an Merkwürdigkeiten und Curiositäten reich zu werden verspricht.

Riesen. Hat es einmal menschliche Riesengeschlechter gegeben? Gelehrte, ganze Academien haben ehedem diesen Glauben gehabt, wenigstens, daß in grauer Vorzeit lebende Geschlechter vor den späteren und besonders vor den modernen Menschen sich durch körperliche Höhe und einen dem entsprechenden Gliederbau ausgezeichnet haben. Die Forschungen der neueren Antropologie haben aber festgestellt, daß die Geschlechter der Vorzeit an körperlicher Größe um nichts von den heutigen verschieden gewesen. „Die Niebelungen im Frack", das ist gar kein so kühnes Bild als der Poet gemeint hat, der dieses Wort erfunden. Dem grimmen Hagen würde sehr gut der Ballfrack, des bekannten preußischen Abgeordneten Hagen gepaßt haben, wenn dieses Costüm überhaupt für ihn d. h. den ersteren passend gewesen wäre. Es gab stets nur vereinzelte Ausnahmsriesen, die ihre Zeitgenossen um mehrere Kopflängen überragten. Der Schriftsteller Aurelien Schall hat aus geschichtlichen Quellen eine Reihe solcher Riesen zusammengestellt. — Golliath war nach biblischer Messung, 6 Ellen und eine Handbreit groß. Gabarra, ein Zeitgenosse des Plinius, der unter dem Kaiser Claudius lebte, maß 9 Fuß 9 Zoll. Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts fand man in England ein menschliches Scelett von 9 Fuß 4 Zoll. — Ein Gardist König Wilhelms I. von Preußen hatte 8½ Fuß. — 1735 wurde in Paris ein in Finnland geborener Riese gezeigt, der 6 Fuß 8 Zoll hoch war. Der Riese Gelli aus Trient war 8 Fuß 2 Zoll. — Herr Schall scheint den seit mehreren Jahren verstorbenen Portier in der Münchener Glyptothek, den sogenannten „Riesen von Dürkheim", der gegen 7 Fuß maß, nicht gekannt zu haben. An der Spitze eines russischen Garderegiments, das 1835 durch Danzig nach dem Lager von Kalisch marschirte, sah man einen Tambourmajor, der diesen Dürkheimer Riesen gewiß noch um einen Kopf überragte. — Die in ägyptischen Katakomben und Sarkophagen gefundenen mummificirten Scelette waren von mittlerer Statur. Vitruv selbst sagt, daß die gewöhnliche Größe des Menschen nicht 5 Fuß überschreite. Zu Aristoteles Zeit haben, nach dessen eigenen Angaben, die Betten eine gewöhnliche Länge von sechs Fuß gehabt. Möchten unsere Hotelbesitzer, deren Bettstellen oft auf ein Zwerggeschlecht eingerichtet sind, diese aristotelische Bettenlänge sich zum Muster nehmen.

Beust auf einer Redoute. Am Sonntag den 25 Nov. fand in Wien die alljährliche Katharinenredoute statt, auf der auch der neue Minister Hr. v. Beust anwesend war und vielfach beobachtet und auch ein wenig intriguirt wurde. „Ich kenne Dich!" flüsterte ihm ein niedlicher rothseidener Domino Redoute-Französisch in's Ohr. „Das ist nicht möglich"; erwidert der Minister, „ich bin erst seit Kurzem in Wien". Der Domino ließ nicht nach: „Du könntest mir wohl im Stillen Dein Programm anvertrauen." . . . Der Minister wich höflich aus und sprach davon, daß Diplomaten auch im Redoutensaale Diplomaten seien. Man sagte, der intriguante liebenswürdige Domino sei die Frau eines bekannten Börsenpeculanten gewesen, die der Gatte innig gebeten hatte, womöglich von dem neuen Minister des Auswärtigen einige Anhaltspuncte für seine nächsten Actionen herauszuintriguiren. Der Minister übrigens, wie die „Presse" meldet, sehr heiter drein und dachte im Augenblicke schwerlich an die Rettung Oesterreichs, die er auf einen geeigneteren Moment verschoben haben mochte.

Räthsel.

Ein Meer von Perlen wogt
In schwer erreichbarer Ferne.
Die Perlen verwandeln sich oft
In helle, gesellige Sterne.

Sie lagern sich weit und breit,
Gedrückt an einander so enge,
Sie fliegen in Kugelgestalt
Herüber, hinüber, in Menge.

Sie breiten als Mantel sich aus,
Als Zaubermantel, sie tragen
In reißender Eile dahin,
Wo andere Straßen versagen.

Doch bald verschwinden wie Traum
Die wandelnden Sternenheere,
Und kehren am Ende zurück
Zum Perlenwogenden Meere.

Auflösung des Logogryphs in Nr. 95.
Flachs.

Richtige Auflösung ging ein von J. Ch. Bößenecker von hier.

Eigenthum, Druck und Verlag von Albrecht Schröder. — Verantwortlicher Redacteur: K. Pfisterer.

Digitized by Google

Das Novellenbuch.

Unterhaltungsblatt zum „Fortschritt“ („Fürther Abendzeitung“).

Nr. 98. Donnerstag, den 6. Dezember 1866. 2. Jahrgang.

Lorelei.

(Fortsetzung.)

„Die freie Wanderstraße steht ihm nun offen, es zieht in den Wald, wo der Jäger es singt, es rastet am Brunnen bei den Mägden, es marschirt mit den Soldaten ein und aus, es klingt am Sommerabend im Dorfe, und hat es den tiefsten Grundton des Gemüths, dann tröstet und erleichtert es auch Nachts in der stillen Kammer. Hören Sie nur, was da unten eben für ein wunderliches Lied gesungen wird, es ist, wenn kein Wanderlied, doch ein Lied auf der Wanderschaft, ein unfertiges Lied, das noch seine Schuljahre auf der Landstraße durchmacht!“ Man sang unten:

„Viola, Baß und Geigen
Die müssen alle schweigen
Vor dem Trompetenschall.
Tunke, tunke tunke,
Vor dem Trompetenschall.

Eva lachte. „Hören Sie nur weiter!“ fuhr Hildebrand fort, es kommt allerlei thörichtes Zeug, nur eine einzige Strophe darunter sagt aus, wie man sich die Situation zu denken hat.“ Das „thörichte Zeug“ wurde dann auch mit leidenschaftlicher Hingabe abgesungen, dann hob der Professor die Hand, wie auf das Folgende hinweisend. Es lautete:

„Leb wohl, du kleines Städtchen,
Leb wohl mein schwarzbraunes Mädchen,
Leb wohl und denk an mich.
Tunke, tunke, tunke,
Leb wohl und denkt an mich!“

„Können Sie sich,“ fuhr Wittig fort, „einen Inhalt aus all dem Wust zusammenreimen?“

„Ich glaub', ich kann's!“ sagte das Mädchen belustigt. „Es ist ein Soldatenlied. Sie haben getanzt, da müssen sie ausmarschiren, und darum müssen Baß und Geigen vor dem Trompetenschall schweigen. Aber der Abschied aus dem Quartier geht ihnen nicht gar zu sehr zu Herzen.“

Hildebrand schlug vor Freude die Hände zusammen. „Das haben Sie herausgehört? Dann ist das Lied nicht mehr so unfertig. Aber kann es Ihnen gefallen?“

„Es ist nur spaßhaft, sonst nichts.“

„Gewiß. Es kommt mir aber entgegen, um Ihnen an einem, wenn auch rohen Gebilde, das Wachsen und Zusammenschießen des Volksliedes zu zeigen. Wer nur einen einzigen Reim aufzubringen weiß, kann hier eine Strophe zusetzen, und das ist bereits reichlich geschehen, denn seit meiner Studirzeit ist schon allerlei dazu gekommen, was ich damals nicht gehört habe. Was hier mit diesem modernen Machwerk geschehen, das hat sich auch mit vielen der schönsten Volkslieder, die uns zum Herzen sprechen, zugetragen. Die Gedanken und Empfindungen schwebten gleichsam herüber und hinüber in der Luft, wer es verstand, erhaschte sie, und sie wurden zum Wort, zum Ton, zum Lied, das nun seinen Zauber über Alle ausstreute.“

Eva saß schweigend im Dunkel. Hildebrand konnte nicht sehen, wie sie ihre Augen groß und verständnißvoll auf ihn gerichtet hielt, auf ihn, dessen Züge von dem heraufdringenden Lichtreflex beleuchtet waren. Frau Rose kam wieder zu ihnen herauf. Die Sitzung der Gäste unten währte noch geraume Zeit. Erst spät wurde es still.

Hildebrand stand noch bis spät in die Nacht auf der Galerie vor seiner Stubenthür, an den Pfosten gelehnt. Er harrte, er hoffte, der leise Gesang aus der Kammer in seiner Nähe werde noch an sein Ohr dringen. Er wartete heut vergebens, es blieb still.

IV.

Von diesem Tage an gehörte der Professor gleichsam zur Familie. Wollte er ihren Mittags- und Abendtisch theilen, so war er immer willkommen, und wie er sich anspruchslos unter den einfachen Menschen gab, kam man ihm, wenn schon mit höchster Verehrung, doch harmlos und vertrauensvoll entgegen. Jeden Morgen beschäftigte er sich eine Stunde mit dem jungen Lateiner, der, sobald seine Schulstunden in der Stadt vorüber waren, nur ungern von seiner Seite wich. — Hildebrand Wittig

Digitized by Google

scheute sich nicht mehr, des Tages ein paar Mal seine Nachbarin auf der Galerie aufzusuchen und mit ihr zu plaudern. Diese Plauderstunden, wo möglich unter vier Augen, wurden ihm bald die wichtigsten des Tages. Niemals glaubte er den Typus eines deutschen Mädchens reiner und ausdrucksvoller kennen gelernt zu haben, als in dieser blauäugigen, blonden Eva. Nur ihr Name hätte etwas deutscher sein können, etwa Sieglind, Schwanhild, Hildegunde — aber nein, sie war keine Heldin des epischen Volksgesanges, sie war ein holdanmuthiges Mädchen des Volksliedes, sie mochte immerhin Eva heißen. Bald erschien ihm der Name selbst wie Musik, wie deutsche Melodie. Und das Mädchen kam ihm mit einer unverhüllten Ehrlichkeit, mit einem Vertrauen entgegen, daß auch sein Gemüth sich ihr rückhaltslos öffnete. Sie kannte, wie er gesehen, ihn und seine Verhältnisse schon vor der ersten Begegnung, und schien anzunehmen, daß auch er die ihrigen kenne. Die Freundschaft ihrer Base für den Gast war auf sie mit übergegangen, er gehörte zum Hause. Sie zeigte in ihrem Betragen und ihren Worten, wie das Haus sich durch ihn geehrt fühlte, mit wie arglosser Freundschaft man ihn darin willkommen hieß, und nach Gutdünken schalten ließ. Anfangs machte ihm die Anrede an Eva mancherlei Verlegenheiten. Er nannte sie „mein Fräulein," sie aber lachte und wollte nicht so von ihm genannt werden. In der That paßte die Bezeichnung „Jungfrau" mehr auf sie, als die eines Fräuleins. Sie trug sich auch nicht fräuleinhaft. Zwar ging sie nicht in der Landestracht, aber auch nicht nach der Mode gekleidet, sie folgte darin der einfachen Geschmackswahl ihrer Base, mehr auf nette Sauberkeit, als auf modischen Schnitt sehend. Ihr ganzes Wesen war natürlich, kindlich, unbefangen. Als dem Professor wieder einmal die Worte „mein Fräulein" halb in der Kehle stecken blieben, kam ihm Frau Rose lachend zu Hilfe. „Jetzt ist es aber damit genug," rief sie. „Wollen Sie das Mädchen nicht schlechtweg bei Namen rufen, so sagen Sie Muhme Eva, das zeigt, daß Sie hier zu Hause sein mögen." Es blieb in der That bei der Anrede „Muhme Eva."

Des Professors gelehrte Ferienarbeit schien ins Gedränge zu kommen, denn nach vierzehn Tagen war er noch nicht weiter damit, als am ersten. Viel lieber setzte er sich mit einem gedruckten Liederbuche zur Muhme Eva, um ihr daraus vorzulesen und über ihr natürliches Verständniß in Entzücken zu gerathen. Er las ihr auch sonst vor aus den Büchern, die er bei sich hatte, was ihm etwa passend schien, Geschichtliches, Einzelnes aus dem Leben von Poeten, holte sogar Grimms Märchen herbei. Frau Rose wohnte solchen Sitzungen gern bei, wenn sie sich ein Stündchen abmüßigen konnte, und ließ es nicht an überraschenden Zwischenreden und practischen Nutzanwendungen fehlen. Zuweilen hob sie die Sitzung auch dictatorisch auf, damit die Gelehrsamkeit ihr Haus nicht zu Schaden kommen lasse.

Hildebrand Wittig lebte alle Poesie einer aufkeimenden Neigung innerlich durch. Von Tag zu Tag fühlte er sich durch Eva mehr gefesselt. Es war das erste Mal, daß sein ganzes Gemüth durch weibliche Anmuth im Tiefsten bewegt wurde, und je abgeschlossener, je blinder für Frauenreiz er bisher unter Studien und Arbeiten gelebt hatte, desto mehr empfand er unter so veränderten, glücklichen Umgebungen das Glück einer ersten Liebe. Und durfte er diese nicht begünstigt, hoffnungsvoll wähnen? Das junge Mädchen begegnete ihm mit einer vertrauensvollen Herzlichkeit, daß ihn oft ein beseligender Schreck erfaßte. Gab ihm Frau Rose die Hand, so entzog ihm auch Eva die ihrige nicht, streckte sie ihm sogar freiwillig entgegen. Schalt aber Frau Rose freundschaftlich auf ihn, wie sie das nicht lassen konnte, so nahm Eva Partei für ihn. Und sagte dann die Base lachend: „Ja, Du steckst immer unter einer Decke mit ihm!" dann eiferte die Muhme Eva, sie kenne den Herrn Professor auch, und man dürfe ihm nichts in den Weg legen, wenn er anders denke und thue als andere Leute! — War es zu verwundern, wenn der Gast sich verstanden fühlte und seiner Neigung die Zügel schießen ließ? Eine Veränderung war mit ihm vorgegangen, über die er erstaunt wäre, wenn er darüber hätte reflectiren mögen. Die Arbeit blieb unberührt, die Bücher verstaubten, alle bisherigen Ansichten, Gewohnheiten, sein ganzes Leben der letzten Jahre, war ihm wie ein dumpfer unerquicklicher Traum, aus dem er zum

Digitized by Google

Leben erwachte. Später als bei andern Sterblichen war damit seine Jugend erwacht, er fühlte jugendlich, menschlich, die ganze Seligkeit aufblühenden Gemüthslebens durchjubelte ihn. Er konnte jetzt ausgelassen sein, thörichtes Zeug singen und schwatzen, daß die Frauen oft nicht aus dem Lachen kamen. Und wenn Eva zuweilen stutzte und ihn mit großen Augen fragend ansah, so äußerte doch Frau Rose täglich ihre Freude darüber. Denn sie hatte durchgesetzt, was sie sich vorgenommen, der blasse Ankömmling hatte rothe Wangen in ihrer Cur bekommen und war geworden, wie sie die Leute zum gewöhnlichen Verkehr gern mochte.

Einmal trat sie hinaus auf die Galerie wo Eva wie gewöhnlich bei der Handarbeit saß, während Hildebrand eifrig las und erklärte. „Heute laßt es aber genug sein mit Euren Niebelungen, und Sie, Herr Professor, schonen ihre eigenen Lungen!" rief sie. „Eva, Du mußt einen Gang thun, sie haben drunten Alle die Hände voll zu schaffen, ich kann keinen missen, und die Bestellung auf der Mühle muß heute gemacht werden. Will der Herr Professor mit, so ist's recht, und auf der Mühle wird er auch willkommen sein."

Eva erhob sich sogleich, um unter vier Augen die Aufträge der Base in Empfang zu nehmen. Unten harrte inzwischen der Begleiter. Bald erschien Eva in einem breiten Strohhut mit blauem Band, zum Schutz gegen die heiße Augustsonne. „Friedel!" rief sie ins Haus zurück, „willst Du mit? Wir gehen nach der Mühle." Der Knabe sprang vergnügt herbei, der Professor aber war von dieser Aufforderung gar nicht angenehm berührt. Abweisen konnte er gleichwohl den gelehrten Jünger nicht.

Zu Dreien stiegen sie den Felsenpfad hinter dem Hause hinauf. Es war früher Nachmittag, die Sonne brannte auf den schattenlosen Weg. Eva schritt rüstig voran. Oben angelangt auf dem Felsenplateau, nahm sie ein Gewirr von Dorngesträuch und niedrigem Gehölz auf, durch das der Fußweg sich leiser ansteigend schlängelte. Die Höhe war erreicht. Da bog Eva schnell seitwärts einem Abhang entgegen, und rief mit jauchzendem Ausruf: „Da ist die Stadt!" Die Andern folgten. Ueber der Tiefe des prächtig hingebreiteten Landes lag glühender Nachmittagsdunst, aus dem in weiter Ferne die Thürme von Coblenz auftauchten. Mit heller Stimme sang Eva plötzlich

„Wär ich ein wilder Falke,
Ich wollt mich schwingen auf,
Und wollt mich niederlassen
Vor meines —"

Sie brach ab, erröthete, und bückte sich abgewandt, um eine Blume zu pflücken. „Möchten Sie in der Stadt leben?" fragte Hildebrand überrascht.

„O nein!" entgegnete sie, den Blick dennoch unverwandt wieder in die Ferne gerichtet. Der Knabe hatte sich im Schatten eines Dornbusches niedergeworfen, die Schwester folgte seinem Beispiel und setzte sich zwischen das blühende Haidekraut.

„Und doch," begann Hildebrand, indem er in ihrer Nähe Platz nahm, „und doch wünschten Sie sich im Liede die Schwingen des Falken? Möchten Sie nicht ein Stückchen hinausfliegen ins Land?"

„Ein Stückchen wohl — aber ich müßt' auch wieder heim können."

„Wenn Sie aber draußen, weit weg, auch heimisch werden könnten? Es gibt viel Plätze in der Welt, wo man sich zu Haus fühlen kann, wenn man es mit dem Herzen ist."

„Ich bin's da unten bei der guten Base, und anderswo würd' ich's nie mehr."

„Und Sie sind doch erst seit Kurzem da, Muhme Eva, hatten schon vorher eine Heimath, die Sie verließen! Wenn Jemand zu Ihnen sagte, komm —"

„Friedel, lauf, hol mir von den rothen Blumen da!" — Der Knabe sprang davon. Eva, die einen Kranz zu winden angefangen hatte, ließ ihre Hände ruhen und sagte, indem Sie den Freund treuherzig ansah: Sie sollen Alles erfahren, lieber Herr Professor, ganz gewiß! Aber noch lassen Sie es ruhen — wenn Sie's auch gemerkt haben! Bald wird Alles gut!" Ihre Augen glänzten, ihre Wangen waren lebhaft geröthet. Friedel kam mit den Nelken gesprungen, die sie ihrem Kranze einfügte, heiter scheltend, daß er sie so kurz am Stiel abgepflückt habe.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Allerlei.

Ein Liliputer unter Preußens Fahnen. In Nr. 276 der „Leipziger Zeitung", Seite 6022, ist ein Steckbrief gegen einen preußischen Soldaten enthalten, dessen Größe auf 3 Zoll 3 Strich angegeben ist. Vor solch einem Kanonier muß man schon Respect haben!!

Kirchliche Andacht. Ein Geistlicher sagte, er habe bemerkt wie manche Kirchenbesucher die Hände beim Gebet so fest falten, daß sie nicht im Stande seien, sie auseinander zu thun, wenn der Klingenbeutel kommt.

Zwar liberal, aber ... In einem pfarramtlichen Zeugnisse, welches anläßlich des jüngst in Klagenfurt gegen den Bürgermeister von Z. durchgeführten Prozesses wegen Majestätsbeleidigung producirt wurde, wird der Angeklagte ein „zwar liberaler, aber sonst durchweg rechtlicher Mann" genannt. Sehr schmeichelhaft für die Liberalen.

Die Bosheit der Wissenschaft. Professor Faraday in London hielt kürzlich eine physikalische Vorlesung, bei der auch sehr viele Damen anwesend waren, weniger um sich zu unterrichten, als um die glänzenden Toiletten und die Schönheit zu zeigen. Aber künstliche Mittel, um die letztere zu erhöhen, sind zuweilen bei Faraday's physikalischen Experimenten einer Probe ausgesetzt, die nicht immer zu ihrer und der betreffenden Schönheit Ehre bestehen. Kürzlich ist es vorgekommen, daß eine in brillantester Toilette in erster Reihe sitzende Dame, die augenscheinlich mehr das Bestreben hatte, sich bewundern zu lassen, als die Erscheinungen zu bewundern, welche die verschiedenen Gasarten hervorriefen, mit denen Herr Faraday manipulirte, plötzlich ihre Farbe wechselte, und zwar verwandelte sich das blühende Roth und Weiß (Schminke) ihrer Wangen in ein tiefes Indigoblau. Sie bemerkte bald, daß die Blicke Aller, und zwar in sehr heiterer Weise auf sie gerichtet waren, aber sie war geneigt, dies, wie gewöhnlich, ihrem reizenden, blühenden Aussehen und ihrem Schmucke zuzuschreiben, in deren gedankenvoller Bewunderung sie sich zu wiegen pflegte. Aber eine etwas schadenfrohe Nachbarin machte sich das Vergnügen, der Dame in bedauernden Ausdrücken zu eröffnen, weßhalb sie eigentlich jetzt die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich ziehe. Diese, nachdem sie sich durch einen Blick in das Spiegelchen ihres Fächers von der Wahrheit dieser Mittheilung überzeugt hatte, bedeckte erschrocken mit beiden Händen ihr Gesicht und eilte unter dem Lachen des ganzen Auditoriums zum Saale hinaus.

Ein geölter Bauchredner. Ein Herr sah vor einiger Zeit auf einem Dampfboote, das die Themse hinabfuhr, dem Arbeiten der auf dem Verdeck befindlichen Maschine zu. Ein anderer Mann stellte sich neben ihn hin, anscheinend in derselben Absicht; nach einigen Augenblicken ließ sich an der andern Seite der Maschine ein quickendes Geräusch hören. Der Maschinist ergriff seine riesige Oelkanne, suchte sich den trockenen Fleck und ließ, um das Quiken zu verhindern, eine gehörige Portion Oel hineinlaufen. Das Geräusch hörte auf, aber nur für einige Zeit, wo es plötzlich, aber diesmal an einem andern Orte, vernehmlich wurde. Der Einölungsprozeß wurde wiederholt, und die Ruhe wieder hergestellt. Als aber der Maschinist sich dem Orte näherte, wo der Fremde stand und sich das Quiken zum dritten Male hören ließ, entdeckte er die wahre Ursache, der Fremde war ein Bauchredner. Ruhig kam er heran, ergriff ihn beim Kragen und goß ihm das übrige Oel in den Nacken. So, sagte er, ich glaube die Maschine wird nicht mehr quiken.

Ein heidnischer Begräbnißbrauch im hochkirchlichen christlichen England. Englische Zeitungen erzählen übereinstimmend in ihrem Berichte über die vor ganz Kurzem stattgehabte Beerdigung des verstorbenen Jägers der Königin Mr. Davis, von folgender bei dieser Gelegenheit angeordneten Feierlichkeit: „Im Momente, als der Sarg in das Grab hinabgelassen werden sollte, wurde das Lieblingspferd des Dahingeschiedenen (ein herrliches Thier, welches der Prinz von Wales ihm verehrt hatte) durch einen Büchsenschuß niedergestreckt. Darauf wurden dem armen Thiere die Ohren abgeschnitten und auf den Sarg gelegt." — Man müßte diese Erzählung für eine müssige Erfindung halten, wenn man nicht noch Grund hätte, eine derartige Mystification in englischen Journalen für unglaublich zu halten. Im Gegentheil scheinen die englischen Blätter und mit ihnen auch wohl das englische Publicum an diesem aus alter Zeit stammenden Brauche durchaus keinen Anstoß zu nehmen. Nur meint ein Londoner Blatt, das das getödtete Pferd wahrscheinlich nicht der vom Prinzen von Wales dem Todten verehrte „Cannes", sondern ein anderes von geringerem Werthe gewesen sei.

Chinesisches Geduld-Spiel.
Aufgabe 4.

☛ Die Figuren zum „Chinesischen Geduldspiel sind in der Expedition dieses Blattes zu haben. Besteller von auswärts belieben ihren frankirten Aufträgen 12 kr. in Briefmarken für ein Spiel beizulegen.

Eigenthum, Druck und Verlag von Albrecht Schröder. — Verantwortlicher Redacteur: L. Pfisterer.

Digitized by Google

Das Novellenbuch.

Unterhaltungsblatt zum „Fortschritt“ („Jürther Abendzeitung“).

Nr. 99. Montag, den 10. Dezember 1866. 2. Jahrgang

Lorelei.

(Fortsetzung.)

Hildebrand schwieg pochenden Herzens. Durfte er sich ihre Worte zu seinen Gunsten deuten? Oder sprach sich darin nur das Vertrauen gegen den Freund aus, bei dem sie keine Wünsche vermuthete, keine Hoffnungen zu enttäuschen fürchtete? Hildebrand Wittig, ungeübt in Augen und Herzen tiefer zu forschen, arglos und hoffnungsreich in seiner Liebe, hätte aufjauchzen mögen vor Freude über ihre Verheißung. Er hätte die Hände, die an dem Kranze flochten, küssen mögen, er hielt sich kaum zurück, bezaubert von dem Anblick des anmuthigen Mädchens, das hier zwischen Blumen, Laub und Sonnenschein auf der Höhe thronte.

Der Kranz war fertig, Eva erhob ihn betrachtend. Eben wollte Hildebrand danach greifen, da schleuderte sie ihr Werk schon mit kräftigem Schwung hinaus und bog sich vor, um seinen Weg zu verfolgen. In breiten Bogen senkte sich der Kranz in die Tiefe und blieb im Wipfel einer Buche hangen. Eva klaschte jubelnd in die Hände und rief: „Was ich mir gedacht, trifft ein!“

„Und was war's? Was trifft ein?“ fragte ihr Begleiter gespannt.

Sie aber sang, ausweichend: „Bald graf' ich am Neckar, bald graf' ich am Rhein—“ „Es ist aber genug hier gerastet!“ sprach sie dann sich erhebend. „Wir vergessen ganz, daß wir in Geschäften nach der Mühle gehen.“

Das Felsenplateau, über das unsere Wanderer schritten, senkte sich nach einer halben Stunde Wegs zu einer waldigen Schlucht. Hier lag die Mühle, deren Rad ein schäumender Bach trieb, in der Tiefe eingeklemmt. Nach der heißen Wanderung kam die schattige Kühle um so erquickender entgegen. — Die Müllersleute hießen ihre Gäste willkommen, Mann und Frau, die alte Großmutter im Lehnstuhl, und die älteste Tochter Brigitte, die der Professor noch als Kind gekannt hatte. Das Wohnzimmer zeigte von einer Wohlhabenheit, die sich sogar manche städtische Vortheile zu Nutze gemacht hatte. Die Gäste mußten sich mit Wein, Milch, Honig und Brot bewirthen lassen, und nachdem Eva ihr Geschäft mit dem Müller abgethan, saß man plaudernd im Kreise.

Die Brigitte war ein sehr hübsches Mädchen geworden, mit neugierigen dunklen Augen, die keine Secunde ruhig auf einem Fleck verweilten. Sie ging mit mehr zierlicher Auffälligkeit gekleidet als sie in ihrer Einsamkeit nöthig hatte. Ueber diese Einsamkeit aber klagte sie sehr ungehalten. Es käme so selten ein Mensch in ihre Thalschlucht, daß man darin, wie sie sich ausdrückte, „versauern“ könne. Sie band kecken Muthes mit dem Professor an, lachte viel und hielt ihre forschend beobachtenden Augen in fortwährender Bewegung zwischen ihm und seiner Begleiterin. Mit ihr schien sie befreundet, sie hatte ihr allerlei zuzuflüstern, und konnte dann des Kicherns kein Ende finden, obgleich Eva wenig auf ihre Coketterie einging. Auch den Professor behandelte sie als alten Bekannten, und erinnerte ihn an allerlei Streiche, die er auf der Mühle als Student begangen haben sollte, deren er sich aber beim besten Willen nicht erinnern, noch auch sich dieselben zutrauen konnte. Nach ihren Darstellungen hatte er es darin immer mit ihr selbst zu thun, neckend, herausfordernd, in burschikoser Weise huldigend, während sie sich die Rolle der Abwehrenden, vergeblich Umworbenen zurecht phantasirte. Dabei sah sie Eva halb mit triumphirenden, halb mit prüfenden Blicken an, wie um den Eindruck ihrer Schilderungen aus den Mienen der Freundin zu lesen. Eva lächelte dazu ein wenig ungläubig. — Darauf begann die Brigitte ein anderes Frag- und Antwortspiel, obgleich aus ihrem inquisitorischen Verfahren zu entnehmen war, daß sie bereits genügend über des Gastes Verhältnisse unterrichtet sei. Er sollte ihr Rede stehen über die Universitätsstadt, wo

Digitized by Google

er lebte, über seinen Verkehr und Umgang, Geselligkeit und Vergnügen. So wenig für sie Anziehendes Wittig darüber mittheilen konnte, so genügte ihr dies Wenige doch, von Neuem in ihre Klagen über Einsamkeit und Verlassenheit von der Welt auszubrechen. Sie schalt ihn, daß er, nach seiner eigenen Aussage, sich wenig am gesellschaftlichen Treiben betheilige, fand eine solche Zurückgezogenheit unbegreiflich, endlich unglaublich. Er wollte den Unschuldigen spielen, meinte sie lachend, aber wenn sie einmal in seinem Wohnort nachfragte, da würde es anders klingen, denn er sei immer ein lustiger Vogel gewesen! Schließlich ging es gar über seine Wohnung her — wieviel Stuben er habe, was er an Miethe zahle, und so weiter. Hildebrand hatte bereits in Eva's Gesichtszügen eine leise Mißbilligung bemerkt, sowohl über Brigittens zudringliche Fragen, so wie über seine anfangs arglose Auskunft. Er wurde zurückhaltender, wich der Fragerin aus, nicht ohne feinen Spott und Ironie.

Die Stunde mahnte zum Aufbruch. Als die Gäste sich nicht länger halten lassen wollten, erklärte Brigitte, sie werde sie ein Stück begleiten. Das war nicht abzulehnen. Man nahm nicht denselben Weg zurück, sondern ging von der Mühle thalabwärts der breiteren Straße zu, die sich nach dem Wirthshause langsam absenkte. Brigitte fing unterwegs erst recht an, Possen zu treiben. Sie behauptete, der Professor habe sie mit Blumen geworfen, und warf ihn wieder. Es kam sie plötzlich eine Furcht an, allein nach Hause zu gehen. Friedel erbot sich, sie zurückzubegleiten. „Was hätt ich an Dir, Du Knirps?" rief sie lachend, „Dich stecken sie zuerst in den Sack!" Hildebrand, obgleich widerwillig, fühlte jetzt die Verpflichtung, in das Anerbieten seines ritterlichen Schülers einzutreten. Brigitte lachte noch mehr. „Damit das arme Ding, die Eva in den Sack gesteckt wird?" rief sie. „Nein, das kann ich nicht verantworten, und Sie, Herr Professor, sind mir ein schöner Cavalier! Ich find' schon allein nach Haus und fürcht' mich nicht, bringen Sie der Base ihre Schutzbefohlene nur sicher heim!" Unaufgefordert versprach sie einen baldigen Besuch, und nahm lachend den Rückweg.

Schweigend gingen Hildebrand und Eva eine Weile nebeneinander hin. Er machte eine nicht sehr beifällige Bemerkung über die Müllerstochter. „Sie ist gar sehr verwöhnt," entgegnete Eva, „und hat nichts erlebt, man muß ihr viel zu Gut halten." — Sie hatten nur noch ein kurzes Stück Wegs zu wandern. Die Dämmerung war hereingebrochen, und Eva beschleunigte ihre Schritte. Sie schien nicht mehr so unbefangen, gab kurze Antworten und nahm die Hand ihres Brüderchens, das, wie sie auch gegen seine Versicherung behauptete, müde sein müsse. „Endlich sind wir zu Haus!" rief sie, wie erleichtert, als man an der Schwelle der schönen Rosa ankam.

Auch Hildebrand hatte während des Rückweges nur wenig gesprochen, um so lebhafter waren seine Gedanken geschäftig. Lange blieb er in seinem Zimmer ohne Licht, bald ausruhend bald im Halbdunkel auf- und niederschreitend. Immer sah er im Geiste das junge Mädchen zwischen Blumen und Sonnenschein auf der Höhe sitzen, immer noch glaubte er ihre Stimme zu hören, die sich wie reine Natursprache in sein Herz schmeichelte. Ihre Worte, ihre Freude beim Anblick der fernen Stadt, ihre vertrauensvolle Vertröstung auf Eröffnungen, waren ihm heut zum ersten Mal nicht ganz deutlich gewesen, und eine gewisse Beängstigung ging neben dem Gefühl seines Glückes her. Diese aber schwand mehr und mehr. Aus Eva's Blicken, gegenüber den zudringlichen Fragen Brigittens, hatte er eine Warnung gelesen, es war eine verschwiegene Sprache, die sie während dieser Stunden mit einander geführt, aus dem vertrauensvollen Gefühl innerer Gemeinsamkeit heraus. Das war ihm eine innere Verheißung, die über alle Bedenken triumphirte. Schon malte sich seine Phantasie mit der Macht einer ersten, blinden und zuversichtlichen Liebe eine goldene Zukunft aus — ein Haus, ein Weib, ein namenloses Glück! ein Leben, himmelweit verschieden von seinem bisherigen, aber schon so ganz mit allen seinen Wünschen verwachsen, daß die Vergangenheit wie ein grauer, umrißloser Nebel erschien, in welchen kein Weg mehr zurückführte. — Endlich hielt er es nicht mehr in der Einsamkeit seines Zimmers aus. Er wär' im Stande gewesen sich sofort von Eva eine Entscheidung über sein Leben zu holen. Allein

Digitized by Google

sie war von der Base in der Wirthschaft angestellt worden, und für ihn unsichtbar. Auch Frau Rose hatte alle Hände voll zu thun. Hildebrand wollte Menschen sehen und sprechen, er ging in die Wirthsstube.

Nicht gewöhnliche Gäste waren angekommen, ein Trupp Engländer, zwar nicht von der vornehmsten Art, aber doch mit dem ganzen Hochmuth Albions „umgürtet." Auch eine Dame befand sich dabei, als unternehmend gekleidete Fußreisende, dabei nicht einnehmenden Wesens, starknochig, Mundöffnung und Nasenbildung von sehr ausgesprochenem englischen Typus. Bei näherer Betrachtung hätte man ihr Schriftstellerei wohl zugetraut. Die Gesellschaft schien über die Wohlfeilheit deutschen Reiselebens, auf die sie speculirt, wieder einmal enttäuscht, accordirte und feilschte um einen Kreuzer mehr oder weniger, und da es nicht gelang umsonst zu zehren, schalt man auf das nichtsnutzige Deutschland und seine habsüchtigen Eingeborenen. Es wurde Thee verlangt. Von allen Leistungen der „schönen Rosa" war nun freilich der Thee die schwächste. Frau Rose wußte das selbst, sie verstand sich nicht darauf, belehrt durch frühere Erfahrungen, und war unglücklich über das Verlangen. Sorgsam legte sie selbst Hand an — und sah das Getränk als ungenießbar in die Küche zurückwandern. Sie entschuldigte sich, bot Anderes dafür, worin das Haus excellirte. Als aber auch das bemäkelt und sie mit geringschätziger Hoffahrt von einem langbeinigen jungen Herrn Rüpel angefahren wurde, riß ihr die Geduld, und sie erklärte offen, daß ihr Haus gern auf die Ehre verzichte, solchen Gästen zu dienen. Unten im Städtchen sei ein Gasthof, der freilich etwas theurer, dafür aber an unartige Reisende auch mehr gewöhnt sei! — Hildebrand bewunderte die gemessene, fast vornehme Haltung in der sich selbst der Aerger und Groll der Hausfrau aussprach. Ihr Betragen erschien durchaus im Vortheil gegen das der Gäste. Indessen blieben diese, thaten sich in ihrer Landessprache mit Bemerkungen gütlich und tranken von dem Wein der „schönen Rosa," bei dem sie sich (auch die Lady) nicht übel befanden.

Hildebrand hatte sich zu einem Kreise von Herren gesellt, alten Kunden des Hauses aus dem Städtchen, die er bereits durch ihren fast täglichen Besuch kennen gelernt hatte. Da vernahm er draußen die lauten Worte: „Wohnt Herr Professor Wittig hier?" —

„Ja freilich!" sagte die aufwartende Kathrin.

„Kann auch ich zu Nacht hier unterkommen?"

„Ja freilich!"

„Der Professor zu Hause?"

„Ja freilich!"

„So melden Sie mich ihm, oder ich lasse ihn bitten herauszukommen. Mein Name ist Wilda."

Wittig sprang überrascht auf. Er hatt den Gefährten längst vergessen, seinen Besuch nicht mehr erwartet, jetzt empfand er bei seinem unvermutheten Eintreffen eine Art von Schreck. Doch eilte er hinaus, ihn zu begrüßen. Während Herr von Wilda heiter und neckend seinen Einzug nahm, trat Frau Rose zu den Freunden.

„Ah, die Chatelaine der Burg!" rief der neue Gast — „mir verehrungsvoll bekannt seit den Tagen, da ich in einer bunten Mütze hier einsprach! Ich selbst werde nicht so glücklich sein, in der Erinnerung der schönen Rosa fortgelebt zu haben, wie mein beneidenswerther Freund, der Professor?"

Frau Rose erinnerte sich seiner in der That nicht. „Wenn Sie aber ein Freund unseres Herrn Professors sind," sagte sie, „so thut mirs um so mehr leid, Ihnen kein gutes Zimmer mehr geben zu können. Die Engländer haben Alles mit Beschlag belegt. Warum kommen Sie auch so spät vor Nacht!"

„Ja, wie das?" erhob plötzlich die Kathrin ihre Stimme. „Wir können doch einen Freund vom Herrn Professor nicht wegschicken? Lieber setzen wir die englische Lady auf die Straß', so eine wüste Person wie sie ist!"

„Gratulire zu dem Ansehen, worin Sie hier stehen, und das sogar Ihren Freunden zu Gute kommt, Herr Professor," lachte Wilda. „Nein, nein, um meinetwillen soll keine Lady auf die Straße gesetzt werden, ich nehme mit einem Kämmerchen fürlieb. Vor Allem etwas zu trinken und zu essen, das Uebrige wird sich finden.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Allerlei.

Auch eine Mutter. Ein Berliner Blatt erzählt: Eine hiesige Haus- und Gartenbesitzerin, Wittwe, hat eine einzige Tochter, die bereits seit zwei Jahren ein Liebesverhältniß mit einem Unteroffizier unterhält, ohne bisher die Erlaubniß zur Verheirathung mit demselben von ihrer Mutter erwirken zu können. Trotz aller noch so dringenden Vorstellungen der Tochter wurde sie immer von der Mutter mit dem Bemerken abgewiesen, „der Bräutigam passe nicht für sie". In ihrer Noth beschloß das junge Mädchen sich an einen Bruder ihrer Mutter, von dessen Einfluß auf dieselbe sie sehr viel hoffte, zu wenden, und unternahm zu diesen Behufe eine Reise nach Danzig; kaum war sie jedoch einige Tage bei ihrem Onkel, als sie von ihrer Mutter einen Befehl erhielt mit der Anweisung vorläufig nicht nach Berlin zurückzukehren, sondern beim Onkel zu bleiben, weil sie, die Mutter, sich wieder verheirathen werde, und zwar — mit dem Bräutigam ihrer Tochter.

Anecdote von Uhland. Im September des Jahres 1853 tagte die Versammlung deutscher Naturforscher in Tübingen; von Uhlands näheren Freunden fanden sich Justinus Kerner aus Weinsberg, Staatsrath Rosen aus Stuttgart, Dr. Mappes aus Frankfurt ein. In dem Bade Niedernau wurde den Versammelten ein Fest gegeben; ein Fremder, der zufällig mit Uhland an einem Tische saß, schlug vor, dem Dichter ein Lebehoch auszubringen. Uhland bemerkte ablehnend, das Fest gelte den Naturforschern, nicht den Dichtern. Da rief ein anderer Fremder voll Entrüstung: „Werft den Kerl zur Thür hinaus," zu großer Aufheiterung der Bekannten des Dichters; er selbst lachte, daß ihm die Thränen in den Augen standen. Dies Geschichtchen ist keine Erfindung, sondern durch urkundliche Mittheilung der Gemahlin Uhlands beglaubigt.

Ein Dominicaner als Nationalökonom. In Notre-Dame eröffnete am 3. d. M. der bekannte Dominicaner-Pater Hyacinthe den Advent mit einer Predigt über einen sehr practischen und nationalen Gegenstand: die Sittlichkeit in der Familie. Mit Hinblick auf die bekannten Bevölkerungszahlen in Frankreich schloß er seinen Vortrag mit den Worten: „Liebet und vermehret euch; die große Nation ist nicht die, welche die Zündnadelgewehre hat, sondern in welcher die Familien am meisten zahlreich, kinderreich, keusch und christlich sind."

Oesterreichs Herrscher als Handwerker. Wir finden, schreibt die „Gartenlaube aus Oesterreich", unter den Herrschern Oesterreichs aus dem habsburgischen Geschlechte mehrere, welche ein Interesse für irgend ein Handwerk hatten, und dasselbe auch wirklich ausüben konnten. So war Karl VI., Maria Thereſia's Vater, ein sehr geschickter Schwertfeger. Der Gemahl der großen Kaiserin vertrieb seine Zeit theilweise mit der Anfertigung von — Lichtscheeren aus Papier — übrigens hätte ihm freilich um ein halbes Jahrhundert später in diesem industriellen Zweige der große Wellington gewaltig Conkurrenz gemacht. Bekanntlich war Kaiser Joseph II. ein Buchdrucker, der sein Gewerbe wohl verstand; aber weniger bekannt dürfte sein, daß er auch nebenbei ein ganz vorzüglicher Barbier sein konnte. Kaiser Franz II. hätte in der Fabrication von Siegellack Bedeutendes geleistet, und ist es bekannt, daß er eines Tages eine versiegelte Depesche, die ihm der französische Gesandte überreichte nach allen Seiten wandte und drehte, das Siegel mehrmals betrachtete und endlich kopfschüttelnd dem verblüfften Botschafter mit den Worten hinwies: „Ist das ein Siegel? Haben Sie in Frankreich keine bessere Siegellack-Erzeugung, so rath' ich Ihnen meine Adresse an."

Ein Wunder der Geduld. Ein in Zengg domicilirender Caplan hat, wie aus Agram geschrieben wird, nachfolgende Probe unerhörter Emsigkeit und Geduld zu Tage gefördert: Auf einem ganz kleinen Kirschenkern hat er in einem Zeitraum von fünfzehn Tagen das griechische „Vaterunser", „Ave Maria" und den „Glauben" mit einem einfachen Messer, wie solche in der Militärgrenze gebräuchlich sind, Wort für Wort gestochen. Diese drei Gebete enthalten 293 Worte, welche der Unermüdliche mit der Cyrillika in zwei Exemplaren vollständig auf den Kern gebracht hat. Das eine der beiden Exemplare befindet sich bei dem greisen Zengger Bischofe und das andere bei einem Major in der Grenze.

Räthsel.

Unter allen Schlangen ist Eine
Zu Eisen ganz erstarrt,
Auf welche zu seiner Befreiung
Ein edler Gefangener harrt.

Ihr mangeln das Gift und die Zähne,
Doch packt sie den Wächter an,
Durchbohrt den Leib des Verhaßten,
Und macht dem Gefangenen Bahn.

Schon steht er vor dir ja der Kerker,
Ein edler Franke darin,
So sein und so wohlerzogen,
So freiheitslustig sein Sinn.

Ergreife die Schlange, du Zaubrer,
Durchbohre den Wächter frisch,
Befreie den edlen Gefangenen,
Den Kerker werf unter den Tisch.

Schon glänzen die Augen des Freien,
Schon träumt er vom Geisterverein.
So laß doch den Dichter nicht warten.
Laß schnell zu dem Bruder ihn ein!

Auflösung des Räthsels in Nr. 97.
Der Schnee.

Eigenthum, Druck und Verlag von Albrecht Schröder. — Verantwortlicher Redacteur: K. Pfisterer.

Digitized by Google

Das Novellenbuch.

Unterhaltungsblatt zum „Fortschritt“ („Fürther Abendzeitung“).

Nr. 100. Donnerstag, den 13. Dezember 1866. 2. Jahrgang

Lorelei.

(Fortsetzung.)

Frau Rose schritt mit der Kathrin davon, die Männer, da der Abend kühl war, in's Wirthszimmer. Von den brittischen Gästen saßen augenblicklich nur zwei an ihrem Tische, lesend und notirend. Wilda bemerkte sie nicht. Er plauderte, war wortreich und heiter, und ließ sich Speise und Wein munden. Um so stiller war Wittig. Den unruhigen jungen Weltmann jetzt in diesem Hause zu sehen, vielleicht auf längere Zeit, bedrückte ihn, er sah voraus, daß sein bisher ungestörter Verkehr mit Eva nun zu Ende gehe. Er bereute von Herzen die übereilte Einladung auf dem Schiffe, und auf das beseligende Gefühl des Glückes, das ihn noch vor einer Stunde erfüllte, kam das einer ärgerlichen Verstimmung. Herr von Wilda beobachtete ihn von der Seite, ohne sich in seinem heiteren Geplauder stören zu lassen. Der Professor kam ihm philiströser als jemals vor.

Da erhob sich ein entsetzlicher Lärm im Hause, während die Lady mit einem ihrer Adjutanten determinirten Schrittes in's Zimmer trat und den beiden andern eine erzürnte Mittheilung machte. Draußen währte der Wortwechsel fort, man hörte die Wuthausbrüche einiger Söhne Albions, dazwischen die ereiferten Stimmen der Kathrin und des Christian.

„Was ist das?“ rief Wilda, die englische Gruppe betrachtend.

„Vielleicht Ihre Lady, der sie nachreisten?“ meinte der Professor.

„O wie malitiös, Professorchen!“ lachte Herr von Wilda. „Die aber und ihr Gefolge ist mir allerdings nicht ganz fremd, und ich setze mich besser mit dem Rücken gegen Altengland um nicht wieder zum Schiedsrichter aufgerufen zu werden.“ Er wechselte schnell seinen Platz. „Es war gestern, wo ich diese interessanten Gentlemen in einem Kreuzfeuer von Beleidigungen, hier gegen einen Führer, dort gegen einen Fährmann kennen lernte, die beide ihnen zu viel Geld abgenommen haben sollten. Es handelte sich um ein paar Pfennige. Ich wurde zu Hilfe gerufen, suchte die erhitzten Parteien zu trennen, und hatte darauf das Glück, auf dem Dampfschiffe ihrer Unterhaltung gewürdigt zu werden. Den Einen halt ich für einen Schneider, den langen Dandy dort, der eben herein tritt. Aber — was fällt mir ein! der Streit wird doch nicht um meiner Unterkunft willen im Hause hervorgerufen sein?“ Er ging hinaus, Wittig folgte ihm.

Es war in der That so. Man hatte zwar nicht die Lady auf die Straße setzen, aber doch, um für den neuen Gast Raum zu gewinnen, vier Unterthanen ihrer Majestät von England in ein Zimmer zusammenthun wollen, was wider den Vertrag war. Herr von Wilda nahm Frau Rosen bei Seite und erklärte, daß er unter solchen Umständen auf das Quartier verzichte. Und da ihm eine Wiedervereinigung mit jenen auch nicht anmuthig erschien, gab er seinen Entschluß kund, in dem Gasthofe unten im Städtchen ein Nachtlager aufzusuchen. Frau Rose war ihm dankbar und reichte ihm die Hand, dem Professor aber fiel geradezu ein Stein vom Herzen. Mit einer gewissen Hast bestärkte er Herrn von Wilda in seinem Entschluß, er konnte ihn nicht eilig genug aus dem Hause bekommen. „Es ist Mondschein,“ rief er, „ich begleite Sie noch bis zum Gasthofe, und sehe, wie Sie unterkommen.“ Er nahm den Arm des Auswandernden, und schärfte dem Knecht ein, mit dem Köfferchen sogleich zu folgen.

V.

Der nächste Tag war ein Sonntag. Schon in der Frühe zogen die fremden Vögel aus, das Haus stand wieder gesäubert und man athmete frei auf. Hildebrand saß mit seinem Schüler, der sich auch am Sonntag die gelehrten Studien nicht wollte nehmen lassen, bei der lateinischen Grammatik. Da stürmte es die Treppe hinauf, und in's Zimmer trat Herr von Wilda. „Das ge-

Digitized by Google

steh ich!" rief er. „Am schönsten Morgen eingerfercht sitzen und Gelehrsamkeit tractiren! Lassen Sie Ihren Adepten laufen, und kommen Sie hinaus! Ich schlage vor, wir fahren nach Ems, und genießen da unsern Sonntag." —

Dem Professor wäre das schon recht gewesen, allein er hatte Eva seit dem gestrigen Heimweg nicht gesehen und erschrak bei dem Gedanken, sie heut den ganzen Tag nicht zu Gesicht zu bekommen. Er suchte allerlei Ausflüchte. „Nun dann," fuhr Wilda fort, „so speisen Sie bei mir unten im Gasthofe, und Nachmittag suchen wir unsern Spaß im Städtchen. Es sind bereits allerlei Vorbereitungen zum Schützenfest da, mit Tanz, Spiel im Freien und so weiter und kann bunt werden." — Wittig hatte auch dazu keine rechte Lust. „Nun aber etwas muß doch vorgenommen werden," rief Wilda lachend, „wir können doch nicht den ganzen Tag auf Ihrem Zimmer sitzen! Nur frisch fürs Erste vor die Thür, wo ich ein Frühstück schon bestellt habe, dabei können wir unsern Schlachtplan entwerfen!"

Vor der Thür empfing sie Frau Rose, schon im vollen Sonntagsstaat. Sie entschuldigte sich bei Wilda wegen der gestrigen Vorgänge, und nahm als gewiß an, daß er heut in ihr Haus einziehen werde, das Zimmer für ihn sei schon bereit. Hildebrand war unglücklich darüber, athmete aber leichter, als Herr von Wilda erklärte, er könne nur noch den Sonntag hier zubringen, und wünsche in seinem Quartier zu bleiben, um morgen mit dem Frühsten gleich in der Nähe des Dampfschiffes zu sein. Frau Rosa schien unzufrieden, wurde aber bald durch die liebenswürdige Verbindlichkeit des Gastes gewonnen, so daß sie lachend sich in ein neckendes Geplauder mit ihm verstrickte.

Widerwillig ließ sich der Professor nach dem Städtchen fortführen, und doch nicht ohne Erleichterung, denn ein dunkles Gefühl machte ihm die Gegenwart des Gefährten im Hause der schönen Rosa unheildrohend. Herr von Wilda hatte all seinen Humor nöthig, um den Schweigsamen zu unterhalten, und fand, daß der Professor in der Einsamkeit seines Seitenthales vor Langerweile selbst langweilig geworden sei. Er bekannte ihm das ganz unumwunden bei Tische. Hildebrand nahm sich zusammen, denn der Vorwurf verdroß ihn doch etwas, und wurde gesprächiger. Bald darauf vermißte Wilda mit einiger Bestürzung seine Brieftasche. Er erinnerte sich, sie vor der Thür Frau Rosens in der Hand gehabt zu haben. Sie konnte dort liegen geblieben sein. Es lag ihm viel daran, er wurde unruhig und beschloß sogleich den Rückweg zu machen und nachzuforschen. Wittig sollte unten bleiben. Der aber machte den Gegenvorschlag. Er selbst wollte gehen, Wilda sollte bleiben. Man complimentirte, und endlich waren Beide auf dem Wege, Wilda voll Anerkennung für des Professors freundschaftliche Höflichkeit, dieser innerlich schäumend, und den Zwischenfall verwünschend. Man kam mit raschen Schritten an, man fragte vor der Thür, im Hause, endlich auf dem Hofe.

Da rief eine helle Stimme von der Galerie: „Guten Tag Herr Professor!" Wittig zuckte zusammen und sah auf. Brigittens hübsches Köpfchen nickte herunter. „Heut hat man also nicht das Vergnügen, Sie zu sprechen?" fuhr sie fort. „Wenn alte Freunde auftreten, müssen die neuen natürlich zurückstehen. Wir haben auch etwas gefunden, was Ihnen vermuthlich gehört!" Sie hielt schalkhaft eine Brieftasche in die Höhe.

„Gesegnet seien die schönen Hände!" rief Wilda, mit einem Gruß näher tretend. „Die Brieftasche gehört mir — darf ich bitten?" Er streckte die Arme aus, dem Wurf entgegensehend.

„Keineswegs! Das wär' bequem!" lachte Brigitte. „Wer sein Eigenthum zurück will, mag sich wenigstens zu uns herauf bemühen."

„Mit Vergnügen!" Wilda sprang in die Thür und verschwand im Hause.

Nun wars geschehen! Das profane Auge war ins Allerheiligste gedrungen. Eine Regung unbändiger Wuth stieg in Hildebrands Herzen auf. Aber es galt Fassung. Schnell ging er dem Eindringling nach, und traf auf der Treppe mit Frau Rose zusammen, die auf der Galerie den Kaffeetisch anzuordnen ging.

Schon waren Wilda und Brigitte in lustigem Streit über die Brieftasche, die Jener nur unter gewissen Bedingungen zurückerhalten sollte. Das übermüthige Mäd-

Digitized by Google

chen hatte an dem neuen Gast ihren Mann gefunden, und befand sich in ihrem Lebenselement. Frau Rose lud die Herren zum Bleiben ein, was ihr keine Mühe machte, da Wilda im Augenblick seines Eintritts Ems, Vogelschließen, Tanz im Freien nebst dem „und so weiter" vergessen hatte, und sich überrascht in das angenehmste Sonntagsvergnügen versetzt fühlte. Die Unterhaltung war sehr lebhaft und lustig, wurde aber vorwiegend von Wilda, Brigitte und Frau Rose geführt.

Freilich entging es dem Professor nicht, daß Herr von Wilda sich mit großer Artigkeit an Eva wendete, daß seine Augen mit sichtbarem Interesse auf ihr ruhten, daß er sie stets in das Gespräch zog, und nur durch Brigittens Herausforderungen wieder von ihr abgezogen ward. Aber auch die Müllerstochter schien Herrn von Wilda sehr zu gefallen. Sie wechselte zuweilen in ihrem Gespräch zwischen diesem und Hildebrand, sagte jedoch endlich von dem schweigsamen Professor, er sei „unter die Fische gegangen." — Eva zeigte sich wie immer, anmuthig und mädchenhaft, sie wich der heitren Stunde nicht aus, gab Antwort, konnte lachen, und sorgte für die Kaffeetassen der Gesellschaft. Zuweilen ließ sie, leise beobachtend, die Blicke über Brigitte und Wilda streifen, und der Professor las darin ein mißbilligendes Urtheil. Dann wieder verstand er, wenn ihre Augen die seinigen trafen, was sie ihm schweigend mittheilte, und dies stille Einverständniß tröstete ihn in der grollenden Verstimmung, die sein Gemüth beherrschte. Es stand ihm in dieser Stunde fest, er mußte bald, schnell zu einer Entscheidung kommen, denn diese peinvolle innere Situation war ihm unerträglich.

Nachdem man lange auf der Galerie eng genug zusammengepfercht gesessen hatte, wurde ein Spaziergang vorgeschlagen und angetreten. Frau Rose überließ die Jugend ihrem Stern und blieb zu Haus. Man nahm wieder den Felsenweg hinter dem Hause, und erstieg den Felsenrücken, der die umfassendste Aussicht bot. Hildebrand wich nicht von Evas Seite, mußte es aber dulden, daß Wilda, so oft Brigitte ihn irgend frei ließ, ihr zur andern Seite ging. Seine Eifersucht fing jedoch an, sich mächtiger in ihm zu erheben, als er auf einem Fußwege, zwischen Gestrüpp und Buschwerk von Eva abkam, und an Brigittens Seite gedrängt wurde. Und Wilda und Eva schienen in ein so angelegentliches Gespräch zu gerathen, schienen ihm mit solcher Hast vorwärts zu eilen, daß er fast atemlos sich gerieth. Endlich blieb Eva stehen, um die Nachfolgenden zu erwarten. Die Gesellschaft war zu dem Platze gelangt, wo Wittig mit seiner Begleiterin erst vor Kurzem am blumigen Abhang gerastet hatte.

Er warf sich auch diesmal, wie wohl in sehr verschiedener Stimmung in's Gras, und die Uebrigen folgten seinem Beispiel. „Eva, sing Eins!" rief Friedel. Da Wilda laut in den Wunsch mit einstimmte, und Hildebrand ihn in seinen Augen lesen ließ, sann und wählte Eva nicht lange, sondern begann:

„Warum bist du denn so traurig,
Da ich aller Freuden voll?
Meinst ich könnte dich vergessen?
Du gefällst mir gar zu wohl!

Morgen muß ich von dir reisen,
Abschied nehmen mit Gewalt,
Lustig singen schon die Vögel
Draußen in dem grünen Wald.

Sitzen da zwei Turteltauben
Droben auf dem grünen Ast;
Wo sich zwei Verliebte scheiden,
Da verwelket Laub und Gras.

Laub und Gras das mag verwelken,
Aber treue Liebe nicht.
Kommst mir wohl aus meinen Augen,
Doch aus meinem Herzen nicht."

Eva schien bei der ersten Strophe selbst ein wenig zu stutzen über die Wahl ihres Liedes, war aber rasch gefaßt, und sang es frisch zu Ende. Es hat eine getragene Melodie, die durch schleppenden Vortrag einen kläglich melancholischen Eindruck hervorbringen kann, allein die Sängerin wußte in richtiger Empfindung des Inhalts das Zeitmaß zu beschleunigen, so daß der Gesang, besonders gegen den Schluß, einen ganz verändert freudigen Character annahm. —

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Allerlei.

Sehr bescheidene Anfrage.

Wann enden auch für uns die Tage,
Die Tage, ach! der schweren Noth?
Wann endlich schweigt die bitt're Klage,
Die Klage um das liebe Brot? —
Auch uns ein Lohn für Königgrätz!
Beglück' uns — Dotationsgesetz!
Die Lehrer nebst ihren Wittwen und Waisen
in Preußen. (Kladd.)

Müller. Also nur ein ganz fertiger Staat kann sich den Luxus einer liberalen Regierung gestatten!

Schultze. Na denn möcht' ich man bloß wissen, warum ER denn nich liberal rejiert? ER is doch mit die jroße Nation fertig jeworden!

Müller. Ja, ER wol! Aber die große Nation is mit JHM noch nich fertig; und die jehört doch ooch mit zum Staat.

Schultze. Ja so; Da hast du Recht; des hatte ich janz verjessen. (Kladd.)

Geschmackssachen. In China reißen sich die Frauen die Haare aus den Augenbrauen, um ihre kleinen Augen womöglich noch kleiner zu machen. Sie bestreichen ihre Lippen mit Zinnober, weil sie dies für eine besondere Schönheit halten. Die Türkinnen pflegten früher ihre Augenbrauen zu vergolden und ihre Fingernägel rosenroth anzumalen. Die Grönländerinnen färben ihr Gesicht blau und gelb. Die Japanesinnen vergolden sogar ihre Zähne, und die indischen Weiber färben sie in einigen Gegenden roth, in andern schwarz. In Natal tragen die Frauen zehn Zoll hohe Hauben aus Rindstalg, in China gar einen kupfernen oder goldenen Vogel auf dem Haupte, dessen Schnabel die Nasenspitze berührt, während die Flügel Stirn und Schläfe der Dame bedecken, der lange, emporstehende Schweif aber einen Federbusch bildet.

Bis zu sogenannten Augenblicksbildern hat es die Photographie wohl schon gebracht, doch scheint ein Londoner Lichtbildner, Hr. Skaife, dem reinen Begriffe des Augenblicks oder Moments noch näher gekommen zu sein. Derselbe fertigt jetzt Momentporträts nach folgender ihm eignen Weise: Die Sitzungen finden in einem fast dunkelen Locale Statt; sind die Vorbereitungen zur Aufnahme getroffen, so wartet der Künstler einen Moment ab, wo die sitzende Person sich in einer ganz natürlichen, ungezwungenen Position befindet, vielleicht mit einem Nachbar spricht; jetzt erfüllt plötzlich ein magisches Licht die Kammer, das mit der Schnelligkeit des Blitzes vorüber ist, und die Aufnahme ist geschehen. Die Wirkung ist so rasch, daß die Person thatsächlich nicht Zeit hat, während dem eine Muskelzuckung zu machen, und man rühmt daher auch an dieser Art Bilder, daß sie den natürlichen Ausdruck in einem bisher nicht erreichten Grad wiedergeben. Der Lichteffect bei der Aufnahme wird erzeugt durch eine Mischung von gepulvertem Magnesium und chlorjaurem Kalk, welche in einer eisernen Kapsel über einer Spirituslampe erhitzt wird.

Das Klima und die körperliche Beschaffenheit des Menschen. In einer Skizze aus Paris von Karl Vogt, erschienen in der „Köln. Ztg.", ist eine merkwürdige Notiz über die Einwirkungen des Klimas auf die körperliche Beschaffenheit des Menschen enthalten, welche von dem russischen Staatsrath von Khanikoff herrührt und in dessen Abhandlung über die Ethnologie Persiens steht. „Im Jahre 1816," sagt dieser Gelehrte, „wanderten einige hundert Familien aus Württemberg in die Gegend von Tiflis bei Elisabethpol ein. Die ersten Colonisten waren von nicht gewöhnlicher Häßlichkeit, sie hatten breite, viereckige Gesichter, blonde oder rothe Haare und blaue Augen, die zweite Generation war schon bedeutend besser und braune Haare und schwarze Augen waren nicht selten bei ihnen; die dritte Generation ist so verändert, daß man kaum den schwäbischen Ursprung erkennen würde. Fast alle jungen Leute dieser dritten Generation haben schwarze Augen, braune Haare, längliche Gesichter; sie sind groß, aber schlank und wohl gewachsen; die dicken Gestalten ihrer Voreltern sind vollständig verschwunden. Ich kann diese äußere Umwandlung, so bedeutend sie auch ist, nur dem Einflusse der Umgebung zuschreiben, denn die Frauen sind keusch, die deutschen Colonisten verheirathen sich nur unter sich, und ich kenne kein Beispiel einer Heirath zwischen einem Schwaben und einer Georgianerin." Arme Schwaben! Am Ende fällt es noch gar irgend einem Mächtigen ein, sie aus Deutschland herauszuweisen und ihnen den Kaukasus als Schwemmnet zur Verbesserung der Race anzurathen.

Lauf der Welt. Die „Dresdener Seifenblasen" enthalten folgenden Scherz:

Dem General, der mit dem Blut der Krieger
Den Sieg erraug, winkt jetzt die „Dotation",
Ein reiches Rittergut erhalt der Sieger,
Ein üppig Prachtpalais wird ihm zum Lohn.
Doch der Soldat, der freudig Blut und Leben
Fürs Vaterland dahin gegeben,
Erhalt — die Dankbarkeit ist nicht erloschen! —
Man zujelegt 'nen halben Silbergroschen.

Chinesisches Geduld-Spiel.

Aufgabe 5.

Eigenthum, Druck und Verlag von Albrecht Schröder. — Verantwortlicher Redacteur: R. Pfisterer.

Digitized by Google

Das Novellenbuch.

Unterhaltungsblatt zum „Fortschritt" („Fürther Abendzeitung").

Nr. 101. Montag, den 17. Dezember 1866. 2. Jahrgang.

Lorelei.

(Fortsetzung.)

Wilda, die Blicke unverwandt auf Eva gerichtet, hörte mit wachsendem Interesse und Erstaunen zu. Als sie geendet, rief er: „Lorelei! Wahrhaftig, Lorelei!" Sogleich begann er das Heine'sche Gedicht zu citiren, und declamirte es bis zum Schluß. „Dank, wunderbare Jungfrau Lorelei!" fuhr er fort. „Weißt Du auch was Du mit Deinem Singen gethan?"

Lorelei! Lorelei! bebte und hallte es in Hildebrand's Herzen wieder, bis in die tiefste Seele schütternd, mit „wundersamer, gewaltiger Melodei." Und dabei stieg eine Regung von Haß in ihm auf gegen den Genossen, der im Anschaun des halb eingeschüchterten Mädchens versunken, sich gleich ergriffen und gefesselt zeigte. Er hätte ihn anpacken und in die Tiefe schleudern mögen. Ein Neuling in inneren Kämpfen, unerfahren, daher innerlich noch unbeholfen, fühlte Wittig, wo er widerstandslos geträumt und gehofft, sich plötzlich einem Conflict Auge in Auge, der sein ganzes Wesen mit erbitterter Empörung füllte. Sie wirbelte ihm vom Herzen zum Kopf empor, und mühsam nur erzwang er die Besonnenheit zu äußerer Haltung.

Brigitte, die während Eva sang, Possen getrieben, dem Professor einen welken Zweig unter den Rockkragen gesteckt, und Herrn von Wilda verstohlen mit einem langen Grashalm zu kitzeln versucht hatte, begann jetzt: „War die Lorelei nicht eine Zauberin?"

„Gewiß, eine Zauberin!"

„Die die Männer durch ihren Gesang anlockte, daß sie auf dem Rhein die Fahrt verloren und an dem Felsen zu Grunde gehen mußten vor der bösen Hexe! Eva, Du kannst Dir gratuliren zu dem hübschen Namen!" Brigitte lachte laut auf.

Eva erhob sich. „Es ist auch unrecht, mich so zu nennen!" sagte sie leise, und streifte dem Professor mit einem ängstlich scheuen Seitenblick. Sie ahnte, daß etwas in ihm vorging; wie mächtig es in ihm arbeitetete, ahnte sie freilich nicht. Sie zwang sich zur Heiterkeit, und mahnte zum Aufbruch.

Am Abend dieses Tages, als die Männer sich zu einem Schoppen Wein niedersetzten, begann Herr von Wilda: „Jetzt, mein werther Freund, ist die Stunde zu gegenseitigen Ergießungen gekommen, und so muß ich Ihnen vor Allem bekennen, daß Sie für mich einer der unbegreiflichsten Menschen sind. Zwar begreiflich im höchsten Grade ist es, eine Reise hierher zu machen, sich in diesem Hause einzuquartieren, denn es birgt einen kostbaren Schatz! Einen Schatz, der diema gnetische Kraft zu haben scheint, andere Schätze herbeizuziehen! Denn unsere schöne Müllerin ist in ihrer Art auch ein gar flimmerndes und strahlenschießendes Kleinod. Aber diese Muhme Eva! Das Mädchen ist bezaubernd. Wär ein Mensch im Innern krank, wär er ausgetrocknet und halb erdrückt von Lebenserfahrung, hier müßte er gesund werden, gedeihen zur Freude, zu neuem Leben erwachen! Aber Sie — Unbegreiflicher, wohnen nun wer weiß wie lange hier, und ich finde Sie nur mürrischer und verdrossner als jemals!"

Hildebrand wollte antworten, aber innere Erregung erstickte die Worte. Er zuckte die Achseln und schwieg.

„Wären Sie nicht mein alter Genosse Hildebrand Wittig," fuhr Wilda fort, „der, so viel ich weiß, von Heimlichkeiten und Liebeshändeln immer weit entfernt war, so würd ich glauben: Der Schalk hat recht gut gewußt, warum er sich ein Seitenthal aufsuchte! Er wußte auch wohl, warum er mich gestern so hastig aus dem Hause haben wollte, und es ist ihm höchst störend, daß ich heute doch wie ein Marder in den Taubenschlag gedrungen bin, höchst störend — und er hat ganz Recht. Sie aber gehören nun einmal zu einer absonderlichen Menschenart. Ich freilich zähle nur zu der gewöhnlichen, und so gesteh ich, daß diese Muhme Eva mir's angethan hat, und daß es mir ein sehr lohnender Versuch scheint, dieses holdanmuthige Gemüth tiefer zu ergründen."

Digitized by Google

Das Wort zuckte wie ein Blitz in die tobende Erregung des Hörers. Er fuhr auf: „Sie werden diesen Versuch unterlassen! Ich verbiete ihn!“ Seine Stimme bebte, die Rede klang scharf und schneidend.

„Oho!“ rief Wilda verwundert, den Aufgeregten groß ansehend. „Darf ich fragen, was Sie zu diesem Verbot berechtigt?“

„Ich bin diesem Hause befreundet, darf nicht dulden, daß —“

„Sehr schön!“ unterbrach ihn Wilda. „Sie stellen sich als Cherub mit dem flammenden Schwert vor die Pforte. Wenn nun aber die sorgsam Behütete trotz des Wächters nicht abgeneigt wäre, einem Eindringling Gehör zu geben?“

Hildebrand's Faust ballte sich, jede Nerve seines Körpers war gespannt, und mit mühsam gedämpfter Stimme rief er: „Herr von Wilda, nicht weiter! Ich — liebe dieses Mädchen, ich will es — heirathen!“

„Was? Sie? heirathen —?“ Wilda setzte das Glas ab, das er eben zum Munde führen wollte, der spöttische Zug, der bis dahin durch sein Gesicht gegangen, wich einem ungeheuchelten Erstaunen. „Heirathen! Professor — das ist unerwartet!“

„Sie hören es, und werden sich danach richten!“ —

Wilda schwieg einen Augenblick. „Nun dann,“ begann er, „gesteh ich, daß ich Sie bisher nur zu necken beabsichtigte. Denn daß Sie in das Mädchen bis über die Ohren verliebt sind, haben Sie heut Nachmittag gar nicht verbergen können. Gerade aus Ihrem verdrossnen Wesen, das zu den Blicken die Sie auf Muhme Eva warfen, im Gegensatz stand — grade aus diesem unsteten Wesen merkt' ich's. Und wenn Sie es etwa unserer schönen Müllerin zu verbergen beabsichtigten, so waren Ihre Bemühungen auch vergeblich. Ich für meine Person muß jedoch gestehen, daß ich Sie bis zum Heirathsplan noch nicht gediehen glaubte. Daher meine Ueberraschung. Und Muhme Eva ist einverstanden? Und Frau Rose —?“

Den Professor ärgerte die Bezeichnung „Muhme Eva“ in Wilda's Munde, und erregt wie er war, fuhr er auf: „Ich habe Ihnen darüber keine Rechenschaft abzulegen!“

„Hm!“ machte Wilda mit Ruhe. „Wer verlangt Rechenschaft? Ein wenig Vertrauen aber wär hier von Anfang an am Platze gewesen. Sie würden mich dann weniger leichtfertig gefunden haben. Und dann — muß ich Ihnen sagen, daß der Ton, worin Sie mit mir reden, gar nicht schön ist. Ich dächte, wir könnten uns ohne Heftigkeit unterhalten.“ Er streckte versöhnlich die Hand aus. „Also — meinen Glückwunsch, Herr Professor!“

Wittig nahm sich zusammen. „Verzeihung!“ sagte er abgebrochen, „den kann ich noch nicht annehmen! Doch — ich hoffe — wenn ich dem jungen Mädchen meine Wünsche ausspreche — sie wird sie erfüllen.“

Wilda neigte, wie in Uebereinstimmung, den Kopf, und flüsterte halblaut: „So so!“ In Gedanken aber sagte er: „Dacht' ich's doch! Er hat noch kein Jawort! Hat noch nicht einmal gesprochen! Armer Mann, Du stehst vor einem Erlebniß!“ — Er erhob sich. „Nun ein Glückwunsch ist unter solchen Umständen um so mehr angebracht, und Sie dürfen ihn wohl annehmen. Doch Sie werden müde sein — denn in der That es ist spät geworden. Gute Nacht, Herr Professor!“

„Sie reisen morgen früh?“ fragte Hildebrand.

Um Wilda's Mund spielte ein sehr ironisches Lächeln. „Ich denke noch in dieser angenehmen Gegend zu verweilen,“ sagte er belustigt. „Auf Wiedersehen Herr Professor!“

Wittig folgte ihm ein paar Schritte bis auf die Landstraße, und sah dem im Dunkel Verschwindenden nach. Er fühlte selbst nur zu sehr, wie unliebenswürdig er heut gewesen; er hätte seine letzte Frage, die ihm beziehungslos auf die Lippen gekommen war, zurücknehmen mögen; er empfand den Spott aus Wilda's letzten Worten, er war mit dem Verlauf des letzten Tages, war mit sich selbst in tiefster Seele unzufrieden. In dieser unerquicklichsten aller Stimmungen wollte er sein Zimmer aufsuchen, da hielt ihn Frau Rose noch einmal fest.

„Ein Wörtlein in Ruhe, Herr Professor!“ sagte sie, „wir haben uns noch kaum guten Abend gesagt.“ — Er mußte sich zu ihr setzen. „Jetzt sagen Sie,“ fuhr Sie mit einer gewissen Heimlichkeit fort, „wie gefällt Ihnen die Brigitte?“

„Die Brigitte? Wie so?“

„Ei, so in ihrer ganzen Person.“

„Ein hübsches Mädchen — sehr übermüthig scheint sie mir, sehr unstet.“

Digitized by Google

„Ja, das kann man sagen. Das ist sie noch. Aber das gibt sich, das wird durch das Leben mit der Zeit eingeschränkt. Sonst hätten Sie nichts an ihr auszusetzen?"

„Ich? Aber, Frau Rose, wozu diese Inquisition?"

Frau Rose lachte. „Nur keine Angst! Auf Sie ist's nicht abgesehen! Aber ich will Ihnen sagen, weßhalb ich frage. Ich denke, die Brigitte wird einmal meine Schwiegertochter werden. Sie, Herr Professor, stehen unserm Hause nah genug, mir kommt's drauf an, Ihre Stimme zu hören. Was meinen Sie dazu?"

Hildebrand zögerte mit der Sprache. „Sie wissen," begann er, „daß ich Ihren Sohn gar nicht kenne, also nicht urtheilen kann, ob die Brigitte zu ihm paßt. Ob aber das Mädchen in Ihr Haus passen werde, Frau Rose, darüber hege ich Zweifel. Sie ist ein Flattergeist, klagt immer über Einsamkeit bei ihren Eltern, möchte hinaus, um nach Vergnügen zu haschen."

„Ach, lieber Herr!" unterbrach ihn die Hausfrau mit begütigendem Tone. „Das ist ja doch natürlich! So ein junges Ding sitzt nicht gern da eingeklemmt in der Schlucht. Denn auf der Mühle ist es, wenn man das Räderbrausen abrechnet, wahrhaftig gar zu still und einsam. Wenn daher die Brigitte einmal herauskommt, da schäumt die Lustigkeit bei ihr über. Von Herzen aber halt' ich sie für ganz brav. Ich bin auch so ein übermüthiges Ding gewesen, nachher hat sich's wohl geben müssen. Und — ziehen will ich sie mir wohl! Auch denk ich, nimmt sie meinen Julian gern. Sie hat mich erst heut wieder nach ihm gefragt, sogar nach seiner Wohnung, Straße, Nummer und Alles."

„Und Ihr Sohn hat das gleiche Interesse?"

„Ich zweifle gar nicht. Vor einem Jahre, eh' er den Soldatenrock anzog, war er viel auf der Mühle, und die Brigitte ebenso oft bei uns, und ich dachte, es würde schon damals in Richtigkeit kommen. Nun, wenn's noch nicht geschehen ist —"

„Dann — sein Sie auf Ihrer Hut," wollte Wittig sagen, allein er besann sich und sagte: „Dann wird's zur rechten Zeit schon kommen. Wir reden noch davon. Gute Nacht, Frau Rose!" Es war ihm unbehaglich, in dieser Sache den Vertrauten oder Rathgeber zu spielen, zumal heut, wo er so viel mit sich selbst zu thun hatte. Er brach die Sitzung ab, und ging auf sein Zimmer.

VI.

Eine Woche verging. Der Professor wurde durch Herrn von Wilda durchaus nicht belästigt. Dieser sprach zwar ein paar Mal im Hause vor, plauderte mit Frau Rose, die den Gutgelaunten stets willkommen hieß, sandte durch sie Grüße an Wittig, und ließ ihm sagen, er wolle ihn in seinen Studien nicht stören, stehe aber zu Diensten, wenn er Gesellschaft bedürfe. Man wollte Herrn von Wilda in dieser Zeit häufig auf dem Wege nach dem Mühlengrunde gesehen haben.

Hildebrand hätte in diesen Tagen wohl Gelegenheit gefunden, sich seiner jungen Hausgenossin zu erklären, aber so sehr es ihn drängte, der Augenblick schien ihm nie geeignet, und auch das geeignete Wort wollte nicht über seine Lippen. Das Gefühl, die Gelegenheit wieder und wieder versäumt zu haben, trug nicht dazu bei, seine Stimmung zu erhöhen. Zwar ließ sich nicht verkennen, daß Eva behutsamer geworden, daß eine gewisse Befangenheit an Stelle ihres rückhaltlosen Vertrauens getreten war. Sie saß jetzt seltner auf ihrem Platz auf der Galerie, sie suchte ihren kleinen Bruder in der Nähe zu halten, und war sie dennoch allein mit Hildebrand, dann lag in ihren Blicken etwas wie bittende Abwehr, oder sie lenkte, gesprächiger als sonst, die Unterhaltung auf die entlegensten Dinge. Gleichwohl würde sich dem gequälten Liebenden der Moment wohl geboten haben, ihr sein Herz auszuschütten, wenn er aus seiner Selbstqual zur That hätte kommen können. Immer lag ihm der Name Lorelei im Sinne, immer die Worte jenes Heine'schen Liedes. Er liebte Heine's Poesie gar nicht, und noch weniger die moderne Loreleisage und ihre poetischen Versionen, um so mehr ärgerte er sich, seine Phantasie in diesem Kreise gefangen zu sehen. „Den Schiffer im kleinen Schiffe ergreift es mit wildem Weh, er sieht nicht die Felsenriffe, er sieht nur hinauf in die Höh —," das klang bei Tag und Nacht, im Wachen und im Traume vor seinem Gehör. Und Eva hatte so gar nichts von einer Lorelei!

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Allerlei.

Das in Dresden erscheinende humoristische Sonntagsblatt „Seifenblasen“ bringt unter der Aufschrift „1866“ folgende Strophen:

„Verbunden ward in diesem Jahr
Europa und Amerika,
Und aufgefunden auch beinah'
Der deutschen Einheit Schlüssel gar;
Das Erste durch das Kabel,
Das Zweite durch den Säbel.“

Eine der größten bibliographischen Merkwürdigkeiten befindet sich in der Sammlung des Fürsten de Ligne in Frankreich. Das Buch führt den Titel „Liber passionis Nostri Jesu Christi cum characteribus nulla materia compositis“ und ist weder geschrieben noch gedruckt; vielmehr sind alle Buchstaben in demselben aus dem feinsten Pergament ausgeschnitten und auf blauem Papier aufgeklebt; der Text liest sich so leicht, wie der beste Druck. Die Geduld bei Ausführung dieser Arbeit muß außerordentlich gewesen sein, besonders wenn man die Präcision und Kleinheit der Buchstaben in Betracht zieht, deren vollendete Schönheit wahrhaft bewundernswerth ist. Der deutsche Kaiser Rudolph II. bot im Jahre 1640 11,000 Ducaten, eine für die damalige Zeit ungeheure Summe. Als besonders merkwürdig für dieses Unicum wird hervorgehoben, daß es das englische Wappen trägt, obwohl nie bekannt geworden, daß es von England stammt oder auch nur dort war.

Guerazzi über die Engländer. So oft ich einem Engländer in die Betrachtung unserer italienischen Sonne versinken sehe, wandelt mich allemal die Furcht an, daß er mit dem Gedanken umgehe, sie nach London fortzuschleppen, und hinterher im Detail als Talglichter zu verkaufen.

Der Musik entlehnte Redensarten. Es wäre der Mühe werth, nachzuforschen, ob die deutsche Sprache, die Sprache der Nation, deren ganzes Leben ja mit Musik durch- und verwebt ist, nicht sehr viele auf die Musik bezügliche Spruchweisen aufzuweisen hat, und wie deren Ursprung herzuleiten wäre. Wir erinnern uns momentan nur einiger wenigen, die wir hier gleich citiren wollen: „Der Himmel hängt voll Geigen“. — „Er spielt die erste Geige.“ — „Nach seiner Pfeife tanzen.“ — „Die große Posaune blasen oder auch die große Glocke läuten, ins Posthorn blasen.“ — „Das Geld ist flöten gegangen.“ — „Pfeifen aus dem Rohre schneiden.“ — „Aus einem andern Tone reden.“ — „Trübsal blasen.“ — „Wo du nicht bist, Herr Organist, da schweigen alle Flöten.“ — „Alle Engel singen hören“ (ein Satz, der sonderbarer Weise in manchen Gegenden Deutschlands gebraucht wird, um gerade die unbehaglichste Stimmung, empfindlichen Schmerz, Zahnreißen ꝛc. zu bezeichnen). — „Andere Saiten aufziehen.“ — „Hier sitzen die Musikanten“ (eine volle Geldtasche). — „Die alte Litanei.“ — „Ich kann auch ein Lied davon singen.“ Es ist nicht zu bezweifeln, daß neben diesen der Musik entnommenen bildlichen Redensarten, die uns nur im ersten Augenblicke einfielen, noch sehr viele derartige im Munde des Volkes gangbar sind.

Eine Schauspielerin des Berliner Victoriatheaters hatte sich auf dem Theaterzettel einen anderen als ihren richtigen Namen beigelegt und war deshalb nach §. 105. des Strafgesetzbuches angeklagt, aber vom Polizeirichter freigesprochen worden, indem derselbe annahm, daß das Publikum an dem richtigen Namen kein rechtliches Interesse habe. Dagegen hatte der Polizeianwalt Rekurs eingelegt; das Kammergericht bestätigte jedoch das freisprechende Erkenntniß, entgegen der Ansicht der Oberstaatsanwaltschaft, welche ausführte, wie in Folge davon Jeder, der öffentlich auftrete, sich einen beliebigen Namen beilegen könne.

Der klassische Sinn der Amerikaner zeigt sich in sehr hervorstechender Weise bei ihren Städtenamen, womit freilich dem echten Yankee des Guten genug gethan ist. Echt amerikanisch ist der Titel einer in der Stadt Homer Staates Louisiana, erscheinenden Zeitung: Homer Iliad. Vielleicht wird die Stadt Virgil im Staate Newyork den erforderlichen Pendant dazu liefern und ein Blatt „Virgil Eneid“ gründen; für die gleichnamige Stadt in Illinois, dem Staate des Ackerbaues und der Viehzucht, blieb dann noch immer als durchaus passender Zeitungstitel „Virgil Georgica and Bucolica“. Des Namens Homer erfreuen sich übrigens nicht weniger als 7 Orte in den Vereinigten Staaten, so daß der bekannte Schiller'sche Hexameter in amerikanisch-emendirter Lesart lauten könnte: „Sieben Städte zankten sich drum, ihn als Pathen zu haben.“

Charade.

In Summen, wie du sie magst stellen,
Von Eins an, bis zur Million,
Darf dir die Erste niemals fehlen,
Denn sie bestimmt des Ganzen Lohn,
Bei Heerden wie bei Krieger-Reih'n
Wird sie stets unentbehrlich sein.

Die Zweite naht im Wochenkreise
Dir, so wie Jedem siebenmal;
Pfeilschnell, nach gewohnter Weise,
Läßt sie zum Handeln dir die Wahl,
Doch es bedingt dein Thun allein
In ihr der Zukunft Heil und Pein.

Weh dir, wie klopft das Herz voll Beben,
Wie angstbeladen zagst du nicht.
Wenn unvermuthet in dem Leben
Das Ganze wie ein Blitzstrahl bricht!
Der Kaufmann kennt des Wortes Macht.
Und hat darauf auch meistens Acht.

Auflösung des Räthsels in Nr. 99.
Der Korkzieher.

Eigenthum, Druck und Verlag von **Albrecht Schröder.** — Verantwortlicher Redacteur: **A. Pfisterer.**

Digitized by Google

Das Novellenbuch.

Unterhaltungsblatt zum „Fortschritt“: („Fürther Abendzeitung“).

Nr. 102. Donnerstag, den 20. Dezember 1866. 2. Jahrgang.

Lorelei.

(Fortsetzung.)

Sie war die blauäugige Treuherzigkeit und Ehrlichkeit selbst. Manchmal, wenn sie sich scheuer gegen ihn erwies, dachte er ganz richtig, daß es ihr angst werden müsse vor seinem Wesen, und dann trat der feste Wille bei ihm auf, den Aengsten ein Ende zu machen. Nur daß dann gewöhnlich ein Hinderniß zugleich mit auftrat, bald in Gestalt des jungen Lateiners, bald in der derberen der biederen Magd Kathrin, die in wirthschaftlichen Dingen kam, bald als ein Ruf Frau Rosens, bald auch als ein freiwilliges pressirtes Aufbrechen Eva's. Die Lage des Professors wurde nur verzweifelter, seine Stimmung unerquicklicher.

Dies konnte sämmtlichen Hausgenossen nicht verborgen bleiben, man sah ihn mit befremdeten Blicken an. Frau Rose äußerte einmal: „Unser Herr Professor ist wie ein Weinberg, der auf verschiedenen Lagen trägt. Die auf der Mittagsseite gibt eine prima Sorte, die von der Abendseite läßt man stehen, wenn man sie einmal gekostet hat. Die wackere Frau war selbst ganz mißmuthig über des Gastes Aussehen und Betragen. Sie mocht' es nicht sehen, daß Jemand „Gesichter mache,“ forschte vergeblich nach dem Grund, und fing an zu besorgen, Hildebrand werde ihr wieder krank werden.

Eines Nachmittags, fast gegen Abend, kam der Müller mit seiner Tochter im leichten Wägelchen aus der Stadt gefahren, und hielt, wie er pflegte, vor dem Wirthshaus der schönen Rosa an. Brigitte sprang sogleich ins Haus, und erklärte Frau Rosen, daß sie die Nacht bei ihr bleiben werde, da sie die „liebe Base“ so lange nicht gesprochen habe. Diese war einverstanden, der Vater aber wollte nichts davon wissen. Brigitte bedeutete ihm, daß sie sich bei Eva nothwendig Rath und Hilfe holen müsse bei einer weiblichen Arbeit. Sie habe Alles dazu mitgebracht. Die Base redete zu, der Müller aber verweigerte die Erlaubniß. Brigitte suchte die Rechte des verzogenen Kindes geltend zu machen, bat, machte Possen, schmollte, brachte es bis zu Thränen, und als diese nichts fruchteten, stampfte sie mit dem Fuße und erklärte, sie wolle und werde heute nicht aus diesem Hause gehen. Dem sonst wohl nachgiebigen Vater war jedoch heut durch nichts beizukommen, und obwohl er keinen Grund aussprach, wollte er seine Einwilligung um keinen Preis geben. Als er sich den Ausbrüchen der Tochter gegenüber selbst zur Heftigkeit steigerte, und sie am Arm nahm, um sie mit Gewalt zum Wagen zu führen, gab auch Frau Rose Brigitten gute Worte, sich zu fügen, sie solle ein andermal auf ein paar Tage kommen. Das half nur wenig, denn das eigensinnige Mädchen hatte sich in den Kopf gesetzt, grade heut zu bleiben, und geberdete sich wie außer sich. Fast mit Gewalt mußte der Vater sie in den Wagen heben und entführen. Frau Rose schüttelte doch bedenklich den Kopf, als sie die vom heftigsten Zorn Entstellte dahinfahren sah.

Um dieselbe Stunde schritt Hildebrand nach dem Städtchen hinunter, um irgend einen kleinen Einkauf für seine Bedürfnisse zu machen. Er sah auf dem Rheine Dampfschiffe vorüberfahren, und überdachte seufzend die Zeit, die er hier verlebt, und die nun bald zu Ende gehen sollte. „Mit welchen Empfindungen wird das Schiff mich wieder forttragen? Gehoben von höchstem Glück, oder?“ Er mochte den Gegensatz nicht ausdenken. Länger als er gewollt, streifte er umher. Es war Abend geworden, der Mond stand voll am Himmel. Hildebrand wählte nicht die breite Straße zum Heimweg, sondern einen näheren Pfad, durch die Weinberge, die sich terrassenförmig hoch emporstuften. Unzählige kleine Treppchen führten hier im Zickzack zwischen den Rebengärten hindurch. Der Weg war nicht der bequemste, zumal bei Nacht, allein der Professor hatte ihn einmal eingeschlagen, kannte ihn von manchem Gange her, und hoffte ihn, zumal bei Mondschein wohl zu finden.

Er mochte das erste Drittheil des Wegs zurückgelegt haben, als er etwas wie Tritte

Digitized by Google

und das Herabrollen kleiner Steine in der Nähe zu vernehmen glaubte. Er blieb stehen und sah sich um. Nichts zu erblicken. Er stieg weiter. Da tauchte eine hohe Männergestalt vor ihm auf, um bald wieder seitwärts von den Rebenpflanzungen verdeckt zu werden. Wer konnte das sein? Es schoß dem nächtlichen Wanderer durch den Kopf, Herr von Wilda mache hier einen Spaziergang. Er trat in den Schatten, leiser auftretend, lauschend und spähend. Um so lauter klopfte sein Herz.

„Wohin des Wegs?" fragte plötzlich eine wohlklingende Stimme, aber mit gebieterischem Tone. Die Gestalt, aus einem Seitenwege hervortretend, stand dicht vor ihm.

„In mein Quartier. Ich wohne da oben im Wirthshause," entgegnete Hildebrand.

Das Mondlicht fiel dem Fremden in's Gesicht. Wittig sah eine schlanke Jünglingsgestalt in militärischer Haltung vor sich stehen, sah in angenehme Züge, aber in ein paar Augen, die feindliche Blicke auf ihn schossen. Das Gesicht war ihm fremd, und doch kam ihm vor, als müsse er es irgendwo schon gesehen haben.

„Vorüber! Bis auf Weiteres!" sagte der Fremde, indem er zur Seite trat, um dem Professor Platz zu machen.

Hildebrand stutzte. „Darf ich fragen," begann er, „wer mir auf diesem sonst wenig betretenen Wege begegnet?"

„Ich habe noch nicht nach ihrem Namen gefragt!" rief der Fremde barsch. „Wenn Sie diesen Weg betreten — — doch gehen Sie, er steht Ihnen frei!" Der junge Mann brach seine Rede kurz ab, und da er hier noch besser Bescheid zu wissen schien als der Professor, bog er in den Schatten, wo er verschwand.

Sonderbar berührt von dieser Begegnung kam Hildebrand zu Hause an. Er blieb ohne Licht in seinem Zimmer. Es war noch nicht spät, aber die Abende brachen eben schon früher herein. Im Hause schien noch viel Verkehr zu sein. Eine Weile stand die fremde Gestalt vor Wittigs Phantasie, bis sie von der anmuthigeren des geliebten Mädchens verdrängt wurde. Da hörte er leichte Tritte an seiner Thür über die Galerie huschen. War es Eva? Wenn dies war, dann sollte mit ihr der entscheidende Moment gekommen sein. Er sprang auf, öffnete — sie wars, sie kam eben wieder zurück von der vorderen Galerie und wollte vorüber huschen. „Eva!" rief er, und hielt ihre Hand fest. Sie erschrak. „Herr Professor," stotterte sie, „was wünschen Sie? Ich — habe Eile!

„Theures geliebtes Mädchen!" rief er, sie nur fester haltend. Was er weiter sprach, wußte er selbst nicht, aber er sagte Alles, was er auf dem Herzen hatte.

Eva bebte, und suchte ihre Hand aus der seinen loszumachen. „O mein Gott!" sagte sie bestürzt und traurig. „So mußte es dennoch geschehen! Nein, nein, sprechen Sie nicht weiter lieber Herr Professor! Ich gehöre nicht mehr mir selbst, bin mit Herz und Seel und Willen gebunden, so fest, als wärs durch heiligen Eidschwur! Es ist mir schrecklich, daß ichs Ihnen sagen muß. Sie wissens nun — sonst nur noch Einer auf der Welt. Sammeln Sie sich — Sie werden ja ruhig werden! Was hätt' ich Ihnen sein können in Ihrer ganz andern Welt? Gehen Sie — vergessen Sies! Ich kann ja nicht anders!" Eva sprach hastig athemlos, endlich erstickten Thränen ihre Stimme. Sie eilte fort.

Hildebrand stand da, wie vom Blitz getroffen. Allen Zweifeln und Schwankungen, aber auch aller Hoffnung war nun ein Ziel gesetzt. Eine Minute hatte hingereicht, was Monate langsam zusammengeträumt und gesponnen, schnell zu zerreißen und zum erschütternden Ende zu bringen. Der Enttäuschte schwankte in sein Zimmer zurück. Nichts war ihm übrig geblieben, als ein letztes Aufbäumen der Leidenschaft im Herzen und ein Ringen nach Fassung. Denn das fühlte er und sagte er sich mitten im aufgewühlten Chaos seiner Empfindungen, wenn er zu hoffen aufhören mußte, dann mußte auch ein fester männlicher Wille die Wogen des Schmerzes, des Grolls, der selbstanklägerischen Erkenntniß seiner Blindheit, aller leidenschaftlichen Regung, beruhigen und zur Ordnung zwingen. Er war da, dieser Wille, aber noch hatte er einen harten Kampf zu bestehen, noch stellte ihm verzweifelte Erbitterung einen Feind gegenüber, jenen Feind, der glücklicher sein sollte als er, jenen, der Eva's Liebe besaß, an den sie, wie sie sagte, gekettet war mit Herz und Seel' und Willen. Wer konnte, dieser Beneidenswerthe, Hassenswerthe sein? Herr von Wilda? Oder der Fremde, dem Wittig

Digitized by Google

in den Weinbergen begegnet? Immer mehr neigte er sich dieser Annahme zu. Aber welchen Namen trug dieser Fremde, den Hildebrand sich nicht entsinnen konnte bei hellem Tageslicht je im Hause gesehen zu haben? Lange grübelte Wittig nach, ließ alle erdenkliche Persönlichkeiten durch seine Erinnerung gehen — bis auf eine, die er zwar denken konnte, die aber nicht in seiner Erinnerung stand.

Den Stunden der Aufregung folgte eine tiefe Abspannung, aber nicht jene erlösende, schlafbringende, sondern jener verworrene Zustand zwischen dem Bedürfniß nach Ruhe und den Nachwehen inneren Sturmes. Da bebt und zittert es noch in allen Nerven, die Sinneswahrnehmung ist qualvoll geschärft und richtet sich gegen allen Willen mit gespannter Beobachtung auf das Gleichgiltige und Nichtige. Die Mücke, die über dem Haupte durch die Dunkelheit schwebt und kreist, singt eine förmliche klagende Melodie; der Holzwurm im alten Schranke nagt immer hastiger; der alte Hofhund an der Kette hat beim Bellen einen sonderbaren, nie bemerkten Ansatz. Stiller wird es im Hause, die Thüren werden geschlossen, aber die vordere hat eine andere Art zu dröhnen als die Hofthür, deren Schlüssel auch schwerer geht. Er muß verrostet sein. Mitternacht ist vorüber, die Luft trägt den Schall der Thurmuhr, den sonst nicht hörbaren, heut deutlich aus dem Städtchen herauf. Und immer stiller ward es. Hildebrand saß immer noch in der Ecke des alten Sophas gedrückt, schlaflos, mit den Gedanken bald über die Trümmer seines zerfallenen Glückes schweifend, bald am Zufälligen haltend.

Eben wollten ihm die Augen zufallen, da glaubte er in der Nähe eine männliche Stimme zu hören. Er fuhr auf, sein Herz klopfte plötzlich lauter. Er täuschte sich nicht, er hörte sprechen. Ohne zu überlegen, eilte er zur Thür, öffnete und horchte hinaus. Eine mühsam gedämpfte Männerstimme sprach, dazwischen Eva, leise, flüsternd, begütigend. Wittig hörte seinen eigenen Namen. Mit Gewalt zoges ihn fort, die Galerie entlang, und an die Wand gedrückt spielte er die unschöne Rolle des Lauschers.

„Ich will diesen Professor nicht länger im Hause wissen," sagte der Mann, und werde Mittel finden, ihn zu vertreiben. Die Mutter weiß nicht, was sie thut, diesen Eindringling und Schleicher zu begünstigen."

„Du thust ihm Unrecht, wahrhaftig Unrecht!" entgegnete Eva.

„Natürlich! rief die andere Stimme erbittert, „ich wußte, daß Du ihn vertheidigen würdest. Darum aber bin ich hier! Ich will wissen, wie ich mit Dir dran bin, wenn ich nicht schon zu viel weiß!"

„Heimlich in der Nacht, und ohne Urlaub!" unterbrach ihn Eva „Wenn es auskommt, Julian, so kurz vor Deiner Entlassung, Du fällst in Strafe! O die drei Wochen hättest Du noch abwarten können, hättest so viel Zuversicht auf mich haben sollen —"

„Und wärens drei Tage, drei Stunden vor meiner Entlassung gewesen, ich hätte mich aufgemacht, Dich und ihn zur Rede zu stellen. Ein Schurke wär ich, wenn ich auf den Brief zurückblieb, und die Sache weiter gehen ließ!"

„Auf welchen Brief? So hat man mich bei Dir angeschwärzt?"

Julian stockte einen Augenblick. Dann begann er: „Eva, ich kann nichts Verstecktes leiden — ja, ein Brief hat mir Alles verrathen! Daß Du mit dem Professor — stündest, wie es nicht sein sollte, daß Dein Betragen den schlimmsten Verdacht rechtfertige —"

Julian! Julian! Und Du hast es geglaubt? Und wem hast Du mehr geglaubt als mir? Von wem ist der Brief!"

„Er ist mit verstellter Hand geschrieben kein Name drunter. Aber so wenig mag ich Dir ein Geheimniß aus meinen Gedanken machen, daß ich Dir sage — ich vermuthe, die Brigitte schrieb ihn."

Eva schien aufzuathmen, „Die Brigitte! Ja so! Ja dann —!„Du weißt doch wohl, Julian, daß die Brigitte viel Grund hat, mir böse zu sein? Du selbst hast mir gestanden, daß Du einst geglaubt hast, sie zu lieben. Bis ich ins Haus Deiner Mutter kam. Daran laß mich Dich erinnern. Wir gewannen uns so bald lieb — ach Julian, warum sagten wir's nicht längst Deiner Mutter? Siehst Du, daß Du das nicht wolltest, war dennoch eine Heimlichkeit, und daraus ist jetzt Deine Eifersucht und Dein Mißtrauen entstanden, das mich in tiefster Seele kränkt." (Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Pessimistisch-Mystisch.

Das Parlament, was ist's — „Ein Wort!
Ein leerer Schall noch, kein Begriff;
Ein Ton, doch lang noch kein Accord,
Ein Kiel — viel Bretter, doch kein Schiff."

Was will es denn? O sag' mir's frei! —
„Was wollen Wolke Meer und Wind?
Was will im Vogelnest das Ei?
Was will im Mutterleib das Kind?"

Was soll das Parlament denn? Sprich! —
„Berathen soll's — beschließen nie!
Und nur erörtern säuberlich:
Warum? Womit? Wofür und wie?"

Worauf denn zielt's und will's hinaus? —
„Ob Bundesstaat, ob Staatenbund?
Ob Hausstaat oder Staatenhaus?
Nur auf ein Wortspiel zielt's im Grund."

Welch Recht denn hat's? Erklär' mir das! —
„Das Recht, zu regeln Maß und Zoll,
Münz' und Gewicht und — sonst noch was,
Wovon man heut nicht reden soll!"

Wo ist die Macht des Parlaments? —
„Das frage den, der's wissen mag!
Und grüß' mir in der Residenz
Berlin den künft'gen — Bundestag!

Allerlei.

Bescheidene Anfrage an die Herren von Beust und Belcredi. Ein deutscher Staatsmann hat, wie Ihnen bekannt sein wird, gesagt: Nur ein fertiger Staat kann sich den Luxus einer liberalen Regierung gestatten. Bin ich noch nicht bald **fertig?** Felix Austria.. Kladd.

Neueste Correspondenz.

Hannover. Ohn' Rath und Hilfe weilen hier
Jetzt Unterofficier und Officier!
Was soll aus Ihnen werden, mein Kind? —

Hitzing, (bei Wien.) „Laß sie betteln geh'n, wenn sie hungrig sind!" (Kladd.)

Verloren. Mein Max ist mir plötzlich abhanden gekommen, und seine Spur ist allen Bemühungen zum Trotz bisher nicht aufzufinden gewesen. Der ehrliche Finder wird gebeten, denselben gegen Erstattung aller daraus entstehenden Ernährungs- und sonstigen Kosten gefälligst — für sich zu behalten. Mexico. (Kladd.)

Ein Exercitium. Ein Pariser Gamin steckt die Hand in die Tasche eines alten Herrn und wird dabei ertappt. „Entschuldigen Sie Bürger", lautete die Ausrede, „es wär nicht ernsthaft gemeint". Wie so Spitzbube? — „Wahrhaftig nicht Monsieur, ich übe mich nur für die Zeit der Ausstellung".

Ein neues Geschäft. In der „V. Ztg." sucht das Londoner Haus Will. Walth. Brown und Comp., das ein Mittel gegen Trunksucht besitzen will, in allen großen Städten zuverlässige Agenten, „welche selbst an diesem Uebel leiden, damit die Welt Beweise habe, sobald sie selbst kurirt seien!"

Die Preußenfurcht als neue Weihnachtsgabe. Viel Heiterkeit erregt gegenwärtig bei Weihnachtsausstellungen in Süddeutschland eine lange, militärische Figur, mit einer Pickelhaube, mit grimmigen Gesichtszügen und mit weitgeöffnetem, zähnedrohendem Munde, welche zu ihren Füßen die Aufschrift führt:
Leise, Kindlein, leise!
Sonst kommt der böse Preuße,
Sonst kommt der Vogel von Falkenstein,
Jagd den Manteuffel euch in den Rachen hinein,
Herr Bismarck kommt dahinter
Und frißt die großen Kinder.

Es ist dieß offenbar eine den jüngsten Zeitereignissen entsprechende und illustrirte neue Auflage des in und nach dem dreißigjährigen Kriege in Deutschland üblichen Spruches:
Bet', Kindlein bet'!
Morgen kommt der Schwed',
Morgen kommt der Ochsenstern,
Der frißt die kleinen Kinder gern.

Eine Reminisenz. Als neulich bei der Aufführung des „Kaufmanns von Venedig" Shylok sagte: „Ich muß ein Pfund Fleisch haben!" rief ein biederer Sachsenhäuser von der Galerie herunter: „Und 8 Stück Cigarren!"

Chinesisches Geduld-Spiel.

Aufgabe 6.

Eigenthum, Druck und Verlag von **Albrecht Schröder.** — Verantwortlicher Redacteur: **K. Pfisterer.**

Digitized by Google

Das Novellenbuch.

Unterhaltungsblatt zum „Fortschritt“ („Fürther Abendzeitung“).

Nr. 103. Montag, den 24. Dezember 1866. 2. Jahrgang.

Lorelei.

(Fortsetzung.)

„Eva, ich bin tiefer gekränkt als Du, daß ein Verdacht gegen Dich möglich war! Siehst Du, wenn Du — Du falsch wärst, dann gäb es nichts mehr für mich, auf das ich bauen könnte! Eine Wuth faßt mich bei dem Gedanken an, daß ich mich selbst nicht mehr kenne. Als ich vorher durch die Weinberge heraufkam, begegnete mir ein Mensch. Er sagte, er wohne hier im Hause, und sicher war es der Professor. Mir fuhr es durch alle Sinne, ich hätte ihn erdrosseln, erwürgen, mit Füßen treten mögen. —“

„Julian, um Gotteswillen! Wie redest Du!“ —

„Aber ich hielt mich, fragte nicht nach seinem Namen, wollte erst Dich hören. Eva, Du sagst mir, daß Du ihn nicht magst — ich will es glauben, weil Du es sagst! Aber, daß er Dir nachstellt, kannst Du das läugnen? Die Mutter hat ihn verwöhnt, ihm zu viel Rechte im Hause gewährt, und Du hast ihm Gelegenheit gegeben, seine Pläne gegen Dich zu nähren. Er muß aus dem Hause!“

„Er wird gehen, Julian, freiwillig wird es gehen, Du brauchst nicht drum zu sorgen. Es ist möglich, daß ich zu vertrauensvoll gegen ihn gewesen bin, aber er ist — ach, ich weiß ja, Du wirst neuen Grund zur Eifersucht finden, wenn ich ihn vertheidige. Dennoch thu ichs, denn Du thust ihm Unrecht. Er ist kein Schleicher, keiner der böse Pläne ausdenkt. Er ist ein braver, gelehrter und grundguter Mann, der auch Dir, wenn Du ihn kenntest, wie ein Freund sein würde. Er gehörte bald zum Hause, und seinem Gespräch hörte ich zu, wie dem eines Lehrers, oder Bruders, dessen Geist weit über meinen hinaus reicht. Es war auch nicht eine Spur an ihm zu erkennen, daß er mich liebte, und daher gewann ich ein solches Vertrauen zu ihm, daß ich drauf und dran war, ihm meine Liebe zu Dir zu bekennen. Aber mit Angst wurd' ich gewahr! daß er mich bald mit andern Blicken ansah —“

„Also doch!“ fuhr Julian auf.

„So sei doch nur ruhig, und höre weiter!“ beschwichtigte Eva. „Ich mochte eine Weile noch nicht daran glauben, und konnte nicht aufhören, ihm freundlich zu begegnen. Kein Wort, das mich hätte kränken können, kam über seine Lippen, er blieb immer der brave, edle Mann, zu dem man Vertrauen behalten konnte. Endlich ward es mir an seinem Betragen klar, ich mußte ihm aus dem Wege gehen, nicht aus Furcht vor ihm, sondern um ihn zu schonen. Ich sah's ihm an, er war unglücklich, er ahnte, daß ich ihm nichts zu bieten habe, oder er schwankte, ob er ein so geringes Mädchen, wie mich, sich in seinem künftigen Leben denken könne. So ging es fort bis heut. Vor wenigen Stunden trat er vor mich, gestand mir seine Liebe und — kurz ich sollte sein Weib werden —“

„Eva! Eva! Das — das sagte er?“

„Das wollte er von mir! Ich aber sagte ihm, daß mein Herz und meine Hand nicht mehr mein sei! Julian, Dir gehör ich, Du weißt es! Wenn Du mich noch liebst, so glaube mir; daß ich mit ganzer Seele nur für Dich lebe, daß ich kein anderes Glück im Leben weiß, als mit Dir! Nun weißt Du Alles. Schilt mich noch, wenn Du mußt, aber hör auf, mir zu mißtrauen. Und nun geh zurück in die Stadt, mich ängstet's, daß Du ohne Urlaub fortgegangen, es kann ein Unheil daraus entstehen!“

Schon schien Julian überzeugt und für Eva's Bitten nachgiebig gestimmt, als er plötzlich seine Aufmerksamkeit nach unten richtend, ausrief: „Horch! Was ist das? Was sagst Du dazu? Kommt das zu Dir?“

Ein Rauschen des Nußbaums an der Ecke der Galerie wurde gehört, aber nicht ein Rauschen von Windeswehen. Dann ein leises Knarren in den Aesten, als stiege Jemand hinauf. Sich in den Schatten drückend, und doch halb vorgebogen, athemlos, lauschte Hildebrand, lautlos, gespannt die beiden andern. Und jetzt ragte ein

Digitized by Google

männlicher Kopf über die Brüstung der Galerie. Julian, von wildem Jähzorn fortgerissen, sprang vor, holte mit geballter Faust aus — ein gewaltiger Schlag — ein Krachen in den Aesten, der schwere Fall eines Körpers am Boden — dann tiefe Stille.

Das Alles ging so schnell, so plötzlich vor sich, daß ein Zuspringen Hildebrands nicht möglich war. Entsetzt über den Vorgang stand er einige Secunden wie betäubt. Da hörte er Eva's vor Schreck fast erstickte Stimme: „Julian! Was hast Du gethan!" —

„Deinen Herrn Professor heimgeschickt!" rief dieser, dessen Brust schwer zu athmen schien.

„Er kann's ja nicht sein, Julian! Du hast Dich, mich, uns alle ins Verderben gebracht!"

Hildebrand trat schnell hervor. „Der Professor Wittig bin ich!" rief er. „Ich weiß, was Sie mir vorwerfen, habe Alles gehört. Wer dort hinabgestürzt ist — vielleicht kenn' ich ihn. Jetzt retten Sie sich! Fort eh' man Lärm macht. Ich nehme, wenn der Fall im Dunkeln Zeugen gehabt, Alles auf mich! Nur fort!"

„Gott sei Dank!" flüsterte Eva. „Siehst Du Julian, wie falsch Dein Verdacht war! O Du hast vielleicht einen Menschen getödtet!"

Julian, bestürzt über seine rasche That, wie über seine Täuschung, stand sprachlos. Hildebrand drängte ihn zur Flucht, wiederholte sein Erbieten, das Schlimmste zu vertreten. —

„Folg' ihm" bat Eva. „Der Christian hat Dich eingelassen, er weiß um unsern Verkehr, er hilft den Gestürzten fortschaffen. Er ist vielleicht zu retten — rette Dich nur auch, eh' Lärm entsteht, daß Du unentdeckt nach der Stadt kommst!"

Hildebrand hörte nichts mehr, er schlüpfte hinunter, so leis als möglich, fand die Hofthür offen, und Christian, den Knecht, bereits bei dem Gestürzten. In ihm erkannte er, wie eine Ahnung ihm gesagt, Herrn von Wilda, der für todt dalag. „Um Jesu willen, Herr Professor, was ist da geschehen?" sagte Christian am Boden knieend. —

„Frisch, angefaßt, Christian! Er muß hinweg, eh' Lärm im Haus entsteht. Wir tragen ihn durch die Weinberge hinunter in seine Wohnung, in den Gasthof!"

Der Knecht, zu bestürzt, um zu widerstreben, griff zu, und beide trugen den Körper fort. Mit wenigen Schritten waren sie in den Rebenpflanzungen. Aber es war ein beschwerliches Tragen, die vielen im Zickzack laufenden schmalen Treppchen hinab. Nach hundert Schritten mußten sie die Last absetzen. Hildebrand ließ sich nieder, nahm das Haupt des Verunglückten auf den Schoß und untersuchte seine Brust.

„Ist es denn wirklich der Herr von Wilda?" fragte Christian. „Wie ist es denn zugegangen?"

„Habt Ihr gesehen, was sich zugetragen?" fragte Wittig zurück.

„Nichts, gar nichts! Ich hatte den Julian eingelassen — nun, Sie wissens jetzt auch, Herr Professor, und hielt mich im Hause. Da hör' ich einen Sturz vom Baume, ich denke, bei Gott, der Julian ist's — und komm' und sehe —"

„Schweigt, Christian schweigt!" Hildebrand hatte in seiner aufopfernden Dienstfertigkeit bisher nur den einen Gedanken gehabt, Julian die Flucht zu ermöglichen, jetzt aber, da er mit dem Körper eines anscheinend Getödteten Nachts auf einem Schleichwege saß, überkam ihn das Bewußtsein, als Hehler eines Mordes sich in die entsetzlichste Mitschuld verwickelt zu haben. Er fragte sich, ob es nicht besser sei, den Verunglückten ins Haus zurückzutragen, auf gradem Wege zum Arzt zu eilen, und mit schleuniger Hilfe zu retten, was noch zu retten sei. Christian hatte von Julians rascher That nichts gesehen, wenn sonst Niemand im Haus erwacht war, konnte Wilda irgendwo auf dem Wege einen unglücklichen Fall gethan haben, und wenn Genesung möglich war, mochte Wildas wie Julians Schuld noch zum leidlichen und versöhnlichen Austrag gebracht werden. Aus diesen Gedanken, die ihn rasch durchkreuzten, wurde er geweckt durch eine Bewegung des Unglücklichen in seinen Armen. Auch Hildebrand athmete auf.

„Wo sind wir denn?" fragte Wilda mit matter Stimme.

„Wie geht es Ihnen, Herr von Wilda?"

„Ach, Sie sind es, Professor? Wie ist mir denn? Was machen wir hier unter freiem Himmel?"

„Sie haben sich Schaden gethan, sind gefallen —"

Digitized by Google

„Ich erinnere mich — ja — darum der Schmerz in der Seite."

„Wir werden Sie hineintragen ins Haus —"

„Ich bitte, — nein! Ich wünsche in meine Wohnung zu gelangen, und hoffe auf die Füße zu kommen. Ihren Arm!"

Wilda erhob sich mit Anstrengung, und suchte, auf Hildebrands Arm gestützt, zu gehen. Allein bei der Enge und Schmalheit der steinernen Stiegen, die für zwei nebeneinander Gehende nicht Raum boten, wurde der Weg höchst mühevoll. Wittig verwünschte innerlich hundertmal seinen Einfall, diese Schleichwege einzuschagen. Erschöpft brach Wilda endlich wieder zusammen. Es war keine Zeit zu verlieren. Die beiden Anderen hoben ihn auf, und trugen ihn fort, so gut es ging. Wittig pries den Augenblick, da sie sich nach allen Hindernissen und fortwährendem Aufenthalt, endlich dem Ausgang des Weinbergs und der Fahrstraße näherten.

„Lassen Sie mich noch einen Augenblick nieder!" begann Wilda. „Da ich denn doch nicht auf freien Füßen, wie ein vernünftiger Mensch in meinen Gasthof einziehen kann, und ich Aufsehen vermeiden möchte, so wär' es gerathen, an eine andere Unterkunft zu denken."

„Denken Sie doch vor Allem an Ihr Leben, Ihre Gesundheit!" sagte Wittig, „Es muß zum Arzt geschickt werden —"

„Hier in diesem Neste? Ich denke, wir machen uns gleich auf nach Coblenz und gehen zu dem besten. Wenn Sie Ihrer Güte die Krone aufsetzen wollen, so bestellen Sie für mich Extrapost."

In diesem Augenblick bemerkte der Professor, wie Christian in seinem Rücken mit einem Vierten einige Handbewegungen wechselte, dann aufstand und mit ihm flüsterte, Es war Julian. Christian kam zurück. „Es soll Alles geschehen," sagte er, „aber hier können Sie nicht liegen bleibrn. Wir wissen schon eine Herberge, wo Sie inzwischen unterkommen."

Wilda mußte sich gefallen lassen, daß man ihn forttrug. Wenige Schritte hinter ihm folgte Julian. — In der Nähe der Landstraße stand eine Art von Winzerhäuschen. Es gehörte zu Frau Rosens Grund und Boden, und wurde nur im Sommer und Herbst von ein paar Taglöhnern bewohnt, welche die Aufsicht über die Weinberge hatten. Hier pochte Christian an, um bald darauf die Uebrigen einzulassen. Wilda wurde auf ein Lager gebracht und blieb mit Hildebrand allein, während im Vorderraume eine eifrige Berathung stattfand.

„Wie befinden Sie sich Herr von Wilda?" begann Wittig.

„Die Frage ist nicht leicht zu beantworten, lieber Herr," meinte Wilda. „Eigentlich in der verwünschtesten Lage, aber für diese Lage immer noch gut genug. Denn daß Sie sich meiner so freundschaftlich annehmen würden, konnt ich kaum erwarten. Nun aber vor Allem jetzt die Versicherung und mein Ehrenwort, daß ich auf meiner nächtlichen Himmelsleiter durchaus nicht in Ihr Gehege habe kommen wollen. Meine Lage entschuldigt oder gebietet vielmehr eine Indiscretion — hören Sie! Ich hatte ein erstes entschiedenes Stelldichein mit — der schönen Müllerin verabredet. Nachmittags sprach ich sie im Fluge in der Stadt, sie wollte oben bei Frau Rosen übernachten, ich beabsichtigte gegen Abend auf Besuch zu kommen, mich zu verspäten, und endlich auch im Hause zu bleiben. Aber eine andere Verspätung kam meiner Absicht zuvor. Nahe Bekannte, Damen darunter, erschienen im Gasthofe als Durchreisende, hielten mich auf, es war kein Loskommen möglich. Spät erst konnt ich mich aufmachen, um mein Wort zu lösen. Ich fand die Thür verschlossen und kam auf den abenteuerlichen Einfall, auf Diebswegen einzudringen. Der Empfang ist Ihnen bekannt."

Er schwieg einen Augenblick, wie um eine Gegenrede Wittigs abzuwarten. Da dieser nichts erwiderte, fuhr Wilda fort: „Sie finden ohne Zweifel meine Sache sehr unmoralisch, und da ich selbst dabei zu Falle gekommen bin, hätte auch ich die Pflicht, den reuigen Sünder zu spielen. Ja, ich gestehe, daß ich es um der schönen Müllerin Willen für einen sehr geschickten Handstreich des Zufalls anerkenne. Es war keine himmelstürmende Leidenschaft, die mich zuihrzog, obgleich es so aussah, — aber wenn einem so ausdrucksvoll entgegengekommen wird, so wär' es fast eine Unhöflichkeit gewesen zu widerstreben — sie ist doch zur Nacht oben?"

Wittig, der einen Theil des Auftritts zwischen Brigitte, ihrem Vater und Frau

Digitized by Google

Rose mit angesehen hatte, erzählte, was er wußte. —

„Also reine Kletterstudien und ein leeres Nest!“ rief Wilda lachend über sein Mißgeschick. „Das Mädchen kann von Glück sagen. Nun aber, lieber Freund, eröffnen Sie mir gefälligst, wer jenen höchst nachdrücklichen Faustschlag auf mein immer noch taumliges Haupt führte?

„Ich selbst that es,“ entgegnete Hildebrand nicht ohne Stocken, „ich ließ mich durch Eifersucht hinreißen —“

Wilda erhob sich ein wenig vom Lager und sah den Sprecher verwundert an. Ein Zug von Humor ging auch jetzt noch durch sein Gesicht. „Ihre Freundschaftlichkeit überschreitet das gewöhnliche Maß, lieber Herr!“ sagte er. „Aber dies machen Sie mir nicht weis! Ihre Hände kenn' ich, und selbst wenn Sie dieselben zur Faust ballen, eine solche Wucht — ich will Sie keineswegs mit diesem Zweifel verletzen — eine solche Wucht bringen Sie nicht zu Stande! Nein, Professorchen — unter uns: Ich habe zu meiner Ueberraschung ein ganz anderes Menschenkind neben der liebenswürdigen Lorelei stehen sehen. Meine Baumfahrt brachte mehr unvermuthete Erfahrungen als ich mir träumte — vielleicht auch Ihnen.“

(Fortsetzung folgt.)

Allerlei.

Die kleinste Uhr in München befindet sich in dem Laden des Uhrmachers Hrn. Retter neben der Hauptwache zur Schau ausgestellt. Dieselbe hat die Größe eines kleinen Kreuzers, läuft auf 10 Rubinen, geht pünctlich und ist als Chemisettenknopf zu benützen.

Treffend. Im Berliner Handwerkerverein fand dieser Tage eine Versammlung statt, bei welcher einer der Sprecher sagte: „Die jetzige preußische Verfassung sei von ihren 119 Paragraphen auf zwei reduirt: §. 1. Ich befehle. §. 2. Ihr gehorcht.“ —

Eingefrorner Telegraph. Aus Moskau wird unterm 5. d. M. gemeldet; Die telegraphische Verbindung Moskaus nach allen Seiten hin hat in Folge des Einfrierens der Telegraphen-Leitungen, entstanden durch den plötzlichen Wechsel der Temperatur, aufgehört. Die Uebermittlung von Telegrammen dauert nur von Petersburg aus fort. Auch aus Schitomir wird gemeldet: Eine beträchtliche Zahl der Telegraphen-Leitungen von Schitomir nach Kiew, Odessa, Warschau und ins Ausland haben wegen des Einfrierens der Drähte ihre Thätigkeit eingestellt. Das Eis, das dieselben bedeckt, erreicht eine Dicke von drei Zoll.

Die Uebertragung der eisernen Krone. Ueber die am 6. d. in Monza erfolgte feierliche Uebertragung der eisernen Krone nach dem dortigen Dome schreibt die Perseveranza: Die Krone selbst ruhte auf einem Kissen, welches der Adjutant des Königs, General Solaroli, auf den Knien trug; Cavallerie-Abtheilungen von den Alessandria-Chevaulegers und Piacenza-Husaren gaben dem Wagen das Geleite. Die Nationalgarde und die Bersaglieri bildeten vom Thor der Kirche bis zum Altare Spalier. Die Ueberreichung der Krone geschah unter einem mit den nationalen Farben geschmückten Baldachin an den Erzpriester des Domes, worauf das Kleinnod auf dem Altare niedergelegt und über den ganzen Hergang ein notarieller Act aufgenommen wurde. Die Krone wird fortan den Namen der „Corona d'Italia“ führen.

Das Schlachtfeld bei Königgrätz. Trotz der eingetretenen rauhen Jahreszeit ist das Königgrätzer Schlachtfeld. wie man von dort berichtet, noch immer täglich von zahlreichen Fremden besucht, theils um die Ruhestätte irgend eines Verwandten aufzusuchen, theils denselben Denkmäler zu setzen. Letzten Sonntag kam die Gräfin von Itzenburg aus Preußen hier an, um für ihren hier gefallenen Gemahl, Major J., ein prachtvolles Denkmal einzuweihen. Die Dame tief verschleiert, in Trauer gekleidet, war in Begleitung von zwei Kindern und mehreren Dienern. Das Schlachtfeld zählt bereits eine große Anzahl von prachtvollen Grabdenkmälern, theils von österreichischer, theils von preußischer Seite; vornehmlich zeichnen sich das des k. k. Generalmajors v. Woschacher und bei Christkowes das vom 27. preußischen Linieninfanterie-Regimente seinen gefallenen Kameraden errichtete Denkmal ganz besonders aus. Der bei Chlum von dem Johanniter-Orden zur Errichtung eines Friedhofes angekaufte Platz ist bereits mit Steinen begrenzt und wird im nächsten Frühjahre der Bau begonnen. In demselben werden für die beiden preußischen General-Lieutenante Hiller und von Göringen Grabsteine gesetzt werden.

Räthsel.

Zwei Silben nur enthält das Wort,
Das R und D dir nennen,
Bezeichnen Dir den schönen Ort,
Den alle Menschen kennen;
Er trägt dich durch das Leben hin,
Und in den Todestagen
Mußt du, so wahr ich ehrlich bin,
Es auf dir selber tragen.

Auflösung der Charade in Nr. 101.

Zahltag.

Richtige Auflösungen gingen ein von David Wassermann, Ernst Bärlein und R. Blumenthal von hier.

Eigenthum, Druck und Verlag von **Albrecht Schröder.** — Verantwortlicher Redacteur: **K. Pfisterer.**

Digitized by Google

Das Novellenbuch.

Unterhaltungsblatt zum „Fortschritt“ („Fürther Abendzeitung“).

Nr. 104. Donnerstag, den 27. Dezember 1866. 2. Jahrgang.

Lorelei.

(Fortsetzung.)

Wilda sank, vom Sprechen erschöpft, auf das Lager zurück. Hildebrand wollte ihm schon seine eigenen Erfahrungen mittheilen, da trat Julian ein mit der Nachricht, daß ein Wagen bereit sei. „Haben Sie Postpferde?“ fragte Wilda, sich ermannend.

„Nur ohne Frage fort!“ rief Julian.

„Ich wünsche in Coblenz nach dem Hotel zum Falken —“

„Wird sich Alles finden! Angefaßt, wenn der Herr nicht gehen kann!“

„Sagen Sie mir, Professor, wer ist der energische junge Mann, der den Reisemarschall für uns macht?“

„Sie werden es erfahren. Jetzt ohne Zögern fort, wir müssen vor Tagesanbruch in der Stadt sein.“

Wilda wurde hinausgeführt und in einen leichten Landwagen, zwischen Heubündel, gehoben. Neben ihm nahm der Professor Platz, während Julian sich neben den, den Einspänner lenkenden Knecht schwang. Noch ein paar Flüsterworte zwischen Julian und Christian, dann machte dieser sich auf den Heimweg, während der Wagen durch die Nacht rollte.

VII.

Eva hatte inzwischen qualvolle Stunden der Angst durchlebt. Zwar durfte sie über das Zerwürfniß mit dem Geliebten beruhigt sein, denn Julian hatte das mit aller Jugendgluth von ihm geliebte Mädchen stürmisch an's Herz geschlossen und einen Versöhnungskuß auf ihre Lippen gedrückt, ehe er davon eilte. Bebend sah Eva, wie Christian und Wittig den von Julian Erschlagenen — so malte ihre Angst es sich aus — rasch und heimlich in die Rebenpflanzungen forttrugen; bebend, auf das Furchtbarste gefaßt, sah sie den Geliebten auf demselben Wege verschwinden; bebend lauschte sie, ob ein Geräusch im Hause vernehmbar werde? Jetzt — man öffnete ein Fenster auf der vorderen Seite des Hauses, wo die Base schlief — Frau Rose selbst mochte erwacht sein! Dem beängstigten Mädchen stockte der Athem, krampfhaft hielt sie sich an der Galerie fest. Sie dachte nicht daran, in ihr Zimmer zu entfliehen, sie rang nur nach Fassung, dem Unvermeidlichen zu begegnen. Aber das Fenster wurde wieder geschlossen und es blieb still.

Wer war der Unglückliche, den man, von Julians Hand getroffen, forttrug? Ihr argloses Gemüth wußte auf Niemand zu schließen, und diese Ungewißheit quälte sie nur noch mehr. Und wie wird man den Gefallenen in Sicherheit bringen? Wie wird Julian unentdeckt nach der Stadt, wie der Professor wieder heim kommen? Aber wie —? Darf es denn unentdeckt bleiben? Muß, wenn der Unglückliche todt ist, nicht Alles gräßlich an's Tageslicht? Eva hätte laut aufschreien mögen vor Jammer. Sie faltete die Hände zu inbrünstigem Gebete — ach, konnte, durfte sie denn beten? sie die Mitwisserin, die Mitschuldige eines Verbrechens? Verzweifelnd preßte sie die Hände vor das Gesicht. Aber sie faltete sie doch wieder, und ihr ganzes Gemüth quoll empor im Gebete. So stand sie lange draußen, regungslos in der Nacht, die Augen unverwandt in die dunkle Höhe gerichtet. Um Abwendung des Unheils von dem Geliebten betete sie, um das Leben des von ihm Getroffenen; und alle Sühne und Strafe wollte sie auf ihr eigenes Haupt herabbeten. Sie zögerte nicht, sich alle Schuld allein zuzumessen. Ihr unverantwortliches Betragen gegen Wittig sollte alle Wirrsale, alle peinigenden Ereignisse herbeigeführt haben. Wie erstarrt blieb sie Stunden lang auf der Galerie, umweht von dem immer kühleren Hauche der Nacht, der schon das Herrannahen des Morgens verkündete.

Da werden Tritte vernehmbar. Eine Gestalt kommt vorsichtig aus den Weinpflanzungen. Christian ist's. Eva erwacht aus ihrer Erstarrung. Sie wirft die Schuh ab und eilt auf Strümpfen die Treppe hinab. Von Christian erfährt sie zu neuem Schreck, daß es Herr von Wilda sei, der

Digitized by Google

hier zu Falle gekommen, zugleich aber die erlösende Nachricht, daß er nicht todt sei, daß man ihn, dem Anschein nach unbemerkt, habe fortbringen können. — Als Eva auf leisen Sohlen in ihr Stübchen zurückgeschlichen war, brach die Spannung, in der sie sich mit Gewalt aufrecht erhalten hatte, ihre Kräfte, und mit einem Strom von Thränen sank sie auf ihrem Lager zusammen. Sie konnte, nachdem die furchtbarste Last ihrer Befürchtungen hinweggenommen, sich in lindernden Thränen erleichtert fühlen, aber immer blieb ihr noch ein Maß von Beängstigungen, das in engerem Kreise ihr Gemüth quälte. Wird Julian mit dem Opfer seines Jähzorns sicher nach der Stadt kommen? Wird sein Entweichen ohne Urlaub ruchbar werden! Und der Professor —! Was soll sie der Base sagen, wenn der Hausgenosse morgen fehlt? Ja, dies Verheimlichen der nächtlichen Vorgänge vor Frau Rosen erschien dem rathlosen Mädchen bald das Peinigendste. Bald sagte sie sich, daß sie schweigen müsse, um der Sicherheit der Freunde willen, bald wieder zweifelte sie, ob sie schweigen dürfe, und endlich überkam sie immer wieder die drohende Beängstigung, ob sie bei ihrem mahnenden Gewissen es werde zu Stande bringen, sich zu verstellen, der guten Base gefaßt entgegenzutreten.

Kein Schlaf kam auf ihre Augen, unentkleidet saß sie auf ihrem Bett, lauschend und bebend vor jedem Geräusch, das ein Erwachen der Hausgenossen und das Leben des Tages im Hause ankündigte. Und als der Morgen ihr ins Fenster sah, erblickte er ein blasses, verwachtes und verweintes Mädchengesicht. — Eva erhob sich, um ihr Haar, ihren Anzug zu ordnen. Ein tiefer Seufzer aus der gepreßten Brust war ihr Morgengruß. Sie fühlte sich so schwer, so bedrückt, als solle sie für Schuld und Missethat vor den Richter geführt werden.

Im Hause ward es lebendiger. Eva hörte die Stimme der Base, die Stimme ihres Bruders, der wie gewöhnlich schon früh nach dem Professor fragte. Dann wurden Tritte auf der Treppe vernehmbar, Frau Rose trat ins Zimmer. Eva fuhr zusammen, ein Schauer überlief sie.

„Was muß ich hören!“ begann die Base gleich, „wir haben zu Nacht Diebe um das Haus herum gehabt? Der Christian hat mir's schon erzählt. Mir wars auch so, als hört' ich was, und machte das Fenster auf konnte aber nichts weiter merken, und meinte, ich hätt' mich getäuscht. Und Du bist auch unten gewesen —? Aber, um Gotteswillen, was ist das? Eva, Mädchen, wie siehst Du aus?“ Sie blickte erschreckt in Evas verstörtes Gesicht. „Bist Du krank, Kind?“ fuhr sie fort, „was ist mit Dir vorgegangen?“

Eva fühlte die Unfähigkeit, zu heucheln, die Thränen stürzten ihr aus den Augen, und unter krampfhaftem Weinen bekannte sie der Base Alles —! Ihre Liebe zu dem Sohne des Hauses, ihren und Julians geheimen brieflichen Verkehr, vermittelt durch Christian, Julians nächtliches Erscheinen, seine Eifersucht und rasche Gewaltthat gegen Herrn von Wilda; des Professors Neigung und Bekenntniß; die Flucht der Männer unter Christians Mithilfe — Frau Rose traute ihrem Gehör nicht. Das war zu viel auf einmal, selbst für die sonst robuste Frau. Die Knie wankten ihr, sie mußte sich setzen. Eva sank vor ihr nieder, barg die Thränen in ihren Schoß, und sah endlich wie hilfeflehend zu ihr auf.

Frau Rose war im ersten Augenblick ebenso rathlos wie das weinende Mädchen. Sie legte die Hand auf Eva's Kopf, in ihren Blicken war Güte zu lesen, und doch starrten die Augen entsetzt in das Gesicht der Augenzeugin einer That, die für den Sohn die schlimmsten Folgen befürchten ließ. Sie wußte nicht, wo sie die Gedanken haften lassen sollte — des Professors Neigung und Aufopferung — Wilda's nicht zu rechtfertigendes Betragen gegen ihr Haus — die geheime Verbindung der Kinder, das Alles kreiste eine Weile in ihr durch alle Stadien der Ueberraschung, des Schreckes, der Furcht, bis endlich die Besorgniß um ihren Sohn als den Hauptpunct ihrer Gedankenthätigkeit sich geltend machte. Sie erhob sich schnell, schritt auf die Galerie und rief nach Christian. Er kam, und mußte vor Allem eine ernstliche Strafrede über seine lügnerischen Mittheilungen aushalten. Der gutmüthige alte Sünder war sehr bestürzt, fühlte sich aber erleichtert, als Frau Rose gebot sofort anzuspannen. „Ich fahre nach der Stadt,“ rief sie, „will selber zusehen, was daraus geworden ist! Du nimmst die Schlüssel,

Digitized by Google

Eva, und besorgst das Haus. Jetzt ist nichts mit Weinen und bloßen Aengsten gethan, wir müssen den Kopf oben behalten."

Durch Evas Herz ging ein unsägliches Trostgefühl, und über ihre Züge flog wieder ein hellerer Glanz. Sie konnte nicht anders, sie mußte der guten Base um den Hals fallen. Frau Rose drückte sie mütterlich ans Herz. „Es wundert mich gar nicht," sagte sie, „daß der Julian Dich liebt, wenn ich gleich nichts davon gemerkt habe. Und wenn mit Gottes Hilfe sich Alles zum Guten wendet, dann sollt Ihr Euch haben, denn eine liebere Tochter könnt' ich doch nie ins Haus bekommen! Aber komm, laß das Weinen sein, es giebt zu zu schaffen, daß ich bei Zeiten fort kann!"

Wir aber verlassen das Haus, noch ehe seine Herrin den Wagen besteigt, und begeben uns vor ihr nach der Stadt. Wir treten in ein Junggesellenzimmer, welches zeigt, daß der Besitzer keineswegs in ärmlichen Verhältnissen lebt. Auf dem Sopha, vor einem Tische, worauf noch das Kaffeegeschirr steht, sitzt unser Freund der Professor Wittig, und blättert zerstreut in der Zeitung; in der Kammer nebenan aber Julian am Bett eines Kranken, und bewacht dessen Schlaf. Jetzt erhebt er sich, zieht die Thür leise hinter sich zu, und sagt zum Professor: „Er schläft ganz ruhig." Julian nimmt einen Stuhl und setzt sich vor seinen Gast. „Ich kann von großem Glück sagen," beginnt er, „daß wir unbemerkt in mein Quartier gelangt sind, daß Alles noch so gut abgelaufen ist. Viel hab ich dabei freilich immer noch zu büßen. Durch meine Schuld hat Herr von Wilda beim Fallen eine Rippe gebrochen — freilich macht der Arzt kein bedenkliches Gesicht dazu und verspricht baldige Genesung, aber ich behalte doch das häßliche Gefühl, eine Rohheit begangen zu haben. Und auch Ihnen gegenüber, Herr Professor, fühl ich mich schuldig. Ich habe viel auf dem Herzen, lassen Sie's klar zwischen uns werden!"

„Das soll es!" entgegnete Wittig. Das entschieden männliche Wesen Julians hatte den besten Eindruck auf den Professor gemacht. Es bleibt dahingestellt, ob er unter weniger gewaltsam zusammenstoßenden Verhältnissen nicht ein feindliches oder bitteres Gefühl gegen den jungen Mann genährt hätte, der seine schönsten Hoffnungen vernichtete, allein wie es einmal stand, konnte er nicht umhin, Wohlgefallen an ihm, und Wohlwollen für ihn zu fassen. Nicht daß Hildebrands Herz bereits ruhig gewesen wäre, noch lebte darin das Bild des anmuthigen Mädchens fort, aber sein Wille, eine hoffnungslose Liebe zu besiegen, hatte gesiegt. „Ich habe in einer großen Täuschung gelebt, lieber Julian," sagte er, „in einer Täuschung, nicht meiner Neigung, wohl aber meiner Beobachtung, meiner Menschenkenntniß. Was ich mir in Eva's Betragen zu meinen Gunsten deutete, das Alles, sehe ich jetzt wohl, wies darauf hin, daß ihr Herz einem andern gehörte, daß Sie der Glückliche waren, daß Eva nichts für mich hatte, als arglos kindliches Vertrauen zu einem Hausgenossen, der in der freundschaftlichen Gunst Frau Rosens stand. Doch auch dafür will ich dankbar sein. Eine Ueberzeugung aber muß ich aus diesem Conflict davontragen, um mit ungetrübtem Antheil an Frau Rosens Haus zurückdenken zu können, die Ueberzeugung, daß der Mann, dem Eva ihre Neigung geschenkt, diese reine Natur versteht, achtet und zu bewahren sucht, daß er die Absicht hat, sie so glücklich zu machen, als sie es verdient!" —

„Wenn Sie Herr Professor," entgegnete Julian, „wenn Sie, wie Sie sagen, heut Nacht mein Gespräch mit Eva gehört haben, die Ausbrüche meiner Eifersucht, die Drohungen, die ich gegen Sie, als meinen Nebenbuhler, ausstieß, so werden Sie jene Ueberzeugung vielleicht nicht daraus schöpfen wollen. Und dennoch ist sie daraus zu entnehmen. Ich hatte mich zwar schwer gegen Eva verblenden lassen — allein nehmen Sie meine Entfernung, das Geheimhalten unserer Verbindung — oh, ich will mich gern auch darin schuldig bekennen! Ihnen aber, den ich kurze Zeit so bitter gehaßt habe, den ich jetzt um so höher schätze und verehre, Ihnen sprech' ich es aus daß dieses Mädchen mir theurer ist als die ganze Welt, daß Eva allein mir das Opfer versüßt, im Hause „zur schönen Rosa" der Nachfolger meiner Mutter zu werden, ja daß es mir durch die Hoffnung auf ihren Besitz als kein Opfer mehr erscheint."

(Schluß folgt).

Digitized by Google

Allerlei.

Aus Koburg berichtet die „Warte“, daß die Frage, wohin das Rücker-Denkmal kommen solle, ob nach Neuses oder nach Koburg zu Gunsten des ersteren entschieden sei. Das Blatt klagt, daß die Beiträge nicht reichlich genug fließen.

In Bergerac starb die Wittwe Pillaud im 105 Lebensjahre, ihr Sohn, der Pfarrer und selbst ein achtzigjähriger Greis versah die Begräbniß-Ceremonien.

In Smyrna herrscht schon seit Beginn dieses Jahres eine Croup-Epidemie, welche bereits gegen 12,000 Kinder weggerafft haben soll.

Aus Jenissee wird berichtet daß innerhalb der chinesischen Gränzen, etwa 150 Werst von der russischen entfernt, ein ungeheurer Salzsee entdeckt worden ist, dessen Ausbeute russischen Unternehmern großartigen Ertrag liefert.

Lissa-Monument. Den in der Seeschlacht bei Lissa gefallenen Kriegern wird von den österreichischen Officieren, welche bei der ruhmvollen Seeschlacht mitgekämpft, ein Denkmal in Lissa gesetzt werden, in ähnlicher Art und aus gleich ehrenvollen Motiven, wie dies nach dem Seegefecht bei Helgoland geschehen ist.

Hector Berlioz erzählte einem Correspondenten der „Kölnischen Zeitung“ kürzlich folgende unterhaltende Anecdote: Bei der jüngsten Wahl eines Mitgliedes der Pariser Academie erhielt der Architect Viollet le Duc die Stimmenmehrheit. Berlioz und diejenigen, welche sich sonst noch für denselben ausgesprochen hatten, beschlossen sofort nach erfolgter Wahl, ihrem neuen Collegen Kenntniß von der ihm gewordenen Auszeichnung zu geben. Sie machten sich auf den Weg, aber schon auf dem pont des beaux arts begegnete ihnen der Erwählte, und er wurde nun von sämmtlichen Mitgliedern der freiwilligen Deputation umarmt. Die Vorübergehenden wußten nicht was das zu bedeuten hatte, und fragten hin und her. Endlich sagte ein Arbeiter: „Es ist ein zum Tode Verurtheilter, dem der Kaiser das Leben geschenkt hat.“

Ein tragischer Fall ereignete sich dieser Tage in dem Orte Clarholz. Im Frühjahre wurde der Mann, von dem der Berichterstatter erzählt, von einem anscheinend tollen Hunde gebissen. Der Hund wird erschossen und auf Betreiben des Besitzers ärztlich untersucht. Der betreffende Thierarzt erklärt den Hund „für nicht toll gewesen“ und bewirkt der Eigenthümer des Hundes, daß ihm ein horrender Preis für das erschossene Thier bezahlt werden muß. Jetzt, nach Verlauf von mehreren Monaten zeigen sich plötzlich Spuren der Tollwuth an dem Manne; er bekommt trotz noch angewandter ärztlicher Mittel die schreckliche Krankheit in hohem Grade und ist vor einigen Tagen daran gestorben.“

Trotz seines mineralischen Reichthums entbehrt Californien noch den in andern Ländern zum Bedürfniß gewordenen Luxus der Bäder. Man will aber dort nicht minder als anderswo seine Vergnügungsorte haben, und sind sie nicht da, so macht man sie eben, wenn auch auf urwüchsige Weise. Die Wohlhabenden ziehen mit ihren Familien einfach ins Land hinein und schlagen irgendwo ihr Feldlager auf, wo sie dann einige Wochen ein wahres Zigeunerleben führen, vogelstellend, kochend, fischend, jagend; selbst die Damen handhaben ihr Feuerrohr mit Lust und Geschick und bringen manchen Vogel mit der Sicherheit eines alten Forstmannes aus der Luft herunter. Die einzigen Gegner der neu eingeführten Sitte, die sich gar nicht mit ihr versöhnen wollen, sind die Herren Aerzte, denn dieses umherschweifende Leben ist der Gesundheit gar zu förderlich.

Einer der berüchtigsten Gauner, auch der Berliner Polizei wohlbekannt, der Hausirer Marcus Löbfrei, hat Anfangs dieses Monats in Oesterreich sein Ende gefunden, indem er sich während der Nacht Patronen in den Mund steckte und diese anzündete. Wegen Einbruchs in das k. Schloß zu Potsdam war er zu 10 Jahren Zuchthausstrafe verurtheilt, später hier noch einmal zu 20 Jahren, nachdem er durch Einbruch im Schlosse zu Boytzenburg 70,000 Thlr., bei Bethmann in Frankfurt a. M. 22,000 Thlr., gestohlen hatte. Hier entsprang er dem Schutzmanne beim Aussteigen aus dem Zellenwagen, wurde jedem steckbrieflich verfolgt und trieb sein Handwerk in allen großen Städten Deutschlands, bis er am 5. Dec. zufällig in Straubing erkannt und verhaftet wurde.

Logogryph.

Einer Stadt im milden Süden,
Neuerlich gar oft genannt,
Nimm den Kopf, dann ist's ein Heil'ger,
Den man schmählich einst verbrannt.

Chinesisches Geduld-Spiel.

Aufgabe 7.

Eigenthum, Druck und Verlag von Albrecht Schröder. — Verantwortlicher Redacteur: R. Pfisterer.

Digitized by Google

Das Novellenbuch.

Unterhaltungsblatt zum „Fortschritt“ („Fürther Abendzeitung“).

Nr. 105. Montag, den 31. Dezember 1866. 2. Jahrgang.

Der Gruß des scheidenden Jahres an das neue.

Ich gehe mit der Sonne, welche sacht
Hinuntertaucht in goldne Duftgebilde,
Rings um mich rollt der Wogen rothe Pracht,
Und spiegelt sich in meinem Schwert und Schilde —
Doch stille ist die Welt und die Gefilde
Umdämmert schon der blaue Hauch der Nacht.
So laßt mich, eh' mein Lauf vollbracht hienieden,
Tief athmen noch einmal in diesem Frieden.

Ja, Frieden! bei dem Volksklang deiner Glocken
Steig ich hinab zu meiner Väter Schaar;
Den blut'gen Kranz nehm ich aus meinen Locken
Und bring' ihn dir als letztes Opfer dar,
Indessen dort schon aus den Silberflocken
Des Ostens sich erhebt das Neue Jahr:
Das Antlitz noch verhüllt, aus weiten Fernen
Schwebt langsam es herauf mit Mond und Sternen.

O Schwester, diese Welt nun geb' ich dir
Mit meinem Abschiedsgruß und meinem Segen!
Ehr' meine Todten — sie gehören mir,
Pflegt du derweil des neuen Lebens pflegen.
Schmück dich mit Rosen — meines Hauptes Zier
Will ich auf ihre stillen Gräber legen.
Ich that mein Werk im düst'ren Flammenscheine;
Im milden Frühlingslicht thu' du das deine!

Julius Rodenberg.

Lorelei.

(Fortsetzung und Schluß.)

Der Professor reichte Julian ohne Worte die Hand, und einige Minuten lang saßen sie schweigend beieinander. Dann begann Wittig. „Sie übernehmen nicht gern die Wirthschaft in dem Hause oben?“

„Ich habe mich nur mit Ueberwindung mit dem Gedanken abgefunden,“ sagte Julian. „Meine Neigungen und meine Schulbildung, worin die Mutter mir ziemlich freie Hand ließ, gingen auf andere Ziele. Der Kaufmannstand oder ein industrieller Zweig wären mir angenehmer gewesen. Man wußte mir die Ueberzeugung beizubringen, daß ich als einziger Sohn und Erbe eines alten und guten Geschäftes andere Pflichten zu erfüllen hätte. Ich gab nach, wenn auch mit schwerem Herzen. Doch bleibt mir die Aussicht, jene Pflichten mit meinen Neigungen in Einklang zu bringen. Ich hoffe mit der Zeit die Cultur unserer Weinberge und das damit zusammenhängende Geschäft, das sich viel mehr und besser ausbeuten läßt, zur Hauptsache zu machen. Die Gastwirthschaft, für die ich leider nicht den geringsten Beruf fühle, mag den Frauen überlassen bleiben. Es soll das bei meinem, nur zu früh verstorbenen Vater der gleiche Fall gewesen sein und das Haus hat sich dabei und seitdem nicht übel befunden. Ja, es soll mir an Eva's Seite auch lieb und werth werden. Und Sie, Herr Professor, werden darin als alter Gast und Freund hoffentlichnoch oft bei uns einkehren!“

Die jungen Männer sprachen noch eine Weile fort. Da steckte die Aufwärterin den Kopf herein mit den Worten: „Die Frau Mutter ist angekommen, kann sie eintreten?“ Julian und der Professor sprangen auf. Schon stand Frau Rose in der Thür, erschöpft von Aufregung und mit einem Gesicht, welches sagte, daß sie auf das Schlimmste gefaßt sei. Als sie jedoch das Kaffeegeschirr behaglich auf dem Tische stehen sah, die Cigarren der Männer, gleichsam als Friedenspfeifen im Gang fand, gab ihr dieser Anblick eine solche Beruhigung, daß ihre Mienen sich aufklärten, und sie zum Gruß nur die Worte rief: „Na, Gott sei Dank!“

Wie Frau Rose empfangen ward, wie ihre Hauptbesorgnisse schwanden, wie sie jedem der drei jungen Männer eine ernstlich mütterliche Strafrede hielt (es waren Worte, die eine historische Aufzeichnung wohl verdienten!) wie sie endlich die geeigneten Vorrichtungen traf zur besseren Verpflegung des Kranken — das müssen wir leider übergehen. Wir überspringen sogar einen Zeitraum von vier Wochen um noch einige Vorgänge aus

Digitized by Google

der Geschichte der Personen, die uns bisher beschäftigt haben, mitzutheilen.

VIII.

Es war an einem sonnigen Octobertage in Baden-Baden, als der Professor Wittig mit seinem Freunde, Herrn von Wilda, auf einem weniger besuchten Wege in eifrigem Gespräch dahinschritt. Letzterer war vollständig genesen, und seit den letzten vier Wochen fast unzertrennlich an des Professors Seite geblieben. Die gemeinsamen Erlebnisse bildeten heut, am Tage vor ihrem Abschied noch einmal das Gespräch.

„Wir haben," begann Wilda, „seit wir uns vor zwei Monaten auf dem Schiffe wiederfanden, Erfahrungen gemacht, die denk' ich, in unserm Leben eine gewisse Epoche abschließen. Sie kennen aus Immermann's Münchhausen die leidenschaftliche Neigung der jugendlichen Emmerentia für den Nußknacker. Wie es kein Mädchen gibt, das nicht irgend einmal sich in einen Nußknacker verliebt hätte, in welcher Gestalt ihr das Idol immer erschienen sein möge, so gibt es keinen Jüngling, der nicht einmal einer Lorelei anheimgefallen wäre, oder in irgend einer Erscheinung eine solche erblickt hätte. Unsere Phantasie macht uns selbst die Götzen und Zaubergestalten zurecht, die wir anbeten oder in deren Schlingen wir fallen, und oft hangen wir mit Wünschen und Hoffen an nichts als der eignen Täuschung. Sie, lieber Freund, wurden durch eine holde Täuschung erst zum Jüngling, Ihre Lorelei ist aber auch ein Wesen, das in seiner schönen reinen Natur den allernatürlichsten Zauber ausübt, jenen echten und sittlichen einer jugendlich reinen Zuneigung. Sie haben nichts zu bereuen, und haben männlich überwunden. Jetzt können Sie ruhig den Bitten Julians nachgeben, und noch einen kurzen Besuch bei der schönen Rosa machen. Julian schreibt, daß er nach Hause zurückgekehrt, daß Eva seine erklärte Braut sei, daß die Verlobten und ihre Mutter den dringenden Wunsch hegen, Sie nach all den Fährlichkeiten noch in diesem Herbst wiederzusehen. Also reisen Sie. Aber eine Prophezeihung gebe ich Ihnen noch auf den Weg. Sie werden sich sehr bald verheirathen!"

„Warum nicht gar!" rief Hildebrand eher belustigt als unangenehm berührt durch diese Voraussagung. „Wie kommen Sie darauf?" —

„Der Gedanke ist Ihnen einmal nahe getreten. Sie werden sich zu Hause unter Ihren Büchern bald unbehaglich fühlen. Und da Sie doch einmal den alleinseligmachenden Glauben an Bücherwesen und Junggesellenstand verloren haben, werden Sie nicht mehr die Augen vor dem „ewig Weiblichen" schließen. Ueberdies eignen Sie sich vortrefflich für den Ehestand, das hab' ich auf meinem Krankenlager an Ihnen kennen gelernt, mein treuer Pfleger!"

„Sie werden es natürlich finden," entgegnete der Professor, „wenn ich vier Wochen nach so ernsten Erfahrungen mich noch nicht mit Gedanken und Aussichten befreunden kann, wie Sie sie aussprechen. Daß Sie dieselben aber aussprechen, (setzte er nicht ohne Schalkheit hinzu), beweist mir, daß Sie für sich selbst schon recht vertraut mit Combinationen für die Zukunft sind. Ich habe nicht umsonst gestern im Hause Ihres Onkels Ihr verwandtschaftliches Entgegenkommen gegen die schöne Cousine beobachtet."

„Wahrhaftig? Seht mir den Menschenkenner!" rief Wilda vergnügt. „Und wenn ich nun bereits Pläne gemacht hätte, was würden Sie sagen?"

„Ich würde folgendermaßen sprechen: Mein lieber Wilda, Sie haben vermuthlich unendlich viel dumme Streiche gemacht, aber es wäre sehr rathsam, wenn der letzte, für sie übel abgelaufene, auch wirklich der letzte derartige Versuch bliebe. Ich habe Sie schließlich mit all Ihren Thorheiten und Tollheiten sehr lieb gewonnen, aber ich würde Sie allerschließlich noch lieber gewinnen und höher schätzen, wenn Sie sich zusammennehmen und mehr Inhalt in Ihr Leben bringen wollten. Sie haben von Ihrem letzten gloriosen Abenteuer her keine Neigung zu überwinden, können daher gar nicht schnell genug eine Gelegenheit ergreifen, die Sie in die Lage bringt, dumme Streiche pflicht- und charactervoll aus Ihrem Kreise zu verbannen. Treffen also Ihr Herz und die Gunst der Verhältnisse einmal zusammen, so greifen Sie zu, denn es ist vielleicht Gefahr im Verzuge!"

„Bravo! Bravo! Ein neuer Daniel!" rief Wilda. „Professorchen, Sie haben Recht, und unsere Ansichten stimmen zum Entzücken zusammen. Also — ein Bekenntniß!

Digitized by Google

Mein Oheim wünscht seit lange eine Verbindung zwischen seiner Tochter und mir. Die schöne Cousine hat mir immer gefallen, allein das Behagen war nicht gegenseitig — vielleicht mit Grund. Noch vor einem Jahr benahm sie sich auffallend spröde, ablehnend, ja gleichgültig gegen mich, so daß ich müde und ärgerlich wurde, und zum Tort andere Wege ging. Jetzt seh ich Sie hier in Baden wieder, finde sie schöner als je, dazu liebenswürdig, und von einer herzlichen Zuvorkommenheit, daß ich ganz ernstlich gesonnen bin, mich für immer in ihre Fesseln zu begeben. Ich weiß in der That jetzt, daß ich sie liebe, und — hoffentlich nicht ohne Gegenliebe. O ich Unwürdiger! Aber wissen Sie, was ich thun will? Ich erzähle ihr ganz unverhüllt den wahren Sachverhalt in einer letzten Affaire, und nimmt sie mich dann noch, nun dann Glück auf! Sie besuchen uns dann auf meinen Gütern, bringen Ihre Frau mit — ja doch, nicht gleich, aber bald, hoffentlich bald! Nun aber kommen Sie, bei meinem Onkel wartet man wohl schon mit dem Thee auf uns." —

Zwei Tage später schritt Hildebrand Wittig den wohlbekannten Weg nach dem Wirthshause zur schönen Rose hinauf. Sein Herz fing an, heftiger zu klopfen, als er die Nußbäume wiedersah, und die Fenster, hinter welchen er so viel geträumt und gehofft hatte. Allein er bezwang sich und betrat festen Trittes die festen Stufen der Rampe vor der Thür. Ein lautes Jauchzen scholl ihm aus dem Hause entgegen, und sein lateinischer junger Freund sprang mit Jubelgeschrei auf ihn zu. Julian flog die Treppe herab in seine Arme, und Frau Rose kam und hatte vor Freude feuchte Augen, und endlich führte Julian ihm seine Braut entgegen. Eva stand erröthend vor ihm, verschönt vom Gefühl des Glückes, in allem Reiz der Jugend und Anmuth, und doch ging in diesem Augenblick ein leiser schmerzlicher Zug durch ihr Gesicht. Aber sie faßte sich schnell und sah den Professor treuherzig an, mit Augen, die um Verzeihung zu bitten schienen. „Gott grüß Sie tausendmal!" sagte sie. „Wir werden nie vergessen, was Sie für uns gethan haben!" Der Empfang wurde dem Freunde des Hauses durch Julian und dessen Mutter möglichst erleichtert, man wetteiferte ihm Freundschaft und Herzlichkeit zu erweisen.

Abends, als der Professor mit Frau Rose ein Plauderstündchen hielt, worin alle Ereignisse der letzten Zeit noch einmal durchgesprochen wurden — denn die wackere Frau hatte dazu noch kaum Gelegenheit gehabt, und der Gast mußte jetzt aushalten — da begann dieser: „Es ist, als sollte ich in Ihrem Hause von Zeit zu Zeit etwas durchzuleben haben, was meine ganze Natur erschüttert um sie umzugestalten und von Neuem zu befestigen. Vor neun Jahren eine gefährliche Krankheit, vor Kurzem eine innere Erfahrung, die nur noch bedeutsamer in mein Leben eingreift. Diesmal kann ich nur wenige Tage hier zubringen, denn meine Ferienzeit ist abgelaufen. Damit aber unsere Verbindung eine regsamere und dauernde bleibe, so gebt mir diesen da mit — er nahm Friedel am Arm — und ich will sehen, ob ich einen Gelehrten oder sonst was Tüchtiges aus ihm machen kann."

Und so geschah es. Begleitet von den Wünschen und Grüßen aller Hausbewohner reiste er mit seinem Zögling ab. Und als er daheim wieder seine Manuscripte und Bücher aufschlug, und an sein Werk über das Volkslied ging, dachte er: Es waren gründliche Studien, die ich inzwischen für das Volkslied gemacht habe! Wie anders tritt mir der Inhalt dieser Poesie jetzt entgegen, da ich aus jenen ursprünglichen Quellen geschöpft habe, die ihren ewig giltigen Werth geben, an den Quellen der Natur, der Menschlichkeit, der eigenen Erfahrung von tieferem Glück und tieferem Schmerz. Das Leben selbst ist die Bedingung aller Dichtung, aller Bildung, und die Gelehrsamkeit wird zum wesenlosen Schatten, wenn sie sich hochmüthig lossagt von den allgemeinen Urquellen und Zielen menschlicher Entwicklung.

Allerlei.

In seinem neuen Werke „Englische Excentricitäten" theilt John Timbs das Gebet eines bekannten Geizhalses Namens Ward mit, welches lautet: „O Herr, du weißt, daß ich neun Grundstücke in der Stadt London besitze, und gleichfalls, daß ich kürzlich ein Gut in der Grafschaft Essex gekauft habe; ich flehe also zu dir, daß du die beiden Grafschaften Middlesex und Essex vor Feuersbrünsten und Erdbeben bewahren mögest. Und da ich eine Hypothek in Hertfordshire habe, bitte ich dich, auch auf jene Grafschaft mit erbarmendem Auge hinzublicken, und was die übrigen Grafschaften

Digitized by Google

betrifft, so magst du damit thun, wie es dir gefalle. O Herr, märke die königliche Bank, auf daß sie ihre Wechsel einlösen könne, und mache alle meine Schuldner zu guten Menschen. Verleihe eine glückliche Fahrt der Schaluppe Mermaid, denn ich habe sie versichert, und da du gesagt hast, daß die Tage der Bösen nur kurz sind, so setze ich mein Vertrauen auf dich, daß du deines Versprechens eingedenk bleibst, sintemalen ich ein Landgut für den Todesfall jenes verworfenen jungen Mannes Sir J. L. angekauft habe. Errette meine Freunde vor dem Untergange und bewahre mich vor Dieben und Räubern, und mache alle meine Diener so ehrlich und treu, daß sie immerdar auf meinen Nutzen bedacht sind und mich nie um das Meinige betrügen, weder bei Tage, noch bei Nacht."

Amerikanische Blätter enthalten folgende Schilderung des Luxus, welchen neulich die Frau des in den Congreß gewählten Preiskämpfers Morrissey auf einer Hochzeit zu Troy entfaltete, um zu zeigen, wie sich in Amerika gewisse unnobile Industriezweige lohnen. Sie trug ein hellfarbiges, mit reichen Posamentirarbeiten und den feinsten schwarzen Spitzen verziertes Kleid, über das sie einen kostspieligen Spitzenschleier geworfen hatte. Ihr Haar war auf das künstlichste frisiert sie trug eine silberne Krone auf dem Haupte, die mit aus echten Diamanten formirten Sternen überzieht war. Ihren Hals schmückte ein aus Korallen und Diamanten zusammengesetztes, höchst werthvolles Halsband, Diamanten-Bracelets zierten an ihren Handgelenken. Ihre Schuhe waren goldfarbig. Aus ihrem Haare leuchteten zahllose Diamanten. Die Edelsteine, welche Frau Morrissey an jenem Abend trug, hatten einen Werth, der nicht nur die Anzüge aller in der Kirche anwesenden Damen, sondern auch die Kirche und das Haus des Bräutigams mit allen darin befindlichen kostbaren Möbeln und Einrichtungen zu kaufen hingereicht haben würde.

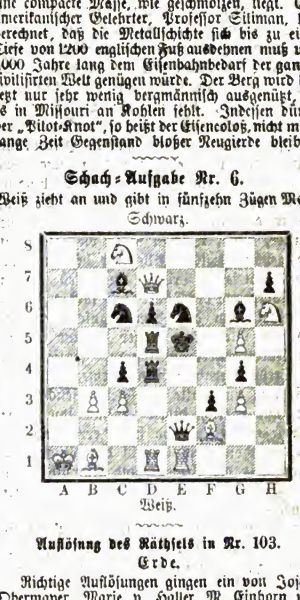
Reclame. Ein Pariser Blatt brachte eines Tages die nachstehende Mittheilung: „Vermächtniß eines jungen Mädchens. Am letzten Sonntage jagten die Bewohner eines Hauses in der Straße St. Honore nach einem Canarienvogel, der vor ihren Fenstern umherflog und von dem Niemand wußte, woher er komme. Die Verfolgung war um so eifriger, als man bemerkte, daß der Vogel ein Stück Papier trug, welches mit einem Draht um seinen Hals befestigt war. Zuletzt wurde das kleine Geschöpf gefangen und das Papier abgelöst, entfaltet und gelesen. Sein Inhalt war: „„Arm und krank, ohne Arbeit und ohne sonstige Hilfsquelle, weiß ich nicht mehr wohin. Ich bin erst zwanzig Jahre alt, aber zu einem Leben der Schande gebe ich mich nicht her. Ich habe meinen Entschluß gefaßt. Heute Nacht ist Alles vorbei. Der einzige Freund, den ich auf der ganzen Welt habe, ist dieser kleine Vogel, dem ich die Freiheit gebe. Ich bitte denjenigen, der ihn fängt, ihn recht sorgfältig zu pflegen. Er singt so süß, der liebe kleine Kerl! Marie."" Herr N. N., Eigenthümer des Laden Nr. 14 der Straß St. Honore, hat dem Canarienvogel ein Asy gegeben und pflegt ihn mit wahrer Pietät." Die rührende Geschichte war eine geistvolle Erfindung d Herrn N. N.; er kaufte einen Canarienvogel u hing den Käfig in seinem Laden auf. Der Erfolg war außerordentlich; die ganze feine We gerührt durch das Mißgeschick der armen Mari strömte in den Laden, um den verwaiste Vogel zu sehen und nebenbei zu kaufen. Leid hatte Herr N. N. ein Weibchen gekauft, eine Vogel also, der nicht sang; der Schwindel l auf der Hand, aber selbst dieses Versehen brach Herrn N. N. Nutzen. „Das arme kleine Thier sagten die Damen mit tiefer Rührung, „es traue um seine Herrin."

Ein Eisenberg. Der Mineralreic thum Missouris ist ganz außerordentlich. Unt anderen Wundern gibt es dort einen 800 Fu hohen Eisenberg. Derselbe ist mit einer Er schichte umgeben, unter welcher das Metall a eine compacte Masse, wie geschmolzen, liegt. E amerikanischer Gelehrter, Professor Silliman, h berechnet, daß die Metallschichte sich bis zu ein Tiefe von 1200 englischen Fuß ausdehnen muß u 1000 Jahre lang dem Eisenbahnbedarf der ganz civilisirten Welt genügen würde. Der Berg wird b jetzt nur sehr wenig bergmännisch ausgenützt, es in Missouri an Kohlen fehlt. Indessen dür der „Pilot-Knot", so heißt der Eisencolos, nicht me lange Zeit Gegenstand bloßer Neugierde bleibe

Schach-Aufgabe Nr. 6.

Weiß zieht an und gibt in fünfzehn Zügen Ma

Schwarz.



Weiß.

Auflösung des Räthsels in Nr. 103.

Erde.

Richtige Auflösungen gingen ein von Josef Obermayer, Marie v. Haller, M. Einhorn u J. Ch. Böhmecker von hier; D. Wassermann v Schwabach; R. Tamm von Mainbernheim.

Eigenthum, Druck und Verlag von Albrecht Schröder. — Verantwortlicher Redacteur: L. Pfisterer

Bayerische Staatsbibliothek München

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Werner Schmidt
Buchbind. G
Mun